Geschichte

der

Teutschen

von

Heinrich Luden.

Erster Band.

Höchstes hast Du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet:
Stets Dir selber nur gleich hast Du das Schönste bewahrt.
Wirst Du dereinst Dich Deiner bewußt: . . . . .

(Ende 1813.)

Jena.
Friedrich Luden.
1842.

Dem Fürsten unserer Jugend

Sr. Königl. Hoheit

Herrn

Karl Alexander

Erbgroßherzog zu Sachsen-

Weimar-Eisenach

in der reinsten Ergebenheit Liebe und Treue

unterthänigst

geweihet.

Gnädigster Herr,

Euere Königliche Hoheit haben die Gnade gehabt, mich mit mannichfachen Beweisen Höchstihrer Theilnahme an meinen Bestrebungen als Lehrer und Schriftsteller zu beglücken. Schon im Knabenalter, so oft Sie die schöne Villa bei Jena bewohnten, haben Sie meine geschichtlichen Vorträge mit Ihrer Gegenwart beehrt. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Anwesenheit Euerer Königlichen Hoheit in meinem Hörsale mir immer die größte Freude verursacht hat. Ihre gespannte Aufmerksamkeit und die Zeichen des Eindruckes, den die Thatsachen wie die Urtheile auf Ihre jugendliche Seele machten, haben mich oft überrascht und ergriffen. Später, als Sie das wirkliche Bürgerrecht der Universität Jena an zu nehmen geruht hatten, war die kindliche Unbefangenheit in männlichen Ernst übergegangen. Seit dem Jahre 1826 aber habe ich keine Vorträge über die Geschichte des teutschen Volkes gehalten; es ist mir

daher nie vergönnt gewesen, zu Euerer Königlichen Hoheit über die Geschichte unsers großen Vaterlandes zu sprechen. Um so mehr freue ich mich des Glückes Höchstdenselben dieses Buch, das die Geschichte der Teutschen, so Gott will, in wenigen Bänden enthalten wird, in Unterthänigkeit überreichen zu dürfen.

Gnädigster Herr,

Was Einzelne behaupten, wird von Einzelnen widerlegt; was Jener als gewiß erkannt zu haben glaubt, wird von Diesem in Zweifel gestellt, bestritten, verworfen. Thatsachen aber stehen fest und behalten für alle Zeiten die Bedeutung, die sie in ihrer Zeit gehabt haben; an dem Gange der Entwickelung des Geistes im Leben der Völker vermag Niemand das Mindeste zu ändern. Die Wahrheit der Geschichte ist ewig; sie kann so wenig durch den Irrthum des Forschers als durch des Darstellers falsche Fär-

bung der Begebenheiten Schaden leiden. Eine richtige Auffassung der Gegenwart ist nur durch die Geschichte der Vergangenheit zu gewinnen, und nur die richtige Auffassung der Gegenwart macht ein richtiges Wirken auf die Zukunft möglich. Denn die Geschichte ist eine Offenbarung Gottes, der in der Zukunft nach denselben Gesetzen walten wird, nach welchen er in der Vergangenheit gewaltet hat, in der Gegenwart waltet: die Erkenntniß der Geschichte ist die Erkenntniß der Waltung Gottes im Leben der Menschen.

Oft hat mich der Gedanke an Euerer Königlichen Hoheit erhabene Bestimmung tief bewegt. Die Fürsten des Ernestinischen Hauses Sachsen haben seit Jahrhunderten ein schönes Theil erwählt: die Pflege des Geistes, der Wissenschaft, der Kunst. Sie haben über das ganze große Vaterland eine Saat ausgesäet, die den Fürsten selbst einen unvergänglichen Ruhm,

dem teutschen Volk eine geistige Entwickelung eingetragen hat, welche den Völkern Europa's Achtung gebietet.

Das Vaterland bedarf der heiligen Saat noch viel. Weimar ist ein hell leuchtender Stern geworden: der Stern wird nicht erbleichen.

Euerer Königlichen Hoheit

unterthänigster

Luden.

Vorwort.

Diese Geschichte der Teutschen ist keineswegs ein Auszug aus meiner „Geschichte des teutschen Volkes": sie ist vielmehr die Grundlage dieses Werkes, geschrieben in den Jahren 1806 bis 1822, jetzt aber überarbeitet, ergänzt, verbessert.

Schon bei dem Antritte meines Lehramtes war ich entschlossen, Vorlesungen über die Geschichte des teutschen Volkes zu halten. Sobald daher nach der Schlacht von Jena einige Ruhe zurück gekehrt war, fing ich an, ein vollständiges Heft, größtes Theils aus Mangel an Kenntnissen nach neuern Schriftstellern, aus zu arbeiten. Im Winter von 1808 zu 1809 las ich dieses Heft zum ersten Mal ab: im eigentlichsten Sinne; den Muth frei zu sprechen, habe ich erst einige Jahre später gewonnen. Die Vorlesungen fanden bei unsern Studirenden viele Theilnahme; Manche äußerten mir wohl auch den Wunsch, daß ich dieselben drucken lassen möchte. Bald entstand in mir der neue Entschluß, einst, etwa nach zehn oder zwanzig Jahren, eine Geschichte des teutschen Volkes heraus zu geben.

Ich setzte daher das Studium der Quellenschriftsteller mit Eifer fort, verbesserte mein Heft, arbeitete aber auch einzelne Theile der Geschichte für den Druck aus, nicht nach der Zeitfolge, sondern wie ein Gegenstand meine oder meiner Zuhörer Aufmerksamkeit besonders erregt hatte, oder wie ich den Personen, den Ereignissen eine neue Ansicht abgewonnen zu haben glaubte. Meine Vorträge über die vaterländische Geschichte wurden jeden Winter wiederholt, und fortwährend einzelne Auftritte, Ereignisse, auch wohl ganze Zeiträume ausgearbeitet. Es waren Bruchstücke, aber das Heft gab wie den Maßstab so den Zusammenhang; die Lücken waren nicht schwer aus zu füllen. So ist dieses Buch entstanden.

Als ich aber, irre ich nicht, im Sommer 1822, im Begriffe war, dasselbe einem Buchhändler zu übergeben, kam ein gelehrter, in der historischen Literatur viel bewanderter Mann auf einige Tage nach Jena. Er fragte nach meinen Arbeiten; ich las ihm Verschiedenes aus dem neuen Buche vor. Er nahm einige Abschnitte mit sich in das Gasthaus. Am folgenden oder am dritten Tage brachte er sie zurück. „Dieses Werk, sagte er, dürfen Sie nicht drucken lassen. Bei der Unwissenheit und Leichtfertigkeit, mit welcher so Manche unter uns Geschichte schreiben und von Geschichtschreibung schwatzen, darf kein Historiker ohne Beweise für die Richtigkeit der Thatsachen, ohne Gründe für die Richtigkeit seiner Urtheile auftreten. Erweitern Sie daher Ihren Plan von vier oder fünf Bänden auf zehn oder fünfzehn und zeigen Sie der Welt durch die Mittheilung ihrer Forschungen, daß Sie die Thatsachen nicht ohne die Kenntniß der Ueberlieferungen berichtet, Ihre Ansichten, Ihre Urtheile nicht ohne wohl erwogene Gründe ge-

bildet und ausgesprochen haben." Andere Freunde stimmten bei; und ich legte mein Buch zur Seite um die „Geschichte des teutschen Volkes" zu schreiben.

Würde man nun aber fragen, warum ich jetzt noch das alte Buch von Neuem überarbeitet herausgebe und nicht lieber die Geschichte des teutschen Volkes fortsetze: so kann ich nur wünschen, daß man folgende Antwort genügend finden möge.

Die Fortsetzung der Geschichte des teutschen Volkes ist mir noch immer unmöglich. Seit einer Reihe von Jahren leide ich schwer an meinen Augen. Ich bin außer Stande länger als eine Viertelstunde zu schreiben; wenn ich eben so lange in einem Folianten gelesen habe, sehe ich Nichts mehr und empfinde große Schmerzen. In einem solchen Zustande kann ein geschichtliches Werk nicht gefördert werden. Das Schreiben könnte wohl eine fremde Hand besorgen: zum Studiren, zum Forschen bedarf der Historiker seiner eigenen Augen.

Die Bedenklichkeiten meiner Freunde vor zwanzig Jahren dürften jetzt gehoben sein. Meine Geschichte des teutschen Volkes enthält, wie ich glaube, den Beweis, daß ich nicht leichtsinnig, nicht unbesonnen schreibe, sondern nur nach genauer Durchforschung, nach sorgfältiger Prüfung der Ueberlieferungen, daß ich mich daher, auch wo ich irre, nicht ohne Gründe irre, und daß ich nie Etwas Anderes erstrebe als die Wahrheit. Ich darf daher wohl einigen Anspruch auf Vertrauen machen. Wem aber mein Wort nicht genügt, wer äußere Beweise verlangt, dem ist ja der Zugang zu dem größern Werke nicht versagt.

Uebrigens habe ich die Fortsetzung der Geschichte des teutschen Volkes keineswegs aufgegeben. Sollten meine Augen, wie ich zu Gott hoffe, wieder besser werden, so werde ich zuverlässig das Werk, auf welches ich einen großen Theil meines Lebens verwendet habe, weiter führen, der Vollendung entgegen.

Am 1. Januar's 1842.

Inhalt.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Erstes Buch.

1.

Teutschland.

Die Länder der Erde haben ihre Namen von den Völkern erhalten, von welchen sie bewohnt wurden: Teutschland von dem Volke der Teutschen. Jedes Volk strebt sich so weit als möglich auf der Erde auszubreiten; nur da, wo es durch das Gegenstreben anderer Völker einen unüberwindlichen Widerstand findet, oder wo die Beschaffenheit der Erde unbesiegbare Hindernisse darbietet, erkennt es die Gränzen seines Landes an. Kein Volk wird seine natürlichen Gränzen erreicht zu haben glauben, wenn es nicht im Besitz eines Landes ist, welches Alles gewährt, was zum Bestehen und Gedeihen nothwendig gehört, und zugleich im Besitze solcher Marken, welche seine Vertheidigung gegen feindliche Angriffe zu erleichtern und den friedlichen Verkehr mit anderen Völkern zu fördern vermögen. Gebirge erleichtern die Vertheidigung, Meere fördern den Verkehr. Jedes Volk wird daher wünschen und streben, hier sich durch Gebirge zu schützen, dort mit dem Meere so weit als möglich in Verbindung zu kommen.

Solche Gränzen sind für das Land der Teutschen im Süden und im Norden leicht zu erkennen, schwer im Westen, kaum im Osten. Der Kamm der hohen Alpen, welcher sich von Abend gegen Morgen hinziehend die Gewässer nach Süden und nach Norden sendet, so daß die Quellen des Rheins, des Inns, der Ens zu diesem Lande gehören, bis er das Ufer der Donau erreicht, bildet die Gränze im Süden; gegenüber im Norden das Meer, etwa von der Mündung der Weichsel bis zu der Mündung der Schelde, Jütland und die

Inseln einschließend. Die westliche Gränze dürfte sich von dem Endpunkte der südlichen um die Quellen der Mosel und der Maas hinwegziehen, so daß die Wassergebiete beider Flüsse dem Lande der Teutschen zugewiesen würden, und die Schelde bis zur Mündung dieses Land von Gallien schiede. Die Ostgränze endlich möchte gefunden werden, wenn man von dem anderen Endpunkte der Südgränze der Donau bis unter die March hinab folgt, den karpathischen Bergen bis zur Weichsel nachgeht, und diesen Strom bis zu seinem Ausfluß ins Meer begleitet.

Die weiten Fluren zwischen diesen Marken gehören zu den glücklichsten Ländern der Erde. Im Süden mit hohen Bergen beginnend, verliert sich das Land durch alle Abstufungen nördlich in Niederungen, welche nur durch menschliche Anstrengung dem Meer abgerungen, nur durch menschliche Arbeit vor der Macht des Meeres geschützt werden können. Zwar fehlt es nicht an öden und wüsten Flächen, aber der größte Theil besteht aus fruchtbaren Gefilden, zu mannichfaltigem Anbau geeignet. Im reichsten Wechsel bietet das Land unter der Erde, wie auf der Erde, was ein Volk zur Entwickelung seiner Kräfte, zur Vertheidigung und zum Schmucke des Lebens nothwendig bedarf; es bietet Vieles dar, was fremde Völker suchen, um durch Tausch und Handel den Bewohnern zu gewähren, was etwa fehlen könnte. Auch verkümmert Nichts den Genuß. Das Land wird nicht von den sengenden Strahlen der Sonne verbrannt und nicht durch tödtende Kälte verödet. Reissende Thiere und giftiges Gewürm sind fast unbekannt; ekelhaftes Ungeziefer ist kaum vorhanden. Aber Teutschland bietet seine schönsten Gaben auch nur als den Lohn menschlicher Arbeit dar, hier und dort kärglich, meistens in Fülle. Die Bewohner dürfen nicht verweichlichen oder erschlaffen. Teutschland ist ein Land, das von tüchtigen und tugendhaften Menschen bewohnt werden muß.

Und als tüchtige und tugendhafte Menschen treten die Teutschen in der Geschichte auf. Ihr Eintritt erfolgt nicht viel über hundert Jahre vor Christi Geburt. Um diese Zeit hatten sie schon weite Länder inne; jenes Teutschland jedoch,

dessen Gränzen angegeben worden sind, war in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht in ihrem Besitze. Nur der nördliche Theil gehörte den Teutschen. Ein Bogen, anfangend, wo die Meerenge, die England von Frankreich sondert, am Schmalsten ist, fortgezogen bis zum Rheine, wo an der anderen Seite der Main einströmt, alsdann den Main hinauf, das Erzgebirg entlang, und endlich hinüber zur Ostsee bis gegen die Mündung des Niemen, möchte annähernd die Gränze des Landes bezeichnen, das um diese Zeit diesseits der Meere im Besitze der Teutschen war. Südlich von dieser Gränze wohnten gallische Völker; nur vom Erzgebirge bis zum baltischen Meere scheinen Sarmaten, Slaven, oder Völker von unbekannter Abkunft die Nachbarn der Teutschen gewesen zu sein. Aber auch Länder jenseits der Meere, der südliche Theil von Britannien, der Süden von Norwegen und Schweden, wurden von Teutschen bewohnt. Ob dieselben sich über das Meer hinüber oder herüber verbreitet hatten, darf hier nicht untersucht werden, und möchte durch geschichtliche Forschung nicht zur Gewißheit zu bringen sein.

Auch im Fortgange der Zeit haben die Teutschen niemals die Marken erkannt oder bewahrt, welche die natürlichen Gränzen ihres Landes bilden. Die südliche haben sie überschritten, die nördliche mißachtet; die östliche und die westliche sind immer ungewiß geblieben, bald enger, bald weiter. Kaum nämlich hatten sie sich des südlichen Landes bemächtigt, so wurden sie durch die Uebermacht des römischen Reiches mit Unterwerfung und Knechtschaft bedroht. Sie setzten der Macht ihr Recht ein, ihren festen Willen, ihre Liebe zur Freiheit. Sie bewahrten ihre Freiheit in einem Kampfe von Jahrhunderten, rächten den Frevel durch die Zertrümmerung des römischen Reiches und gründeten neue Reiche auf dem ungeheuren Schutt. Hierauf, nachdem sie auch die grause Macht asiatischer Barbaren gebrochen hatten, schienen sie in ihrer Hand zu haben, sich selbst ihre Marken zu setzen. Aber in der unendlichen Verworrenheit, in welche sie hineingerathen waren, wußte Niemand, wohin er seine Blicke richten sollte; ein Jeder war den Umständen unterworfen und diente den Leidenschaften. Und als endlich nach dem Verlauf neuer

Jahrhunderte alle Teutsche, welche der Heimath, der Sitte und der Sprache der Väter treu geblieben waren, zu einem teutschen Reiche vereinigt wurden: selbst alsdann riß die Macht der Verhältnisse sie in verkehrter Richtung fort. Die Lust und die Anmuth Italiens verlockte sie, über die Alpen zu steigen, und ihre Herrschaft auf ein fremdes Land zu legen. Daher geschah, daß die nördliche Gränze Teutschlands, die früher im Drange der Umstände wenig in Betracht gekommen war, daß ein großer Theil der Meeresküste ganz aufgegeben und einem teutschen Stamme, den Dänen, wie einem selbstständigen Volk, überlassen wurde. Das Erste hat das teutsche Volk in Wirrnisse verwickelt, die nicht gelöſ't sind bis diesen Tag; das Andere hat ein tüchtiges Glied vom Leibe des großen Volkes abgetrennt, und dasselbe unermeßlicher Vortheile beraubt, die Niemand genug beklagen kann, der zu würdigen versteht, wie viel der Verkehr mit dem Meere, der Welthandel und eine Seemacht für die Bildung, für die Ehre, für die Sicherheit eines Volkes austragen.

2.

Der Teutschen älteste Geschichte, Name und Abstammung.

Die Geschichte der Völker beginnt gewöhnlich mit Sagen und Mähren, die bis in das Unbestimmte, bis in das Unendliche zurückgehen. Der ältesten Geschichte der Teutschen geht keine Sage, keine Mähr vorauf. Die Teutschen verstanden die Kunst des Schreibens noch nicht, als sie den Römern bekannt wurden, und Rom hörte früher das Geklirr teutscher Waffen, als den Namen des teutschen Volkes. Bei den Römern wird daher zuerst der Teutschen gedacht; aber die römischen Schriftsteller haben nur aufgezeichnet, was ihnen zur Feier ihrer Siege und zur Verheimlichung ihrer Niederlagen dienen zu können schien; von den teutschen Kriegern haben sie gesprochen, auf Teutschland's innere Zustände aber haben sie nur selten ihren Blick gerichtet, und gegen die Sagen, die unter den Teutschen über die Zeit der Väter leben mochten, sind sie völlig gleichgültig gewesen. Der Krieg

zwischen den Römern und den Teutschen, mit welchem ihre Ueberlieferungen beginnen, ist im Fortgange der Zeit ein Kampf auf Leben und Tod geworden. Reich an großen Thaten, reich an gewaltigen Ereignissen und vielen Wechselfällen, hat derselbe 600 Jahre gedauert. Im Ablaufe dieser langen Zeit verlor sich auch unter den Teutschen das Andenken an die Väter; die späteren Thaten und Leiden löschten das Gedächtniß der Thaten und Leiden in der Vorzeit aus und verdunkelten die ruhmwürdigsten Tage der alten Helden. Ueberdieß hatte eine neue Religion, die eine neue Ansicht wie von des Menschen Werth und Bestimmung so von den Dingen dieser Welt begründete, Eingang gefunden. Die Bekenner derselben waren bemüht, Alles auszureuten, was aus den Zeiten des Heidenthumes stammte, edele Bäume, wie unfruchtbares Gestrüpp.

So ist es gekommen, daß die älteste Geschichte der Teutschen lediglich aus römischen Schriftstellern gewonnen werden muß. Wir können mit unsern Forschungen nicht über den Zusammenstoß der Teutschen mit den Römern hinaus, nicht über die armen, einseitigen und kalten Nachrichten feindseliger Männer. Wenn der Strom der Zeit, der so viel Großes und Herrliches aus alten Tagen verschlungen hat, auch die wenigen römischen Schriftsteller, die von den Teutschen sprechen, hinweggeschwemmt hätte, so würde von den Zeiten, in welchen die Teutschen frisch und rein in ihrer Eigenthümlichkeit erschienen, nicht das Mindeste zu unserer Kenntniß gekommen sein. Die Geschichte der Teutschen würde um vier, um fünf hundert Jahre später beginnen. Alsdann würde es freilich nicht an Sagen fehlen, welche der Geschichte vorausgehend nach fernen Ländern und in ferne Zeiten weisen, welche aber Nichts gemein haben mit den Nachrichten der Römer aus jenen vier oder fünf Jahrhunderten.

Bei diesem Zustande der Ueberlieferungen bieten sich dem Geschichtschreiber des teutschen Volkes für die ältesten Zeiten zwei Wege dar. Er kann entweder alle Bemerkungen über das Land und Volk der Teutschen, die sich bei römischen Schriftstellern finden, sammeln, aus denselben eine Beschreibung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens der Teutschen

versuchen, und hierauf den Ursprung und den Gang des Krieges zwischen den Teutschen und den Römern erzählen, oder er kann, den römischen Schriftstellern folgend, mit den Kriegen zwischen Römern und Teutschen beginnen, und den Vorhang, der die inneren Zustände der Teutschen verdeckt, nach und nach aufziehen, so weit die Römer mit den Teutschen bekannt geworden sind. Der erste Weg scheint der natürlichste; aber die Wahl desselben wird bedenklich, weil er bei dem Mangel aller teutschen Nachrichten kein Mittel zur Würdigung der römischen gewährt; der zweite dagegen hat den Vortheil, daß er die Stellung und Stimmung zeigt, in welcher die römischen Schriftsteller ihre Nachrichten über Teutschland und die Teutschen niedergeschrieben haben, und dadurch vor einem blinden Vertrauen zu ihren Angaben bewahrt.

Bei den römischen Schrifstellern kommen aber die Namen Teutsche und Teutschland nicht deutlich vor. Sie nennen das Land Germanien und die Gesammtheit der Bewohner Germanen. Ihnen war jedoch wohl bekannt, daß die Menschen, welche sie mit dem Namen Germanen bezeichneten, weder sich selbst als Volk Germanen, noch ihr Land Germanien nannten, sondern daß diese Namen willkührlich gebildet oder zufällig entstanden waren. Sie haben selbst die Deutung der Namen versucht; sie glaubten sogar zu wissen, wie und wo die Namen entstanden seien. Vier Völker, heißt es, auf der linken Seite des Rheines, in der Folge gemeinschaftlich Tungrer genannt, hätten gegen gallische Völker ein Bündniß zur Wehr geschlossen. Die Männer dieses Wehrbundes, die Wehrmannen, waren siegreich in das Land der benachbarten Gallier eingedrungen. Hier sagten sie den Besiegten, um sie zu schrecken, alle ihre Volksgenossen seien Wehrmannen, Alle zu Wehrmanneien vereinigt. Seitdem kamen die Wörter Wehrmannen und Wehrmannei von den Volksgenossen der Tungrer bei den Galliern in Gebrauch, wurden aber von den Galliern Germanen und Germanien ausgesprochen. Die Römer lernten die Namen von den Galliern; Julius Cäsar führte dieselben in die Geschichte ein; die späteren Schriftsteller behielten sie bei, theils weil das Ansehen des göttlichen Julius groß war, theils weil es den Römern immer nur auf

eine feste Bezeichnung der Menschenmassen ankam, die unterworfen waren, oder unterworfen werden sollten.

Der Angabe über die Entstehung des Namens Germanen ist eine zweite hinzugefügt: daß alle Teutsche sich den Namen Germanen beigelegt hätten, nachdem derselbe von den Tungrern erfunden worden war. Diese Angabe jedoch ist ein Irrthum. Die Teutschen haben sich selbst als Volk niemals Germanen genannt. Wenn es je von Einzelnen geschehen ist, so ist es nur den Römern gegenüber im Kriege und bei Verhandlungen geschehen. Aber selbst in solchen Fällen hat der Sprecher wahrscheinlich immer: wir Teutsche, gesagt, wo die römischen Schriftsteller, um ihren Lesern verständlich zu sein, ihn: wir Germanen, sagen lassen. Denn es leidet keinen Zweifel, daß die Teutschen sich selbst Teutsche und ihr Land Teutschland genannt haben durch alle Zeiten herdurch bis auf den heutigen Tag. Nach einer alten Ueberlieferung verehrten die Germanen den teutschen, den erdgeborenen Gott und dessen Sohn, den Mann, als den Ursprung und die Gründer des Volkes. Die Ersten aus diesem Volke, mit welchen die Römer zusammentrafen, erschienen unter dem Namen Teutonische oder Teutsche, Erdentsprossene, oder vielmehr sie erschienen nach der Angabe der Römer unter dem abgekürzten Namen Teuton, Teuten, Söhne des Teut, der Erde und des teutschen Mannes. Dieses geschah zu einer Zeit, als die Römer den Namen Germanen noch nicht gehört hatten. Nachdem aber dieser Name von Cäsar vorgezogen war, verschwand der Name Teuten oder Teutsche aus den Werken römischer Schriftsteller. Die Römer gebrauchten denselben fortan nur von jenen Teutschen, mit welchen sie den ersten Krieg geführt hatten. Die teutschen Völker, mit welchen sie durch Cäsar und nach Cäsar im Krieg oder im Frieden in Berührung kamen, wurden daher gewöhnlich unter ihren besondern Namen aufgeführt, und wenn je von der Gesammtheit aller teutschen Völker die Rede war, so wurde dieselbe mit dem Namen Germanen bezeichnet. Diese Weise ist selbst dann noch geblieben, als die Geschichtschreibung von den Römern auf Männer teutsches Stammes überging. Diese Männer schrieben lateinisch und glaubten, das Wort Germanen in gelehrter

Weise anwenden zu müssen. Auch mochte die Einführung des wahren Namens in die Geschichte den Schriftstellern bedenklich sein, weil dieser Name schon durch die alten römischen Schriftsteller eine besondere geschichtliche Bedeutung erhalten hatte, und weil zu ihrer Zeit viele Teutsche weithin über die Trümmer des römischen Reiches verstreuet lebten, welche die vaterländische Sprache und Sitte schon vergessen hatten, und wohl noch wegen ihrer Abstammung Germanen, aber wegen ihrer fremdartigen Sprachen und Weisen nicht mehr Teutsche genannt werden konnten. Dagegen erscheint das Grundwort Teut in vielen Eigennamen durch alle Jahrhunderte herdurch ununterbrochen in der Geschichte. Und als Karl der Große alle rein teutschen Völker zu seinem Reiche gebracht hatte, ja noch ehe die Sachsen unterworfen waren, nannte er alles Land rechts vom Rheine schon zu Anfange des letzten Viertheils im achten Jahrhunderte Teutonia. Am Anfange des neünten Jahrhunderts, 801, wird die Sprache in diesem Lande die teutsche Sprache genannt. Im Ablaufe dieses Jahrhundertes wird die Benennung teutsch vorherrschend, und der Name Germanen tritt ganz zurück: das Land heißt das teutsche Land, das Volk bald die Teuten, wie bei seiner ersten Erscheinung in der Geschichte, bald die Teutonischen oder Teutschen. Der erste König, der die sämmtlichen teutschen Völker rechts vom Rhein in ein einiges Reich vereinigte, Ludwig, Karl des Großen Enkel, hat den Beinamen des Teutschen erhalten, und von Otto dem Großen an haben sich die Könige in Teutschland Könige der Teutonischen, der Teutschen genannt. Und dieser Ausdruck erscheint in Gesetzen und bei Schriftstellern nicht etwa wie eine neue Bezeichnung, sondern er wird ohne Bemerkung und Erläuterung als Allen wohlbekannt, als vorhanden im Leben gebraucht. In der That würde unbegreiflich sein, wie die Namen Teutschland, teutsche Sprache, teutsches Volk, König der Teutschen im neunten oder im zehnten Jahrhundert hätten entstehen können.

Ueber eine andere Frage hingegen: woher die Teutschen in das Land gekommen sind, das nach ihnen benannt worden ist, walten noch große Zweifel. Die römischen Schriftsteller haben sich um diese Frage nicht bekümmert. Dieselbe Ueber-

lieferung, welche des teutschen Gottes und des teutschen Mannes als der Gründer dieses Volkes gedenkt, erklärt auch die Germanen um so zuversichtlicher für Eingeborene des Landes, da sie sich als ein eigenthümliches, reines, nur sich selber gleiches Volk darstellten, und da die Aehnlichkeit fast aller Germanen, ihre hohe Gestalt, ihr trotziges blaues Auge, ihr hochgelbes Haar dafür zeugten, daß sie unvermischt geblieben seien mit anderen Nationen. Dieses Zeugniß aber hat in späteren Tagen nicht genügt; vielmehr hat man auf zweifache Weise versucht, das teutsche Volk aus Asien herzuleiten. Man ist von der Annahme ausgegangen, der wahre Stammvater der Teutschen müsse sich in Noah's rettendem Kasten befunden haben, und hat sich viele Mühe gegeben, zwischen diesem Stammvater und den Teutschen den Zusammenhang aufzufinden und nachzuweisen. In neuerer Zeit sind diese Bemühungen aufgegeben. Dagegen haben gelehrte Forschungen über die Natur, die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Sprachen zu Entdeckungen geführt, aus welchen man, je überraschender dieselben waren, desto raschere Folgerungen gezogen hat. Man hat eine große Aehnlichkeit zwischen der teutschen und der persischen Sprache bemerkt, und zugleich im Sanskrit eine so unverkennbare, ursprüngliche Einheit gefunden, daß man berechtigt zu sein glaubt, das Sanskrit als die Wurzel zu betrachten, aus welcher die persische und die teutsche Sprache wie Stämme entstanden seien. Aus dieser Annahme ist die Behauptung hervorgegangen, das teutsche Volk habe ursprünglich in Asien gesessen, sei mit den Persern verwandt und stamme von den Hindus ab; aus unbekannten Gründen habe es sich von seinen Stammgenossen getrennt, sei in nordwestlicher Richtung fortgezogen, und endlich in den Ländern sitzen geblieben, in welchen es bei dem Anfange seiner Geschichte erscheint.

Die Aehnlichkeit der Sprachen steht einsam da: die Angaben der Geschichte können durch keinerlei Deutung in Beweise für die Verwandtschaft der Teutschen mit den Persern und den Hindus umgewandelt werden. Alles scheint daher von der Beantwortung der Frage abzuhängen: ob die Aehnlichkeit zweier Sprachen den Beweis für die Verwandtschaft,

für die gleiche Abstammung der Völker liefere, von welchen diese Sprachen gesprochen werden. Diese Frage kann auf geschichtlichem Wege keine Beantwortung finden. Auch würde dieselbe für die spätere Geschichte ohne Bedeutung sein. In dem Leben der Teutschen wird durch die Annahme oder die Nichtannahme jener Verwandtschaft Nichts erklärt. Deßwegen scheint der Geschichtschreiber der Teutschen sich diesem Volk erst da nahen zu dürfen, wo es in seinen Gesichtskreis eintritt, nämlich in Teutschlands Fluren.

3.

Erste Erscheinung der Teutschen in der Geschichte. Kimbrer: Teuton.

Im Jahre 113 vor Christi Geburt wurde zum ersten Male von den Römern das Getöse teutscher Waffen vernommen. Die Männer, welche diese Waffen schwangen, werden Kimbrer genannt. Dieselben waren in die norischen Alpen eingedrungen, welche zwischen Italien und Teutschland die Scheidewand bilden.

Zu derselbigen Zeit stand Rom in furchtbarer Größe. Ganz Italien, Griechenland, asiatische Städte und Länder, Carthago und Spanien waren unterworfen; zu der Unterwerfung Galliens war der Grund gelegt. So vieles Glück hatte in den Römern einen Stolz erzeugt, der keine Gränze kannte; es hatte den Gedanken an die Herrschaft der Welt in jegliche Seele gebracht. Ungeheuere Kräfte durch vierhundertjährige Kriege geweckt rieben und drängten sich in der Stadt, die man im verwegenen Selbstvertrauen die ewige nannte. Jene Tugenden zwar, welche die Väter ehrwürdig gemacht hatten, waren nicht mehr vorhanden; sie waren erstickt unter der Last des Raubes der Länder. An ihre Statt waren gemeine Laster getreten, Habsucht, Verschwendung, Geiz, Prachtliebe und Ueppigkeit. Aber die Kriegsmacht war stärker als je zuvor; die Kunst, welche zur Unterwerfung und Vernichtung der Völker nothwendig ist, war scharf ausgebildet, und jene Laster stießen so hart widereinander, daß, zu einiger Beruhigung derselben, neue Kriege und neuer Raub

Bedürfniß waren. Dennoch ging vor dem unbekannten Namen: Kimbrer, ein Schauder durch die Römer, wie eine grause Ahnung. Ohne den geringsten Grund fürchteten sie eine ungeheuere Gefahr.

Die Römer waren mit den Ländern und Völkern nördlich von den Alpen völlig unbekannt. Deßwegen wußte Niemand, aus welchem Lande diese furchtbaren Krieger herangezogen waren, Niemand, zu welchem Volke sie gehörten oder welchem Ziele sie zustrebten. Auch kam es in diesem Augenblicke weniger darauf an, den Feind zu kennen, die Herkunft und die Absichten desselben zu erforschen, als die Gefahr abzuwenden. Daher haben nur spätere Schriftsteller sich Mühe gegeben, die Lücke auszufüllen, welche die Geschichte in einem großen Augenblicke darbot. Sie haben versucht, die neue Kenntniß mit den Ueberlieferungen aus diesen Tagen in Uebereinstimmung zu bringen. Aber die Ueberlieferungen waren größtes Theiles bloße Gerüchte, von der Angst vor den neuen Feinden erzeugt, und jene Kenntniß blieb immer sehr unvollkommen. Daher ist ein wunderliches Gewirr von Nachrichten und Mährchen, von Meinungen und Vorstellungen über die Kimbrer entstanden, das bald unauflösbar geworden ist. Die Verwirrung ist noch dadurch vermehrt, daß die Krieger, welche in den Alpen als Kimbrer, später in Gallien unter dem Namen Teuten oder Teutonen erschienen waren, endlich Theils in Gallien als Teutonen, Theils in Italien als Kimbrer ihren Untergang gefunden hatten.

Nach der Angabe des Einen waren die Kimbrer aus einem Lande herangezogen, wohin keine Sonne kommt; nach der Angabe des Andern hatten sie ihre Sitze am Mäotischen Sumpfe gehabt; ein Dritter ließ sie von den Pyrenäen herwandern, und ein Vierter aus der Kimbrischen Halbinsel, die man weit in den Norden hinein verlegte. Am Bequemsten machten es sich Diejenigen, welche sie für wandernde Horden erklärten, die niemals irgendwo zu Hause gewesen wären. Sie selbst, die Kimbrer, wurden bald für Skythen, bald für Kimmerier, für Kelten, für Germanen gehalten; sie wurden als Krieger bezeichnet, als Räuber, als ein Volk. Die Ur=

sache ihrer Wanderung sollte eine Ueberschwemmung ihres Landes gewesen sein; der Zweck, die Aufsuchung neuer Wohnsitze. Endlich sollten die Kimbrer und Teutonen bis auf den letzten Mann zu Grunde gegangen sein, und dennoch hofften die Römer immer, das Volk der Kimbrer in ihren ursprünglichen Wohnsitzen aufzufinden. Sie haben nirgends ein Land der Kimbrer und ebenso wenig besondere Wohnsitze der Teutonen entdeckt; aber sie haben doch den Gedanken nicht aufgegeben, daß diese Völker noch irgendwo vorhanden sein müßten.

Zur Gewißheit ist nicht zu gelangen; das Wahrscheinlichste aber ist Folgendes. Die Kimbrer waren Teutsche. Nicht nur wurden sie von den meisten alten Schriftstellern für Germanen gehalten, sondern auch die einzelnen Namen sind teutsch. Ihre äußere Gestalt hatte die ganze Eigenthümlichkeit der Germanen; ihre Weise, ihre Sitten, ihre Tugenden, ihre Fehler waren dieselben, welche die Teutschen durch alle Zeitalter herdurch bewahrt haben: eine hohe Gesinnung, Treue und Ehre, Liebe zur Freiheit, Kühnheit in Gefahr, Furchtbarkeit und Ausdauer im Kampfe, Mäßigung im Glück, Ergebung im Unglück, und zugleich eine gewisse Trägheit, Sorglosigkeit, Saumseligkeit, Gleichgültigkeit, so daß, was groß und gewaltig begonnen war, wie ein abenteuerliches Unternehmen in Dunst und Nebel dahin schwand.

Die Kimbrer waren keinesweges ein Volk, sondern ein Kriegsheer. Die Zahl der streitbaren Männer wird auf 300,000 angegeben. Diese Zahl würde ein Volk von fast anderthalb Millionen Menschen voraussetzen; und eine solche wandernde Masse hätte weder Raum gefunden, noch Nahrung. Nun sind zwar auch Weiber und Kinder in dem Gefolge der Männer gewesen, aber die Zahl wird entweder gar nicht oder nur auf wenige Hunderte angegeben. Ueberdieß war die Bewegung der Kimbrer sehr rasch: mit der größten Schnelligkeit stellten sie sich unter die Waffen; mit Leichtigkeit gingen sie über Flüsse und Gebirge, und ohne Gefahr zogen sie zwischen Städten und Burgen hindurch. Eine solche Beweglichkeit kann nicht Statt finden, wenn ein Volk mit Weibern und Kindern, mit Kranken und Greisen, mit Geräth und Gepäck einher zieht.

Die Teutonen sind nicht verschieden von den Kimbrern, sondern dieselben Menschen werden bald Kimbrer, bald Teutonen genannt. Der Name Teuten oder Teutonen ist der Name des gesammten Volkes, zu welchem die Kimbrer gehörten. Kimbrer heissen die Krieger, die in späterer Zeit Germanen und Heermannen genannt zu werden pflegten. So lange diese teutschen Krieger allein standen, wurden sie Kimbrer genannt; im Fortgang ihres Kampfes aber traten gallische Völker in ihre Bundesgenossenschaft und stritten an ihrer Seite. Deßwegen erhielten sie den Volksnamen Teuten, um sie von ihren gallischen Bundesgenossen zu unterscheiden.

Ehe nämlich die Kimbrer zu den Alpen gelangten, hatten sie gallische Völker bekämpft und besiegt. Wie dieser Krieg entstanden war, welchen Umfang er gehabt, wie lange er gedauert hatte, ist völlig unbekannt. Am Wahrscheinlichsten aber ist, daß das Kriegsheer, das von den Römern die Kimbrer genannt wurde, von den teutschen Völkern ausgegangen war, welche am Oestlichsten bis zum baltischen Meer hinauf wohnend aus unbekannten Gründen mit dem gemeinschaftlichen Namen Sueven benannt worden sind; daß dieses Heer die gallischen Bojen, deren Land Bojenheim, Böheim, Böhmen genannt zu werden pflegt, besiegt, und nach dem Siege, die fliehenden Bojen verfolgend, von Böhmen aus über die Donau gegangen und bis zu den Alpen vorgedrungen war, um auch die Volksgenossen, vielleicht die Verbündeten derselben zu bekämpfen. Denn ein Heer aus dem nördlichen Teutschland würde schwerlich, zur Rechten die gallischen Völker jenseits des Rheins, zur Linken das starke Böhmen unbesiegt in der Seite und im Rücken, bis zur Donau und über die Donau vorgegangen sein. Ueberdieß wird den Völkern, welche von dieser Zeit an das südliche Teutschland, zwischen dem Maine und der Donau, unter ihrer Herrschaft hielten, der Name Sueven beigelegt, und dieser Name erscheint ausgedehnt bis zum baltischen Meer. Endlich hat ein kimbrischer Führer den Beinamen Bojorix, Bojensieger, gewiß nicht umsonst erhalten.

Nach ihrem Uebergang über die Donau aber erregten die

Kimbrer die Aufmerksamkeit der Römer, und nach ihrem Eindringen in die norischen Alpen stießen sie mit den Römern zusammen. Dieser Zusammenstoß hat ihnen die Geschichte geöffnet.

4.

Der Kimbrer und Teuton Siegeslauf und Untergang.

Auf die erste Nachricht von den Ereignissen an der Donau und in den Alpen führte der Consul Papirius Carbo ein Heer heran und besetzte die Engpässe des Gebirges. Den Kimbrern war der römische Name ebenso unbekannt, als ihr Name den Römern. Sie erkundigten sich nach der Absicht des Consuls. Carbo antwortete: „die Noriker ständen als Gastfreunde im Schutze des römischen Volkes." Die Kimbrer erwiderten: „Sie führten nur Krieg mit den gallischen Völkern; mit den Römern wünschten sie im Frieden zu leben: deßwegen würden sie ihre Waffen hinwegwenden von den Gastfreunden des römischen Volkes." Der Consul stellte sich erfreuet. Bald aber ließ er die Gesandten der Kimbrer ergreifen oder im Gebirg irre führen. Inzwischen ging er rasch mit seinem Heere vor. Er fand die Kimbrer bei Noreia gelagert, sorglos, spielend, schlafend. Sie aber erhoben sich mit der größten Schnelligkeit, stürzten sich in Zorn und Wuth auf die Feinde, brachten über dieselben einen schweren Verlust, eine gänzliche Niederlage, und würden sie vernichtet haben, wenn nicht die Nacht, ungestümes Wetter und nahe Wälder Manchen gerettet hätten.

Auf diese Art nahmen teutsche Männer Rache an den Römern für die erste Treulosigkeit, welche sie von denselben erfahren hatten. Rom hätte in dieser Züchtigung der Teutschen Wesen und Weise erkennen mögen; das weitere Zusammentreffen mit dem jugendlichen Volke wäre zu vermeiden gewesen. Rom aber blieb sich gleich, so lange es bestand, und die Teutschen blieben sich gleich, so lange sie Römer gegen sich erblickten. In dieser Wechselwirkung, Arglist, Treulosigkeit, Gewaltthat von der einen Seite, Verachtung, Rache,

Züchtigung von der anderen, bestehen fortan alle Berührungen zwischen Rom und den Teutschen. Für dieses Mal begnügten sich die Kimbrer mit ihrem Siege. Sie kehrten über die Donau zurück, setzten den Krieg fort gegen die gallischen Völker, machten sich zu Herren des Landes zwischen der Donau und dem Main, oder nöthigten die Völker, die hier wohnten, zu ihrer Bundesgenossenschaft. Bald setzten sie über den Rhein, nunmehr von gallischen Helvetiern, Tigurinern und Toygenern, als Bundesgenossen begleitet. Und alles Land zwischen dem Rhein und den Pyrenäen gerieth in ihre Gewalt. Nur die Belgier, Völker teutsches Stammes, wurden verschont, und das südliche Küstenland von den Alpen bis an die Pyrenäen blieb unberührt, weil in demselben Rom seine Herrschaft schon begründet hatte. Rom aber wurde besorgt wegen dieses Winkels, von dessen Besitze die Eroberung Galliens abhing und wohl auch die Erhaltung Spaniens. Deßwegen ging der Consul Silanus mit einem Heere nach Gallien. Die Kimbrer wandten sich zuerst an den Consul, hierauf, von dem Consul abgewiesen, nach Rom selbst mit dem Antrage: Rom möge ihnen das Fleckchen Land, die Provinz im südlichen Gallien, überlassen, alsdann würden sie dem römischen Volke mit ihren Waffen stets bereit sein. Ehe aber die Gesandten aus Rom zurück kamen, erneuerte Silanus den Krieg. Vier Jahre nach der Schlacht bei Noreia, 109 vor Christo, wurde das Heer durch die Kimbrer vernichtet; er selbst, der Consul, rettete sich nur durch die Flucht. Und auch jetzt drangen die Kimbrer nicht in die römische Provinz ein. In dieser Provinz jedoch erschien der Consul Lucius Cassius mit einem neuen Heere. Die Kimbrer zogen heran. Im Jahre 107 vor Christo kam es zu einer harten Schlacht am Lemanischen See. In derselben gaben die Tiguriner, angeführt von einem jungen Helden, Divico, den Ausschlag des Sieges. Eine große Menge römischer Männer fiel durch das Schwert; mit ihnen der Consul Cassius; neben demselben der Legat Lucius Piso. Der Ueberrest verzweifelte an seiner Rettung. Zwar wurde demselben durch den anderen Legaten, Popillius, das Leben erhalten, aber nur dadurch, daß er die Schmach des Joches auf sich selbst und die unglücklichen Krieger nahm.

Solche Siege verfehlten ihres Eindruckes nicht. Die Gallier, in der Provinz den Römern unterworfen, in der Nähe der Provinz zu Roms Bundesgenossenschaft genöthigt, kamen zu der Ueberzeugung, daß die Römer sich gegen solche Feinde nicht in Gallien zu halten im Stande sein würden. Sie fingen an sich mit den Teutschen zu verständigen und zu verbinden. Dieses geschah namentlich von den Tectosagen, deren Hauptstadt Tolosa, mit Entschlossenheit und Nachdruck, obwohl keineswegs mit Einmüthigkeit. Rom behielt Anhänger in Tolosa. Durch diese Partei gelang es dem römischen Consul Quintus Servilius Cäpio im Jahr 106 vor Christo, eine Besatzung in die Stadt zu werfen. Die Masse der Einwohner von Tolosa erhob sich, überwand die Besatzung und nahm sie gefangen. Bald näherte sich der Consul mit seinem ganzen Heere. Die römische Partei öffnete ihm zur Nachtzeit die Thore und Cäpio nahm an der unglücklichen Stadt eine gräßliche Rache. Inzwischen zogen die Teutschen mit ihren Verbündeten gleichfalls heran, um zu retten, was noch zu retten war; inzwischen ging aber auch das Jahr zu Ende, und ein anderer Consul, Marcus Manlius, kam mit frischen Truppen nach Gallien. Derselbe zog auf der linken Seite des Rhodan's herauf, während Cäpio als Pro-Consul mit seinem Heer auf der rechten Seite des Flusses blieb. Zwischen den beiden Feldherren fand keine Einigkeit Statt. Cäpio sah sich mit Verdruß unter Manlius gestellt: er wollte nicht über den Rhodan gehen, sondern bestand darauf, daß Manlius herüber kommen sollte. Die Teutschen, den Zwist benutzend, knüpften eine Unterhandlung mit Manlius an, und vermehrten dadurch Cäpio's Aergerlichkeit. Endlich gab Manlius nach, als sein Legat Marcus Aurelius Scaurus von den Kimbrern geschlagen und zum Gefangenen gemacht war. Aber auch alsdann brachte die Vereinigung der Waffen keine Vereinigung der Gemüther in den beiden Feldherren zu Stande.

Unter solchen Umständen nöthigten die Kimbrer und ihre Bundesgenossen die Römer zu einer Schlacht in der Nähe des Rhodan im Jahr 105 vor Christo. Das ganze römische Heer, 80,000 Mann stark, ging zu Grunde; selbst Alle, die

zum Trosse gehörten, fanden ihren Untergang. Der Consul Manlius hatte das Glück im Kampfe zu fallen; neben ihm fielen seine beiden Söhne. Cäpio hatte das Unglück zu überleben: er rettete sich mit zehn Mann, dem ganzen Ueberreste zweier Heere, über den Rhodan. Die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel, war unermeßlich. Diese Sieger aber knüpften die Gefangenen an Bäumen auf und verbrannten oder vernichteten die gesammte Beute.

Als die Nachricht von dem unerhörten Unglück am Rhodan einlief, ward Rom von unerhörter Angst ergriffen. Man erwartete die grimmigen Barbaren in Italien, im Angesichte der ewigen Stadt. Man verlor die Besinnung; man würde vielleicht selbst die Hoffnung verloren haben, wenn nicht zu derselben Zeit in Rom bekannt geworden, daß Jugurtha, der König von Numidien, welcher lange Zeit der Römer auf die frechste Weise gespottet und Rom's Scham schamlos vor der Welt aufgedeckt hatte, endlich bezwungen worden und mit römischen Fesseln belastet wäre. Dieser Sieg brachte zu einiger Besonnenheit zurück; er zeigte auch in dem Sieger den Mann, der allein Rettung gewähren zu können schien. Es war Cajus Marius, ein Mann von großem Geist und unbändigen Leidenschaften, den vornehmen Geschlechtern ein Abscheu wegen seiner dunkeln Geburt, den übrigen Menschen ein Abgott wegen seiner Bestrebungen, seiner volksmäßigen Beredtsamkeit, seiner Thaten und plebejischen Tugenden, wohl bekannt mit allen Künsten, welche im Leben zu leichterer Erreichung eines vorgesteckten Zieles angewendet werden können. Noch vor einem Jahre war derselbe genöthigt gewesen, sich das Consulat zum ersten Male halb zu ertrotzen und halb zu erschleichen: in der gegenwärtigen Noth ward ihm diese höchste Würde zum andern Mal auf dem Wege nach Rom entgegen geworfen; und wie Niemand als Bewerber um diese Würde aufgetreten war, so wurde sie dem Emporkömmling auch von Niemand beneidet, am Wenigsten von Männern aus vornehmen Geschlechtern. Marius übernahm das Consulat.

Der neue Consul bildete ein neues Heer, führte dasselbe den Alpen zu, fand aber keinen Feind. Er ging über die

Alpen in die gallische Provinz: auch hier war der Feind verschwunden. Aus der Ferne indeß hörte er das Dräuen desselben; und dieses Dräuen wußte er den Römern so schrecklich darzustellen, daß in Rom die alte Angst vor den nordischen Barbaren immer frisch erhalten wurde. So verlief ein Jahr, ein zweites, ein drittes, und Marius wurde zum dritten Mal und zum vierten Male zum Consul erwählt, jetzt wie zuvor ohne Nebenbuhler und ohne Neid. Er selbst verweilte diese drei Jahre in der gallischen Provinz ohne kriegerische That, nicht ohne Arbeit und Anstrengung. Die Weise seiner Vorgänger verlassend, vermied er die Kimbrer irgend wie zu reitzen. Er ging nicht über die Gränze der Provinz hinaus, er schien selbst diese Gränze nicht zu kennen; vielmehr hielt er sich gleichsam versteckt auf dem südlichsten Rande der Provinz an der Küste des Meers. Im Besondern befestigte er den Winkel zwischen dem Meer und dem Rhodan, jenes im Rücken, diesen in der linken Flanke, in einem weiten Kreise mit jeglicher Kunst und jeglichem Mittel. Innerhalb dieser Befestigungen bildete und verstärkte er sein Heer, nicht bloß durch die Vermehrung der Krieger, sondern noch mehr durch strenge Ordnung und Zucht, durch Arbeit und Mühsal, durch Erweckung und Pflegung einer tüchtigen Gesinnung.

In diesen drei Jahren aber ist von den Teutschen kaum im Allgemeinen die Rede. Nach der Schlacht am Rhodan hatten sie sich den Gränzen des Vaterlandes genähert, um den Verlust zu ersetzen. Inzwischen mußte Gallien in der Unterwürfigkeit erhalten und die Mittel zur Ausführung neuer Unternehmungen mußten in diesem Lande zusammengebracht werden. Da nun die Römer nicht den Kampf erneuerten, so hielten sie sich gleichfalls in der Entfernung. Auch ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Marius mit ihnen wegen eines friedlichen Abkommens unterhandelt, daß der schlaue Mann sie mit dem Schein alter einfacher Treuherzigkeit hinzuhalten und zu bethören verstanden habe. Endlich jedoch waren sie nicht länger zu täuschen. Sie erkannten aber auch, daß die Eroberung der römischen Provinz nunmehr, wenn nicht unmöglich, doch mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verknüpft

sein würde. Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, theilten sie ihre Macht. Ein Theil sollte in der römischen Provinz vordringen, um des Marius Aufmerksamkeit zu beschäftigen, um ihn, falls er etwa bewogen würde, über die Alpen nach Italien zurückzukehren, zu verfolgen: eine Abtheilung der Kimbrer, von gallischen Bundesgenossen, Ambronen und Andern, begleitet und darum Teuton genannt, übernahm diese Aufgabe. Ein anderer Theil sollte in die hohen Gebirge vorgehen, die wir die Schweiz nennen, um zu schirmen und zu decken, und besonders erhielten die Helvetier diese Bestimmung. Die Hauptmacht endlich, aus lauter Teutschen bestehend und deßwegen mit dem Namen Kimbrer bezeichnet, sollte über den Rhein zurückkehren, durch die Rhätischen Alpen in Italien einfallen und der Stadt Rom die Gefahr so nahe bringen, daß sie genöthigt würde, den Consul Marius zurückzurufen.

Die Kimbrer und ihre Bundesgenossen trennten sich nordwestlich von der Schweiz. Deßwegen konnten die Teutonen und Ambronen leicht zu ihrem Ziele gelangen, und auch die Helvetier mochten bald dahin kommen, wohin sie gewiesen waren. Die Kimbrer dagegen hatten eine lange und beschwerliche Fahrt, auf welcher sie von der Natur nicht weniger als durch Menschen und menschliche Werke aufgehalten wurden. Sie überwanden aber alle Schwierigkeiten mit Kühnheit, Ausdauer und Geschicklichkeit, und erregten das Erstaunen und die Bewunderung der Römer. Ihr Uebergang über das Gebirg ist fabelhaft dargestellt worden. Der Schnee auf den Gipfeln der Berge, so lautet die Mähr, war der Kimbrer Freude und Lust; im Laufe stiegen sie bis zur Spitze hinauf, warfen sich oben auf ihre langen Schilde, rutschten in einem Augenblick an der Felswand herunter, eilten von Neuem hinauf und wiederholten das verwegene Spiel. Die Schlünde der Alpen, welche Italien öffnen, hatte Catulus, der andere Consul, besetzt, um das Land zu schirmen. Rasch trieben die Kimbrer das römische Heer in das Etschthal hinein und verfolgten dasselbe den Fluß hinab. Und da sie diesen Fluß, um trockenes Fußes hindurch zu gehen, vergeblich mit ihren Schilden zu stauen versucht hatten, so warfen sie sich, mit

ihren Waffen angethan, hinein und erreichten durch Schwimmen oder über die Wipfel umgestürzter Bäume hinweg schneller das andere Ufer, als die Römer über ihre Brücken. Die geschichtliche Wahrheit aber ist einfach. Durch ihre Kühnheit und Kunst nöthigten die Kimbrer ihre Feinde zur eiligsten Flucht aus den Alpen, über die Etsch und über den Po. Bis zu diesem Strome verfolgten sie die Fliehenden; über denselben gingen sie nicht, weil sie die Festungen und Städte auf der nördlichen Seite zuvor erobern wollten. Daher das Verweilen der Kimbrer auf der nördlichen Seite des Po. Die Beschuldigung, daß sie nach so vielen bewunderungswürdigen Thaten und Fahrten sich jetzt in den Genüssen der Herrlichkeiten des oberen Italiens gänzlich vergessen hätten, ist ein leeres Gerede.

Inzwischen standen die Teutonen mit ihren Genossen vor den Befestigungen des Marius. Ihre Hoffnung, die Römer würden diesen Consul zurückrufen, so bald Rom, so bald Italien bedroht wäre, ging nicht in Erfüllung. Deßwegen kam Unmuth in ihre Seele und Langeweile nährte den Unmuth. Auch mochten die Lebensmittel nicht im Ueberflusse vorhanden sein. Also fingen sie an allerlei Versuche zu machen, um das römische Heer aus seinen Bollwerken und Verschanzungen herauszubringen. Marius und seine Krieger wurden aufgefordert sich zum offenen Kampfe zu stellen; sie wurden auf jegliche Weise geneckt, verspottet, gehöhnt. Darüber gerieth auch das römische Heer in eine solche Bewegung, daß dem Consul schwer wurde, die gekränkten Krieger im Gehorsam zu erhalten. Er selbst aber hörte mit geheimer Freude die Schmähungen, weil er voraussah, die Teutonen würden übermüthiger und nachlässiger werden, je größer ihre Verachtung gegen ihn und sein Heer würde. Die Teutonen kamen wirklich zu dem Glauben, daß entweder die Macht des Marius gering sei, oder daß das bisherige Unglück unbesiegbare Feigheit über das Heer gebracht habe. In diesem Glauben verliessen sie ihre Stellung, um ihre Brüder in Italien aufzusuchen. Sie zogen nahe am römischen Lager vorüber, nachlässig, ohne Ordnung, die Brust voll von Zorn und Verachtung. Den Römern riefen sie trotzig und muthwillig ent-

gegen: „ob sie vielleicht Briefe nach Rom zu senden hätten? Man sei bereit sie in kurzer Zeit zu bestellen.“

Kaum aber waren sie abgezogen, so verließ auch Marius seine Festungswerke. Er zog auf einem andern Wege den Alpen zu, den Teutonen mehr zur Seite als im Rücken. An dem kleinen Flusse Cänus bei Aquä-Sextiä traf er gleichzeitig mit den Feinden ein und nahm eine Stellung auf einem freien Hügel, während die Teutonen und ihre Genossen sich ohne Ordnung auf beiden Ufern des Flusses hingeworfen hatten. Alsobald kam es zu Streitigkeiten. Der Durst trieb viele Römer zu dem Flusse; die Teutonen und Ambronen warfen dieselben zurück oder erschlugen sie. Das Getümmel erweiterte sich mit jedem Augenblicke. Der Kampf wurde wild und wirr. Die Römer aber blieben im Vortheil, und ein unglückliches Mißverständniß wirkte weiter zum Verderben der Teutonen. Vorzugsweise nämlich waren die Ambronen zum Schlagen gekommen. Diese, entweder um alle Ihrigen herbeizuziehen, oder um sich gegenseitig zum Kampfe zu ermuntern, riefen häufig Worte aus, unter welchen man ihren eigenen Namen, Ambronen, Ambronen, unterschied. Im römischen Heer aber befanden sich gallische Ligurier, die auf den Ausruf antworteten und den Namen Ambronen wiederholten. Da nun die Römer siegreich waren in dem Streite, so entstand in den Teutschen und zuerst in den Frauen der Argwohn, daß die Ambronen als Gallier den römischen Galliern verrätherische Zurufe gemacht hätten. Darüber erhob sich unter ihnen eine wilde Bewegung. Schmerz über die Gefallenen, Scham über den Sieg der feigen und verachteten Römer, Mißtrauen gegen die Bundesgenossen erregten stürmische Auftritte im Lager. Die Nacht verlief in wüster Weise, und dieselbe Nacht wurde von Marius auf das Thätigste benutzt, um für den folgenden Tag die Entscheidung vorzubereiten.

Kaum war der Morgen angebrochen, so stürmten die Teutonen, nüchtern und ermattet, wild und wüst gegen das römische Lager den schlüpferigen Hügel hinauf. Niemand gab Befehle, Niemand leistete Gehorsam. Einen Jeden trieb das glühende Verlangen, die Schmach des gestrigen Tages

Dadurch verloren sie Einheit und Richtung, und die Römer gewannen einen vollständigen Sieg. Die Kimbrer jedoch setzten den Kampf noch männhaft fort, als schon Alles verloren war. Keiner wollte einen solchen Tag überleben, Keiner von einem solchen Tage dem Vaterlande die Kunde bringen. Nur Wenige geriethen in Gefangenschaft, deren Leben den römischen oder ihren eigenen Waffen durch einen grausamen Zufall entrissen war. Und die Frauen theilten die Gesinnung der Männer. Als der Kampf sich dem Lager näherte, in welchem sie sich befanden, stellten sie sich zur Wehr unter die Männer, und riefen in denselben den letzten Rest von Muth und Kraft zum Widerstand auf. Als aber auch dieser letzte Rest verbraucht war, tödteten sie zuerst ihre Kinder, alsdann sich selbst. Sie stießen sich ein Schwert in die Brust; sie erhenkten sich an dem eigenen Haare; sie liessen sich von Pferden schleifen, von Ochsen zertreten, von Wagen zermalmen: sie wählten nach den Umständen jegliche Todesart, um frei aus dem Leben zu scheiden, in welchem sie frei als Töchter und Mütter gestanden hatten.

Das ist die erste Erscheinung teutscher Menschen in der Geschichte. Auf solche Weise wird das teutsche Volk von seinen Feinden eingeführt. Die Kimbrer hatten ihren Untergang gefunden, aber einen Untergang, der nachwirkte. Sie waren nicht umsonst gefallen. Rom jubelte über die Siege; aber mitten im Jubel blickte Niemand ohne Besorgniß nach dem Norden, aus welchem diese gewaltigen Männer, diese hochherzigen Frauen herangezogen waren. Das Gedächtniß an die Ereignisse ist geblieben und dem teutschen Volke für und für zu Gute gekommen. Wenn je in der Folge der Zeit der Name Germanen in die Ohren eines Römers fiel, so ging die Erinnerung an „den Kimbrischen Schrecken" durch seine Seele, und „die Teutische Wuth" ist eine Bezeichnung geworden, welche das römische Reich überlebt hat, welche noch zwölf, noch dreizehn hundert Jahre im Gebrauche geblieben, und niemals über die Lippen eines Fremden gegangen ist ohne ihn zu erschüttern.

5.

Ariovist's Herrschaft in Gallien.

Nach dem Tag in der raudischen Ebene verläuft ein ganzes Menschen-Alter, in welchem von den späteren Schriftstellern über die Stellung und die Verhältnisse der Völker im Norden der Alpen Nichts berichtet wird. Dieses Menschen-Alter war für Rom eine große und stürmische Zeit, eine Zeit von Geist und Blut, innerer Verwirrung und Kämpfe, durch welche Rom mehr und mehr der Knechtschaft entgegen geführt ward. Ein Jeder war zu stark mit sich selbst und mit den Angelegenheiten der Stadt beschäftigt, als daß er sich um ferne Barbaren hätte bekümmern können. Aber ein Krieg von 13, von vielleicht 20 Jahren, in welchem die Kimbrer das südliche Teutschland und fast ganz Gallien in ihre Gewalt gebracht, in welchem sie große römische Heere gänzlich vernichtet und zuletzt selbst den Untergang gefunden hatten, muß Teutschland schweren Verlust wie an Menschen so an Dingen verursacht haben. Auch kann der Untergang der Kimbrer nicht ohne eine starke Erschütterung aller Verhältnisse in Teutschland geblieben sein. Mit Bestimmtheit indeß ist nur Folgendes zu erkennen. Nach dem Untergange der Kimbrer wurde Gallien, wohl nicht ohne große Kämpfe und vieles Blutvergießen, von fremder Herrschaft frei; aber in den gallischen Völkern blieben mächtige Leidenschaften zurück, welche Streitigkeiten und Kriege unter denselben erzeugten. Dagegen blieb Böhmen in der Gewalt suevischer Völker, von welchen die Kimbrer ausgegangen waren, und die vertriebenen Bojen, die ihr Vaterland nicht wieder zu gewinnen vermochten, siedelten sich bei ihren Volksgenossen in den Ländern auf der rechten Seite der Donau an. Auch das Land zwischen dem Main und der Donau, dem Rhein und dem böhmischen Walde blieb in der Hand suevischer Völker, und die Gallier, welche aus diesem Lande mit den Kimbrern nach Gallien gezogen waren, die Helvetier, behielten gleichfalls unter Volksgenossen die hohen Gebirge, mit deren Vertheidigung sie von den Kimbrern beauftragt worden. Endlich wurde das linke Ufer des Ober-Rheines, das Land

zwischen diesem Strom und den Wasgauischen Bergen, wahrscheinlich von suevischen Völkern behauptet; wenigstens waren die Tribocker, Nemeter und Vangionen, die sich hier fortan zeigen, Teutsche, und ohne Zweifel Teutsche suevisches Stammes.

Erst vom Jahre 72 vor Christi Geburt an erscheinen von Neuem teutsche Krieger, von Cäsar Germanen genannt, in der Geschichte. Zwei gallische Völker, die Aeduer und die Sequaner, waren in einen harten Krieg gerathen. Die Aeduer wandten sich um Hülfe an die Römer, die Sequaner an teutsche Völker. Die Römer konnten die Bitte der Aeduer nicht erfüllen; die Sequaner fanden teutsche Männer bereit, sich zu ihnen unter die Waffen zu stellen. Ein suevischer Fürst, Ariovist, ging mit 15,000 kriegslustigen Jünglingen über den Rhein. Bald folgten Andere. Nach und nach sollen sich 120,000 teutsche Krieger in Gallien befunden haben. Vor der Größe, der Stärke und der Tapferkeit dieses Heeres vermochten die Aeduer nicht zu bestehen. In kurzer Zeit sahen sie sich genöthigt, die Sequaner um Schonung zu bitten. Sie gingen alle Bedingungen ein, welche ihre trotzigen Feinde vorzuschreiben für gut fanden. Die Sequaner mißbrauchten den Sieg um so mehr, je weniger sie denselben sich selbst verdankten, sondern lediglich dem Fürsten Ariovist und seinen Genossen.

Aber ihr Stolz wurde bald gebrochen. Es entstanden Zwiste zwischen ihnen, den Sequanern, und Ariovist. Der Grund lag in dem unnatürlichen Verhältnisse, daß die Sequaner ein so großes Heer von Fremdlingen bei sich aufgenommen hatten und die Siege dieser Fremdlinge benutzen wollten, als wären sie Werke ihrer eigenen That und Tugend. Die eigentliche Veranlassung zum wirklichen Ausbruche der Feindseligkeit kennen wir nicht; aber die Sequaner schlossen eine geheime Verbindung mit andern gallischen Völkern gegen die Teutschen. Dem Fürsten Ariovist entging dieses Getreibe keineswegs. Kleinliche Maßregeln verschmähend, traf er große Vorkehrungen, um die Frage über die Herrschaft in Gallien auf Ein Mal zur Entscheidung zu bringen. Er ließ die Verbindung der Gallier sich ungestört entwickeln; er sah

es ruhig an, als sei er getäuscht oder in Furcht, daß die gallischen Völker ihre Macht vereinigten. Plötzlich aber trat er mit seinem ganzen Heere den Feinden entgegen. Bei Amagetobria kam es zur Schlacht. Ariovist gewann einen vollkommenen Sieg. Diesen Sieg verstand er furchtbar zu benutzen: er machte sich zum Herrn und Gebieter in Gallien; die Sequaner mußten ihm ein Dritttheil ihres gesammten Landes abtreten; die übrigen Völker mußten sich zur Zinsbarkeit verstehen, die vornehmsten Männer ihre Kinder als Geissel stellen für ihre Treue und für die richtige Abtragung des Zinses; überdieß legte er Besatzungen in alle Städte der Sequaner; endlich führte er eine strenge Aufsicht über das Leben der Gallier ein und vorzugsweise der Sequaner: Gallier dienten ihm als Späher und Horcher, und durch diese Menschen kamen auch die geringsten Dinge zu seiner Kenntniß. Diese Einrichtung erfüllte Gallien mit Mißtrauen und Argwohn; sie zerstörte jede gesellige Freude, entfremdete die Gemüther von einander und brachte Scheu, Angst und Schrecken in jegliche Seele.

6.

Ariovist's Vertreibung aus Gallien durch Cäsar.

Die Römer hatten Alles aufgeboten, um die Kimbrer zu nöthigen das eroberte Gallien wieder zu verlassen. Um so weniger wollten sie nach der Besiegung der Kimbrer die Gründung einer teutschen Herrschaft in Gallien durch Ariovist geschehen lassen. Da sie aber in dieser Zeit außer Stande waren, große Heere nach Gallien zu senden, so wandten sie im Geheimen alle Künste an, um in den Galliern eine widerspänstige Gesinnung zu erhalten und die Gewalt des teutschen Fürsten zu untergraben.

Zwölf Jahre nach Ariovist's Ankunft in Gallien schlossen Cäsar, Pompejus und Crassus, drei mächtige Männer, verschieden an geistigen und sittlichen Kräften, gleich an Ehrgeiz, Selbstsucht und Herrschlust, eine Verbindung, durch welche sie ein zu frühes Zusammenstoßen mit einander verhüten

wollten: sie ist bekannt unter dem Namen des ersten Triumvirates. Die drei Männer gestanden sich gegenseitig die Verwaltung der Länder der Republik zu, und Niemand wagte ihnen entgegenzutreten. Cäsar ließ sich neben anderen Ländern die Provinz Gallien auf fünf Jahre ertheilen. Hierauf übernahm er für das Jahr 59 vor Christo das Consulat; und kaum hatte er dasselbe übernommen, so suchte er auch mit Ariovist in Verkehr zu treten. Zwischen diesem Fürsten und den Römern ward ein Vertrag abgeschlossen, der viel Schmeichelhaftes für Ariovist enthielt: Ariovist ward als König der Germanen in Gallien anerkannt, als der Freund des römischen Volkes begrüßt, mit reichen Geschenken überhäuft. Für alle diese Freundlichkeiten hatte er Nichts zu leisten, als das Versprechen, die Besitzungen der Römer in Gallien unberührt zu lassen. Cäsars Absicht war, die Aufmerksamkeit des teutschen Fürsten von der römischen Provinz hinweg zu lenken, ihn selbst, seine Macht und seine Entwürfe genau kennen zu lernen.

Inzwischen ward auch unter den gallischen Völkern ein Ereigniß vorbereitet und bald zur Ausführung gebracht, welches wegen des Ausganges und wegen der Folgen von der größten Bedeutung war. Cäsar scheint, wie er sich des Ereignisses geschickt bemächtigt hat, so auch der Urheber desselben gewesen zu sein. Unter den Helvetiern, Theils von Alters her, Theils seit der kimbrischen Zeit in den Hochlanden wohnend, welche wir die Schweiz zu nennen pflegen, war Orgetorix der reichste und vornehmste Mann. Mit demselben setzten sich bedeutende Männer in Gallien, welche die Befreiung ihres Vaterlandes von Ariovist's Joch ersehnten, in Verbindung, um die Hülfe der Helvetier zu erhalten, deren Tapferkeit bewährt und berühmt war. Orgetorix ging ein. Ihm mögen große Dinge verheissen worden sein, ihm selbst vielleicht die Herrschaft in Gallien, seinen Kampfgenossen die Ländereien, welche die Teutschen den Galliern abgedrungen hatten; auch ward ein allgemeiner Aufstand der Gallier versprochen, sobald er mit seinen Helvetiern erscheinen würde. Orgetorix eröffnete seinem Volke die Aussicht in das schöne Gallien: sie könnten nach der Vertreibung der Germanen al-

zumal ihre rauhen Sitze im Gebirge mit den köstlichsten Fluren vertauschen; das Werk werde nicht ein Mal schwierig sein: den vereinten Helvetiern und Galliern würden die Germanen nicht zu widerstehen vermögen, und die Römer, Feinde der Germanen, würden nicht hindern, sondern fördern. Mit solchen Reden gewann er die Helvetier. Er erhielt von denselben die Vollmacht, mit den Galliern zu unterhandeln. Bald aber, ehe Alles verabredet und vorbereitet war, entstand Mißtrauen gegen Orgetorix. Er wurde beschuldigt, daß er nach der Herrschaft strebe und ein Verräther sei an der Freiheit seines Volkes. Vor dieser Beschuldigung tödtete sich Orgetorix um der Schmach einer öffentlichen Bestrafung zu entgehen mit eigener Hand. Durch seinen Tod gerieth Alles in Verwirrung. Den Helvetiern aber waren ihre Sitze im Gebirge verleidet worden; sie konnten Gallien's schöne Fluren nicht vergessen; auch wollten sie ihre Rüstung nicht umsonst gemacht haben. Daher beschlossen sie, das Unternehmen auszuführen, aber auf eine andere Weise. An Statt ein Heer vorauszuschicken um für neue Haushaltungen die Stätte zu erobern und zu bereiten, wollten sie, als ob, was an Geist und Leitung fehlt, durch die Masse zu ersetzen wäre, auswandern mit Weibern, Kindern und aller fahrenden Habe. Auch wurden ihre Nachbaren, Rauracher, Tulinger, Latobriger und Bojen, bewogen Theil zu nehmen. Hierauf verbrannten sie ihre Städte und Dörfer, und zogen abenteuerlich aus, 368,000 Menschen, unter denselben 92,000 streitbare Männer. Es war im Jahr 58 vor Christi Geburt.

Die Auswandernden nahmen ihre Richtung nach Genf, der Stadt der Allobrogen, die noch nicht lange in der Unterwürfigkeit der Römer waren. Bei ihrer Ankunft war Cäsar schon in Genf und machte ihnen Schwierigkeiten wegen des Durchzuges. Sie liessen sich zu Unterhandlungen verleiten. Cäsar hielt sie einige Zeit hin durch zweideutige Reden. Nachdem er aber ein großes Heer zusammengezogen hatte, wies er ihr Verlangen scharf und schnöde zurück, und verbot ihnen, Gallien zu betreten. Die Helvetier wichen vor seiner Macht und seinen Anstalten, aber entschlossen, ihr Ziel

auf einem anderen Wege zu verfolgen. Auch gelang ihnen, durch eine Schlucht des Jura in das Land der Sequaner zu gelangen, ohne von Ariovist aufgehalten zu werden; aber in Gallien erhob sich keine Faust für ihre Sache und für die Sache der gallischen Völker. Ihr langer und schwerfälliger Zug war bei Cäsar's Macht und Nähe wenig geeignet, die Gallier mit Vertrauen, mit Hoffnung zu erfüllen.

Cäsar faßte den Entschluß, die Unglücklichen hart zu züchtigen. Sie zogen dem Arar zu, jetzt die Saone genannt. Cäsar eilte mit seinem Heere diesen Fluß hinauf. Als er sie erreichte, waren schon drei Viertheile über den Fluß gegangen; ein Viertheil befand sich noch auf der linken Seite. Es waren Tiguriner. Bei diesem Namen dachte Cäsar an den Untergang und an die Schande des römischen Heeres unter der Anführung des Consuls Cassius. Also überfiel er die Wehrlosen und richtete sie zu Grunde. Hierauf setzte er über den Fluß. Die erschrockenen Helvetier schickten wegen eines Abkommens zu dem furchtbaren Sieger. An der Spitze der Gesandtschaft stand derselbe Divico, welcher vor 51 Jahren die Schmach des Joches auf jenes römische Heer gebracht hatte. Er war ein Greis; aber der frühere Heldenmuth lebte noch in ihm, und das Unglück seines Volkes hatte seine Seele bitter gemacht. Cäsar forderte Geissel. Ueber diese Forderung vor Schmerz und Zorn außer sich, antwortete der alte Held: „die Helvetier sind gewohnt, Geissel zu empfangen, nicht, zu geben. Das hat Rom erfahren." Mit diesen Worten wandte er dem Sieger stolz den Rücken. Hierauf verfolgte Cäsar die rasch fortziehenden Feinde, bis er sie nach einigen Tagen bei Bibracte zu einer Schlacht nöthigte oder verlockte. In dieser Schlacht bewährten die Helvetier Divico's Gesinnung auf das Glänzendste. Cäsar aber gewann einen neuen vollständigen Sieg. Als die römischen Krieger des Verfolgens und des Gemetzels müde waren, beschloß er, Denen das Leben zu lassen, welche noch am Leben waren und ihn um Schonung anfleheten. Er befahl denselben wieder zurückzukehren in ihre Berge: denn er fürchtete, Germanen möchten sich in denselben festsetzen und Nachbaren der gallischen Provinz werden. Und nicht mehr als 110,000 Men=

schen waren noch vorhanden, welche diesem Befehle zu gehorchen vermochten.

Nunmehr standen Ariovist und Cäsar mit sieggewohnten Heeren neben einander in Gallien. Bald stellten sie sich wider einander. Gallien hatte für Beide keinen Raum und zur Räumung des Landes war weder der Eine geneigt, noch der Andere. Vor 14 Jahren war Ariovist über den Rhein gegangen, ein freier Führer freier Scharen teutscher Jünglinge und Männer; durch seine Thaten und seinen Geist war er in einem großen Lande Herr und König geworden. In seiner Heimath hatte er keine Zukunft mehr; in Gallien richtete sich Alles nach seinem Winke. Seine Krieger konnten nur in Gallien den Lohn für ihre Thaten finden. Cäsar war nach Gallien in der Absicht gekommen, das ganze Land in seine Gewalt zu bringen. Seine Gedanken gingen in das Unermeßliche hinaus, und alle Umstände waren ihm günstig. Die Gallier haßten den König Ariovist mit dem bittersten Haß. In ihrer Leidenschaft hatten sie nur den Einen Wunsch, von diesem harten Herrn befreiet zu werden. Der Entwurf, durch ihre eigene Kraft und die Hülfe der Helvetier ihre Freiheit wieder zu erringen, war zerstört; die rasche Art, mit welcher Cäsar gegen die Helvetier verfahren war, hatte sie mit Angst und Schrecken erfüllt. In ihrer Wehrlosigkeit durften sie nicht wagen, Cäsar's Unwillen gegen sich zu erregen. Das Schlimmste für sie schien eine Verständigung Cäsar's mit Ariovist, ein Krieg zwischen Beiden das Wünschenswertheste zu sein. Es war nicht unwahrscheinlich, daß Beide ihre Macht wider einander zerreiben würden; alsdann mochte es ihnen vielleicht gelingen sich noch ein Mal der Fremden vom Mittage wie vom Morgen her zu entledigen. Als daher Cäsar die Helvetier kaum nach ihren Gebirgen zurückgewiesen hatte, eilten die Fürsten der gallischen Völker herbei um ihm zu dem Sieg über ihre Volksgenossen Glück zu wünschen. Zugleich schilderten sie ihm ihre erduldeten Mißhandlungen, zeigten das ganze Elend ihres Landes, ihre völlige Hülflosigkeit, und fleheten ihn an, sie zu erlösen von solchem Drangsal.

Cäsar gab sich das Ansehen des Beschützers von Gallien

und redete die Sprache des Befreiers vom germanischen Joch. In dieser Eigenschaft schickte er Abgeordnete an Ariovist um ihn zu einer Unterredung einzuladen. Ariovist war mit Rom's Wesen und Weise nicht unbekannt; über Cäsar's Verhältnisse und Bestrebungen war er von Rom aus durch die Feinde dieses Mannes wohl belehrt. Deßwegen hatte er auch schon einen neuen Zuzug kriegslustiger Männer, 24,000 an der Zahl, über den Rhein zu veranstalten gesucht. Cäsar's zweideutige Einladung beleidigte seine stolze Seele. Er wies den Antrag zurück. „Wenn Cäsar Etwas bei ihm suchen wolle, so möge er zu ihm kommen, wie er selbst, in demselben Falle, zu Cäsar gekommen sein würde; übrigens wüßte er nicht, was Cäsar in seinem Gallien zu schaffen hätte.“ Auf diese Antwort ging der Römer von der vertraulichen Rede zu einer feindseligen über. Durch neue Botschafter ließ er dem König Ariovist Undankbarkeit vorwerfen, da er doch von ihm selbst und von dem römischen Volke so viele Wohlthaten empfangen hätte, und stellte folgende Forderungen: „Er solle fortan keine frische Mannschaft über den Rhein kommen lassen, den Aeduern, den Freunden und Brüdern des römischen Volkes, ihre Geisseln zurück geben, den Sequanern die Rückgabe der Geisseln an die Aeduer verstatten, die Aeduer und ihre Bundesgenossen nicht weiter kränken und gegen sie keinen Krieg anfangen.“ Endlich die Drohung: „wenn Ariovist diese Forderung nicht erfülle, so werde er, Cäsar, die Beleidigung der Aeduer und anderer Freunde des römischen Volkes zu rächen nicht versäumen.“ Ariovist erwiderte: „das Recht des Krieges ist, daß die Sieger den Besiegten auflegen, was ihnen gefällt. Das römische Volk giebt den Besiegten Befehle nach eigener Willkühr. Ich schreibe dem römischen Volke nicht vor, wie es sein Recht gebrauchen soll, und will eben so wenig vom römischen Volk in meinem Rechte gehindert werden. Die Aeduer haben das Glück des Krieges gegen mich versucht; sie sind von mir überwunden und mir zinsbar geworden. Cäsar thut Unrecht, mir meine Einkünfte schmälern zu wollen. Den Aeduern werde ich die Geisseln nicht zurückgeben; ich werde aber auch keinen ungerechten Krieg anfangen; nur

müssen sie halten was sie versprochen und den Zins richtig abtragen. Uebrigens hat noch Niemand ohne sein Verderben gegen mich gestritten. Cäsar wird erfahren, was Teutsche vermögen, die seit 14 Jahren von Haus und Herd entfernt gewesen sind."

Mit dieser Antwort zugleich erhielt Cäsar die Nachricht, daß große Scharen in den suevischen Landen bereit wären sich unter Ariovist's glückliche Fahne zu stellen, und daß dieselben nur durch ein teutsches Volk am Rheine, die Ubier, Feinde der Sueven, von dem Uebergang über den Strom abgehalten würden. Sogleich entschloß er sich den teutschen Fürsten zu einer Schlacht zu nöthigen. Er brach rasch auf und bemächtigte sich der Stadt Vesontio, jetzt Besançon, der größten im Lande der Sequaner, sehr fest durch Natur und Kunst. In wenigen Tagen jedoch war es zweifelhaft, ob ihm die Besitznahme dieser Stadt zum Gewinne gereichen würde oder zum Verderben. Die Einwohner und reisende Kaufleute machten den Römern eine so grelle Beschreibung von den Teutschen, von der Größe ihrer Leiber, ihrer Tapferkeit und Waffenfertigkeit, dem Drohen ihrer Geberden und dem Trotz ihrer Augen, daß sie vor dem Gedanken zitterten, einem Kampfe mit solchen Feinden entgegen zu gehen. Cäsar's Freunde kehrten unter irgend einem Vorwande nach Rom zurück. Andere gaben ihren letzten Willen kund. Selbst Diejenigen, welche mit den Wechselfällen des Krieges wohl bekannt waren, wußten ihre Verzagtheit nur mit der vorgeblichen Angst vor schlechten Wegen, großen Wäldern und dem Mangel an Lebensmitteln zu entschuldigen. Endlich sprachen Einige gegen Cäsar selbst die Besorgniß aus, das Heer möge sich dem Abmarsche widersetzen und in Meuterei gerathen. Er aber hielt an alle Führer des Heeres in dem kühnen Geist, in welchem er seine Schlachten schlug, eine Rede, die in Aller Brust nur das einzige Verlangen übrig ließ, die Zufriedenheit des Feldherrn wieder zu gewinnen. Sogleich gab er den Befehl zum Aufbruche. Nach einem ununterbrochenen Marsche von sieben Tagen erhielt er die Nachricht, daß Ariovist nur noch vier bis fünf Meilen nach unserer Messung entfernt sei.

Ariovist war über Cäsar's Raschheit betroffen. Die Verstärkung aus dem Vaterlande war noch nicht eingetroffen. Um Zeit zu gewinnen, schickte er Botschafter an Cäsar: „jetzt da sie sich so nahe wären, sei er zu einer Unterredung bereit." Cäsar nahm den Vorschlag an. Die Unterredung fand auf einem Hügel in der Mitte einer Ebene Statt, gleichweit von beiden Lagern entfernt. Die gallische Sprache diente zur Dollmetschung. Cäsar hielt dem teutschen Fürsten von Neuem die Wohlthaten vor, die er selbst, die der römische Senat ihm erwiesen hätte, und suchte alsdann zu beweisen, daß er sich der Aeduer mit Recht annähme: „zwischen den Römern und den Aeduern bestehe eine alte Bundesgenossenschaft; die Aeduer seien zu allen Zeiten das erste Volk in Gallien gewesen: es sei Grundsatz des römischen Volkes, daß seine Freunde und Bundesgenossen an Gunst, Würde und Ehre wachsen müßten; am Wenigsten aber könne es dulden, daß diesen Freunden und Bundesgenossen entrissen würde, was sie schon vor der Freundschaft des römischen Volkes besessen hätten." Endlich wiederholte er seine Forderungen. Hierauf wiederholte auch Ariovist seine frühere Antwort und erzählte alsdann die Geschichte seiner Ankunft und seines Aufenthaltes in Gallien. Weiter sprach er, Cäsar's Ruhmredigkeit zurückweisend und über die beständige Berufung auf das römische Volk spottend: „die Freundschaft des römischen Volkes muß mir Ansehen und Sicherheit gewähren und keineswegs Schaden bringen. Wenn das römische Volk mir mein Einkommen verkürzet, wenn es mir meine Unterthanen entziehen will, so verbitte ich die Freundschaft des römischen Volkes. Ich bin früher in Gallien gewesen als das römische Volk: denn vor dieser Zeit hat niemals ein Heer des römischen Volkes die Gränzen der Provinz überschritten. Dieses Gallien ist meine Provinz, wie jenes die römische. Die Aeduer mögen vom römischen Senate Brüder genannt worden sein: warum haben denn die Aeduer ihren Brüdern, den Römern, keine Hülfe im letzten Kriege gegen die Allobrogen geleistet? warum haben sie von dem römischen Volke keine Hülfe in ihren Streitigkeiten mit den Sequanern und mit mir selbst erhalten?"

Cäsar hatte genug gehört und den Mann hinlänglich kennen gelernt. Er hatte gesehen, daß Ariovist ein gebildeter, wohl unterrichteter Mann war, der nach festen Grundsätzen verfahre und diese Grundsätze eben so gut zu vertheidigen als in Anwendung zu bringen verstehe. Deßwegen brach er die Unterredung ab, wandte rasch sein Pferd und eilte zu den Seinigen zurück. Sogleich hob der teutsche Feldherr sein Lager auf, umging das feindliche und nahm eine solche Stellung, daß den Römern die Zufuhr abgeschnitten wurde. Nicht ohne Verlegenheit über diese Stellung der Teutschen führte Cäsar sein Heer fünf Tage nach einander aus dem Lager, um seinen Feind zu einer Schlacht zu reizen. Ariovist die Schlacht vermeidend, quälte die Römer täglich durch seine Reiterei. Von sechs Tausend Reitern hatte ein jeder sich aus den schnellsten und gewandtesten Fußgängern einen Mann ausgewählt, der leicht bewaffnet niemals von ihm wich. Wenn die Reiterei einen starken Marsch oder eine schnelle Bewegung zu machen hatte, so griff der Fußgänger in die Mähne des Pferdes und blieb niemals hinter dem Reiter; sobald es aber zum Treffen kam, traten die Fußgänger vor oder zurück und gaben, im Wechsel unterstützend und unterstützt, dem Angriffe Nachdruck, der Vertheidigung Nachhalt. Dieses Doppelheer, dessen Einrichtung Cäsar bei dem römischen Heer einzuführen versucht hat, fügte den Römern großen und mannichfaltigen Schaden zu.

Endlich rückte Cäsar mit höhnender Verwegenheit bis an das Lager der Teutschen vor. Ariovist vermochte die Schlacht nicht länger zu vermeiden. Er stellte sein Heer schnell im Angesichte des Feindes auf. Der Kampf begann mit gleicher Tapferkeit, mit eigenthümlicher Kunst auf beiden Seiten. Die Teutschen hielten den Kampf Trotz Cäsar's überlegener Macht. Ihr linker Flügel wurde zum Weichen gebracht, der rechte drang überwältigend vor. Der Sieg flog herüber und hinüber. Auch scheint es nicht zu einer Entscheidung gekommen zu sein. Cäsar selbst spricht nur deutlich über den Anfang der Schlacht; über den Verlauf, über den Ausgang geht er mit großer Schnelligkeit hinweg. „Von ihrem rechten Flügel her, sagt er, drängten die Feinde unsere Schlachtordnung zurück. Ein

junger Mann aber, Publius Crassus, kam den Bedrängten mit Reiterei zu Hülfe. Dadurch wurde die Schlacht hergestellt; alle Feinde warfen sich in die Flucht und standen vom Fliehen nicht eher ab, als bis sie, in einer Entfernung von ungefähr 50,000 Schritten (10 teutschen Meilen), an den Rhein gekommen waren.“ Weiter kein Wort; kein Wort von der Wagenburg der Teutschen, auf welche sich früher Schutz erflehende Frauen gestellt hatten; kein Wort von Gefangenen oder von dem eigenen Verluste. Deßwegen, und weil ein anderer Schriftsteller bezeugt, Cäsar habe den eingeschlossenen Teutschen den Abzug verstattet, und alsdann die Fliehenden angegriffen, darf wohl angenommen werden, daß eine Unterhandlung eingegangen, daß ein Vertrag zu Stande gekommen sei, und daß Cäsar die Teutschen auf dem Rückzuge nach ihrem Vaterland überfallen und ihnen eine große Niederlage beigebracht habe. Als geschichtliche Wahrheit steht nur fest: Ariovist's Herrschaft in Gallien ging zu Grunde; bei seiner Rückkehr über den Rhein ward er von Cäsar verfolgt; er selbst rettete sich über diesen Fluß; von seinem Heere fanden Viele durch das Schwert der Römer, Viele in den Wellen ihren Tod. Der römische Adler erschien zum ersten Mal an den Ufern des Rheines.

7.

Unterwerfung der Nervier und Aduatiker durch Cajus Julius Cäsar.

In Rom war die Meinung verbreitet, das römische Heer befinde sich in einer gefährlichen Lage. Einen desto tieferen Eindruck machte der Bericht von dem Ausgange des Krieges mit Ariovist. Cäsar hatte in einem Feldzuge zwei Schlachten bestanden und in beiden die feindlichen Heere vernichtet. Nunmehr durfte er von den Ufern des Rheines her, jenes königlichen Stromes im Lande der Germanen, von welchem ein Jeder gehört hatte, von welchem aber Niemand Etwas wußte, sich laut seiner Thaten rühmen. Er selbst jedoch erkannte bald, daß mit Ariovist's Abzug aus Gallien noch nicht

Alles geendigt war. Er befand sich auf einem Boden, der von Teutschen bewohnt wurde. Die Teutschen an der andern Seite des Rheines, suevische Völker, waren schon vor seiner Ankunft in Bewegung gewesen; die Trümmer des geschlagenen Heeres waren zurückgekehrt in ihre Heimath, den Schmerz und das Verlangen nach Rache in der Brust; zu seiner Linken den Rhein hinab bis zum Meer, einen dritten Theil des Landes zwischen dem Rhein und den Pyrenäen füllend, wohnten Teutsche, die belgischen Völker, in uralter Freiheit und Kraft. Wenn er über den Rhein ging um die Sueven in ihrem eigenen Lande zu bekämpfen, so hatte er diese Belgier in seinem Rücken zu fürchten: richtete er seine Waffen wider die Belgier, so konnten die Sueven über den Rhein gehen. Ueberdieß hatten auch die gallischen Völker nördlich von der Seine und Marne, Nachbaren der Belgier, weder von den Kimbrern noch von Ariovist so viel gelitten als die Völker in der Mitte Galliens und mochten leicht zu Entschluß und That fortgerissen werden. Endlich konnte er selbst nicht auf die Völker rechnen, unter welchen er als Befreier aufgetreten war, die Aeduer und Sequaner. Diese Völker hatten schon jetzt empfunden, daß sie der Freiheit, die er ihnen gebracht, nicht froh werden würden. Auf ihre Kosten war der Krieg geführt; ihre junge Mannschaft hatte sich zu dem römischen Heere stellen müssen; auch hatten sie nicht die Absicht gehabt die Herrschaft Ariovist's in seine Hand zu bringen. Nur etwa zu seiner Rechten fand er einen sicheren Anhalt an den Alpen.

Unter solchen Umständen führte Cäsar nach Ariovist's Abzuge, wohl nicht ohne Vertrag, sein Heer aus dem Lande zwischen dem Rhein und den Wasgauischen Bergen nach dem Lande der Sequaner zurück. Dadurch befreiete er die Teutschen, die jenes Land im Besitze hatten, von allen Lasten des Krieges. Und auch in den folgenden Jahren hat er die römischen Truppen von dem oberen Rhein entfernt gehalten, den Bewohnern manche Vortheile durch Handel und Verkehr zugewendet und sie dadurch bewogen, sich während der folgenden Ereignisse ruhig zu verhalten: sie wurden gleichsam eine friedliche Scheide zwischen den Römern und den suevi-

schen Völkern an der andern Seite des Rheines. Dennoch bildete sich auf dem rechten Ufer des Stromes, und durch diesen Umstand mag Cäsar am Meisten zu seinem Verfahren bestimmt worden sein, eine starke Mark zum Schutze des Landes. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die 24,000 Mann, auf deren Ankunft Ariovist vergeblich gehofft hatte, von dieser militarischen Einrichtung den Kern ausgemacht, daß die Trümmer von Ariovist's Heer sich angeschlossen haben, und daß im Fortgange der Zeit die Ergänzung und Erneuerung der nöthigen Mannschaft von vielen suevischen Völkern aufgebracht worden sei. Aber diese Markmannen blieben immer nur mit der Vertheidigung des Vaterlandes betrauet und waren keineswegs zu Angriff und Rache bestimmt. Denn die Sueven mußten um so mehr den Frieden dem Kriege vorziehen, da sie innerhalb zweier Menschen-Alter zuerst durch die Eroberung des Landes, das nunmehr ihre Heimath war, hierauf durch die Fahrten der Kimbrer, zuletzt durch Ariovist's ruhmreiche und unglückliche Unternehmung, ungemein großen Verlust erlitten hatten. Aus dieser Beruhigung der suevischen Völker an beiden Seiten des Ober-Rheines zog Cäsar sogleich und fortdauernd einen nicht zu berechnenden Vortheil.

Schon im nächsten Winter ward im nördlichen Gallien ein großes Völker-Bündniß geschlossen zur Vertheidigung der Freiheit. Fünfzehn belgische und gallische Völker, zwischen der Marne und Seine, dem Meer und dem Rheine, kamen überein, daß sie um Cäsar's Absichten zu vereiteln ein Heer von 300,000 Mann ins Feld stellen wollten. Zwischen den Belgiern und den Galliern, Feinden von Alters her, konnte freilich keine dauernde Gemeinschaft bestehen; auch waren die gallischen Völker eifersüchtig auf einander wegen des Ranges, den sie behaupten zu müssen glaubten, und die Remier weigerten sich, weil ihr Land dem ersten Angriff ausgesetzt war, dem Bunde beizutreten. Dennoch hätte die Verbindung für Cäsar höchst gefährlich werden können, wenn er einen Einfall der suevischen Völker in Gallien zu befürchten gehabt hätte. Hierüber beruhigt, vermehrte er im Winter seine Macht bis zu acht Legionen, verstärkte sie durch die Kräfte gallischer

Völker, und führte, kaum aus Rom zurückgekehrt und von den Remiern gewarnt, sein Heer gegen den Frühling an die belgische Gränze. Die Remier, deren Hauptstadt Bibrax von den Bundesgenossen belagert wurde, schlossen ein Bündniß mit ihm, öffneten ihm ihr Land und gewährten, was er verlangte. Cäsar nahm in der Nähe seiner Feinde eine drohende Stellung, vermied eine Schlacht, brachte ihnen im kleinen Kriege Verlust und Schaden bei, und pflegte im Geheimen die Keime des Verderbens in dem Bündnisse. Bald entstanden Uneinigkeiten, bald Auflösung. Die unzufriedenen Bellovaken erhielten die Nachricht, Aeduer seien in ihr Land eingefallen; sie verliessen daher das Heer um den eigenen Herd zu vertheidigen; das ganze Heer folgte diesem Beispiele. Der Aufbruch geschah mit solcher Uebereilung, daß der Abzug sich bald in eine Flucht verwandelte, und daß die Fliehenden sich ohne Widerstand von der römischen Reiterei zu Boden schlagen liessen. Cäsar führte sein Heer rasch in die gallischen Länder. Er begegnete nirgends bewaffneten Männern, überall nur Schonung erflehenden Greisen, Weibern und Kindern. Die Männer standen hinter den Flehenden und versprachen was Cäsar verlangte. Vor Allem legten sie ihm in demüthigem Schweigen ihre Waffen zu Füßen.

Ueber dieses feige Aufgeben der höchsten Güter des Lebens wurden die Nervier von dem tiefsten Zorn ergriffen. Ein kleines teutsches Volk im Norden der Ardennen, zwischen der Maas und der Sambre, alter Sitten-Einfalt treu ergeben, allem Fremden abgeneigt, jeglichem verfeinerten Genusse fremd, beschlossen sie einmüthiglich, als freie Männer zu leben oder als freie Männer zu sterben. Ohne zu zaudern, ohne zu rechnen zogen sie mit ihrer ganzen wehrhaften Mannschaft an die Gränze ihres Landes. Von ihrer Begeisterung fortgerissen stellten sich ihre Nachbaren, die Atrebaten und Wehrmandur, zu ihnen. Auch die Aduatiker wollten nicht fehlen. Die Nervier selbst zogen aus, 60,000 Mann stark. Vor je 100 derselben stand Einer der Aeltesten des Volkes. Die Leitung des Ganzen hatte ihr Fürst, mit verstümmeltem Namen von Cäsar Boduognat genannt. An der Sambre erwarteten sie auf einem waldigen Hügel die Ankunft des rö-

mischen Heeres, für welches Cäsar an der andern Seite des Flusses gleichfalls einen Hügel zum Lagerplatz ausersehen hatte. Und kaum war ein Theil des Heeres eingetroffen und der Anfang zu der Befestigung des Lagers gemacht worden, da drangen die Nervier mit solchem Ungestüme den Hügel herab, durch den Fluß hindurch, den feindlichen Hügel hinauf, daß die Römer in die größte Verwirrung geriethen, zum Theil in unaufhaltbare Flucht. In keiner Schlacht vielleicht hat Cäsar eine solche Besonnenheit gezeigt und eine solche Gewalt über die Menschen bewährt. Feldherr und Soldat zugleich entriß er Einem der hintersten Krieger den Schild, stellte sich in die vorderste Reihe und hielt durch That und Wort den ungeheueren Kampf so lange, daß die anrückenden Legionen sich in guter Ordnung aufzustellen vermochten. Die Nervier hatten dem Geist und der Kunst des römischen Feldherrn, sie hatten der Kriegserfahrenheit des römischen Soldaten Nichts einzusetzen als ihren Willen, den Tag der verlorenen Freiheit nicht zu überleben; und dieser Wille stand in der Stunde der Ermattung und der Verzweifelung noch eben so fest als an dem Tag ihres Gelübdes. Die erste Reihe sank in den Tod: die zweite trat auf die Leichen und hielt den Streit. Auch die zweite Reihe sank, und die dritte; die Leichen häuften sich zu Hügeln: immer trat die folgende Reihe auf die Gefallenen und kämpfte mit gleicher Entschlossenheit den unglückseligen Kampf weiter hinaus. So fielen sie allzumal bis auf eine kleine Zahl. Ihre Niederlage war vollkommen, aber ehrenwerth. Auch ist ihr Tod nicht ohne Nutzen für das teutsche Volk geblieben. Sie hatten durch ihren Untergang den Römern und der Welt bewiesen, daß die Germanen zu streiten und zu fallen verstanden, wie die Kimbrer gestritten hatten und gefallen waren.

Vor ihrem Auszuge hatten die Nervier ihre Greise, ihre Frauen und Kinder in Sümpfen und Wäldern in Sicherheit gebracht. Als die Nachricht von dem Untergang ihrer Vertheidiger zu diesen Wehrlosen kam, erkannten sie ihre Hülflosigkeit. In ihrem Jammer schickten sie Abgeordnete an den Sieger, um ihm ihr ungeheueres Unglück vorzustellen. Von 60,000 Männern, sagten sie, welche in die Schlacht gegan-

gen, seien kaum 500 am Leben geblieben, von 600 Führern nur 3. Auf diese Vorstellung versprach Cäsar ihnen Schutz und Sicherheit. Er ließ sie heimkehren in ihre Wohnung. Aber erschüttert war er nicht, dieser Mann. An Geist, Verstand und Witz stand er hoch unter seinen Zeitgenossen: sein Herz war ausgebrannt durch die Flamme der Ehrsucht. Welchen geringen Eindruck die Todes-Weihe der Nervier auf ihn gemacht hatte, bewies er unmittelbar nach dem Vorgange durch sein Verfahren gegen die Aduatiker. Von diesem kleinen Volke, durch Tapferkeit und Gesinnung ausgezeichnet, ging die Sage, daß sie die Nachkommen von 6000 Kimbrer, welche bei der Fahrt ihrer Genossen nach Italien am Rheine zum Schutze des Gepäckes zurückgeblieben wären. Sie waren ausgezogen, als die Nervier ins Feld gingen, waren aber vor dem großen Tage der Entscheidung nicht eingetroffen. Auf die Nachricht von dem Untergang ihrer Eidgenossen kehrten sie heim und begaben sich mit Allem was sie fortzubringen vermochten in die Felsenburg ihres Landes. Wenige Tage später erschien das römische Heer vor der Burg. Als die Aduatiker die kurzen Gestalten der Römer erblickten, vermochten sie das Lachen nicht zu unterdrücken; sobald sie jedoch die Werke sahen, die Cäsar erbauen ließ, erkannten sie die Ueberlegenheit des Geistes in den kleinen Leibern. Sie erboten sich zur Unterwerfung. Cäsar verlangte die Auslieferung der Waffen. Sie gaben die Waffen hin. Darüber kam es zu Mißverständnissen und Reibungen. Die Aduatiker fühlten, daß Cäsar sie arglistig zu hintergehen suchte. Unmuthsvoll brachen sie aus der Burg heraus. In einem nächtlichen Kampfe fielen 40,000 Mann. Alsdann rückte Cäsar vor die wehrlose Stadt, ließ die Thore erbrechen und nahm sie ohne Widerstand zu finden in Besitz. Hierauf verkaufte er die Menschen in der Stadt in Masse als Sklaven. Die Sklavenhändler geben die Zahl der Köpfe auf 53,000 an.

8.

Niederlage der Usipeten und der Tenchterer.

Cäsar's Grundsatz war: Unterwerfung durch Schrecken. Dieser Grundsatz schien sich zu bewähren. Die Niederlage der Helvetier, die Flucht des Ariovist, die Todes-Weihe der Nervier, der Untergang der Aduatiker, alle Ereignisse predigten die Lehre: Niemand widersetze sich den Römern, als zu seinem Verderben. Wirklich schickten alle Völker Gesandtschaften um ihre Unterwerfung anzubieten. Vor einer einzigen Legion, die Cäsar in die Küstenländer gesendet hatte, beugten sich in Demuth alle Fürsten und Völker, bei welchen sie erschien. Daher mochte er wohl glauben, ganz Belgien sei beruhigt oder eingeschüchtert und gelähmt. Aber nur die Flamme war gedämpft, das Feuer nicht gelöscht. Schon im folgenden Jahre, 56 vor Christo, kam es unter den Völkern im nördlichen Belgien zu neuen Bewegungen. Durch eine vorsichtige Vertheilung seines Heeres verhütete zwar Cäsar die Vereinigung dieser Völker; zwei derselben aber, die Moriner an dem Gestade des Meeres und die Menapier am Rhein, unterhalb des Einflusses der Lippe, beharrten in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Römer. Cäsar zog noch im Herbste des Jahres wider die Moriner. Diese vermieden jede Schlacht, verbargen sich und das Ihrige in Wäldern und Sümpfen, und suchten den Römern durch Abschneidung der Lebensmittel, durch Ueberfall, wie immer, Schaden und Verlust beizubringen. Cäsar's Kunst war zu Ende. Er suchte den Feind überall, fand ihn überall und sah ihn nirgends. Er durchzog das Land, Weiler und Dörfer zerstörend; aber sein Heer mußte büßen für solchen Frevel. In seinem Zorne befahl er, mit Axt und Feuer zu verfahren; bald jedoch erkannte er das Vergebliche auch dieses Versuches und mußte im Anfange des Winters das Land verlassen ohne das Mindeste erreicht zu haben. Inzwischen scheint sich das andere Volk, die Menapier, an ihre Volksgenossen auf dem rechten Rhein-Ufer um Hülfe gewandt zu haben.

Zwei teutsche Völker, die Usipeten und die Tenchterer, gingen im Winter über den Rhein und sandten ihre Reiterei

über die Maas um weithin Veranlassung zum Aufstande zu geben. Deßwegen führte Cäsar sein Heer mitten im Winter ins Feld. Er ging zwischen der Maas und dem Rheine hinab und erschien so plötzlich im Lande der Menapier, daß den Usipeten und Tenchterern nicht möglich war ihre Reiterei zurück zu rufen. Sie suchten durch Unterhandlungen mit Cäsar Zeit zu gewinnen. Eine Gesandtschaft gab vor, sie seien durch Sueven vertrieben und suchten nothgedrungen neue Wohnsitze; Cäsar möge sie ruhig wohnen lassen: sie würden ihm und dem römischen Volke nützliche Freunde sein. Cäsar erwiderte: sie möchten über den Rhein zurück in das Land der Ubier gehen; von diesen sei er so eben um Hülfe gegen die Sueven ersucht worden. Die Gesandten erklärten, sie wollten den Vorschlag den Ihrigen mittheilen und in dreien Tagen den Entschluß überbringen; inzwischen möchte er nicht weiter vorgehen. Cäsar versprach, beschleunigte aber seinen Marsch so sehr, daß er dem teutschen Heere bis auf dritthalb Meilen nahe kam. Die Teutschen, über diese Annäherung bestürzet, schickten eine neue Gesandtschaft: Cäsar möge doch Halt machen; sie selbst wollten Abgeordnete an die Ubier senden; in dreien Tagen könnten dieselben zurück sein. Cäsar erwiderte: eine Meile müsse er noch vorwärts gehen, um Trinkwasser zu haben; weiter wolle er nicht; am anderen Morgen möchten sie so zahlreich als möglich wieder erscheinen, um seinen Entschluß zu vernehmen.

An demselben Tage aber stieß römische Reiterei, vor dem Fußvolke herziehend, auf teutsche Reiterei. Es kam zu einem Kampfe. Die Teutschen sollen den Angriff gemacht haben. Da aber die Römer 5,000 Mann stark waren, die Teutschen nur 800, und da die Römer den Kampf zu beschleunigen, die Teutschen zu verzögern suchten: so erregt diese Angabe gerechtes Mißtrauen. Jedes Falles drangen die Teutschen mit solchem Ungestüm auf die Römer ein, daß diese in Angst und Verwirrung geriethen. Als sie dennoch sich zu stellen versuchten, sprang ein Theil der Teutschen von ihren Pferden, stürzte sich unter die Feinde und verwundete die Pferde tödtlich von unten auf mit solcher Sicherheit, daß sie sogleich hinsanken und mit ihnen die Reiter. Dieser Vorgang verstärkte

den Schrecken der Römer: sie warfen sich in die Flucht, bis sie sich in dem Schutze der Legionen erblickten. 74 Römer hatten ihren Tod gefunden.

Die Römer in Cäsar's Heer konnten ihr Erstaunen nicht unterdrücken; die Gallier schienen nur Freude zu empfinden. Um so mehr war dem römischen Feldherrn daran gelegen, den Sieg der teutschen Reiterei nicht als ein Werk ihrer Tapferkeit und Gewandtheit, sondern als ein Werk der Treulosigkeit darzustellen, welche Rache forderte. Die Usipeten und Tenchterer hingegen sahen das Ereigniß an wie ein zufälliges Mißverständniß. Um dasselbe aufzuklären und um zugleich Cäsar's Entscheidung zu vernehmen, erschienen am andern Morgen ihre Fürsten und Aeltesten arglos im römischen Lager. Cäsar nahm diese Männer sämmtlich gefangen und brach sogleich mit seinem ganzen Heer auf, um das teutsche Heer zu überfallen. Die teutschen Krieger waren in ihrem Lager in der größten Sicherheit. Sie vermochten bei Cäsar's Erscheinung weder die Waffen anzulegen, noch irgend eine Vereinbarung zu treffen. Also entstand eine große und allgemeine Verwirrung. Während einige Männer sich zum Kampf aufzustellen versuchten, warfen sich andere mit den Weibern und Kindern in die Flucht. Diesen Flüchtlingen sandte Cäsar dieselbe Reiterei nach, die am Tage zuvor so schmachvoll geflohen war, damit sie ihre Schande in dem Blute der Unglücklichen austilgen möchten. Durch das Geheul und das Wehegeschrei der Weiber und Kinder wurde die Verwirrung unter den Männern allgemein. Bald waren auch sie auf der Flucht. Cäsar ließ sie ununterbrochen verfolgen bis in den Winkel, welchen die Trennung der Waal vom Rheine bildet. Diejenigen, welche den Strom hier erreichten, stürzten sich in ihrer Verzweifelung hinein und fanden größtes Theiles ihren Tod. Außer der Reiterei, welche früher über die Maas gesendet war, entgingen nur Wenige dem Verderben. Das Schicksal der Fürsten und Aeltesten aber ist unbekannt; sie verlieren sich im römischen Lager.

Cäsar giebt die Zahl der Feinde, welche er auf diese Weise bezwang, Weiber und Kinder eingeschlossen, auf 430,000 Köpfe an; und aus seiner Erzählung geht hervor, daß diese

Menschen **zum größten** Theil umgekommen sind. Mit Ruhe, mit Kälte, **setzt er** hinzu: in seinem Heere habe er nicht einen einzigen **Todten** gehabt und nur wenig Verwundete.

9.

Empörung der unterjochten, Unterjochung der freien teutschen Völker auf der linken Seite des Rheines.

Cäsar's Thaten in den Kriegen gegen die gallischen und die **teutschen Völker** kennen wir fast nur aus seiner eigenen **Beschreibung**, **sein** Verfahren gegen diese Völker nur aus seinem **eigenen Bericht**. Unter den Gründen, die ihn zu der Darstellung **der** Begebenheiten bewogen haben, ist der Wunsch sich vor **Welt** und Nachwelt zu rechtfertigen nicht der geringste gewesen. Was nicht zu seiner Ehre zu sein schien, hat er bald verschwiegen, bald verschleiert, bald verstümmelt, oder durch Verschiebung der Verhältnisse und durch Vermischung verschiedenartiger Dinge unerkennbar gemacht, Alles mit der größten Einfachheit der Rede und mit der höchsten Unbefangenheit seines Gemüthes als habe er ein vollkommen gutes Gewissen und kein Urtheil zu fürchten weder von seinen Zeitgenossen noch von späteren Geschlechtern. Aber er ist dem harten Tadel seiner Zeitgenossen nicht entgangen. Cato, ein Mann, welchem die Tugend kein leerer Namen war und die Grundsätze der Sittlichkeit kein eitler Wortkram, machte im Senate zu Rom den Antrag, den siegreichen Cäsar an die Barbarer auszuliefern, damit der Zorn der Götter über das Verfahren desselben von der ewigen Stadt abgewendet werden möchte. Es fehlte nicht an Senatoren, die einem solchen Antrag ihre Zustimmung gaben. Durch die größere Zahl indeß wurde derselbe verworfen; dagegen ward ein Dankfest beschlossen für Cäsar's neue Siege. Um so weniger hat der späte Geschichtschreiber der Teutschen nöthig den großen Imperator zu schonen; vielmehr darf derselbe sein verwerfendes Urtheil scharf und hart aussprechen, damit die Gewaltigen der Erde nicht auch das Einzige verachten lernen, wovor sie vielleicht **noch** einige Scheu haben: den Fluch der Nachwelt,

wesen war. Angeführt von ihren Fürsten Ambiorix und Kativolk erhoben sie sich wie Ein Mann und griffen das Lager an, in welchem zu Aduatika eine Legion und fünf Kohorten unter den Legaten Sabinus und Cotta zu überwintern gedachten. Zwar gelang ihnen nicht dieses Lager im Sturm zu erobern; aber sie setzten die Römer in eine solche Angst, daß sie an der Vertheidigung desselben verzweifelten. Ambiorix wollte ihnen einen freien Abzug verstatten. Die Legaten weigerten sich einen solchen Vorschlag von Empörern anzunehmen. Dennoch verliessen sie in ihrer Noth das Lager um andere Legionen aufzusuchen; und nun wurden sie von den Eburonen in einem engen Thal angefallen, nach einem langen und schweren Kampfe gänzlich vernichtet. Sabinus wurde mit seinen Centurionen niedergemacht, als er sich dem Ambiorix zu nahen suchte ohne die Waffen abgelegt zu haben; Cotta sank in den Tod mit dem Schwert in der Faust. Die Soldaten flohen in das Lager zurück, setzten in demselben den Kampf fort bis zum Abend und starben sämmtlich in der Nacht durch eigene Hand. Nur sehr Wenige retteten sich durch Zufall und Flucht. Alsobald durchflog Ambiorix mit seiner Reiterei das Land der Aduatiker und der Nervier, überall mit Begeisterung den Tag der Freiheit und der Rache verkündigend. Die Aduatiker ergriffen die Waffen, die Nervier erhoben sich allzumal. In dem Lande der Nervier stand eine Legion unter dem Legaten Quintus Cicero. Gegen dieses Lager richteten sie ihre Waffen. Ihr erster Angriff mißlang; sie sahen sich genöthigt zu des Lagers Belagerung. Sie betrieben dieselbe mit der höchsten Anstrengung, nicht ohne Kunst. So wie sie aber den römischen Legaten zum Abzuge weder zu zwingen noch zu verlocken vermochten, so zerschellte auch all' ihre Anstrengung an den römischen Werken und all' ihre Kunst an Cicero's Besonnenheit. Endlich gelang es diesem Manne durch einen verrätherischen Nervier, Vertich genannt, Nachricht von seiner Bedrängniß an Cäsar gelangen zu lassen. Sogleich eilte Cäsar mit drei Legionen in Gewalt-Märschen nach dem Lande der Nervier: eine dieser Legionen jedoch ließ er unterwegs zu Samarobriva unter seinem Legaten Crassus zurück zum Schutze alles Gepäckes und

aller Vorräthe, zur Bewachung aller Urkunden und aller Geissel. Die Nervier, sobald sie von dem Zuge des römischen Feldherrn Kunde erhielten, hoben die Belagerung auf um ihm entgegen zu gehen. Sie nahmen eine so vortheilhafte Stellung, daß sie auf die Vernichtung des römischen Heeres rechnen zu dürfen glaubten. Cäsar aber durch den Verräther Vertich gewarnt schlug, über Cicero's Schicksal nunmehr beruhigt, ein Lager auf, den Feinden gegenüber, und befestigte dasselbe mit jeglicher Kunst. Die Nervier, voll von Schmerz und Zorn, verliessen ihre Stellung um Cäsar's Lager anzugreifen. Cäsar brachte ihnen durch seine ruhige Haltung die Meinung bei, daß er und seine Römer von Schrecken und Furcht ergriffen, einen Kampf wider sie zu bestehen weder wagten noch vermöchten. In diesem Glauben wurden sie nachlässig und übermüthig. Und als alle Ordnung verschwunden war, stürzten plötzlich die römischen Legionen hervor und drangen, geschlossene Massen, mit solchem Ungestüm in die wirren Haufen ein, daß dieselben nur durch wilde Flucht die Rettung ihres Lebens zu finden hofften. Cäsar kam siegreich zu Cicero's Lager, fand dasselbe jedoch angefüllt mit Blut und Zerstörung.

Zu derselbigen Zeit, da diese Dinge sich ereigneten, ging auch Induciomar mit der Macht der Trierer ins Feld um ein drittes Lager der Römer anzugreifen. Dasselbe stand nahe an der Gränze und wurde von dem Legaten Labienus befehligt. Auf dem Marsch erhielt Induciomar die Nachricht von Cäsar's Sieg über die Nervier. Daher gab er sein Unternehmen auf und ging zurück. Da aber Cäsar nicht im Stande war, ihn selbst und die Trierer zu züchtigen, so verfolgte er seinen alten Gedanken auf's Neue. Er reizte durch geheime Botschaft die Völker ringsher zum Aufstand und traf jegliche Vorkehrung. Selbst an der andern Seite des Rheines suchte er, obwohl vergeblich, Unterstützung. Endlich berief er alle waffenfähigen Männer seines Landes zu einer Versammlung. Vor derselben klagte er seinen Eidam Cingetorix öffentlich der Verrätherei wider das Vaterland an, und die Versammlung erklärte denselben für schuldig. Hierauf wurde der Krieg beschlossen. Induciomar erschien bald vor Labienus' Lager.

Vor dem Lager aber fand er auf eine geheimnißvolle Weise seinen Tod. Labienus ließ seine ganze Reiterei einen überraschenden Ausfall machen mit dem bestimmten Befehle sich lediglich auf den Induciomar zu werfen und keinen Feind zu verwunden ehe nicht dieser Fürst getödtet worden; und er wurde getödtet. Eine so hohe Meinung hatten Labienus und Cäsar von Induciomar, daß sie annahmen, dieser Mann allein sei mehr zu fürchten als das ganze feindliche Heer. Nicht irrthümlich. Als Induciomar's Kopf dem römischen Legaten zu Füßen gelegt war, entfernte sich das Heer der Trierer, lös'te sich auf, und ihr ganzes Unternehmen war vereitelt.

Aber das Volk der Trierer kam bald zur Besonnenheit und zu den Grundsätzen zurück, welche ihren gefallenen Fürsten beseelt hatten. In allen teutschen Völkern ringsher war dieselbe Gesinnung. Selbst die Völker auf der rechten Seite des Rheines schienen mehr als zuvor geneigt, kriegerische Mannschaften über diesen Strom zu senden. Das Uebelste aber war, jetzt wie früher, daß die Völker einzeln strebten und rangen, bis sie, einzeln erschöpft und gebrochen, zuletzt Alle aufgeben mußten was nur gemeinschaftlich zu retten war.

Gegen den Anfang des Frühlings, im Jahre 53 v. Chr., hatte Cäsar eine unerhörte Macht von zehn Legionen, vermehrt, vielleicht verdoppelt durch die Hülfstruppen der gallischen Völker, besonders durch eine zahlreiche Reiterei, um sich vereinigt. Weil aber der Geist der Freiheit in den Eburonen und den Trierern am Lebendigsten zu sein schien, so beschloß er diese beiden Völker zuvörderst abzuschneiden und die Kraft der andern Völker ringsher gänzlich zu brechen. Er eilte mit vier Legionen in das Land der Nervier und deren Nachbaren. Die Nervier enthielten sich der Waffen und erwarteten ihr Geschick. Cäsar gab das Land seinen Soldaten Preis zu Plünderung, Schändung, Brand, Mord und jeglicher Mißhandlung. Die benachbarten Völker, ein solches Schicksal vor Augen, gaben verloren. Sie unterwarfen sich dem Sieger und erduldeten was derselbe ihnen aufzulegen für gut fand.

Nach diesen Thaten übergab Cäsar allen Troß seines Heeres seinem Legaten Labienus, und ließ demselben zum Schutz und zur Vertheidigung so vieler Güter drei Legionen zurück; er selbst zog mit fünf Legionen, leicht bewaffnet und ohne Gepäck, den Rhein hinab nach dem Lande der Menapier. In drei Säulen brach er ein und stürmte hindurch. Die Menapier suchten Schutz in Wäldern und Sümpfen, um die Römer im kleinen Kriege zu ermüden. Da aber Cäsar allen Troß zurückgelassen hatte, so blieben ihre Anstrengungen ohne Erfolg. Die Römer richteten durch Feuer und Schwert schauderhafte Verwüstungen an, und die Menapier sahen sich bald in die Nothwendigkeit versetzt vor dem Sieger den Nacken zu beugen.

Inzwischen waren die Trierer in's Feld gezogen. Sie hatten ihre Richtung abermals nach dem römischen Lager genommen, das unter Labienus im Lande der Remier stand. Labienus war ihnen mit zwei Legionen entgegen gegangen, hatte sie zu einem Gefechte gebracht und zum Rückzuge genöthigt. Zu derselbigen Zeit kehrte Cäsar von seiner Fahrt gegen die Menapier zurück. Dieser Umstand zerstörte alle Entwürfe der Trierer; sie konnten sich der Unterwerfung nicht länger entziehen. Induciomar's Verwandte und Freunde verliessen ihr Vaterland und suchten eine Zuflucht auf der rechten Seite des Rheines; das übrige Volk erwartete schweigend und mit Ergebung die Anordnung des Siegers. Cäsar ließ seinem Legaten Labienus die Ehre die Stadt Trier zu besetzen. Durch denselben wurde Cingetorix mit der fürstlichen Gewalt in seinem Volk unter Rom's Hoheit bekleidet. Den Trierern blieben von dem alten Vaterlande nur die Fluren, die Mauern und die Erinnerung an die Freiheit der Väter.

Unter solchen Ereignissen hatte Cäsar die teutschen Völker bis zum Rheine besiegt. Nur die Eburonen waren noch frei; ihr Fürst Ambiorix lebte noch und erfreuete sich des höchsten Ansehens in seinem Volk. Aber dieses Volkes und seines Fürsten Verhältnisse zu Cäsar sind dunkel. An den letzten Kämpfen hatten die Eburonen keinen Theil genommen; selbst den Nerviern, die zuerst auf Ambiorix' Ruf auf-

gestanden waren, hatten sie keine Hülfe geleistet. Es scheint daher, daß die Eburonen, wie andere benachbarte Völker, Botschaft an Cäsar gesendet hatten um ihre Unterwerfung anzubieten, und daß dieses Anerbieten von Cäsar angenommen worden sei. Die Lage der Dinge und die folgenden Begebenheiten zeugen für diese Vermuthung. Cäsar nämlich schlug eine zweite Brücke über den Rhein und führte sein Heer noch ein Mal über diesen Strom aus dem Lande der Trierer in das Land der Ubier. Zu einem solchen Unternehmen ist in der Stellung der Völker auf der rechten Seite des Rheines weder ein Grund noch eine Veranlassung aufzufinden. Auch verweilte er wiederum nur eine kurze Zeit auf dem rechten Ufer, kam nicht über die Gränze des Landes der Ubier heraus und trat abermals den Rückzug an wie erschreckt durch mährchenhafte Nachrichten von den Sueven. In der größten Stille ging er wieder über den Rhein und nahm seinen Marsch mit der äußersten Schnelligkeit nach dem Lande der Eburonen. Er schickte seine ganze Reiterei mit dem Befehle voraus, zu verhüten, daß ihre Annäherung bekannt würde. In der That erschienen die Römer überall unerwartet. Das Volk ward in seinen gewöhnlichen Arbeiten und Geschäften zu Hause und auf dem Felde überrascht. In derselben friedlichen Weise lebte auch Ambiorix im Ardenner Walde, nur von einigen Freunden und Getreuen umgeben. Römische Reiter kamen unbemerkt bis zu seiner Wohnung. Seine Getreuen aber vertheidigten den Eingang des Hauses; er selbst warf sich auf ein Pferd und fand leicht eine Zuflucht in dem befreundeten Wald. Und kaum war er in Sicherheit, so ließ er unter seinem Volke verkünden: jetzt sei an keinen Widerstand zu denken; ein Jeder möge sein eigenes Heil berathen. Auf dieses Wort floh von den Eburonen, wer zu fliehen vermochte; wen aber die Nothwendigkeit zwang im Lande zu bleiben, der verbarg sich, seine Theueren und seine Habe so gut er konnte. Der andere Fürst der Eburonen aber, Catiuolk, ein Mann von hohem Alter, vermochte den Anblick solches Jammers nicht zu ertragen. Damit seine grauen Haare nicht geschändet würden durch einen so harten Sieger, endete er selbst sein Leben ein freier Mann.

Cäsar aber ließ alles Fuhrwerk, alles Gepäck und Geräth nach Aduatika bringen und durchzog selbst mit neun Legionen, in drei Säulen getheilt, das Land. Nichts wurde geschont, die Thiere so wenig als die Menschen, die Saaten so wenig als die Gebäude. Aber er ermüdete bald über diesen Gräuel, der zu Nichts führte. Wenn er seine Soldaten in kriegerischer Weise zusammen hielt, so stellte sich Niemand zum Kampfe; wenn er die Ordnungen auflös'te und die Krieger in kleinen Haufen entsandte, so erlitt er oft empfindlichen Verlust. Daher ließ er durch die benachbarten Völker einen Aufruf ergehen zur Plünderung oder Erwerbung im Lande der Eburonen. Auf diesen Ruf zog armes Volk von allen Seiten wie Raubvögel heran, um sich zu sättigen an der dargebotenen Beute. Er selbst, Cäsar, kehrte, ehe er die Wirkung seines Aufrufes gesehen hatte, rasch nach Aduatika zurück, wo Cicero alle Schätze und alle Habe des Feldherrn und des Heeres zu beschützen beauftragt war.

Es war hohe Zeit. Während er selbst das Eigenthum unglücklicher Menschen fremdem Gesindel zum Raube darbot, wäre der Raub Belgien's einem ehrlichen Feinde beinahe zur Beute geworden. 2,000 Reiter aus dem Volke der Sigambrer erschienen unbemerkt vor Cicero's Lager. An demselben Tage hatte dieser Feldherr die ganze Legion ausgesendet um Lebensmittel herbeizuschaffen; nur eine Cohorte war bei ihm geblieben. Da den teutschen Reitern dieser Umstand nicht bekannt war, so unternahmen sie keinen ernsten Angriff, sondern sprengten nur an das Thor hinan und umschwärmten das Lager zur Verhöhnung der Römer. Inzwischen kehrte die Legion zurück und erschrak bei dem Anblicke feindlicher Reiterei. Sie machte Halt. Die sigambrischen Reiter, gleichfalls erschrocken bei dem Anblicke der Römer, liessen alsobald ab von dem Lager und stellten sich zusammen. Als sie nun die kleine Masse der Römer übersehen konnten, machten sie auf dieselben einen furchtbaren Angriff. Der größte Theil der römischen Legion fiel unter dem Schwerte der Teutschen; nur ein kleiner Rest entkam zu dem Lager, Angstvolle zu Angstvollen. Alle erwarteten einen Sturm. Die teutschen Reiter aber erschienen nicht wieder.

Kaum nämlich war das Gefecht gegen Abend geendigt worden, so hatten sie die Annäherung des Ober-Feldherrn der Römer erfahren und vor diesem und seinem Heere war ihnen nur das Ausweichen übrig geblieben. Mit dem Einbruche der Nacht traf Cäsar ein. Die Verwirrung, die Angst, die Bestürzung im Lager war so groß, daß man sich weigerte die Thore zu öffnen. Da man nicht wußte woher die teutschen Reiter gekommen waren, so war die Besorgniß entstanden, Cäsar's Unternehmen möge mißlungen, er selbst umgekommen sein, und nun erschienen die Sieger vor dem Lager, um sich des Lohnes für ihre Arbeit zu bemeistern. An Cäsar's Rettung glaubten Cicero und seine Gefährten nicht eher, als bis sie ihn mit eigenen Augen gesehen hatten.

Cäsar war nicht wenig betreten wegen der Gefahr, welcher Aduatika ausgesetzt gewesen. Ueberhaupt hatte er keine Freude über seine Fahrt wider die Eburonen. Er hatte diesem Volk unermeßlichen Schaden zugefügt, aber er hatte dasselbe nicht zur Unterwürfigkeit gebracht. Selbst die Plünderer aus den benachbarten Ländern richteten nur wenig aus. Am Verdießlichsten war für Cäsar, daß er sich des Fürsten Ambiorix nicht zu bemächtigen vermocht hatte. Er bot daher von Neuem Alles auf, um denselben zu fangen; aber umsonst. Ambiorix zeigte sich überall nur von vier Reitern begleitet; überall wurde Jagd auf ihn gemacht; seine Verfolger streckten die Hand aus um ihn zu fassen, aber in demselben Augenblicke war er immer verschwunden; und Cäsar hielt dafür, daß weder die Eburonen noch die übrigen belgischen Völker beruhigt werden könnten, so lange er lebte und wirkte, dieser Mann. Aber Cäsar täuschte sich in seiner Leidenschaft. Die Völker waren in den sechs Jahren des furchtbaren Kampfes überwunden, ihre Kräfte erschöpft, ihre Städte zerstört, ihre Dörfer verbrannt, ihre Felder verödet; Männer und Jünglinge waren in großer Zahl durch das Schwert gefallen, Greise, Frauen und Kinder haufenweise zu Grunde gegangen. Nur ein arm und kümmerlich Volk war übrig geblieben, das keinen Gedanken an Kampf und Sieg zu fassen vermochte, das nur angstvoll durch das Leben dahin schlich.

10.

Die Unterwerfung des ganzen Landes vom Rhein bis zu den Pyrenäen.

Bisher hatte Cäsar die gallischen Völker mit Schonung und Freundlichkeit behandelt. Jetzt aber, im Jahre 52 vor Chr., beschloß er zu endigen und ganz Gallien vom Rheine bis zu den Pyrenäen nicht nur zum Gehorsam, sondern auch zum Bekenntnisse des Gehorsames zu nöthigen. Er wandte alle Kunst und Kraft auf gegen die Gallier um sie ununterbrochen in Kriege und in Schlachten zu verwickeln bis Alles entschieden wäre; und ehe ein Jahr verlief, erkannten die Gallier, daß Nichts übrig bleibe als die Unterwürfigkeit. Bei Alesia fand der letzte Kampf Statt. Nach demselben erschien Vercingetorix, der letzte Ober-Feldherr der Gallier, in Cäsar's Lager, um dem Sieger Schwert und Helm zu Füßen zu legen.

Nach diesem Ereignisse sah Cäsar sein Werk in Gallien als vollendet an; nur einzelne Rückstände waren noch aufzuräumen. Im Jahre 51 v. Chr. sandte er Abtheilungen seines Heeres nach allen Richtungen und in alle Gegenden des Landes mit dem Auftrage zu spähen, zu schützen, die letzten Zuckungen des Geistes der Freiheit zu unterdrücken. Die Eburonen aber und die Trierer sollte noch eine besondere Züchtigung treffen. Die Eburonen schienen ein unzerstörbares Geschlecht zu sein. Des ungeheueren Unglückes ungeachtet, der gräßlichsten Mißhandlung zum Trotze hatten sie den Galliern 3000 Mann zu Hülfe gesendet. Dadurch aufgebracht führte Cäsar selbst eine Abtheilung seines Heeres in ihr Land und sandte von demselben kleine Haufen durch Wald und Sumpf um alle Zufluchtsörter und Verstecke aufzusuchen, um Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Die Eburonen erduldeten ohne Kampf das Unvermeidliche. Auch ihr Fürst Ambiorix trat nicht wieder hervor. Sein Ausgang jedoch ist unbekannt. Er soll über den Rhein entflohen sein. Wider die Trierer hingegen wurde Labienus gesandt, und dieser Legat that, was dienlich zu sein schien um das edele Volk zu lähmen für alle Zukunft.

Und nun lag tiefe Stille über ganz Gallien. Cäsar blieb noch ein Jahr in dem Lande, zumeist unter den teutschen Völkern in Belgien. In dieser Zeit bemühte er sich die Gemüther der Unterdrückten wieder aufzurichten und zu gewinnen: die Frucht war reif, auf welche er bei allen seinen Thaten den Blick gerichtet hatte: er mußte die Herrschaft über Rom entweder jetzt an sich reissen oder gänzlich aufgeben. Um einen neuen Krieg in Gallien zu verhüten suchte er die Fürsten durch Zuvorkommenheit und reiche Geschenke einzunehmen, die Völker durch Leutseligkeit, Freundlichkeit und Milde zu gewinnen. Die Erhaltung der Ruhe nach solchen Stürmen, die Herstellung der Ordnung nach solchen Wirrnissen, die Förderung des friedlichen Verkehrs und jegliches Gewerbes nach solchen Störungen, sollten die Ueberlegenheit des römischen Geistes bewähren, eine Sehnsucht nach höherer Bildung erzeugen, die Gefühle der Menschen betrügen und sie zu dem Glauben bringen, daß die Freiheit nicht verloren, sondern in einem größeren Maße noch vorhanden sei. Aber der große Imperator blieb fern von seinem Ziele. Die Gesichter zeigten sich heiter, in den Herzen blieb die Trauer; die Menschen schwiegen, aber vergaßen nicht.

Uebrigens hatte Cäsar während seines Aufenthaltes in Gallien teutsche Jünglinge von der andern Seite des Rheines in seine Dienste zu ziehen gesucht; und ihm war gelungen nach Verträgen mit den Völkern zuerst unter den Ubiern, nach und nach unter andern Völkern, junge Männer zu finden, die seiner Einladung Folge geleistet hatten, der Eine angelockt durch das dargebotene Dienstgeld und durch die verheissene Beute, der Andere getrieben durch die Lust an abenteuerlichen Fahrten und Werken, Mancher wohl auch durch die Liebe zum Vaterland und durch den Gedanken, daß es nützlich werden könnte, die Kriegskunst nnd Kriegsweise der Römer kennen zu lernen; Alle aber bewiesen sich als tapfere und tüchtige Männer. Cäsar sah seine teutschen Krieger mit Wohlgefallen an und zeichnete sie aus vor allen Uebrigen. Schon in dem letzten Kampfe gegen die Gallier hatten sie sich bewährt. Er pflegte sie so lange als

irgend möglich zu schonen; erst wenn der Kampf zweifelhaft wurde, warf er sie auf den Feind und immer gaben sie den Ausschlag. Als er aber den Rhein verließ um Rom's und sein eigenes Schicksal zu entwickeln und zu erfüllen, begleiteten ihn die teutschen Scharen in alle Länder, in welche er den Krieg trug, und überall sind sie sich selbst gleich geblieben. Sie haben Dem die Treue gehalten, dem sie Treue gelobt hatten; sie haben mit Redlichkeit seine Sache geführt und stets den Ruhm vergrößert, den sie erworben hatten. Dadurch haben sie den früheren Glanz des germanischen Namens verstärkt und auch unter fremder Fahne ihrem Vaterlande gedient.

11.

Die Unterjochung der Alpen-Völker.

Nach Cäsar's Entfernung vom Rheine kehrt die alte Dunkelheit zurück, welche vor seiner Ankunft auf den Ländern im Norden der Alpen geruht hatte. Ein ganzes Menschenalter verläuft, ohne daß der Teutschen anders als etwa im Vorbeigehen gedacht würde. Cäsar's Heerfahrt nach Italien hatte eine Reihe von Begebenheiten eröffnet, welche jeden Römer ganz in Anspruch nahmen, unter welchen die Freiheit Rom's zusammen brach. Cäsar selbst gewann die Gewalt, für welche er Ströme von Blut vergossen hatte; ehe er aber dieselbe zu befestigen, ja ehe er sie zu erfassen vermochte, starb er durch die Dolche edeler Männer, welche den Wahn hegten die Freiheit, die nur noch in ihren Wünschen vorhanden war, könne durch seinen Tod gerettet werden. Hierauf fiel die Gewalt wie eine ungeheuere Erbschaft seinem Groß-Neffen zu, einem Jüngling ohne Verdienst und Würdigkeit. Dreizehn Jahre nach Cäsar's Tode, neunzehn nach Cäsar's Entfernung aus Gallien, war dieser Jüngling, bald Cäsar Augustus genannt, alleiniger Herr in Rom und im römischen Reiche.

Inzwischen stand die Gränze zwischen den freien Teutschen und den unterworfenen Völkern auf dem Rheine.

Gallien blieb keineswegs ruhig; in den Völkern germanisches Stammes rührte sich von Zeit zu Zeit der alte Geist, aber er vermochte nur schmerzhafte Zuckungen zu bewirken. Mit 8 Legionen, mit einer strengen Verwaltung, harten Strafen, großen Einrichtungen und nützlichen Gründungen gelang es den Römern, die Eigenthümlichkeit der Völker nach und nach zu verderben, ihre Gesinnung zu verfälschen, ihre Bestrebungen zu verwirren, und überall den Gehorsam zu erhalten oder herzustellen. Auch gelang ihnen am Rheine die Ruhe im Allgemeinen ungestört zu bewahren. An einzelnen feindlichen Berührungen jedoch zwischen den Teutschen und den Römern hat es nicht gefehlt. Dafür zeugt im Besonderen ein Ereigniß eigener Art: die Ubier verliessen das rechte Ufer des Rheines, und siedelten sich, gemäß einer Uebereinkunft mit den Römern auf die linke Seite des Stromes hinüber.

Diese Ubier waren in eine unglückliche Stellung hinein gerathen. Alte Einwohner des Landes am Ufer des Rheines auf der rechten Seite des Maines mochten sie durch die Eroberung des Landes an der linken Seite des letzten Flusses in Bestürzung gerathen sein; denn die Kimbrer waren zwar Teutsche, aber sie waren aus fernen Landen heran gestürmt, trotzige Sieger, die wohl auch an Volksgenossen harte Forderungen stellten. Es mögen Feindseligkeiten vorgefallen sein; die Ubier mögen Unbille zu rächen gehabt haben. Deßwegen waren sie, als Ariovist's Herrschaft in Gallien ihren alten Groll auf das Höchste getrieben hatte, durch Eifersucht oder Furcht verblendet, mit Cäsar in Verbindung getreten. Wenn wahr ist, daß sie die Sueven, welche dem König Ariovist zu Hülfe ziehen wollten, an dem Uebergang über den Rhein gehindert und dadurch Cäsar's Niederlage verhindert haben: so ist ihr Einfluß auf den Gang der Geschichte von Niemand zu berechnen. Jedes Falles waren sie von den Römern zur Belohnung ihrer Dienste mit dem Namen von Freunden und Bundesgenossen beehrt worden. Sie jedoch hatten bald erkannt, daß die Freundschaft der Fremden verderblicher war, als die Feindschaft der Volksgenossen. Deßwegen hatten sie sich den Völkern teutsches Stammes

wieder zu nähern gesucht und sich den Römern auf mannichfache Weise feindlich gezeigt. Durch ein solches Hinken auf beiden Seiten hatten sie das Wohlwollen der Römer verloren und das Vertrauen der Teutschen nicht gewonnen. In dieser Lage der Dinge waren bei den unterjochten Völkern Unruhen entstanden; die Ubier hatten, um den Völkern Hülfe zu leisten und sich dadurch als wohlgesinnte Teutsche zu bewähren, im Jahre 37 v. Chr., ihre kriegerische Mannschaft über den Rhein gesendet. Zu derselbigen Zeit kam Agrippa, von Cäsar Octavian gesendet, in Gallien an, dämpfte die Unruhen, und schloß mit den Ubiern, welche, weil sie das andere Ufer nicht wieder zu erreichen vermocht hatten, ihr Unternehmen als ein Werk der Noth wegen ihres feindlichen Verhältnisses zu ihren Volksgenossen darstellten, einen Vertrag, der sie sicher stellen und für Rom nützlich machen sollte. Sie erhielten verödetes Land am andern Ufer, in der Gegend von Cöln, unter der Bedingung den Rhein zu vertheidigen. Agrippa ging über den Rhein, um die Väter, die Frauen und Kinder nebst aller fahrbaren Habe über den Fluß zu schaffen.

Bald nach diesem Vorgange fanden andere Begebenheiten Statt, für die teutschen Völker von der größten Wichtigkeit: die Alpen wurden von den Römern erobert. Die Bewohner dieses Gebirges, gallisches Stammes, waren kühne, starke und kampflustige Menschen, welche in ihrer Abgeschlossenheit von der Natur kaum eine andere Anweisung an das Leben erhalten hatten, als auf eine wilde Freiheit. Diese Freiheit liebten sie auf das Höchste und mißbrauchten sie nicht selten zum Nachtheil anderer Völker. Am Häufigsten waren die benachbarten Völker in Italien ihren räuberischen Angriffen ausgesetzt. Schon deßwegen hielt Rom die Unterwerfung der Völker in den Alpen für nothwendig. Mehr trug aus, daß das Gebirg eine neue und große Wichtigkeit erhalten hatte, seitdem Gallien unterworfen und das große Volk der Teutschen mit den Römern in feindliche Berührungen gekommen war. Schon Papirius Carbo hatte die Treulosigkeit von Noreia nicht gescheuet, um die Kimbrer aus dem Gebirge hinaus zu treiben. Cäsar hatte die Hel-

vetier genöthigt wieder in ihre Berge zurückzukehren, damit nicht Germanen sich derselben bemächtigen möchten. Nach der Eroberung Galliens war diesem großen Feldherrn immer klarer geworden, daß er das Joch umsonst auf den Rhein gelegt haben würde, wenn die Pforten Italiens in feindlicher Gewalt blieben. Er hatte auch angefangen gegen die Völker in den Alpen zu kämpfen: nur der Bürgerkrieg hatte das schwierige Werk unterbrochen. Octavian nahm dasselbe wieder auf, so oft er einige Ruhe erhielt. Drei Jahre vor der Schlacht bei Actium führte er seine Legionen von Illyrien und Dalmatien aus wider die Völker des Gebirges; und nach einem Kampfe von abermals drei Jahren erreichte er das Ufer der Donau, aber nur über Leichen und rauchende Trümmer hinweg; und auch er war außer Stande das Werk zu beendigen. Denn er hatte noch einen Kampf um die Herrschaft über Rom und über die römische Welt, den letzten, mit Antonius zu bestehen. Diesen Kampf bestand er mit demselben Glücke, welches stets in seiner Begleitung war, und hielt fortan, der Imperator Cäsar Augustus, alle Gewalt in seiner Hand.

Bald nach seiner Gelangung zur Herrschaft begab sich der Kaiser Augustus nach Gallien, dem Lande großer Erinnerungen, und an den Rhein, den Strom großer Hoffnungen: denn der Gedanke alle Teutschen zu unterjochen war als Erbschaft von Cäsar auf ihn übergegangen. Bei einer neuen Eintheilung Galliens wurde den Ländern längs des Rheines von den Alpen bis zum Meere der Name Germania gegeben; das Land von den Alpen bis zur Mündung der Mosel wurde die erste oder obere Germania genannt, das Land von der Mosel bis zum Meere die zweite oder untere Germania, und diese Benennung dürfte wohl auch mit den Eroberungs-Entwürfen gegen das freie Teutschland zusammengehängt haben. Uebrigens standen von den acht Legionen, die in Gallien waren, vier in der oberen Germania bei Mainz, vier in der unteren Germania bei der Stadt der Ubier, Cöln.

Aber ein neues großes Ereigniß nöthigte den Kaiser den Angriff auf Teutschland zu verschieben. In dem Winkel des

Gebirges, welchen der Zusammenstoß der Cottischen und der Penninischen Alpen bildet, wohnten die Salasser. Schon früher durch die Römer aus dem schönsten Theil ihres Landes von den Ufern des Flusses Dora hinweg gedrängt hatte dieses Völkchen nur die Berge und die Felsen behauptet. In ihrem Schmerz über solches Unglück, auch wohl aus Mangel und Noth mögen die Salasser, wie sie von den Römern beschuldigt wurden, aus ihren Schluchten und Höhlen hervor Plünderungen und Räubereien mancherlei Art verübt haben. Augustus ließ ein starkes Heer gegen sie ziehen. Bei dem Anblicke desselben erboten sie sich zur Zinsbarkeit. Ihr Anerbieten ward angenommen und ihnen ein geringer Zins auferlegt. Arglos und mit Vertrauen gingen sie zu ihren Hütten und Höhlen. Kaum aber hatten sie sich zerstreuet, so rückten die Römer mit Heeres Macht in ihre Sitze vor, sperrten alle Thäler und Schlünde, drangen in ihre Wohnungen, ergriffen Alle, Männer und Jünglinge, Weiber und Kinder, führten sie nach Ivrea, verkauften sie daselbst als Sklaven und machten den Käufern zur Bedingung, daß vor dem Ablaufe von zwanzig Jahren Niemand in Freiheit gesetzt werden sollte. Sechs und dreißig Tausend Menschen und unter ihnen acht Tausend streitbare Männer hatten dieses Schicksal. Der römische Senat, einst eine Versammlung von Königen und Weisen, beschloß auf die Nachricht von der Vernichtung der Salasser, daß dem Imperator Augustus in den Alpen selbst zum Andenken an den schönen und ruhmreichen Sieg ein Triumphbogen errichtet werden sollte.

Als sich die Kunde von diesem Gräuel verbreitete, erhob sich unter den Völkern der Alpen der Ruf der Wehr und Rache, flog von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, und durchdrang jede menschliche Brust. Sie standen auf allzumal, diese Völker, Pannonier und Noriker, Rhätier und Vindelicier, wie ein einziger Mann, die rohe Kraft des Gebirges wider die Macht, die Kunst, die Arglist der Römer. Ein furchtbarer Krieg, der sich durch eine lange Reihe von Jahren herdurchzog, reich an gewaltigen Thaten, an Gräueln und Gräßlichkeiten jeglicher Art. Die Römer

Zweites Buch.

1.

Anstalten der Römer zu Teutschland's Unterjochung; Verwirrung dieser Anstalten durch Marbod.

In dem Glauben der Römer, daß ihnen von den Göttern die Herrschaft über den Erdkreis bestimmt sei, lag für sie ein religioser Zwang jedes Volk, in dessen Nähe sie kamen, zu unterwerfen. Ihre Stellung an der Donau und am Rheine machte ihnen die Unterwerfung des südlichen Teutschland's zwischen der Donau und dem Main auch zu einer geographischen Nothwendigkeit; und da sie hier keine haltbare Gränze fanden, so war es eine neue geographische Nothwendigkeit die Unterwerfung weiter zu treiben. An Macht fehlte es nicht. An der Donau und am Rheine standen wenigstens 16 Legionen, die zugleich gegen Teutschland verwendet werden konnten, und solche Massen, verstärkt durch eine zahlreiche Reiterei und durch eine Menge von Hülfstruppen der unterworfenen Völker, waren noch in keinem Kriege vereinigt gewesen.

Die Römer hatten in vier, in fünf hundertjährigen Kriegen große Erfahrungen gemacht; in dem Kriege wider die Teutschen sind sie daher ohne Zweifel planmäßig verfahren und alle ihre Unternehmungen, alle ihre Bewegungen sind nach den Grundsätzen einer ausgebildeten Kriegskunst berechnet gewesen. Aber die Nachrichten von diesem Kriege sind so lückenhaft und entstellt, daß selbst große Heerzüge wie abenteuerliche Fahrten erscheinen, ohne Zweck unternommen, ohne Noth aufgegeben. Wer daher die Unternehmungen der Römer zu Teutschland's Unterjochung, und die An-

strengungen der Teutschen zur Vertheidigung und zur Wiedergewinnung der Freiheit verstehen, und eine wahrhaftig geschichtliche Erkenntniß von den großen Begebenheiten gewinnen will, die in der nächsten Zeit Statt gefunden haben, muß nothwendig den Kriegsplan der Römer klar aufzufassen suchen. Dieser Plan ist allerdings nicht in den unzusammenhängenden Erzählungen der Geschichtschreiber aufzufinden; aber er ist aus der Lage und Beschaffenheit des Landes, das erobert werden sollte, das auch gewiß so genau als möglich durchspäht und ausgekundschaftet war, und aus der Kriegsweise der Römer, in welcher Julius Cäsar nunmehr als Muster und Vorbild betrachtet wurde, wohl zu gewinnen: die Schriftsteller mögen alsdann durch Das, was sie verschweigen, und durch Das, was sie berichten, bestätigen.

Der Hauptangriff sollte von der Donau her gemacht werden. Das Heer an diesem Strome sollte sich Böhmen's bemächtigen und sich in diesem schönen, bergumgürteten Lande festsetzen. Alsdann sollte es, wie Cäsar sich des Rheines bemächtigt hatte, bevor er die Völker im Innern Galliens zu unterjochen unternahm, die Elbe hinab dringen und die Teutschen diesseits von der unübersehbaren Welt teutscher Völker jenseits dieses Stromes abschneiden: im Fall eines Unglückes sollte Böhmen einen festen Anhalt, eine sichere Zuflucht gewähren. Das Heer am Rheine sollte die Unternehmung kräftig unterstützen. Durch eine Reihe von Festungen längs des Flusses, die einen sicheren Eingang und Ausgang gewährten, sollten die Völker im westlichen Teutschland bedroht, geschreckt und verwirrt werden. Starke Angriffe vom Meere her sollten die nordteutschen Völker, vom Rheine bis zur Elbe, beschäftigen und ihnen unmöglich machen, ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen, bis endlich, die Kräfte Teutschland's ermüdet, gelähmt, zerrieben, die Heere von Süden, Norden und Westen sich über den Trümmern der teutschen Freiheit die Hände reichen und das Fest teutscher Knechtschaft feiern könnten.

Der Kaiser Augustus berief im Jahre 13 vor Chr. seine beiden Stiefsöhne Tiberius und Drusus nach Gallien, um

ihnen, den Helden der Alpen, die Ausführung des großen Werkes zu übertragen. Tiberius, der ältere Bruder, erhielt den Oberbefehl über die Heere an der Donau, Drusus den Oberbefehl über die Heere am Rhein. Aber noch eine Schwierigkeit stand entgegen. Die suevischen Völker hatten eine Kriegsmacht in den Markmannen, die längs des Rheines in militarischer Bereitschaft standen. Diese Markmannen konnten, sobald Tiberius Anstalten zum Uebergang über die Donau machte, rasch aufbrechen, sich ihm als treue Gränzwehren entgegen setzen und den suevischen Völkern die nöthige Zeit verschaffen, um sich unter die Waffen zu stellen. Es war nothwendig die Markmannen zu täuschen und zu lähmen. In dieser Absicht, unbekannt unter welchem Vorwande, lud Augustus den Herzog und Fürsten der Markmannen, der von den Römern Marobodnus genannt wird, zu sich nach Gallien. Marbod erschien. Hierauf entsandte Augustus seine beiden Stiefsöhne an die Donau und an den Rhein, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Er selbst ging gegen den Herbst des angegebenen Jahres nach Rom zurück. Marbod begleitete ihn; ob freiwillig, ob verlockt, ob gezwungen, berichtet keine Ueberlieferung; zuverlässig aber führte der Kaiser den Fürsten in derselben Absicht mit sich nach Rom, in welcher er ihn nach Gallien berufen hatte.

Tiberius vermochte für seine Aufgabe Nichts zu unternehmen. Unter den Völkern im Süden dieses Stromes gingen überall so bedenkliche Bewegungen vor, daß er die Truppen nicht zu vereinigen wagte. Er verlor das ganze Jahr 12 vor Christo. Drusus unternahm sogleich mit glücklichem Erfolge verschiedene große Werke. Er gründete oder erneuerte eine Reihe von Festungen, unter welchen Mainz wegen ihrer Lage wie die stärkste so die wichtigste geworden ist. Unter dem Schutze dieser Festungen ließ er eine Menge Schiffe bauen, groß und stark genug, um mit ihnen das Meer zu halten. Das schwierigste aber war ein drittes Werk. In dieser Zeit nämlich ergoß sich der Rhein nur aus zwei Mündungen ins Meer. Da wo sich dieser Strom unterhalb der Lippe zuerst stumpf bald scharf nach Westen wendet, theilte er sich in zwei Arme: der linke Arm, die

Waal, wurde von der Maas aufgenommen und zum Meere geführt, der rechte erreichte das Meer unter dem alten Namen. Auf dem Eilande wohnten die Batavier und Caninefaten. Nördlich vom Rheine hatten Frisier weithin längs der Küste des Meeres bis zur Ems ihre Wohnsitze. Dieses Küstenland war noch nicht durch den großen Meerbusen, die Zuyder-See, zerschnitten: das ist erst im dreizehnten Jahrhunderte durch wiederholte Einbrüche des Meeres geschehen. Indeß befand sich, wo jetzt die Zuyder-See ist, ein großer Tümpel, der einen Abfluß ins Meer gerade nach Norden hatte. Der Abfluß wurde Flevus genannt; derselbe Name ist auch dem Tümpel beigelegt worden. Der römische Feldherr suchte um Zeit zu gewinnen und große Gefahren zu vermeiden den Rhein mit dem Flevus und weiter mit dem Meer in Verbindung zu bringen. Und es gelang ihm die arglosen Völker der Batavier, der Caninefaten und der Frisier zur römischen Bundesgenossenschaft und zur Förderung des Werkes zu bewegen. Ein kleiner Fluß, die Yssel, welcher sich von Osten dem Rheine nahte, plötzlich aber seinen Lauf nach dem Flevus nahm, wurde benutzt. Drusus ließ einen Graben zwischen dem Rhein und der Yssel ziehen und zugleich durch starke Bauten unterhalb des Grabens den Rhein einengen; dadurch drängte er einen Theil des Wassers in den Graben und weiter in die Yssel und dem Flevus.

Gegen den Herbst des Jahres 12 v. Chr. bestieg Drusus mit einem Theile seines Heeres die neu erbaueten Schiffe, fuhr durch seinen Graben und den Flevus hindurch und verfolgte die teutsche Küste über die Wadden: ein Heer von Frisiern begleitete zu Lande die Fahrt; er kam glücklich bis zu der Mündung der Ems. Inzwischen trat die Ebbe ein, die Schiffe saßen fest auf dem Grunde. Die Römer erschraken; von den Frisiern jedoch wurde Trost und Hülfe gebracht. Bald kehrte auch die Fluth wieder uud machte die Schiffe flott. Drusus aber ging nach dem Rheine zurück, für dieses Mal mit der Erfahrung zufrieden, daß die Fahrt durch den Flevus möglich und leicht sei. Aber die thatlose Fahrt wirkte weiter. Die teutschen Völker

bis zur Weser und vielleicht über die Weser hinaus waren in Bewegung gekommen. Um so mehr war nothwendig, daß von der Donau her unternommen wurde was verabredet war. Drusus begab sich im Herbste nach Rom um dem Kaiser diese Nothwendigkeit vorzustellen. Aber Tiberius hatte keine freie Hand. Er bedurfte des Heeres noch immer, vielleicht noch lange, um die Ruhe unter den Völkern im Süden der Donau zu erhalten oder herzustellen.

Unter solchen Umständen scheint der Kaiser auf einen neuen Gedanken gekommen zu sein. Er hatte den Fürsten Marbod vielleicht nur in der Absicht mit sich nach Rom genommen, um sich desselben zu versichern und die Markmannen zu lähmen; jetzt ward Alles versucht ihn zu gewinnen, damit von ihm ausgeführt würde, was Tiberius zu unternehmen nicht im Stande war. Marbod befand sich in der Gewalt des Kaisers. Er war ein junger Mann von ausgezeichnetem Geiste, dem selbst die Römer das Zeugniß nicht versagt haben, daß er mehr durch seine Abkunft als durch seine Bildung ein Barbar gewesen sei. Ihm konnte nicht entgehen, daß nicht nur sein eigenes Leben, sondern daß auch das Schicksal des ganzen teutschen Volkes von seinem besonnenen Benehmen abhing. Also stellte er sich, als ob er die Sprache der Arglist für Wahrheit halte, als ob er die Künste der Verlockung nicht merke, sondern überzeugt worden sei, den Teutschen könne kein schöneres Loos fallen, als vereinigt mit dem römischen Reiche Theil zu nehmen an den Herrlichkeiten, von welchen er umgeben war. Was ihm vom Kaiser versprochen sein mag für ihn selbst, für die Markmannen, vielleicht für alle teutschen Völker, ist ungewiß; gewiß aber scheint zu sein, daß er es übernahm, entweder als Bundesgenosse oder als Feldherr des Kaisers, sich mit den Markmannen Böhmen's zu bemächtigen und dadurch den Römern von der Donau her den Eingang in Teutschland zu eröffnen.

Gegen den Frühling des Jahres 11 v. Chr. wurden Drusus und Marbod vom Kaiser entlassen, um nunmehr in gleichem Sinne zu handeln. Drusus begab sich ohne Zweifel mit großen Hoffnungen zu seinem Heere; Marbod aber

war kaum bei den Markmannen angekommen, so stellte er sich als freier Fürst an die Spitze dieser kampfgerüsteten Krieger, führte sie rasch nach Böhmen und setzte sich in diesem Lande fest. Böhmen war seit den Zeiten der Kimbrer in der Gewalt suevischer Völker geblieben; die Markmannen wurden daher nicht etwa als Feinde oder Fremde betrachtet, sondern sie wurden als Beschützer, als Freunde, als die eigenen Söhne empfangen. Also behauptete sich Marbod leicht, machte sich, wie die Noth der Zeit forderte, wie auch vielleicht mit Augustus verabredet war, zum Herrn und Könige, traf Anstalten zur Vertheidigung und herrschte mit starker Hand. Seine Markmannen bildeten ein stehendes Heer; er vermehrte dieses Heer, stattete es aus mit römischen Waffen und römischer Kleidung, wahrscheinlich von den Römern geliefert, und übte und bildete es in römischer Weise mit Kunst und Geschicklichkeit. Die Römer sahen dieses Alles unter ihren Augen vorgehen und Augustus mag sich des Gelingens seiner arglistigen Anschläge erfreuet haben. Bald mochten sie Bedenklichkeiten fassen. Da sie aber, so lange Teutschland unbezwungen blieb, und so lange sich noch in den Völkern Pannonien's, Illyrien's, Dalmatien's und der angränzenden Länder der Geist alter Freiheit rührte, außer Stande waren Marbod zu bekämpfen: so wollten sie lieber ein zweideutiges Verhältniß unterhalten, als den König Marbod zu offener Feindschaft nöthigen. Marbod suchte, um Zeit zur Befestigung und zur Erweiterung seines Reiches zu gewinnen, diese Stellung zu bewahren. Er setzte gegen den Kaiser die Sprache eines getreuen Bundesgenossen fort, klagte über seine schwierige Stellung und redete durch seine Gesandten wie ein Hülfloser, der fortwährend kaiserliche Unterstützung bedürfe, um zur Ausführung des verabredeten Werkes die nöthige Macht zu erhalten. Auf solche Weise ward es dem Könige Marbod möglich, eine Reihe von Jahren als starker Hort der teutschen Freiheit dazustehen und den Römern die Unterwerfung Teutschland's zu erschweren, ja unmöglich zu machen.

Uebrigens erscheinen fortan die suevischen Völker zwischen der Donau und dem Maine, dem Rhein und den böh-

mischen Gebirgen, die bisher hinter dem Namen der Markmannen verborgen geblieben waren, unter dem Namen Hermundur, oder nach der gewöhnlichen Schreibart Hermunduren. Dieser Name springt nach einigen Jahren auf ein Mal hervor, und Niemand weiß, wie derselbe entstanden ist. Er bezeichnet aber nicht ein neues Volk, sondern die Hermundur sind dieselben Menschen, welche seit einem Jahrhundert in diesen Ländern gesessen hatten; auch ist der Name Hermundur wohl nur das Wort Heermänner nach der Aussprache des Volkes. Um so leichter konnte derselbe von den Römern über die freien Völker bis zur Elbe ausgedehnt werden. Mit den Hermundurn aber zwischen der Donau und dem Maine suchten die Römer nunmehr einen friedlichen Verkehr zu gewinnen, weil sie die Verbindung zwischen der Donau und dem Rheine durch diese Länder zu sichern wünschten, ohne mit Marbod in einen Krieg verwickelt zu werden.

2.

Drusus, Domitius Ahenobarbus, Marcus Vinicius und Tiberius in Teutschland.

Marbod hatte durch die Besitznahme von Böhmen einen unheilbaren Riß in die Entwürfe der Römer gemacht. Dafür ward er, als sie seine wahren Absichten durchschaueten, von ihnen mit einem unendlichen Hasse gehaßt; aber erst nach einem Menschenalter waren sie im Stande Rache zu nehmen. Zunächst fühlte Drusus den Schlag am Schwersten. Er stand einer aufgeregten Welt gegenüber ohne Unterstützung erwarten zu dürfen. Alle seine Vorarbeiten waren unnütz geworden; er konnte von seiner Flotte und seinem Graben keinen Gebrauch machen; vielmehr war er genöthigt, mitten in Teutschland hineinzudringen um die Völker von jeder Vereinigung zu einem Angriff auf den Rhein zurück zu schrecken. Einen andern Erfolg konnten solche Züge nicht haben. Denn er hatte kein Ziel; wie weit er auch vordrang: immer stand ihm noch eine feindliche Welt unübersehbar gegenüber.

Schon im Sommer des Jahres 11 v. Chr. unternahm er einen Einfall in Teutschland, ging unterhalb der Mündung der Lippe über den Rhein, wandte sich zur Rechten über jenen Fluß und drang ohne Widerstand gegen die Weser vor. In dem Land eines Volkes, welches von den Römern die Cherusker genannt wird, kam er an diesen Fluß und verweilte an demselben lange genug, um in seinem Rücken die Festung Aliso anzulegen, die nach und nach zu der größten römischen Festung auf teutschem Boden erhoben worden ist. Sie lag wahrscheinlich in dem westlichen Winkel zwischen der Alme und der Lippe, den Gränzen von vier Völkern nahe, den Marsen, den Bructerern, den Chatten und den Cheruskern. Im Herbste führte Drusus sein Heer thatlos von der Weser zurück. Ungünstige Zeichen und der nahe Winter dienten zum Vorwande; das ungünstigste Zeichen aber war, daß sich teutsche Völker vereinigt hatten um ihn im Rücken zu bedrohen und anzugreifen. Auch war der Rückzug höchst schwierig. Die Teutschen rieben und drängten überall, und griffen endlich in einem engen Thale so ungestüm an, daß das ganze römische Heer zu Grunde gerichtet sein würde, wenn sie in der Freude über ihren Sieg die Besonnenheit bewahrt und nicht allzu begierig nach der sicheren Beute gegriffen hätten. Dieses Zugreifen erzeugte Unordnung und machte den Römern möglich ihre Kunst und Gewandtheit in Anwendung zu bringen. Sie stürzten sich in geschlossenen Massen durch die verworrene und taumelnde Menge hindurch und erreichten ohne neue Belästigungen den nahen Rhein. Aber ihr Verlust war groß. Die Lage der Dinge schien dem Kaiser Augustus so bedenklich, daß er für nöthig hielt sich selbst von Tiberius begleitet an den Rhein zu begeben.

Bei dieser Zusammenkunft des Kaisers mit seinen beiden Stiefsöhnen sollten vielleicht Verabredungen wegen der Fortsetzung des Krieges getroffen werden. Bald aber lief die Nachricht ein, daß die Völker im Süden der Donau abermals in Bewegung seien und dem Reiche von Neuem Gefahr drohten. Tiberius wurde daher wiederum nach Pannonien gesandt und Drusus blieb verlassen am Rhein. Im

Jahre 10 v. Chr. wurden unter solchen Umständen die Befestigungen vermehrt und vollendet. Es sollen nach und nach mehr als fünfzig Castelle vergrößert oder angelegt worden sein. Auch wurde stark an der Verbindung der beiden Ufer des Rheines gearbeitet. Bei Bonn ward eine Brücke über diesen Strom erbauet und zum Schutze derselben eine Feste auf dem rechten Ufer gegründet. Ein zweite Brücke wurde von Mainz aus auf das rechte Ufer geführt. Ueberdieß wurden große Werke auf dem Taunus angelegt, so daß der Winkel zwischen dem Rheine, dem Main und der Lahn eine große Festung werden zu können schien. Endlich ließ Drusus auch die Flotte, welche vor drei Jahren erbauet war, herstellen und verstärken nicht um sie zu gebrauchen, sondern zunächst um den Teutschen Besorgnisse einzuflößen und sie zur Theilung ihrer Macht zu nöthigen.

Im Jahre 9 vor Chr. ging er mit einem zahlreichen Heere bei Mainz über den Rhein und führte dasselbe zwischen den teutschen Völkern auf der Gränze herdurch, welche dieselben erst in der Zeit der Kimbrer überschritten hatten. Seine Absicht bei dieser Fahrt war sich von Westen und Norden her dem Reiche Marbod's zu nahen, um diesen König zu bewegen sein Auge von der Donau abzuwenden und zur Vertheidigung der nördlichen Gränze seines Reiches auszuziehen. Bei Marbod's Anzuge wollte Drusus ohne Zweifel vor ihm zurück weichen um den König zum Verfolgen zu verlocken. Inzwischen sollte Tiberius, der jetzt weniger bedrängt war, vom Süden her in Böhmen einbrechen und auf solche Weise den alten Entwurf wider Teutschland zur Ausführung bringen. Aber auch dieser Anschlag mißlang: Marbod ließ sich nicht täuschen. Die Römer konnten ihm vom Main und von der Sale her, das freie Teutschland in ihrem Rücken, keine Gefahr bringen, sondern für ihn war alle Gefahr an den Ufern der Donau. Durch dieses kluge Verhalten des König's der Markmannen ist es gekommen, daß die große Unternehmung des Drusus ohne irgend einen Erfolg abenteuerlich geendiget hat.

Drusus ging an der rechten Seite des Maines herauf. In der Nähe von Böhmen stieß er auf Markmannen. Vor

denselben bog er aus zur Linken und ging durch einen Theil des Thüringer Waldes, von den Römern der Hercynische genannt. Er kam an die Sale in das Land der Cherusker, das sich über den Harz bis in diese Gegend erstreckte. Weiter vordringend, den böhmischen Berggürtel, das Erzgebirge, zur Rechten, gelangte er an die Elbe. Hier soll ihm am andern Ufer des Flusses ein Weib von außerordentlicher Größe erschienen sein, welches ihm die Worte zurief: „Zurück, Drusus; hier ist das Ende deiner Thaten und deines Lebens." Jedes Falles führte Drusus sein Heer von der Elbe hinweg gegen den Rhein, ohne Zweifel auf dem kürzesten Wege zwischen dem Harz und dem Thüringer Walde hindurch, und auf diesem Rückwege mußte er über die Weser gehen, nämlich über die Werra. Der Marsch war schwierig und grauenvoll; teutsche Krieger lauerten überall auf, hemmten, drängten, raubten die Lebensmittel und brachten Verderben über Menschen und Güter. Das Heer gerieth in Furcht und Angst: von Geheul und Wehegeschrei verfolgt, gerieth es in eine wahre Flucht. Drusus selbst sah den Rhein nicht wieder. Entweder ist er mit dem Pferde so unglücklich gestürzt, daß er einen Schenkel gebrochen hat, oder er ist von einer schweren Krankheit überfallen worden. Tiberius erhielt bald Nachricht und eilte von der Donau herbei um größeres Unglück zu verhüten. Bei seiner Ankunft war das Heer in Sicherheit; der Bruder aber lag in den letzten Zügen oder war schon eine Leiche.

Tiberius begleitete die Leiche nach Italien. In Ticinum, jetzt Pavia genannt, harrte der Kaiser selbst, und folgte alsdann dem geliebten Sohne zu der ewigen Stadt. Dem jungen Helden ward eine schöne Todtenfeier zu Theil; ihm wurden die größten Ehren erwiesen. Keine Ehre jedoch wurde für größer gehalten, als der Name, der ihm und seinem Geschlechte beigelegt wurde, Germanicus, Besieger der Teutschen.

Die Römer hatten durch den letzten Heerzug die Gewißheit gewonnen, daß Marbod entschlossen war, den nördlichen teutschen Völkern nicht zu Hülfe zu ziehen. Daher kamen sie nunmehr auf den Gedanken, zuerst das nördliche

Teutschland zu unterwerfen, alsdann Böhmen zu erobern und folglich auf einem ganz andern Weg, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten, an das Ziel zu gelangen. Aber ihre bisherigen Unternehmungen gegen das nördliche Teutschland hatten bewiesen, daß ihnen die Unterjochung desselben in einem offenen und ehrlichen Kampfe niemals gelingen könne. Denn das Land hatte weder einen einigen Fürsten, mit dessen Besiegung Alles zu entscheiden, noch große Städte, in deren Eroberung das ganze Land zu erobern war: sondern dasselbe war von einer Menge kleiner Völker bewohnt, welche, wenn sie sich nicht hier und dort zu gemeinsamer Vertheidigung verbündeten, sämmtlich über die Fluren verstreuet unabhängig von einander lebten. Bei allen ihren Zügen hatten die Römer nirgends Etwas in ihren Besitz gebracht, als die Stelle, auf welcher sie standen; vor ihnen, hinter ihnen, zur Rechten und zur Linken, war Alles feindselig geblieben, sie mochten eindringen oder zurückgehen. An eine Unterwerfung war daher nicht zu denken; der Krieg, in der bisherigen Weise geführt, mußte endlos werden; eine Veränderung war nothwendig.

Im folgenden Frühlinge, 8 Jahre v. Chr., begaben sich Augustus und Tiberius an den Rhein. Augustus blieb in Gallien; Tiberius führte ein Heer über den Rhein und stellte sich auf in der Nähe dieses Stromes. Dadurch gab er sich das Ansehen, als sei er nur in Bereitschaft, den Rhein zu vertheidigen; zugleich ward den teutschen Völkern zu verstehen gegeben, der Urheber des Krieges sei Drusus gewesen: Rom, der vergeblichen Fahrten müde, sehne sich nach Frieden. Sie selbst waren dem Frieden desto geneigter, je weniger sie das Eindringen der Römer und die Verwüstung ihrer Fluren zu verhüten vermochten. Also schickten sie ihre Fürsten und Aeltesten als Abgeordnete an den Kaiser Augustus, um den Frieden anzubieten. Nach und nach erschienen Gesandte von allen Völkern zwischen dem Rhein und der Weser: nur die Sigambrer blieben aus. Augustus erklärte: er wünsche den Frieden, jedoch nur einen allgemeinen Frieden. Auf diese Erklärung wurden die Sigambrer von ihren Volksgenossen gedrängt das große Werk nicht aufzuhalten.

Die Sigambrer gaben nach und auch ihre Fürsten und Aeltesten erschienen vor dem Kaiser. Sogleich ließ Augustus die sämmtlichen Abgeordneten der teutschen Völker ergreifen und als Gefangene in verschiedene Städte Galliens führen; Tiberius drang mit den bereit stehenden Heeren in Teutschland vor. Die gefangenen Fürsten wußten die Freiheit wieder zu gewinnen: in ihrem Schmerz über die kaiserliche Arglist und in dem Wunsche, daß die Völker wegen ihrer Befreiung Nichts Unwürdiges auf sich nehmen möchten, starben sie Alle durch eigene Hand. Die Völker hingegen hatten ein furchtbares Unglück zu erdulden. Im Vertrauen auf des Kaisers Versprechung hatten sie sich friedlichen Geschäften zugewendet und an Bewaffnung und Krieg nicht mehr gedacht. Als daher die römischen Legionen heran stürmten, standen sie denselben zerstreuet gegenüber ohne Häupter, ohne Führer, ohne Ordnung, betäubt und hoffnungslos, verwais'ten Kindern gleich, deren zerstörter Blick über die Leichen der Aeltern hinweg in eine unendliche Leere fällt. An Widerstand wurde nicht gedacht. Sie beugten sich vor der unabwendbaren Gewalt und liessen über sich ergehen was Tiberius über sie zu befehlen für gut fand. Tiberius ließ, sobald sich ein Volk unterworfen hatte, Diejenigen ergreifen die ihm verdächtig waren, Alle die Kraft und Willen zu haben schienen ihres Volkes Stützen und Leiter zu werden. Vierzig Tausend solcher Männer wurden über den Rhein geführt und hier in festen Städten dem Verderben geweiht. Die größte Zahl war aus dem Volke der Sigambrer.

In Rom war man hoch erfreuet über die Beknechtung der Germanen. Tiberius ward als Imperator begrüßt und feierte einen glänzenden Triumph. Im folgenden Jahre, 7 v. Chr., erschien er abermals in Teutschland. Ueberall wurde den Teutschen Rom's Macht gezeigt; hier und dort wurden Castelle angelegt und von Castell zu Castell wurden Hochwege wie Ketten über das Land hinweggespannt. Aber Tiberius vollendete nicht. Ein grimmiger Geist, täglich gestachelt durch die Häßlichkeit häuslicher Verhältnisse, so wie durch wüste Wünsche und schwankende Hoffnungen, trieb ihn aus dem öffentlichen Dienst, aus dem kaiserlichen Hause,

aus der ewigen Stadt hinweg. Er begab sich nach Rhodus, verlebte auf diesem anmuthigen Eilande sieben Jahre und bildete sich in dieser Zeit unter der bescheidenen Heuchellarve eines gekränkten Mannes zu dem wollüstigen Tyrannen aus, als welcher er in späteren Tagen das Grauen der Menschen geworden ist.

In diesen sieben Jahren wurden die Völker zwischen dem Rhein und der Weser in der Unterwürfigkeit erhalten. Einzelnes ist kaum bekannt; wir wissen nicht einmal, welche Männer den Oberbefehl über das römische Heer in Teutschland gehabt haben. Nur zwei werden genannt: Domitius Ahenobarbus und Marcus Vinicius; aber die Jahre, welche sie in Teutschland zugebracht haben, sind nicht mit Sicherheit anzugeben und gänzlich unbekannt ist, in welcher Weise sie verfahren sind. Domitius jedoch war ein harter, stürmischer, verachtender Mann; deßwegen ist allerdings wahrscheinlich, daß er des Tiberius Schlauheit und List durch ein schonungsloses Verfahren zu ersetzen gesucht habe. Er soll mit den Hermundurn Verhandlungen gepflogen und ihnen einen Theil des Landes am Rheine, das von den Markmannen verlassen und von den Römern in Besitz genommen war, eingeräumt, er soll im nördlichen Teutschland lange Brücken über Moore und Sümpfe hinweg erbauet haben; er soll aber auch bis an die Elbe vorgedrungen, ja selbst über die Elbe gegangen sein. Marcus Vinicius scheint die Unterwerfung der teutschen Völker bis zur Elbe im Norden des Harzes und über dieses Gebirg hinweg bis zur Sale und zum Thüringer Walde bewirkt zu haben. Es wird von einem großen Kriege gesprochen, in welchem dieser Feldherr um die Zeit von Christi Geburt die Ehre eines Triumphes erworben habe.

Inzwischen kehrte Tiberius im Jahre 1 nach Chr. Geburt aus Rhodus nach Rom zurück, weil sich ihm die Aussicht auf die höchste Gewalt eröffnet hatte. Im folgenden Jahr übernahm er von Neuem die Oberanführung in Teutschland. Er ist vier Jahr in Teutschland geblieben oder doch jeden Frühling nach Teutschland gekommen. Aber auch von seinen Thaten sind wir nicht unterrichtet und über sein

Verfahren ist Nichts Gewisses aufbewahrt worden. Unter ihm war Vellejus Paterculus Anführer der Reiterei und wohnte seinen Feldzügen bei. Dieser Mann, ein Augenzeuge der Begebenheiten und Vorgänge, hat über dieselben als Tiberius schon Kaiser war geschrieben, nicht ohne Gewandtheit, nicht ohne Geist und Witz, aber ohne Wahrheit und Belehrung. Er strebt nur nach der Gunst des Gewaltigen, beugt beständig das Knie vor seinem Helden und preis't Alles, was derselbe gethan hat, oder gethan haben soll, mit vollen Backen. Dadurch zerstört er alles Vertrauen, und macht alle Erkenntniß um so mehr unmöglich, da er nur in allgemeinen Ausdrücken spricht und keine einzige Thatsache scharf und bestimmt darstellt. Da aber Tiberius sich in der Folge selbst gerühmt hat, daß er gegen die Teutschen mehr durch Klugheit, als durch Gewalt ausgerichtet habe, so darf nur etwa Folgendes als das geschichtliche Ergebniß aus der Rednerei über diese Zeit angenommen werden. Tiberius durchzog mit seinen Legionen Teutschland nach allen Richtungen oder sandte die Legionen unter seinen Legaten aus. Die teutschen Völker leisteten selten Widerstand oder wurden besiegt. Inzwischen war die Weser geworden was früher der Rhein. Die Legionen überwinterten auf der westlichen Seite dieses Flusses und Aliso war der Halt. Im Frühlinge begannen die Züge auf das östliche Ufer bis zur Elbe und Sale. Auch wurde Gebrauch von der Flotte gemacht. So wurden die Völker im nördlichen und mittleren Teutschland in der Anerkennung der römischen Hoheit erhalten, während mit den Hermundurn die frühern friedlichen Verhältnisse gepflegt wurden. Das Loos der Völker aber war verschieden. Um dieselben zu trennen und zu entzweien wurde das eine anders behandelt als das andere. Es kam auf die Lage an, auf die Stärke, auf die Art, in welcher es sich gegen die Römer benahm. Während man hier den Köder der römischen Bundesgenossenschaft auswarf, und den Schein der Freiheit erhielt, wurde dort das Joch der Unterwürfigkeit in seiner ganzen Schwere auf den Nacken der Menschen gelegt. Inzwischen wurden Castelle erbauet, Straßen gezogen, und andere Vorkehrungen

getroffen. In Rom endlich betrachtete man Germanien wie eine Provinz des römischen Reiches; es schien Nichts weiter nöthig zu sein, als auch in Germanien nunmehr diejenigen Einrichtungen zu treffen, nach welchen die Provinzen verwaltet zu werden pflegten um sie im Gehorsam zu erhalten und Alles heraus zu pressen für Roms Größe, Macht und Ueppigkeit.

3.

Sentius Saturninus in Teutschland. Krieg wider Marbod. Aufstand in Pannonien, Illyrien und Dalmatien.

Marbod war seit 16 Jahren im Besitze von Böhmen. Was dieser Fürst in dieser Zeit unternommen und vollbracht hat, ist im Einzelnen unbekannt, im Allgemeinen aber zeigt sich deutlich genug, daß er die größte Thätigkeit bewährt habe. Seine Gründung war ein mächtiges Reich geworden, weit über die Gebirge hinausgehend, welche Böhmen einschließen. In demselben hatten vier große Flüsse ihre Quellen: der Main, die Elbe, die Oder und die Weichsel; die Gränzen indeß sind nicht zu bestimmen. Die teutschen Völker zwischen der Sale und der Elbe, zwischen der Elbe und der Oder, und wohl auch zwischen der Oder und der Weichsel waren in sein Bündniß getreten; die Sueven zwischen dem Main und der Donau können ihm nicht fremd gewesen sein, wenn sie auch mit den Römern ein gutes Verhältniß zu erhalten genöthigt waren. In diesem Reiche herrschte er, ein gewaltiger König. Ein Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4,000 zu Roß stand unter seinem Befehl. In seinem königlichen Sitze, der Marbod's-Burg, war er wie der Kaiser zu Rom, von einer glänzenden Leibwache umgeben; die Burg aber, nicht weit von der südlichen Gränze gelegen, zeigte deutlich, daß sein Auge nach Mittag gerichtet blieb.

In welchem Verhältnisse Marbod zu den Römern bis zu dieser Zeit gestanden habe, ist gleichfalls ungewiß. Zu

feindseligen Berührungen war es nicht gekommen; vielmehr hatte ein friedlicher Verkehr Statt gefunden. Aus dem römischen Reich erschienen viele Kaufleute und andere Menschen unter verschiedenen Vorwänden in Marbod's Gebiete. Marbod gestattete denselben sich anzubauen und Geschäfte zu treiben. Gegen den Kaiser Augustus änderte sich seine Sprache: zuletzt trat er demselben mit dem ganzen Gefühl eines Fürsten entgegen, der seine Selbstständigkeit gegen jeglichen Angriff vertheidigen zu können glaubt: er schickte Gesandtschaften an den Kaiser und empfing Gesandtschaften von dem Kaiser wie ein Gleicher an einen Gleichen und von einem Gleichen.

Nur gewohnt Reiche zu stürzen und Völker zu unterwerfen, sahen die Römer den raschen Aufschwung eines jungen Reiches überhaupt nicht ohne Verdruß; Marbod aber hatte sie bei der Gründung seines Reiches schwer getäuscht und ihnen einen großen Plan schmählich verdorben. Er war fortgefahren sie zu täuschen, und hatte sie in harte Kämpfe verwickelt, welche ohne ihn wahrscheinlich nicht Statt gefunden haben würden. Und nun vermochten sie auf seine Macht kaum ohne Besorgniß hinzublicken. Der teutschen Völker waren sie nicht sicher, so lange diese Macht ungebrochen dastand, und bei einem neuen Aufstande der Völker in Pannonien und Illyrien mußte selbst Italien vor ihm zittern. Er schien den Römern drohend über Italien zu schweben, und Tiberius hat in späteren Tagen öffentlich bekannt: Philipp von Macedonien sei für Athen, Pyrrhus und Antiochus seien für Rom nicht so furchtbare Feinde gewesen als Marbod für das römische Reich. Um so größer war das Verlangen diesen Feind zu vernichten. Der gegenwärtige Zustand der Dinge schien günstig; die Völker in Pannonien und Illyrien hielten sich ruhig; die teutschen Völker hatten das römische Joch auf sich genommen und schienen noch nicht zur Besinnung über ihren neuen Zustand, noch nicht zum Nachdenken über die Folgen ihrer Unterwerfung gekommen zu sein.

Tiberius verließ daher im Jahre 5 Teutschland und begab sich nach Rom. Den Oberbefehl über die Heere in

Teutschland übergab er seinem Legaten Sentius Saturninus, einem Manne von einfachen Sitten, von festen Grundsätzen, streng im Dienst und mild in gesellschaftlichem Verkehr. Was sein Amt erheischte, das vollbrachte Saturninus genau, rasch, entschieden; sobald aber die Pflicht erfüllt war, gab er sich gern feinern Genüssen hin und freuete sich Andere Theil nehmen zu lassen. Zurechtweisungen liebte er, Züchtigungen, Bestrafungen waren ihm zuwider; an der Entwickelung der Kräfte, am Gedeihen des Lebens hatte er seine Lust. Ein solcher Mann brachte wider seinen Willen ein neues Unglück über die Teutschen. Bisher hatten sich die Teutschen nur vor der Gewalt gebeugt und mit Ergebung das unabwendbare Schicksal ertragen; aber ihre Seelen waren in ihrer Liebe zu dem Lande der Väter und zu der angestammten Freiheit eins geblieben, eins auch in ihrem Schmerz über das unermeßliche Unglück des teutschen Volkes und in ihrem Hasse gegen die fremden Dränger. Sentius Saturninus aber zeigte den Teutschen das Leben der Römer in liebenswürdiger Gestalt; er zeigte ihnen die Ueberlegenheit des Geistes und des Witzes, sowie den Vorzug höherer Bildung in einem reizenden Gewande. Dadurch blendete er viele Augen und bethörte viele Seelen. Während die Römer an Castellen, Straßen und andern Werken der Unterdrückung baueten, strömten auch in Teutschland Kaufleute, Trödler und andere Menschen herein, baueten sich an unter dem Schutze der römischen Lager und Festungen und lockten durch die Erzeugnisse der südlichen Länder und des Gewerbfleisses ihrer Bewohner die Teutschen zu Kauf und Tausch. Viele folgten der Lockung. Die Fürsten wurden gewonnen: den Einen reizte die Ehre des römischen Bürgerrechtes, den Andern der Schmuck einer militarischen Auszeichnung; Jünglingen gefiel der Waffenglanz und der stolze Adler, Jungfrauen sahen mit Lust auf die kühnen Scharen dieser kleinen Männer, welchen die Welt zu gehören schien. So geschah, daß nach dem Ablaufe von etwa achtzehn Monden die Römer zu dem Glauben kamen, die Teutschen seien gewonnen. Alles hatte ein ruhiges und friedliches Ansehen. Alles schien von Gehorsam und Zunei-

gung zu zeugen. Den Siegern kam selbst das Land verändert vor, die Luft milder, der Himmel heiterer.

Inzwischen hatte Tiberius den Krieg gegen Marbod vorbereitet. Er hatte ein Heer von zwölf Legionen zu dem Angriffe von der Donau her bestimmt. Sentius Saturninus erhielt den Befehl die drei Legionen, mit welchen er in Teutschland stand, und wohl auch alle Hülfstruppen, welche an Zahl den Legionen gleich zu sein pflegten, gegen Böhmen zu führen und mit denselben vom Norden oder Nordwesten her Marbod's Reich zu bedrohen. Dagegen erhielt Quinctilius Varus den Befehl mit drei anderen Legionen und den nöthigen Hülfstruppen über den Rhein zu gehen und in Germanien als Pro-Consul die Statthalterschaft des Kaisers zu übernehmen. Tiberius selbst nahte sich den Gränzen des Markmannischen Reiches: in fünf Märschen glaubte er mit Marbod zusammentreffen zu können. Also schien der Kampf unvermeidlich im Frühlinge des Jahres 7.

Plötzlich aber unterbrach ein großes Ereigniß den wohl berechneten Entwurf. In Pannonien, Illyrien und Dalmatien erhob sich ein Aufstand, der mit der Schnelligkeit einer Windsbraut alle Länder und Völker ergriff, die zwischen den Meeren wohnten, bis nach Macedonien, bis nach Griechenland hinab. Acht Mal hundert Tausend Menschen waren zu jeglicher That bereit, zwei Mal hundert Tausend zu Fuß und neun Tausend zu Roß, nicht unbekannt mit den Künsten des Krieges, erschienen unter den Waffen. Während ein Theil nach Süden hin stürmte und nach Osten um die Bewegung allgemein zu machen, traf ein anderer Anstalten, das adriatische Meer zu umgehen und in Italien einzubrechen. Ganz Italien zitterte; Rom war in großer Angst; Augustus selbst bekannte, daß der Feind in zehn Tagen im Angesichte der Stadt zu erscheinen vermöchte. Unerhörte Mittel wurden angewendet, ungeheuere Anstrengungen gemacht, Nichts geschont, was nützen zu können schien. Aber alle Mittel würden vergeblich, alle Anstrengungen umsonst gewesen sein, wenn nicht Tiberius möglich gemacht hätte, sein Heer, die Legionen unter Saturninus mitgerechnet, fünfzehn Legionen stark, an Statt gegen Marbod

wider die empörten Völker zu führen. Das Unglück dieser Völker war, daß sie den Aufstand zu früh begonnen hatten. Sie hatten auf den Krieg der Römer mit Marbod gerechnet, und Marbod's Weise und Macht hatte in ihnen den Glauben erzeugt, daß die Römer eine lange und schwere Arbeit haben würden. In dieser Erwartung sahen sie sich betrogen. Der Krieg war weder begonnen noch war er unvermeidlich. Tiberius schloß mit Marbod einen Frieden und erhielt die freie Verfügung über sein Heer. Auf der Unterhandlung und auf den Bedingungen dieses Friedens liegt ein tiefes Schweigen. Dieses Schweigen aber sagt laut genug, daß Niemand sich getrauet habe über die Sache nach der Wahrheit zu sprechen. Ohne Zweifel hat Marbod die Friedensbedingungen vorgeschrieben. Auch hat er selbst sich gerühmt, er habe den Ruhm der Germanen unbefleckt erhalten und ihr Schicksal in ihre Hand gegeben. In keinem Falle steht uns ein Tadel zu gegen den König. Wir kennen seine Stellung in seinem neu gegründeten Reiche, zu den unterworfenen und zu den verbündeten Völkern, gar nicht. Innerhalb seiner Gränzen, hinter den Bergen und Wäldern war er furchtbar; außerhalb dieser Gränzen hatte sich seine Macht noch nicht bewährt. Als er einige Jahre später die Gränzen Böhmens zu überschreiten wagte, da ist sein Reich zusammen gesunken und er selbst zu Grunde gegangen. Jetzt hat er von dem Aufstande der Völker im Süden vielleicht gar keine, jedes Falles nur unsichere Nachrichten erhalten, und gewiß war er außer Stande, den Umfang und die Bedeutung des Aufstandes zu würdigen. Ueberdieß mochte er Bedenken tragen, seine Sache mit der Sache empörter Völker zu vermengen, die zum Theil schon lange unter Rom's Joche gestanden hatten; und da er Rom's Größe und Herrlichkeiten selbst kennen gelernt und bewundert hatte, so mag er auch, bei allem Hasse, wohl nicht gewünscht haben, daß die ewige Stadt in die Gewalt solcher Barbaren gerathen möchte. Dennoch ist nicht zu läugnen: nur der Friede mit Marbod hat den Römern möglich gemacht, die Empörung zu unterdrücken. Selbst im Schutze dieses Friedens hatten Tiberius und sein Neffe, der junge Germanicus

Drusus' Sohn, drei Jahre, bis gegen den Herbst des Jahres 9, mit den verzweifelnden Völkern einen furchtbaren Kampf zu bestehen, und erst als die streitbaren Männer gefallen, die Wehrlosen in großer Zahl zu Grunde gerichtet, die Gefilde weithin mit Blute getränkt waren, erst alsdann gelang ihnen, den Ueberrest der unglücklichen Menschen wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen.

Germanicus überbrachte die Nachricht von dem endlichen und vollständigen Sieg. Er versetzte den Kaiser in große Freude und die Stadt in allgemeinen Jubel. Der junge Held ward auf jegliche Weise gefeiert; große Festlichkeiten wurden angeordnet zum Empfange des Siegers Tiberius. Plötzlich aber wurden diese Vorbereitungen unterbrochen, und das laute Jauchzen verwandelte sich in lauten Jammer. Fünf Tage nach des Germanicus Ankunft in Rom traf die Botschaft ein: die teutschen Völker sind im Aufstande, die Legionen in Teutschland gänzlich vernichtet. Durch diese Botschaft wurde Rom auf das Furchtbarste erschreckt, der Kaiser bis zur Verzweifelung erschüttert. Es war als hätte man allgemein das Gefühl, durch jene Ereignisse sei das Schicksal des römischen Reiches, mit demselben das Schicksal der Welt entschieden.

4.

Die Befreiung Teutschland's. Varus. Armin.

Als Sentius Saturninus aus Teutschland abzog, führte Quinctilius Varus, sein Nachfolger, drei andere vollständige Legionen, sechs Cohorten und drei Geschwader Reiterei über den Rhein in das Innere Teutschland's. Eine Masse gallischer Hülfstruppen verstärkte das Heer. Ueberdieß befanden sich in den Castellen die alten Besatzungen.

Varus war ein Mann in höherm Alter. Große Tugenden werden an ihm nicht gepriesen, große Laster nicht getadelt. Von seinem früheren Leben wissen wir nur wenig. Er war dem kaiserlichen Hause verwandt, früher Consul und später Landpfleger in Syrien gewesen. Ueberhaupt hatte

er sein Leben in öffentlichen Geschäften hingebracht. Daher war ihm aufgegeben, Teutschland nach der Weise römischer Provinzen einzurichten und zu verwalten, das römische Recht und das römische Gerichtswesen einzuführen, die nöthigen Sachwalter und Geschäftsleute aller Art zu diesem Zwecke mit sich zu nehmen. Ihm selbst schien dasselbe Verfahren, das er mit Erfolg in Syrien angewendet hatte, auch für die Barbaren in Germanien nothwendig. Er nahm sein Standlager an dem linken Ufer der Weser, im Lande der Cherusker, etwa an der Stelle, wo Drusus vor achtzehn Jahren auf seiner ersten Fahrt diesen Fluß erreicht hatte. Dieses Lager, wahrscheinlich schon früher angelegt, hatte oder erhielt bald das Ansehen einer Stadt: gewerbtreibende Menschen siedelten sich ringsher um so mehr mit Vertrauen an, da die nahe Festung Aliso jegliche Sicherheit darbot. In dem Lager lebte Varus von seinen schönen Legionen umgeben ein fürstliches Leben. Die teutschen Völker mußten den Glanz seiner Herrlichkeit erhöhen; sie mußten einen Theil ihrer jungen Mannschaft ins Lager senden, damit dieselbe den Kriegsdienst in römischer Weise lernte, das römische Heer verstärkte, dem Statthalter für die Treue der Völker als Geissel diente. Von dem Lager aus erließ er seine Befehle in alle teutsche Länder und schickte seine untergebenen Geschäftsmänner ab um diese Befehle in Ausführung zu bringen. Bewaffnete Haufen, Römer, Gallier, auch wohl Teutsche, begleiteten die Beamten um denselben zum Schutze zu dienen, den Forderungen Nachdruck zu geben und den Unterworfenen zu beweisen, daß die Vollziehung alles Angeordnete zum Rechte mache. Im Lager saß auch ein Pro-Prätor, wie der Prätor selbst am Markt in Rom zu Gerichte. Vor demselben wurden bald von Römern, bald von Teutschen Klagen gegen Teutsche durch Advocaten in lateinischer Sprache erhoben; die Vertheidigung ward in lateinischer Sprache geführt, in derselben Sprache das Urtheil gefällt. Durch die Vollziehung des Urtheiles, dadurch, daß den Verurtheilten ihr Eigenthum genommen, daß sie mit Ruthen gepeitschet wurden, oder das Leben unter dem Beile verloren, erfuhren sie oder ihre Angehöri-

gen was jetzt Recht war in ihrem Vaterlande. Durch dieses Alles aber verletzte Varus die teutschen Völker in ihren heiligsten Gefühlen, reizte die edelsten Leidenschaften in ihnen auf und füllte ihre Seelen mit Zorn, Haß und Ingrimm an, nicht etwa, weil er seine Einrichtungen mit Härte, mit Grausamkeit und Ungerechtigkeit betrieb, sondern weil er was ihm vorgeschrieben war mit kalter Ruhe, mit verachtender Gleichgültigkeit vollbrachte, wie das Geschäft erheischte und der Dienst verlangte.

Unter den geringeren Menschen gab es gewiß keinen Einzigen, dessen Brust nicht von Furcht und Angst, dessen Wohnung nicht von Trauer und Jammer voll gewesen wäre. Die Süßigkeit des Friedens war in die bitterste Noth umgewandelt; die höhere Bildung hatte ihren Reiz verloren. Unter den Vornehmen jedoch, unter den Fürsten war nicht überall dieselbe Gesinnung. Ein Theil hatte sich von Volk und Vaterland losgesagt und den Römern hingegeben mit Leib und Seele. Ein anderer Theil hielt die Rettung des Vaterlandes nur für möglich durch die Auflösung desselben in das römische Reich. Die Meisten aber hielten den Glauben an ihr Volk, die Hoffnung auf bessere Tage fest und harrten entschlossen der Gelegenheit zur That entgegen.

Diese Parteiung drängte sich selbst in die Familien ein und stellte sich zwischen die Väter und die Kinder. Tacitus, der edele und erhabene, obgleich er die Vorgänge in Teutschland nicht aufzuzeichnen vermochte, hat nicht unterlassen, die Verschiedenheit der Gesinnungen und Bestrebungen zu einzelnen Menschen individualisirt kräftig und schön darzustellen. Jeder Theil wird von Einem, von Zweien oder von Dreien vertreten; und die fast dramatische Wirkung dieser Darstellung ist um so gewaltiger, da die Personen nur aus zwei Familien genommen sind, die durch ein heiliges Band an einander geknüpft waren.

Von der ersten Classe führt Tacitus nur einen einzigen jungen Mann auf, den er mit seinem römischen Soldatennamen Flavius nennt. Derselbe, ein Sohn Siegmar's, eines Fürsten der Cherusker, dessen Volk an der rechten Seite der Weser nordwestlich vom Harze wohnte, war im Dienste

der Römer entartet und verdorben; er hielt an den gewonnenen Auszeichnungen um so fester, da er sie mit dem Verlust eines Auges bezahlt hatte; vor seiner Soldatenehre war die Liebe zu Vaterland und Verwandtschaft verschwunden. Aber auf der Bühne der That erscheint er nur Ein Mal wie wahnsinnig für Rom.

Auch aus der zweiten Klasse sind nur ein Paar Männer genannt, und nur Einer ist hervorgehoben. An diesem Einen aber zeigt sich das furchtbare Unglück, von welchem diese unentschlossenen oder feigen Menschen verschlungen wurden, auf eine erschütternde Weise. Der Mann wird Segest genannt, ein Fürst der Cherusker, in dem Theile des Landes, der auf der linken Seite der Weser lag. In diesem Lande befand sich das Standlager der Römer. Segest und sein Volk hatten daher allerdings den härtesten Druck zu ertragen und waren, wenn Varus und die Römer durch Teutsche gekränkt wurden, von den größten Gefahren bedroht. Wegen dieser Lage mag Segest zuerst zu dem Entschlusse gekommen sein, sich den Römern anzuschmiegen und ihnen mit Eifer und Aufopferung zu dienen. Aber der erste Schritt auf dieser Bahn machte ihm das Stillstehen ebenso unmöglich als die Umkehr; er ward immer weiter getrieben bis er zuletzt den Namen eines Verräthers am Vaterlande zu verdienen schien.

Aus der dritten Klasse endlich, welche die zahlreichste war, treten Jünglinge und Männer hervor, und die Reihe schließt eine edele Jungfrau. Zuerst ein Jüngling, ein Sohn des Segest, Siegmund genannt, der von seinem ängstlichen Vater an die Römer zum Dienst ihrer Götter am Altare der Ubier hingegeben war. Aber weder das Leben auf einem fremden Boden hatte ihn der Heimath entfremdet, noch hatte der priesterliche Schmuck das Vaterland in seiner Seele ausgetilgt. Durch seine Stellung zwischen seinem Vater und seinem Vaterlande war er zwar dem Schicksale verfallen; aber seine Gesinnung blieb ehrenwerth und sein Unglück verdient jegliche Theilnahme. Der Zweite in dieser Reihe ist Inguiomer, Siegmar's Bruder, auch ein Fürst der Cherusker in einem Lande südlich vom Harze. Wegen dieser Ent-

fernung hat Inguiomer erst später Theil genommen an den Thaten der Teutschen und sich dann als einen kühnen Mann gezeigt, der rasche Entscheidungen liebte, wie sie nur in der Herrschaft möglich sind.

Am Höchsten jedoch und in ungetrübtem Glanze steht Armin. Dieser Jüngling ist seines Volkes Halt, Held und Hort gewesen; er hat mit Besonnenheit in das Unglück seines Vaterlandes hineingeschauet und die tiefsten Gefühle seines Volkes in seiner Brust genährt. Als der größte Tag in der Geschichte der neuen Zeit eintrat, ist er in dem Augenblicke der Entscheidung entschlossen und kühn hervorgetreten, hat seinem Volk eine Seele gegeben und dasselbe begeistert und begeisternd fortgerissen zu Entschluß, Kampf und Sieg. Und die wieder gewonnene Freiheit hat er mit gleicher Kraft zu beschützen verstanden. Er ist der Retter des Vaterlandes geworden, der zweite Gründer des teutschen Volkes. Auch hat er weder im stolzen Gefühle des Sieges noch im bittersten Schmerz über öffentliches und häusliches Unglück seinen Ruhm jemals befleckt. Arglist und Betrug sind ihm so fern geblieben als Härte, Grausamkeit oder irgend eine häßliche That. Deßwegen hat er den Römern nicht wie Marbod bloß Furcht und Haß eingeflößt, sondern er hat dem Geschichtschreiber eine hohe Achtung, eine offene Anerkennung und Bewunderung abgewonnen.

Armin's früheres Leben ist fast gänzlich unbekannt. Er war ein Sohn des Fürsten Siegmar; Flavius war sein Bruder, Inguiomer sein Oheim. Als Varus in Teutschland ankam, war er ein Jüngling von 22 Jahren. Schon längst ein scharfer Beobachter des römischen Kriegswesens ward er jetzt der Führer der Mannschaft seines Volkes im römischen Lager. In diesem Dienst erregte er die Aufmerksamkeit der Römer durch seine Raschheit, seine Einsicht, seine Kenntnisse. Eine schöne Gestalt vermehrte die Theilnahme. Er schien kein Barbar zu sein. Varus wandte ihm seine Gunst zu: er wurde mit dem römischen Bürgerrecht und mit der römischen Ritterwürde beehrt. Er aber blieb ein treuer Sohn seines Vaterlandes und trug mit Verachtung die Auszeichnung der Fremden. Segest, dem nicht verborgen blieb

was in der Brust des jungen Mannes lebte und stürmte, begann zu fürchten, daß er sich zu einem Wagnisse fortreissen lassen möchte. Deßwegen unterließ er nicht, den römischen Statthalter zu warnen. Varus aber achtete nicht auf diese Warnung, weil er die Aengstlichkeit des Verkleinerers durchschauet hatte, oder weil er bedenklich fand gegen einen jungen Fürsten einzuschreiten, der bei Römern und Teutschen in Achtung stand.

Die Jungfrau endlich, welche die Reihe schließt, war Segest's Tochter, Siegmund's Schwester, von Strabo Thusnelda genannt. Sie tritt als Zeuge auf für die Gesinnung der teutschen Frauen in dieser unglücklichen Zeit. Nicht durch Thaten, die dem Manne geziemen, macht sie sich bemerklich, sondern durch ihre stille Treue und durch ihre fromme Ergebung in das Unvermeidliche. Auf der Stufenleiter des Ruhmes steht sie nicht hoch, aber sie spricht das innigste Mitgefühl jedes edelen Menschen an durch ihre zwiefache Liebe zu dem Helden Armin, dessen Gemahlin sie geworden ist, und zu dem Vaterlande, für welches Armin seine Thaten vollbracht hat, so wie durch die würdevolle Erduldung des furchtbarsten Unglückes.

Varus' Verwaltung der Provinz Germanien hatte drei Jahre gedauert. Von Unruhen, von Widersetzlichkeit findet sich keine Spur. Varus glaubte vollendet zu haben. Plötzlich aber lief die Nachricht ein: weit die Weser hinab zeige ein Volk Widerspänstigkeit gegen die Gewalt der Römer; und bald ergaben Gerüchte und Berichte, daß die kleine Meuterei sich zu einem großen Aufruhr entwickele. Denn dieselbe Nachricht durchdrang die teutschen Völker wie ein Nothschrei von Mißhandelten an Mißhandelte, und wohin sie drang da erhoben sich die Völker und antworteten mit dem Rufe nach Rache. Varus verkannte die Gefahr nicht. Er wollte derselben mit seiner ganzen Macht entgegen treten, und auch die teutschen Hülfstruppen sollten ihn begleiten, angeführt von ihren Fürsten, unter welchen sich Armin und Segest befanden.

Der Zug ging Weser abwärts, dem wachsenden Aufruhr entgegen. Es war im Monate September des neunten

Jahres. Bald stieß man auf Anzeichen der Empörung, wie denn über die Wege abgehauene Bäume hingeworfen waren. Die Römer, aufgebracht und erbittert über die Hemmnisse, die Unordnung, die beschwerliche Arbeit, liessen ihren Zorn in beschimpfenden Worten gegen die Teutschen aus. Die Teutschen im Heer erwiderten die Beleidigung. Einzelne Römer griffen zu den Waffen; einzelne Teutsche antworteten mit den Waffen. Varus, bedenklich einzugestehen, daß sein Ansehen dahin und die Zucht verschwunden sei, setzte sich wie in früheren Tagen zu Gerichte, befahl den Streitenden vor ihm zu erscheinen, untersuchte, und belegte die Römer, die Urheber der Händel, mit harten Strafen. Bald aber mußte er erkennen, daß die Gesetze ihre Kraft, die Strafen ihre Wirksamkeit verloren hatten. Es war unmöglich mit einem solchen Heere den Marsch fortzusetzen. Er machte Halt und ließ ein Lager errichten, etwa in der Nähe der Mündung des kleinen Flusses Werre in die Weser. In diesem Lager berief er einen Kriegsrath: es ward entschieden, daß man umkehren und die Festung Aliso zu erreichen suchen müsse. In der Nacht vor dem Abzuge gab er den Befehl alles Gepäck und Gezeug, das der Fahrt hinderlich werden könnte, zu verbrennen. Diese Flammen verriethen den Römern wie den Teutschen den Zustand der Dinge.

Als das Heer am Morgen aus dem Lager abzog, trat Armin hervor und trennte sich mit seinen Landsleuten von den Römern; die übrigen teutschen Hülfstruppen folgten diesem Beispiel und stellten sich zu Armin und den Cheruskern; selbst Segest, von den Seinigen gedrängt, durfte nicht zurück bleiben. Armin wurde der Führer, der Herzog aller teutschen Krieger. Die Römer vermochten diesen Abfall weder zu verhindern noch zu rächen. Jeder Augenblick war kostbar; selbst mit der Züchtigung der Abgefallenen, wenn sie auch gelungen wäre, war Nichts zu gewinnen. Deßwegen zogen sie muthlos und verzagtes Herzens besiegten Flüchtlingen gleich eilend vorwärts. Armin erkannte, daß das römische Heer Aliso nicht erreichen dürfe, wenn nicht das ungeheuerste Unglück, die furchtbarste Rache, die gräßlichste Knechtschaft über Teutschland kommen sollten; die Teutschen allzumal fühl-

ten was er erkannt hatte. Also verfolgten sie seinem Befehle gehorsam die Römer, neckten sie, bedrängten sie und nöthigten sie durch den Teutoburger Wald, nördlich von der Quelle der Lippe, östlich von der Quelle der Ems, ihren Marsch fortzusetzen. Auf diesem Zuge verloren die Römer den letzten Rest von Vertrauen und Hoffnung. Durch Bäume und Gesträuch, durch Felsen und Klüfte auseinander gerissen, über Berg und Thal sich fortarbeitend, von grausem Kriegsgeschrei der Feinde umgeben, die Lanzen derselben in der Brust, auf den Seiten und im Rücken, erschöpften sie ihre Kräfte, und mancher tapfere Mann sank unbemerkt in einen ruhmlosen Tod. Endlich öffnete sich der Wald in eine freie Ebene. Varus machte noch einen Versuch seine Legionen durch militarische Haltung zu sammeln und zu Ordnung und Zucht zurück zu bringen. Er befahl ein Lager zu errichten. Die Arbeit wurde begonnen, aber bald aufgegeben: selbst zu einem solchen Werke der Sicherheit fehlten Muth nud Kraft. Das Lager blieb offen; die Eroberung desselben schien leicht zu sein. Dennoch griff Armin dasselbe nicht an. Der letzte Schlag durfte nicht mißlingen; ein nächtlicher Kampf gegen kriegskundige Männer in Verzweifelung war nicht zu wagen, und auch die Seinigen bedurften einiger Erholung.

Als aber das römische Heer am andern Morgen das Lager verließ, erfolgte alsbald der Angriff. Die Römer machten die letzte Anstrengung, hier abzuwehren, dort durchzubrechen. Vergeblich. Armin, auf einem Hügel stehend, wies mit Wort und Wink die Massen dahin, wo sie nöthig waren, und überall standen sie eine eherne Mauer den Feinden entgegen. Viele Römer fanden ihren Tod, die Führer neben den Gemeinen. Varus selbst wünschte zu fallen das Schwert in der Faust: dieser Trost aber ward ihm nicht zu Theil; er empfing nur eine Wunde. Also stieß er sich das Schwert in die Brust mit eigener Hand. Diesem Beispiele des Feldherrn folgten die ihm am Nächsten gestanden hatten. Andere machten fruchtlose Versuche durch die Flucht zu entkommen. Die Masse, zu einem verwirrten Knäuel zusammen gerollt, gab aus Noth und Ermattung allen Widerstand

auf und starrte, gleichgültig gegen Leben und Tod, in die Lanzen und die Schwerter der Teutschen hinein. Armin, als er keine feindliche Waffe mehr drohen sah, befahl abzustehen von dem Gewürg, Alle zu schonen welche das Schicksal verschont hatte, die Wehrlosen zu Gefangenen zu machen. Im Taumel des Sieges aber war der endlich entfesselte Zorn nicht sogleich zu bändigen: Mancher nahm Rache an den einst so übermüthigen Drängern. Am Meisten verhaßt waren die römischen Geschäftsleute, die Steuereinnehmer, die Sachwalter, diese schlängelnden, zungenfertigen Verderber der vaterländischen Sprache und Sitte: sie wurden selbst als Leichen nicht verschont. Die übrigen Gefallenen blieben liegen wie sie lagen und wurden weder verbrannt noch beerdigt; sie sollten, ein Gräuel dem Anblick, unter freiem Himmel verfaulen oder Geiern und Raben zum Raube werden. Auch wurden Manchen, den vornehmen Herren, die Köpfe abgeschnitten und wie an Schandpfähle an Baumstämme befestiget. Varus' Kopf ist von Armin an Marbod gesendet worden zum schlagenden Beweise, daß die Römer besiegt, das Vaterland frei sei; zu demselben Zeugnisse hat Marbod den Kopf dem Kaiser Tiberius überliefert.

Der Sieg war vollkommen, die Freude groß. Auf die Beute mag kaum Jemand geachtet haben. Aber unter der Beute befanden sich auch die Adler zweier Legionen: den dritten hatte der Träger vom Schaft abgebrochen, in seinen Gürtel gewickelt und unbemerkt in einen Sumpf getreten. Jene Adler, einst in ihrem Glanz ein Schrecken der Völker, jetzt demüthige Zeugen zerbrochener Herrlichkeit, gingen von Hand zu Hand und schienen Allen ein kostbarer Besitz für künftige Zeiten.

Endlich, als der Sturm der Leidenschaften sich gelegt hatte, trat Armin auf und redete zu seinen Genossen im Kampf und im Siege. Niemand hat uns überliefert was von ihm gesagt worden ist; aber in diesem großen Augenblicke kann er, der Urheber und Vollbringer, nur von großen Dingen, nur vom Vaterland und von der Freiheit gesprochen haben. Auch kann es nicht anders sein: Alle, an welche Armin's Rede gerichtet war, haben mit Hand und Mund

das Gelübde abgelegt, fortan treu zu einander zu halten. Selbst Segest hat schwerlich gewagt eine andere Gesinnung zu verrathen. So ist eine Eidgenossenschaft entstanden unter den Völkern dieser Gegenden, besonders unter den vier Völkern, welche den größten Antheil an dem Kampfe gehabt hatten, den Cheruskern, den Chatten, den Bructerern, den Marsen; und Armin ist das Haupt dieser Genossenschaft geworden, weil er in diesen großen Tagen Herzog, Ordner und Sprecher gewesen war.

5.

Zwietracht unter den Teutschen. Germanicus' erste Feldzüge.

Der Kaiser Augustus, ein Günstling des Glückes von seiner Kindheit an, hatte die Freiheit der Römer ermattet zu seinen Füßen niedergesunken erblickt; er hatte zugegriffen, sie gefesselt und auf die gefesselte seine Herrschaft gestellt. Im Laufe der Jahre aber waren seine Kräfte zerrieben, weniger in großen Thaten als in ängstlicher Sorge, in schlauen Entwürfen, in häuslichem Verdruß. Um so mehr fürchtete er für die Ruhe seiner späten Tage. Der letzte Krieg in Pannonien hatte ihn stark an den Wechsel menschlicher Dinge erinnert: daher der große Jubel, als Germanicus die Nachricht von der endlichen Unterwerfung der empörten Völker überbrachte; daher die augenblickliche Feier und die Anordnung großer Festlichkeit. Augustus hatte frei aufgeathmet und als Greis von Neuem den Glauben an die Begleiterin seiner Jugend und seines männlichen Alters wieder gewonnen. Da erscholl plötzlich der Unglücksruf durch die Stadt: Germanien im Aufstande, Varus todt, die Legionen vernichtet, Alles verloren. Bei diesem Rufe traten dem Kaiser die möglichen Folgen des großen Ereignisses als Wirklichkeit in schrecklichen Gestalten vor die Seele: die wilden Germanen im raschen Marsche, der Rhein überwunden, Gallien in Empörung, die Bewohner der Alpen, vor Grimm und Rache glühend, im Aufstand, Italien erschöpft, gebeugt, verzagt,

die gefesselte Freiheit ihre Ketten sprengend, auf daß die ewige Stadt gerettet würde, welche die kaiserliche Gewalt nicht mehr zu schützen vermöchte. Vor solchen Bildern rang der alte Kaiser wie ein Verzweifelnder. Bald jedoch, als die Besinnung zurückgekehrt war, versäumte er Nichts, was nöthig oder nützlich zu sein schien um vor Allem die Ordnung in der Stadt und die Ruhe in den Provinzen zu erhalten, auch Nichts um den Menschen eine Vergleichung der Herrschaft und der Freiheit unmöglich zu machen. Das Nothwendigste aber war die Bildung eines neuen Heeres, und selbst die Lösung dieser Aufgabe gelang in wenigen Monden. Den Oberbefehl aber über die Truppen, die noch in Gallien waren, sogleich hingesendet wurden oder folgen sollten, übertrug er seinem Sohne Tiberius, dem Sieger in Illyrien.

Tiberius eilte von Germanicus begleitet an den Rhein. Er fand Alles anders, als man in Rom gefürchtet hatte: die Alpen ruhig; Gallien ruhig; am Rheine keinen Feind. Auf die erste Nachricht von Varus' Untergange durch Armin und das Schicksal war allerdings einige Verwirrung an der linken Seite des Rheines entstanden: Siegmund Segest's Sohn hatte seinen priesterlichen Schmuck von sich geworfen, und war über den Rhein zu seinem befreieten Volk entflohen; andern Jünglingen und Männern mögen ähnliche Wagnisse gelungen sein. Aber der Marsch der beiden Legionen bei Mainz Strom abwärts war hinreichend gewesen jede Bewegung zu hemmen. Und die Teutschen erschienen nicht um Gallien aufzuregen oder zu erobern. Zu einem solchen Unternehmen waren sie weder gerüstet noch vereinigt. Die Verzweifelung hatte den Aufstand erzeugt, die Nothwendigkeit hatte zum Kampfe getrieben, das Glück zum Siege geführt. An den Fall des Sieges aber hatte Niemand zum Voraus zu denken vermocht. Die Sieger selbst hatten schweren Verlust erlitten; die Völker, nur durch den Sieg verbunden, waren wohl stark zum Widerstande, keineswegs zum Angriff. Ihre Gedanken gingen nicht über die Erhaltung der wiedergewonnenen Freiheit hinaus. Sie richteten nach dem Tag im Teutoburger Wald, unbekümmert um den Rhein und die Vorgänge in der Ferne, ihre Waffen nur gegen die Castelle

und die Verschanzungen der Römer; und es gelang ihnen sich aller Befestigungen im Sturm, mit List oder durch den Hunger zu bemächtigen und dem Boden gleich zu machen. Weiter gingen sie nicht. Selbst die Anlagen auf dem Taunus blieben im Besitze der Römer, weil die Besatzungen von Mainz her jegliche Unterstützung erhielten. Tiberius vermochte daher das neue Heer ungehindert zu bilden, an Ordnung und Zucht zu gewöhnen. Aber zu einer Erneuerung des Krieges mit den teutschen Völkern fühlte er sich nicht geneigt. Er stand wo man vor zwanzig Jahren gestanden hatte und erkannte wohl, daß fortan der Rhein als die Gränze des Reiches zu vertheidigen sein werde. Zwar unternahm er noch ein Mal im folgenden Jahr eine Fahrt über den Rhein, aber nur zur Uebung des Heeres, vielleicht auch um eine Unterhandlung mit den teutschen Völkern herbei zu führen. Denn unwahrscheinlich ist nicht, daß ein Abkommen mit den Teutschen zu Stande gekommen sei, durch welches die Gränze des römischen Reiches auf das Ufer des Rheines gestellt worden ist; wenigstens unterblieb vier Jahre lang jegliche Feindseligkeit zwischen den Römern und den Teutschen, und Tiberius hielt mit der größten Strenge von jeder Verletzung des Landes der Teutschen zurück. Auch Das, was in den vier Jahren unter den teutschen Völkern vorging, scheint dafür zu zeugen, daß sie im gesicherten Frieden mit den Römern zu leben geglaubt haben.

Der Tag im Teutoburger Walde nämlich hatte jede unedele Leidenschaft in der Brust der Sieger zum Schweigen gebracht, aber nicht ausgetilgt: neben den großen Gedanken der Freiheit und des Vaterlandes fanden Hader, Haß, Groll und Zorn aus früheren Tagen keinen Raum. Wäre der Krieg fortgegangen, hätten Alle gefürchtet sie seien in Gefahr wieder zu verlieren, was durch den Sieg gewonnen war: so möchte die augenblickliche Vereinigung sich zu einer festen und bleibenden Verbindung gestaltet haben. Aber der Sieg war zunächst von den Kriegern gewonnen, die in der Heerfahrt der Römer gewesen waren; von den Völkern hatten nur die zunächstwohnenden Theil an dem Kampfe zu nehmen vermocht. Bei den Entferntern war der Eindruck

weniger tief, und das frische Siegesgeschrei verlor sich mehr und mehr in einen matten Widerhall. Um so leichter erhoben sich nach hergestellter Ruhe streitende Empfindungen in der Brust der Menschen. Alte Leidenschaften fanden sogar Nahrung in den neuen Ereignissen. Eifersucht, Neid, Beschämung traten dem stolzen Selbstgefühle der Sieger entgegen und trieben dieselben wohl nicht selten zu Uebermuth und Hohn. Ja selbst unter den Fürsten, welche den Kampf bestanden hatten, erhob sich die Zwietracht. Der Jüngling Armin hatte den schönsten Ruhm wie verdient so erhalten; das erregte die Eifersucht und den Aerger älterer Fürsten. Am Meisten fühlte sich Segest gekränkt, weil sein früheres Verhalten gegen die Römer ihm in Rechnung gebracht, seine Gesinnung fortwährend in Zweifel gezogen wurde. Darüber geschah, daß Segest, während der römischen Herrschaft ein ängstlicher Bewacher Armin's, jetzt ein Feind desselben wurde. Verständige Männer wünschten irgendwie eine Versöhnung zu bewirken; Armin selbst mag diesen Wunsch um so heisser gehegt haben, da er Segest's Tochter Thusnelda liebte. Eine Vermählung zwischen ihm und Thusnelda schien die Aussöhnung sichern zu müssen. Und sie wurde wirklich zu Stande gebracht, diese Vermählung, aber wohl nur auf Armin's und Thusnelda's unabweisliche Bitten und auf das Drängen wohlwollender Männer, nicht gegen Segest's Zustimmung, aber gegen seinen Willen. Daher führte sie keineswegs zur Aussöhnung, sondern vermehrte nur den Haß des alten Fürsten gegen den ruhmgekrönten Jüngling, und dieser Haß war der Quell heilloser Auftritte.

Unter solchen Wirrnissen in Teutschland starb zu Rom der Kaiser Augustus, 19. August's im J. 14, und Tiberius übernahm das Reich. Diese Nachricht brachte die Legionen wie an der Donau so am Rheine, besonders die vier Legionen im unteren Germanien, zuerst in eine große Bewegung bald in eine furchtbare Meuterei. Während der langen Ruhe waren die Soldaten zum Nachdenken über die Natur der Herrschaft und des Dienstes gekommen. Unmuth und wüste Begierden waren entstanden. An Einigkeit zwar

fehlte es; die Wenigsten mochten wissen was sie wollten, aber ein Jeder hegte den Wunsch, daß das Hinscheiden des Kaisers nicht Tiberius allein, sondern auch ihm selbst zu Gute kommen sollte, und nur über den Weg zu diesem Ziele waren sie im Streite. Germanicus eilte aus dem Innern Galliens herbei um die Meuterei zu stillen. Es gelang ihm, die Legionen im oberen Germanien zur Ordnung zurückzubringen; bei den Legionen im unteren Germanien hingegen fand er die ärgste Widerspänstigkeit. Weder Güte noch Drohung wirkte auf die wirre Menge; auf verständige Vorstellungen wurde nirgends gehört. Er selbst, der Feldherr, gerieth in die größte Lebensgefahr; nur durch die Uneinigkeit der Krieger ward ihm unter ungeheueren Anstrengungen, schauderhaften Kämpfen und blutigen Gräueln möglich, den einen Theil durch den andern zu bändigen und Alle zu ermüden. Aber Gehorsam, Zucht, alles militarische Ansehen war dahin, das Lager angefüllt mit Leichen und Unflath, das Heer nur gräßliche Massen verwildeter Menschen, die Brust voll von wüsten Leidenschaften.

Der römische Feldherr sah irgend ein kriegerisches Werk als nothwendig an, um den Soldatengeist wieder zu erwecken, den alten Gehorsam zurückzuführen: er trug kein Bedenken, den Frieden mit den teutschen Völkern zu brechen, wenigstens die lange Waffenruhe treulos zu endigen. Er führte den Theil der vier Legionen, der noch dienstfähig war, 12,000 Mann, rasch über den Rhein; die mordlustigen Haufen folgten mit Begierde, um dem Scheusale des Lagers zu entkommen. Mit denselben zogen sechs und zwanzig verbündete Cohorten und acht Geschwader Reiterei über den Strom. Germanicus nahm seinen Weg in der größten Eile und Stille durch wohlbekannte Wälder. Alsdann ordnete er seine Truppen in vier Keile und drang mit denselben zur Nachtzeit in das Land der Marsen ein, welchen jeder Gedanke an einen Krieg so fern war, daß sie sorglos um irdische Dinge ein religioses Fest begingen und der Feier ruhig und friedlich in ihren Hütten lebten. Die römischen Keile fanden keinen Widerstand. Sie konnten ihr Gelüst nach Blut ungehindert befriedigen, und sie mordeten alle Menschen,

auf welche ihr Blick fiel, ohne Schonung des Alters und des Geschlechtes. Die Gebäude wurden in Flammen gesetzt überall; zehn Meilen weit ging die Zerstörung. Hierauf trat Germanicus den Rückzug an. Dieser Rückzug aber ward ihm weniger leicht, als der Anmarsch gewesen war; denn die benachbarten Völker lauerten ihm auf, drängten, griffen an und nahmen Rache an Menschen und Dingen. Er jedoch erreichte mit dem größten Theile seines Heeres den Rhein.

Die teutschen Völker kamen weithin in Bewegung. Armin wirkte und waltete überall; überall bereitete man sich für den nächsten Frühling zum Widerstand oder zum Angriffe vor: nur Segest wollte nicht Theil nehmen an dem Kriege; das Volk hingegen, dessen Fürst er war, hing zu Armin und wollte nicht zurück bleiben. Segest wurde belagert in seiner Burg.

Von diesen Zwisten unterrichtet, ging Germanicus im Jahre 15 frühzeitig von Mainz aus über den Rhein, Cäcina, sein Legat, im untern Germanien. Germanicus drang in das Land der Chatten vor bis zu dem Hauptorte derselben, Mattium genannt. Alsdann wandte er sich gegen den Rhein, vielleicht um sich mit Cäcina zu vereinigen. Zu derselbigen Zeit aber erschienen Gesandte des Fürsten Segest, welchen sich Siegmund sein Sohn mit ängstlichem Zaudern angeschlossen hatte, und baten den römischen Feldherrn um Hülfe. Germanicus sandte den jungen Siegmund als Gefangenen über den Rhein und folgte rasch der Einladung Segest's. Bei seiner Annäherung sahen sich die Belagerer der Burg genöthigt zurückzuweichen. In der Burg befand sich auch Thusnelda, die sich wahrscheinlich zu ihrem Vater begeben hatte um zu vermitteln und zu versöhnen. Sie aber, Armin's Gemahlin, gerieth mit ihrem Vater in die Gewalt der Römer.

Segest hatte eine Vernehmung vor Germanicus zu bestehen. In seinen Antworten auf die Fragen des Römer's gab er die Versicherung, daß, seit er von Augustus mit dem Bürgerrechte beschenkt worden, seine Anhänglichkeit an Rom niemals gewankt, daß er keine Verschuldung gegen Rom auf

sich geladen habe, und daß er keinerlei Verbindung mit Armin eingegangen sei. Um das Erste zu beweisen stellte er die Vorgänge im Teutoburger Wald als das Werk einer Verschwörung unter den Teutschen dar, deren Seele Armin gewesen. Er gab vor, Armin bei Varus angeklagt zu haben; er entschuldigte seine eigene Theilnahme an dem Kampfe mit der Noth des Augenblickes, mit dem Drängen seines Volkes; er erklärte, daß er stets die Meinung gehabt habe, die Teutschen wären nur verirrt und müßten zu ihrem eigenen Heile treu zu den Römern halten; endlich erklärte er seine Bereitwilligkeit, auch jetzt und fortan gute Dienste zu leisten. Zum Beweise der zweiten Versicherung läugnete er seine Tochter dem Fürsten Armin zur Gemahlin gegeben zu haben: sie sei ihm abgedrungen, von Armin geraubt worden. Ein solches Zeugniß aber von einem solchen Mann, unter solchen Umständen ist ohne allen Werth; auf Segest's Worte der Angst darf die Geschichte dieser Tage nicht gestellt werden. Uebrigens bat er den Römer um Schonung für seinen Sohn Siegmund; für seine Tochter wagte der feige Mann kein Wort zu sagen, weil sie Armin's Gemahlin war. Germanicus versprach ihm die Erhaltung des Lebens der Seinigen, aber erklärte sie Alle für gefangen. Thusnelda vernahm schweigend ihr Schicksal. Ohne Klage, ohne Flehen stand sie ungebeugt; die Arme unter die Brust zusammen geschlagen, heftete sie den Blick auf ihren schwangern Leib: ihr Unglück war über Thränen hinaus. Segest selbst erhielt, als das römische Heer zum Rheine zurück gekommen war, einen Sitz auf der linken Seite dieses Stromes.

Armin gerieth in Verzweifelung. Er durchflog das Land der Cherusker und rief Wehe und Waffen gegen Segest und gegen Germanicus. Er mahnte an die erduldeten Mißhandlungen, an die Ruthen, an die Beile, an das furchtbare römische Recht, an den ruhmwürdigen Aufstand, an den unbefleckten Sieg im Teutoburger Walde. Sein Wort, für dessen Wahrheit die Anführung selbst ein vollgültiges Zeugniß ist, verhallte nicht: man folgte seinem Rufe; selbst sein Oheim Inguiomer eilte nach der Weser um dem Neffen zur Seite zu stehen.

Germanicus entschloß sich zuvorzukommen. Einen Theil seines Heeres ließ er unter Cäcina's Anführung nördlich von der Lippe vordringen; die Reiterei mußte durch das Land der Frisier ziehen; er selbst ging mit vier Legionen zu Schiffe, fuhr den Rhein hinab, durch den Kanal seines Vaters, durch den Flevus und über die Wadden nach der Ems. Hier stieß Cäcina zu ihm. Das große Heer erregte einen solchen Schrecken, daß selbst die Chauken, östlich von der Ems, den Römern Hülfe leisteten. Germanicus zog mit dem vereinten Heere die Ems herauf wider Armin, der sich mit der Macht der Cherusker und ihrer Bundesgenossen an der linken Seite der Lippe gelagert hatte. Auf diesem Marsche kam er in den Teutoburger Wald. Daselbst lagen noch die gebleichten Gebeine der gefallenen Römer vermischt mit den Gerippen der gefallenen Thiere, und von den Bäumen schaueten hohl die Schädel herab. Germanicus unterbrach seinen Marsch, ließ große Gruben graben, die menschlichen Gebeine von den thierischen Gerippen sondern und in diese Gruben werfen, Vornehme und Geringe, Freunde und Feinde durch einander. In dem Heere fanden sich noch einzelne Krieger, die Theil genommen hatten an der Schlacht und durch Zufall dem Gewürg entkommen waren oder sich aus der Gefangenschaft befreiet hatten. Diese Männer erklärten den Gang der Dinge und die Leiden der Römer; sie zeigten den Ort, wo Varus verwundet worden, wo er sich das Schwert in die Brust gestoßen, wo Armin gestanden, seine Krieger befeuert und mit Wort und Wink hierhin und dorthin zu blutigen Werken gewiesen hätte; sie machten überhaupt eine häßliche Beschreibung von dem großen Tag um den Sieg der Teutschen zu verkleinern, zu besudeln. Ein Zeugniß solcher Menschen aber hat auch keinen Werth für die Geschichte; denn sie hatten gewiß nicht Vieles gesehen und in ihrer Todesangst auch das Gesehene nicht richtig aufzufassen vermocht. Also haben sie ohne Zweifel Wahres, Halbwahres, Falsches in einander gemischt und Manches aus eigener Erfindung hinzu gethan, um für sich selbst eine größere Theilnahme zu erregen.

Nach der Beerdigung der gefallenen Römer, mit wel-

cher Tiberius sehr unzufrieden war, weil sie die Kriegsfahrt verzögert, das Heer nicht mit Vertrauen gestärkt hätte, zog Germanicus über die Lippe. Armin hatte sich hinter einem Sumpf aufgestellt, Wald im Rücken, Wald zur Seite. Als die Römer mit Reiterei und leichtbewaffnetem Fußvolke den Sumpf zu umgehen unternahmen, griff Armin sie an in der Stirn und in der Flanke. Sogleich wurden Reiterei und Fußvolk verwirrt in den Sumpf geworfen, und die Legionen waren nicht im Stande, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Viele scheinen umgekommen zu sein, nur Wenige sich gerettet zu haben. Die Legionen selbst geriethen in Verwirrung; Germanicus trat sogleich den Rückzug an. Cäcina ging in Eilmärschen über die langen Brücken des Domitius Ahenobarbus nach dem Rheine zurück; die Reiterei schlug den Weg durch das Land der Frisier ein; Germanicus selbst eilte den Schiffen zu und verließ so schnell als möglich die Ems.

Dieser Rückzug des römischen Heeres brachte großen Verlust. Cäcina wurde von den Teutschen unter Armin's Leitung verfolgt und unaufhörlich angegriffen oder geneckt. Die langen Brücken waren hier und dort verfallen und die Römer fanden nicht selten grundlosen Boden. Gepäck und Gezeug fiel bald in die Hand der Teutschen. Die Nächte vergingen auf eine schauerliche Weise. Die Römer fanden keinen trockenen Lagerplatz: denn die Teutschen hatten sie von den Hügeln hinab in Niederungen gedrängt und kleine Flüsse hinein geleitet, so daß der Weg mit Wasser und Schlamm angefüllt war; sie selbst lagerten sich während der Nächte auf den Anhöhen, erholten sich von ihren Anstrengungen, zechten und sangen zum Hohn ihrer Feinde vaterländische Lieder. Aber einen Angriff verstattete Armin zur Nachtzeit nicht. Und gewiß würde er das ganze römische Heer vernichtet haben, wenn die Teutschen nicht aus Ungeduld in der letzten Nacht die bisherige Kampfart verlassen hätten. Inguiomer, Armin's Oheim, fürchtete, der Feind, schon dem Rheine nahe, möchte am nächsten Tag entkommen; er bestand darauf, daß man ihn im Lager angreifen und vernichten sollte. Armin war entgegen; seines Oheim's

Heftigkeit erhielt die Zustimmung des teutschen Heeres und Armin's Weisheit mußte weichen. Gegen Tagesanbruch wurde das römische Lager umringt. Cäcina hatte in vierzig Feldzügen den Wechsel von Glück und Unglück häufig gesehen. Dennoch war in den ersten Tagen des Rückzuges seine Seele verzagt gewesen. Jetzt aber, auf festem Boden stehend, den Rhein vor Augen, war die alte Stärke zurückgekehrt, und er verstand eine neue Seele in die Trümmer seines Heeres zu bringen. Seine ganze Mannschaft ward unter den Waffen im Lager zurück gehalten; Keiner durfte sich auf den Wällen zeigen, Keiner einen Laut hören lassen. Die Teutschen wurden getäuscht: sie glaubten, die Römer erwarteten nur den Angriff um sich als Gefangene zu ergeben. In diesem Glauben fingen sie an die Gräben zuzuwerfen, die Wälle einzureissen, schwärmten übermüthig um das Lager herum, höhnten die Feinde und versäumten alle Ordnung. Plötzlich brach das römische Heer heraus, warf sie mit vielem Verluste nach beiden Seiten zurück, gewann einen großen Vorsprung und gelangte glücklich an den Rhein.

Die Reiterei scheint ohne Verlust entkommen zu sein. Die Legionen aber, die mit Germanicus zu Schiffe gegangen waren, hatten schwere Unfälle zu erdulden. Die Fahrt ging wieder über die Wadden. Das Wasser war so seicht, daß die Schiffe auf dem Boden sitzen blieben. Um sie flott zu machen, setzte Germanicus zwei Legionen an's Land, mit dem Befehle, dem Meere so nah als möglich weiter zu ziehen. Kaum aber hatten diese Truppen ihren Marsch angetreten, so wuchs das Meer an. Ein frischer Wind erhob sich und trieb die Wellen weit in das Land herein. Das Wasser ging den Römern bald bis zum Gürtel, bis zur Brust, bis zum Munde; der Boden ward unsicher; Viele versanken, Keiner konnte dem Andern helfen; selbst ein gegenseitiger Zuruf war unmöglich, weil die menschliche Stimme versagte. Nirgends war Land zu sehen, nirgends Hoffnung zu gewinnen. So verlief der Tag, so die Nacht. Erst am folgenden Morgen trat das Meer zurück und der Fuß faßte festen Boden. Nun vermochte auch Germanicus sich dem Lande zu nahen und den Ueberrest der beiden Legionen wieder an Bord zu

nehmen. Hierauf erreichte er glücklich den Flevus und den Rhein. Aber auch sein Verlust war unermeßlich an Menschen und Dingen.

6.

Germanicus' letzter Feldzug in Teutschland.

Das teutsche Heer erschien nicht am Rhein. Inguiomer, der Urheber des Unglückes, war im Kampfe verwundet worden und litt an dem doppelten Schmerz. Armin's Ruhm und Ansehen war gestiegen; seine Besonnenheit und Weisheit hatte sich von Neuem bewährt. Dieses Verhältniß brachte eine große Mißstimmung zwischen ihm und seinem Oheim hervor. Der allgemeine Unmuth scheint den Rückzug und die Auflösung des teutschen Heeres zur Folge gehabt zu haben.

Der Kaiser Tiberius war verdrießlich. Er hegte schon aus früheren Tagen eine gewisse Eifersucht gegen Germanicus, weil dieser junge Feldherr sich der Liebe und Anhänglichkeit der Legionen in vollem Maß erfreuete. Germanicus hatte zwar bei der Meuterei der Legionen einen großen Beweis seiner Treue gegeben; aber selbst diese Meuterei hatte gezeigt, wie hoch Germanicus von den Legionen geachtet war. Die Erneuerung des Krieges mit den Teutschen nach jenen blutigen Auftritten hatte der Kaiser nothgedrungen genehmigt; die Fortsetzung war ihm zuwider, und die Hinopferung der Legionen vermehrte seinen Zorn. Germanicus aber sah die Fortsetzung des Krieges wie eine Ehrensache an; er wollte die Schmach austilgen, die auf ihn als Feldherrn gekommen war, und die Einwohner Gallien's ersetzten den Verlust an Menschen und Dingen. Er faßte daher den Entschluß einen entscheidenden Schlag zu wagen. Nach seiner Erfahrung war die größte Gefahr bei den Zügen zu Lande: denn es fehlte an sicheren Wegen, an Festungen, an jeglichem Anhalt; dagegen war die Natur des Bodens den Teutschen günstig, wie zum Widerstande so zur Verfolgung. Zur See aber war von den Teutschen Nichts zu fürchten, und die Ge-

fahr, welche die Wadden gebracht hatten, schien durch eine Fahrt über das offene Meer hinweg leicht vermeidlich zu sein. Er brachte eine große Flotte zusammen, die aus Tausend Schiffen von sehr verschiedener Bauart bestanden haben soll, ging im Sommer des Jahres 16 mit acht Legionen und vielen Hülfsvölkern an Bord und fuhr in das offene Meer hinaus. Auf diesem neuen Wege gelangte er glücklich zur Ems, landete an der linken Seite des Flusses und gründete zum Schutze der Flotte eine kleine Festung Amisia. Hierauf zog er am linken Ufer der Ems herauf, führte das Heer über diesen Fluß und zog weiter bis zur Weser.

An der andern Seite der Weser erwarteten die Teutschen ihren Feind. An ihrer Spitze stand Armin, und auch Inguiomer fehlte nicht. Armin hatte erfahren, daß sein Bruder Flavius sich im römischen Heere befand. Germanicus verstattete ihm, auf seinen Wunsch, eine Unterredung mit diesem Bruder. Flavius erschien am andern Ufer. Armin fragte ihn, wie und wo er das eine Auge verloren, und weiter, was er gewonnen habe durch dieses große Opfer? Flavius nannte Zeit und Ort, rühmte die militarischen Auszeichnungen die ihm zu Theil geworden. Hierauf bat Armin freundlich und eindringlich den Bruder, daß er doch die Römer verlassen und zu ihm und zu seinem Volke herüber kommen möchte. „Deine Verstümmelung, sagte er, ist keine Ehre, sondern eine Schande, weil Du sie im Dienste der Feinde des Vaterlandes erhalten hast. Das Vaterland nennt Dich einen Flüchtling und Verräther. Dein Sold ist ein Knechtslohn, Deine Ehrenzeichen sind Zeugnisse, daß Du Dich einem fremden Tyrannen hingegeben hast. Jedem Sohne des Vaterlandes gebührt für das Vaterland zu kämpfen, die Freiheit desselben zu retten oder unterzugehen." Endlich erinnerte er an den Ort seiner Geburt, an den Schoß ihrer Mutter, an die Gespielen seiner Kindheit, an die Freunde seiner Jugend, an die Heiligthümer der Heimath. Von diesen Worten wurde Flavius ergriffen, aber nicht gewonnen. Er gerieth in wilden Zorn und würde über die Weser gesetzt haben um seine Seele mit dem Blute seines Bruders zu

beruhigen, wenn er nicht gewaltsam von Römern hinweggebracht wäre.

Nach diesem Auftritte ging Armin mit seiner Begleitung zurück und bot den Römern zum Schlachtfeld eine freie Ebene dar, welche durch einen Halbkreis von Bergen zur Seite und von Wald im Rücken begränzt war. Am andern Morgen setzte ein Theil der römischen Reiterei an zwei Stellen durch den Fluß; auch schwammen batavische Hülfsvölker über denselben und rückten verwegen gegen den Wald vor; aber nur zu ihrem Verderben. Die Teutschen drangen aus dem Walde heraus, und der größte Theil der Bataver fiel unter ihren Streichen. Inzwischen ging das römische Heer über den Fluß und nahm eine Stellung am Saume der Ebene. Der Ort ist nicht zu bestimmen. Nur der Name Idistavisus findet sich in den Ueberlieferungen. Dieser Name aber wird sonst niemals genannt, weder zuvor noch hernach. Wahrscheinlich ist derselbe nicht weit oberhalb der Mündung der Aller zu suchen. Wenn aber auch das Ungewisse ungewiß bleiben muß: Germanicus blickte nur mit banger Seele auf die Berge und den Wald. Er brachte die folgende Nacht in großer Unruhe zu, überzeugte sich jedoch, daß die Legionen mit Liebe und Treue an ihm hingen und zu jeglicher Aufopferung bereit waren. Am andern Morgen ordnete er das Heer zur Schlacht und hielt eine Rede, um die Krieger in ihrem Muthe zu bestärken, in ihrer Hoffnung zu beleben. Die Teutschen ordneten sich an der andern Seite der Ebene in der Nähe des Waldes gleichfalls zur Schlacht. Auf den Höhen aber zur linken Seite der Römer waren Cherusker so weit rückwärts aufgestellt, daß sie durch Bäume und Gebüsch den Augen der Römer entzogen blieben. Armin soll auch am Morgen dieses Tages zu den teutschen Kriegern geredet haben; in den Worten aber, die ihm in den Mund gelegt werden, wird nur ausgesprochen was auszusprechen nicht nöthig war.

Endlich führte Germanicus sein Heer zum Angriff, und das Glück entschied sich bald für die Römer. Die Beschreibung der Schlacht jedoch ruht ohne Zweifel auf den Berichten, die Germanicus über den Kampf und über den Sieg

der Römer an den Kaiser gerichtet hat; und Germanicus hat gewiß Alles in einem glänzenden Lichte dargestellt um seinen Oheim auszusöhnen mit seiner Unternehmung. Das größte Mißgeschick war für die Teutschen, daß Armin an der Spitze der Cherusker am Kopfe verwundet und durch die Wunde verhindert ward überall zu leiten und zu wirken. Die Römer aber, seit acht Jahren nur an Unglück und Niederlagen gewöhnt, waren hoch erfreuet über ihren errungenen Vortheil; sie betrachteten denselben als ein Zeichen des wiederkehrenden Glückes und feierten ihn wie einen vollkommenen Sieg. Das teutsche Heer war jedoch keineswegs überwunden; vielmehr nahm dasselbe in einer geringen Entfernung von Neuem eine drohende Stellung und nöthigte die Römer, entweder abzuziehen oder eine neue Schlacht zu wagen. Die Römer wagten noch ein Mal die Schlacht.

Diese Schlacht fand wenige Tage nach der ersten Statt, als die Teutschen noch keine bedeutende Verstärkung erhalten haben konnten. In ihrer neuen Stellung hatten dieselben die Weser zur Linken, einen Sumpf und einen Wald zur Rechten, vor ihrer Stirn her einen breiten und ziemlich hohen Damm. Ihre Reiterei stand vorwärts im Wald. Armin war gegenwärtig, obwohl noch leidend an seinen Wunden. Der Schlachtplan war ohne Zweifel von ihm entworfen; die Ausführung hatte er seinem Oheim Inguiomer überlassen. Die Römer drangen gegen den Damm vor, vermochten aber die Teutschen erst nach langem Kampfe durch Wurfgeschütz auf dem linken Flügel zurückzutreiben. Dadurch geschah, daß die Römer nunmehr die Weser, die Teutschen den Sumpf im Rücken hatten. Und nun wurde den ganzen Tag hindurch ein furchtbarer Kampf gekämpfet. Kein Theil wich, kein Theil unterlag. Zugleich erhob sich Weser abwärts zur Seite der Heere ein blutiger Streit zwischen der teutschen und der römischen Reiterei, und auch in diesem Streite blieb keinem Theile der Sieg. Am Abend des Tages gab Germanicus verloren und dachte nur an den Rückzug. Er schickte eine Legion ab um ein Lager zu befestigen und zog sich alsdann mit dem Ueberreste seines Heeres hinter der Reiterei hinweg in dieses Lager. Während der Nacht ließ er in dem Lager

für seinen Bericht nach Rom ein Denkmal erbauen mit der Inschrift: das Heer des Kaisers Tiberius habe, nach der Besiegung aller Völker zwischen dem Rhein und der Elbe, dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus errichtet. Am folgenden Morgen brach er früh auf, überließ das Lager und das Denkmal den Teutschen, eilte auf seinen Brücken über die Weser und brach die Brücken vorsichtig hinter sich ab. Hierauf befahl er einem Theile seines Heeres rasch zu Lande nach dem Rheine zu ziehen. Er selbst ging mit dem andern Theile nach der Ems und bestieg zu Amisia seine Schiffe.

Die Römer, die zu Lande zogen, scheinen ohne bedeutende Unfälle entkommen zu sein, weil die Teutschen, von der Weser aufgehalten, außer Stande waren sie zu erreichen. Der andere Theil des römischen Heeres, der sich auf der Flotte befand, soll ein unerhörtes Unglück erlitten haben. Ein furchtbarer Sturm überfiel, wie erzählt wird, die Flotte und trieb die Schiffe auseinander. Vieles, das am Bord war, Pferde, Waffen und Gepäck ward ins Meer geworfen um die Schiffe zu erleichtern. Vergeblich. Ein Theil derselben ging zu Grunde, andere wurden weit in das hohe Meer getrieben, viele scheiterten an Inseln und Klippen. Das Schiff, auf welchem sich Germanicus selbst befand, ward auf die Küste der Chauken geworfen. Ihm gelang das Land zu erreichen; daselbst stand er an der Brandung und schauete wie ein Verzweifelnder in das ungeheuere Unglück hinein. Endlich als sich der Sturm gelegt hatte, ging er wieder an Bord und kehrte nach dem Rheine zurück; einzelne Schiffe sammelten sich um ihn; nach und nach trafen mehrere ein. Auch wurden noch manche Krieger aufgefunden, die sich aus gescheiterten Schiffen auf verschiedene Weise gerettet hatten. Diese Krieger wußten Wunderdinge zu erzählen, die sie gesehen, und seltsame Abenteuer zu beschreiben, die sie bestanden hätten. Solche Mährchen waren der ganze Ertrag von Germanicus' gewaltiger Rüstung.

In der Darstellung dieses Unglückes dürfte indeß Vieles übertrieben sein. Germanicus hatte jetzt mehr als je große Ursachen, so viel von seinen Unfällen als möglich auf das

Meer und die Fluthen zu werfen. Denn er hatte die Fahrt gegen des Kaisers Willen unternommen; er mußte um dieselbe zu rechtfertigen als Sieger über die Teutschen erscheinen. Und doch hatte er nur geringe Ueberreste von seinem Heere, nur Trümmer von seiner schönen Flotte zurück gebracht. Tiberius aber wurde nicht getäuscht, sondern bestand darauf, daß Germanicus den Krieg aufgeben, den Rhein und Gallien verlassen sollte. „Germanicus, schrieb er, habe Großes vollbracht, genug für seinen Ruhm, genug für die Ehre der römischen Waffen. Zu läugnen jedoch sei nicht, daß auch große Unfälle durch Wind und Wetter über die Römer gekommen seien. Er selbst habe die Erfahrung gemacht, daß gegen die Teutschen mehr mit Klugheit auszurichten sei, als mit den Waffen. Man müsse sie ihrer eigenen Uneinigkeit überlassen. Deßwegen möge Germanicus nach Rom kommen um den Triumph zu feiern, den er so wohl verdient habe." Germanicus bat den Oheim, ihm nur noch einen einzigen Feldzug zu verstatten. Der Kaiser aber wiederholte seinen Befehl: „Wenn der Krieg wider die Teutschen fortgeführt werden müsse, so möge Germanicus seinem Bruder Drusus doch auch die Gelegenheit gönnen, sich Ruhm zu erwerben." Hierauf verließ Germanicus den Rhein.

Am 26sten Mai des folgendes Jahres 17 zog er triumphirend in Rom ein. Diese Feier fand Statt mit außerordentlicher Pracht. Es ward angenommen, daß Germanicus alle teutschen Völker zwischen dem Rhein und der Elbe überwunden habe. Dem Fürsten Segest ward ein Ehrensitz bewilligt, von welchem herab er dem Zuge zusah, der zur Schmach der Teutschen veranstaltet war. Vor ihm vorüber fuhr der Siegeswagen des Germanicus; vor ihm vorüber wurden die Bilder der teutschen Berge und Flüsse getragen, die Germanicus für das römische Reich erobert, und die Bilder der Schlachten, die er gewonnen haben wollte; vor ihm vorüber wurden viele gefangene Teutsche, Männer und Frauen, sämmtlich mit Sklavenketten belastet, geführt; vor ihm vorüber gingen auch, mit einer solchen Kette beladen, sein Sohn Siegmund und seine Tochter, Armin's Gemahlin, welche den Sohn des teutschen Helden, den sie vor etwa

dreißig Monden in der Gefangenschaft geboren hatte, auf ihrem Arme der Sklaverei entgegen trug. Uebrigens verschwindet Thusnelda fortan aus der Geschichte, und über ihren und Armin's Sohn, Thumelich genannt, findet man nur das Eine Wort angemerkt, er sei nach Ravenna gebracht worden und hier Mißhandlungen ausgesetzt gewesen.

7.

Krieg zwischen Armin und Marbod. Ausgang Beider.

Nach der Entfernung des Germanicus vom Rheine wurde von dieser Seite Nichts mehr gegen Teutschland unternommen. Die römischen Heere wurden beschäftigt mit dem Baue neuer Befestigungswerke längs des Rheines wie zwischen dem Main und der Donau. Mit dem Aufhören des Kampfes verschwindet auch das wenige Licht, das bisher auf die teutschen Völker als Widerschein von den römischen Waffen gefallen war. Gewiß jedoch ist, daß des Kaisers Tiberius Vorhersagung in Erfüllung ging: die Teutschen geriethen in Uneinigkeit, sobald die gemeinsame Gefahr aufgehört hatte.

Schon nach drei Jahren zogen Armin und Marbod und mit ihnen die Macht der nordteutschen Völker und die Macht der südteutschen Völker wider einander zum Krieg. Ueber die Ursachen dieser Fahrten sind nur Vermuthungen möglich, welche, wenn keine Wahrheit, doch eine große Wahrscheinlichkeit gewähren. Man mag in Teutschland nunmehr überall erkannt haben, daß die Freiheit des Vaterlandes nur durch die Vereinigung aller Kräfte zu einer einzigen Macht wahrhaftig gesichert werden könne; auch hat man gewiß nach und nach das Bedürfniß eines lebhafteren Verkehres zwischen allen Teutschen empfunden. Man war aber nicht einig über die Vereinigungsweise. Marbod, ein unbeschränkter Herrscher, glaubte dem römischen Reiche gegenüber müsse ein teutsches Reich alle teutschen Völker umfassend errichtet werden; in diesem Reich aber könnte Niemand der Fürst sein, als er selbst, mit derselben unbeschränkten Ge-

walt, mit welcher er in Böhmen gebot. Armin, der freie Fürst freier Völker, mochte sich selbst, seinen Ruhm, und die Freiheit der Völker nicht aufgeben. Er erstrebte eine freie Bundesgenossenschaft aller Teutschen, und in einem solchen Vereine konnte Marbod, der König eines mächtigen Reiches, keinen Raum finden. Armin's Gesinnung war edel und ehrenwerth; Marbod's Rechtfertigung liegt in der Geschichte der späteren Zeit. Auch waren die Ansichten der teutschen Fürsten und Völker verschieden, ihre Herzen zwischen Marbod und Armin getheilt. Von beiden Theilen scheint ein lebhaftes Bewerben Statt gefunden zu haben. Selbst Inguiomer, Armin's Oheim, wohl bekannt mit den Zuständen im nördlichen Teutschland, trat auf Marbod's Seite. Dagegen zerrissen zwei Völker, die Semnonen und die Langobarden, das Band, das sie früher mit Marbod verknüpft hatte, und traten in die freie Bundesgenossenschaft des nördlichen Teutschlands. Dasselbe mag noch von andern Völkern geschehen oder doch hier gehofft dort befürchtet worden sein. Also wurde die Feindschaft groß; nur die Waffen konnten entscheiden.

Wo beide Heere aufeinandergestoßen sind, ist nicht anzugeben; wahrscheinlich aber ist nach der Lage der Länder, daß das Zusammentreffen in den Ebenen auf der rechten Seite der Sale Statt gefunden habe. Es kam zur Schlacht. Marbod's Heer bestand aus Truppen, die ganz in römischer Weise bekleidet, bewaffnet, geordnet und geübt waren; das nordteutsche Heer hatte in dem langen Kriege mit den Römern gleichfalls die römische Kriegsweise kennen gelernt und war größtes Theiles mit erbeuteten römischen Waffen bewaffnet. Also wurde die Schlacht von beiden Seiten nach den Regeln damaliger Kriegskunst geliefert. Sie war hart und blutig, und Nichts ward entschieden. In beiden Heeren siegte der rechte Flügel. Der Abend endigte den Kampf. Am andern Morgen stellte Armin seine Gefährten wieder in Schlachtordnung. Marbod aber zeigte sich nicht; er war in der Nacht als wäre er geschlagen aufgebrochen um nach Böhmen zurück zu kehren. Ob Armin den Feind verfolgt hat, ist ungewiß; über das Gebirg ist er nicht gegangen.

Also war die große Frage, um welche man gekämpft hatte, unentschieden geblieben, und die teutschen Völker standen von Neuem in alter Getrenntheit neben einander, wider einander.

Marbod wandte sich von dem Sitze seines Reiches aus an den Kaiser Tiberius und trug demselben ein Bündniß gegen Armin an, ihren gemeinschaftlichen Feind. Tiberius, wohl erkennend, daß nunmehr die Zeit der Rache gekommen sei, antwortete: da Marbod den Römern keinen Beistand gegen die Cherusker geleistet hätte, so könnten auch die Römer ihm gegen denselben Feind keinen Beistand gewähren. Zugleich aber gab er den Befehl zur Versammlung eines großen Heeres an der Donau. Die Anführung übertrug er seinem eigenen Sohne Drusus, der mit seinen Absichten wohl bekannt, in seine Künste eingeweiht war. Durch Geldspenden und schlaue Abgeordnete säete Drusus in Marbod's Reiche den Samen der Zwietracht aus und machte diesem König unmöglich, sein altes Ansehen wieder zu gewinnen. Nach dem Ablauf eines Jahres etwa war derselbe gelähmt, gebrochen, ja vernichtet. Sein geschwächtes Heer kam in Unordnung; es entstanden Unruhen überall. Ein junger Fürst des Volkes der Gothonen, Catuald, den Marbod früher vertrieben haben soll, brach in Böhmen ein und gewann Marbod's Hauptstadt. Dieser suchte von Neuem Hülfe bei den Römern. Drusus sparte keine Schmeicheleien, keine Versprechungen, und verhieß wohl auch die erbetene Hülfe, wenn Marbod mit den Resten seiner Macht über die Donau kommen und sich mit dem römischen Heere vereinigen wollte. Marbod ließ sich verlocken; er ging mit den Trümmern seines Heeres über die Donau. Drusus wies ihm zuerst rückwärts eine Stellung an. Aus der norischen Provinz schrieb Marbod noch ein Mal an Tiberius in der alten stolzen Weise. Inzwischen gelang es dem römischen Feldherrn, ihn von seinem Heere zu trennen und dieses Heer zu verführen, zu verwirren. Nun rühmte sich der Kaiser Tiberius öffentlich im Senate, daß er jetzt die alte Schlange, jenen Marbod, welcher der furchtbarste Feind der Römer gewesen sei, in der Schlinge habe. An Marbod aber schrieb er, daß ihm die Rückkehr in sein Reich frei stehe, daß ihm jedoch

auch ein ehrenvoller Aufenthalt im römischen Reiche verstattet sein solle. Marbod hatte in dem ungeheueren Wechsel der Dinge Kraft und Halt verloren; er wußte nicht mehr zu leben und nicht zu sterben; er hatte sich selbst verlassen und erwartete von den Römern sein Schicksal. Tiberius wies ihm Ravenna zum Aufenthalt an, wo Armin's Sohn, Thumelich, in jammervoller Kindheit der Knechtschaft entgegen wuchs. Daselbst ward er als Gefangener gehalten, und in dieser Haft ist Marbod erst nach achtzehn Jahren unbeklagt und unbeachtet gestorben.

Seit seiner Entfernung aus Böhmen sind die Schicksale dieses Landes nicht aufzuklären. Gewiß ist nur, daß die Römer geraume Zeit entscheidenden Einfluß auf dasselbe gehabt haben. Indeß haben sie es nicht in Besitz genommen, dem Grundsatze getreu, daß wider die Teutschen mehr durch List als durch die Waffen zu gewinnen sei. Der Name der Markmannen ist noch Jahrhunderte lang geblieben; sie sollen auch noch lange Könige selbst aus Marbod's Stamme gehabt haben; aber das Reich hatte enge Gränzen, und der König war ohne Macht. Im Westen des Reiches lebten freie Hermundur; im Osten erscheint ein Volk, die Quaden, die ein Reich bildeten und einen König, wie es scheint, von den Römern eingesetzt, an der Spitze hatten. Aber die Verhältnisse liegen im Dunkeln, und die Ereignisse in diesen Gegenden sind entweder gänzlich unbekannt oder lange Zeit ohne Bedeutung.

In demselben Jahr, in welchem Marbod nach Ravenna gebracht ward, ist auch Armin auf eine geheimnißvolle Weise aus dem Leben geschieden. Von ihm ist nach der Schlacht wider Marbod kaum noch die Rede. Der Kaiser Tiberius erzählte im Senate zu Rom: Adgandester, ein Chatte, habe sich erboten, Armin aus dem Leben zu schaffen, wenn man ihm aus Rom das nöthige Gift schicken wolle; er aber habe den Vorschlag als unwürdig zurückgewiesen. Diesen Vorgang erzählt Tacitus nicht ohne Spott, weil Tiberius sich durch die Lüge den alten großen Feldherren der Römer habe gleichstellen wollen. Des großen Geschichtschreibers Unglaube an des Kaisers Wort ist wohl begründet; aber dieses Wort

beweis't jedes Falles, daß dem Kaiser Tiberius der Gedanke, Armin könne durch Gift ermordet werden, nicht fremd geblieben ist. Und schwerlich würde man dem Kaiser Unrecht mit der Annahme thun, daß er einen Meuchelmörder in Teutschland gegen Armin gesucht, daß Adgandester das Ansinnen höhnend zurückgewiesen, und daß Tiberius die Schmach nur darum auf diesen Chatten geworfen habe um selbst Ruhm aus der Schande zu gewinnen. Weiter hat derselbe große Geschichtschreiber nur Folgendes über Armin's Ausgang angemerkt: Armin, nach der Herrschaft strebend, hatte die Freiheit seiner Landsleute gegen sich; es kam zu den Waffen; indem er nun mit wechselndem Glücke stritt, fand er seinen Tod durch die Arglist seiner Umgebung. Diese wenigen Worte über den Tod eines so großen Mannes schließen einen düstern Sinn ein und sagen jedes Falles deutlich aus, daß Armin durch Meuchelmord gefallen sei. Zugleich verherrlicht Tacitus den scheidenden Mann auf das Höchste und sichert ihm den Ruhm, den er durch seine Thaten und Tugenden erworben hatte. Im römischen Reiche mag die Nachricht von Armin's Tode große und mannichfaltige Freude erregt haben; Tacitus schämt sich dieser Freude zu gedenken, tadelt aber scharf und bitter Griechen und Römer, daß sie einem solchen Manne nicht die Ehre beweisen, die ihm gebührt; endlich fügt er hinzu, daß die barbarischen Völker noch zu seiner Zeit Loblieder sängen auf den Befreier Teutschland's. Im Fortgange der Zeit aber ist auch selbst bei den Teutschen der Glanz seines Ruhmes erbleicht, sein Name völlig vergessen worden. Neue große Ereignisse, eine völlige Umkehrung der Dinge und das Aufkommen einer neuen Religion haben ihn aus dem Gedächtnisse der Menschen verdrängt; mehr als dreizehn hundert Jahre verlaufen, ohne daß des Retters der Freiheit Teutschland's und der Welt irgend gedacht würde. Nur Tacitus' aufgefundene Werke haben ihn wieder vor den Geist der Menschen gestellt. Seit dieser Zeit hat es nicht an Bewunderung und nicht an Lobpreisung gefehlt. Wir aber, die späten Enkel, würden ihn am höchsten ehren, wenn ein fremder Geschichtschreiber von Tacitus' Geist und Gesinnung vor

Welt und Nachwelt bezeugte, daß wir seiner würdig seien. Uebrigens ist Armin 37 Jahre alt geworden und 12 Jahre der freie Herzog der Teutschen gewesen, die für ihr Vaterland gekämpft hatten.

8.

Ein halbes Jahrhundert nach Armin's Tode.

Marbod's Entfernung und Armin's Tod haben ohne Zweifel große Veränderungen in den Verhältnissen der teutschen Völker hervor gebracht. Niemand trat an die Stelle dieser Männer, Niemand durfte den Versuch wagen sie zu ersetzen. Die Völker, bisher gewohnt, hier mit Vertrauen zu folgen, dort mit Ergebung zu gehorchen, mußten sich selbst zu helfen suchen ein jedes auf seine Weise. Dadurch entstanden nothwendig große Verwirrungen; menschliche Leidenschaften erwachten überall. Wahrscheinlich haben mannichfaltige Kriege Statt gefunden; vielleicht haben auch die Völker, gegen welche sich das Glück entschied, nicht selten ihre Zuflucht zu den Römern genommen und diesen Gelegenheit gegeben neuen Samen der Zwietracht auszuwerfen. Inzwischen verläuft fast ein halbes Jahrhundert, ohne daß die römischen Schriftsteller der Teutschen anders als im Vorbeigehen gedenken, und was sie etwa sagen steht abgerissen da, ohne irgend eine Einsicht in den Zustand der Dinge zu gewähren. Die Kaiser Tiberius, Caligula, Claudius, Nero führten eine so grausame, wahnwitzige, blödsinnige und höhnische Herrschaft, daß die Römer wiederum genug mit ihren eigenen Leiden zu thun hatten. Und doch hat es an feindlichen Berührungen so wenig am Rhein als an der Donau gefehlt, welche, obgleich ohne Bedeutung, in den Teutschen das Gefühl der Unsicherheit vor Rom lebendig erhalten zu haben scheinen. Nur einiger Vorgänge mag gedacht werden, damit der ganze Zeitraum von fast 50 Jahren nicht als gänzlich leer an Thaten und Ereignissen erscheine.

Die Frisier, die am Früheſten in Rom's Bundesgenossenschaft getreten waren, blieben am Längsten in dieser

Verbindung. Sechs Jahre nach Armin's Tode machten sie sich frei. Olennius, ein römischer Hauptmann der bei ihnen den gewöhnlichen Zins an Stierhäuten erheben sollte, verlangte Häute von solcher Größe, daß sie nicht geliefert werden konnten. Er nahm daher die Stiere mit den Häuten. Darüber ergrimmt, griffen die Frisier zu den Waffen und vertrieben die Römer. Lucius Apronius, der kaiserliche Statthalter im untern Germanien, machte eine Fahrt um die Empörer zu züchtigen. Seine Unternehmung aber scheiterte an der Frisier Willen und Waffen. Er erlitt einen schweren Verlust und sah sich genöthigt das Land flüchtig zu räumen. Seit dieser Zeit wurden die Frisier, bisher wenig geachtet unter den Völkern Teutschland's, mit Ehre genannt und gefeiert.

Zwölf Jahre nach diesen Ereignissen, im J. 39, fiel dem Kaiser Caligula ein, auch ein Mal eine Heerfahrt nach Gallien und dem Rheine zu machen: er wollte auf den Spuren seines Großvaters, seines Vaters und seiner gefeierten Mutter Agrippina wandeln. Er zog mit einer furchtbaren Rüstung in einer so seltsamen Weise über die Alpen, daß es ungewiß bleibt, ob es auf Scherz oder Ernst, auf Kampf oder Spiel abgesehen gewesen. Er kam in die Gegend von Cöln und vertrieb sich die Zeit mit Gaukeleien. Endlich ließ er eine Anzahl teutscher Männer aus seiner Leibwache über den Rhein setzen, welche sich am andern Ufer, als wären sie Feinde, zeigen mußten. Nun ward ihm die Meldung gemacht: die Germanen drohten mit einem Angriffe. Sogleich setzte er über den Rhein, lieferte ein Scheingefecht und brachte seine eigenen Soldaten als Gefangene über den Rhein zurück. Die Theilnehmer an dieser Heldenthat wurden mit eigenen Kronen belohnt, die mit Bildern der Sonne, des Mondes und der Gestirne geziert waren. Dieses Possenspiel blieb von den gallischen Völkern um so weniger unbemerkt, als Caligula auch im folgenden Jahr eine eben so lächerliche Fahrt an die Küste machte, die Britannien gegenüber liegt: er gab sich das Ansehen, als habe er die Absicht Britannien zu unterwerfen, und begnügte sich mit dem Befehle, daß die Krieger Muscheln am Ufer sammeln soll-

ten dem Jupiter auf dem Capitol zum Opfer. Vieles mag der Feigheit und dem Wahnsinne des Kaisers Caligula zugeschrieben worden sein; schwerlich aber ist irgend einem denkenden Menschen in Gallien und in Teutschland, so weit die Vorgänge bekannt wurden, entgangen, daß die Römer nicht mehr die alten waren. Vielleicht ist von dieser Zeit an in Gallien der Gedanke erwacht, die Zerbrechung des römischen Joches sei möglich; und in diesem Gedanken mußte man bestärkt werden, wo man erfuhr, daß Caligula wegen seiner Thaten am Rhein und am Meere zu Rom als Held und Gott gefeiert, daß ihm nach seiner Rückkunft von den römischen Senatoren Hände und Füße geküsset worden seien.

Ein dritter Vorgang, der im Jahre 47, als Claudius Kaiser war, Statt gefunden haben soll, ist eigenthümlicher Art. Bei den Cheruskern, so wird erzählt, waren in innern Kriegen die vornehmen Geschlechter zu Grunde gegangen; vom königlichen Geschlecht aber war noch ein Sprößling vorhanden, dessen Vater Flavius, Armin's Bruder, dessen Mutter die Tochter Chatumer's, eines Fürsten der Chatten, gewesen war: er selbst hieß Italicus und lebte in Rom; seine Gestalt war schön, seine Reitkünste in teutscher und römischer Weise ausgezeichnet. Zu diesem Manne schickten die Cherusker eine Gesandtschaft und trugen ihm das Königthum an. Italicus folgte der Einladung. Die Cherusker empfingen ihn mit Freuden. Auch machte er sich zuerst durch seine Freundlichkeit und Tapferkeit sehr beliebt. Bald jedoch mißfiel, daß er mehr in römischer Weise als in vaterländischer Sitte lebte. Es entstand eine große Parteiung. Des Königes Gegner sahen in ihm einen Römling; sie erinnerten sich an die treulose Gesinnung seines Vaters und wollten einen solchen König nicht dulden. Italicus' Anhänger aber sahen in ihm ein Mittel sich fortwährend mit den Römern zu verständigen und freundliche und vortheilhafte Verhältnisse zu unterhalten; sie entschuldigten auch seinen Vater und priesen die Treue, welche derselbe den Römern gehalten, nachdem er sie ein Mal gelobt hatte; jedes Falles hielten sie für Unrecht dem Sohne die Vergehungen des Vaters an-

zurechnen. Es kam zu einem Kampf. Italicus mußte die Flucht ergreifen. Von den Langobarden zurückgeführt, nahm er das Reich von Neuem gewaltsam in Besitz und herrschte fortan gewaltsam. Auf solche Weise geriethen die Angelegenheiten der Cherusker in Verfall, der Ruhm den sie unter Armin gewonnen hatten verschwand, und schon am Ende des ersten Jahrhundertes wurden sie wenig geachtet, ja verhöhnt und verspottet.

Ungefähr um dieselbe Zeit finden sich die ersten Spuren von Einfällen in das römische Reich. Chauken erschienen mit leichten Schiffen an der Küste von Nieder-Germanien, landeten, plünderten und eilten mit der Beute nach der Heimath zurück. Gleichzeitig wurden auch Versuche von den Chatten gemacht über den Rhein in Gallien einzubrechen; aber diese Versuche hatten noch keinen Erfolg.

Das rechte Ufer des Unter-Rheines war wegen der beständigen Unsicherheit und der stets drohenden Gefahr von den Teutschen gänzlich verlassen. Seitdem wurden diese fruchtbaren Fluren von den Römern zu Viehweiden benutzt. Ein Haufe von Frisiern, angeführt von Verrit und Malorich, hatte sich in diese Gegend vorgewagt und sich in den schönen Ländereien angebauet. Der kaiserliche Statthalter im untern Germanien Paullinus Pompejus hatte diese Ansiedelung geduldet. Der Nachfolger desselben Dubius Avitus sah dieselbe als bedenklich für die Sicherheit des Rheines an. Er erklärte den Frisiern: die besetzten für die Unterhaltung des römischen Heeres nöthigen Ländereien könne er ihnen nicht überlassen; sie möchten entweder zurück gehen oder sich an den Kaiser Nero wenden. Verrit und Malorich begaben sich nach Rom. Hier wurden sie freundlich empfangen und auch in das Theater des Pompejus geführt. Daselbst bemerkten sie, daß die Römer ihre Sitze nach Ständen gesondert einnahmen, daß sich aber auch zwischen den Senatoren Männer in fremdartiger Kleidung befanden. Man sagte ihnen, diese Männer seien Gesandte von Völkern, die sich durch Tapferkeit und Treue ausgezeichnet hätten. Sogleich drängten sich die beiden teutschen Männer zu den Sitzen der Senatoren, setzten sich nieder und erklärten: kein Volk übertreffe die

Teutschen an Tapferkeit und Treue. Den Römern gefiel diese Keckheit: Nero beschenkte die beiden Abgeordneten mit dem römischen Bürgerrechte; die Fluren am Rhein aber wollte er ihnen nicht zugestehen. Mit dieser abschlägigen Antwort verschwinden Verrit und Malorich in Rom. Dubius Avitus aber hatte inzwischen die Frisier durch seine Reiterei überfallen lassen; viele waren niedergehauen, der Rest zur Flucht genöthigt. Es geschah im Jahre 58.

Nicht lange nach diesen Vorgängen erschienen andere Teutsche um die bestrittenen Fluren in Besitz zu nehmen. Sie werden Ansibarier genannt, und sollen vorgegeben haben, daß sie von den Chauken vertrieben worden seien. Durch eine Gesandtschaft verlangten sie einen sicheren Aufenthalt in derselben Gegend. Unter den Gesandten befand sich ein alter Mann, Bojocal, welcher versicherte, er habe als Freund der Römer von Armin Hartes zu erdulden gehabt, sei aber dennoch seit fünfzig Jahren in der Treue der Römer geblieben. Diese Leiden und diese Treue möchten jetzt die Römer durch Einräumung des wüsten Landes belohnen. Avitus lehnte den Antrag ab. Bojocal stellte vor: die unsterblichen Götter hätten es doch so geordnet, daß die Erde den Menschen gehören und daß Wüsteneien Gemeingut sein sollten; deßwegen wären die Römer nicht befugt, diese Fluren unglücklichen Menschen zu verweigern um sie dem Viehe Preis zu geben. Avitus erwiderte: die unsterblichen Götter hätten es aber auch so geordnet, daß der Stärkere thun dürfe was ihm beliebe. Dem alten Bojocal jedoch bot er wegen seiner Freundschaft für Rom ein Landgut an, wenn er seine Gefährten verlassen wollte. Der alte Mann antwortete: „wenn uns der Raum zum Leben fehlt, so wird doch Keinem der Raum zum Sterben fehlen;“ und mit diesen Worten wandte er dem Römer den Rücken. Was weiter aus den Ansibariern geworden ist, verschweigt die Geschichte. Sie sollen abenteuerliche Versuche gemacht und abenteuerliche Irrfahrten bestanden haben.

Endlich wird noch von einem Kampf im Innern Teutschland's gesprochen, der zwischen Hermunduren und Chatten wegen eines, an Salzquellen reichen, Flusses Statt gefunden

haben soll; aber nicht blos das Salz hätte zu dem Kampfe geführt, sondern vielmehr der Glaube der Teutschen, ein Ort, wo das Salz erzeugt werde, sei den Wohnsitzen der Götter näher, und die Gebete der Sterblichen würden an diesem Orte schneller erhört. In dem Kampfe sollen die Chatten geschlagen sein, die Hermundurn den Fluß behauptet haben.

9.

Claudius Civilis. Aufstand der Bataver.

Für das römische Reich war das halbe Jahrhundert nach Armin's Tod eine Zeit der Auflösung und des Verderbens. Die Provinzen wurden schrecklich mißhandelt, durch Erpressungen und Plünderungen in Armuth, durch Verfolgungen und Grausamkeiten in Angst, Noth und jegliche Verwirrung gebracht. Nirgends aber war der Unwille größer als in Gallien. Der östliche Theil dieses Landes war von teutschen Völkern bewohnt, welche die Freiheit der Teutschen auf der rechten Seite des Rheines täglich vor Augen hatten und wie diese das Lob Armin's und den Ruhm der Germanen sangen. Den gallischen Völkern blieben die Gefühle der Teutschen nicht fremd, und die Legionen am Rheine, zu einem großen Theil aus Teutschen und Galliern gebildet, wurden auch von den Gefühlen der Völker ergriffen. Des Kaisers Nero unsinnige Verschwendung, die Bedrückungen, welche die verachtende Grausamkeit desselben nöthig machte, die Frechheit, mit welcher Heiliges und Gemeines zu possenhafter Vergeudung geraubt wurde, brachten endlich den lang verhaltenen Zorn zum Ausbruche.

Cajus Julius Vindex, ein Gallier aus einem königlichen Geschlecht, ausgezeichnet durch Geist und Tugend, im Dienste der Römer hoch geehrt, mit der Würde eines Senator's bekleidet, faßte den Entschluß, der Herrschaft des Tyrannen ein Ende zu machen und das Reich an den alten tugendhaften Servius Sulpicius Galba zu bringen, der die Legionen in Spanien befehligte. Das Werk gelang. Der siebenzig=

jährige Greis übernahm das Reich; aber die Verwirrung wurde so groß, daß Vindex vor seinem eigenen Unternehmen erschrak und in Verzweifelung über das Unglück sich selbst das Leben nahm. Nero auf der Schaubühne zu Neapel durch die Nachricht von solchen Vorgängen überrascht, zog vor, weniger aus Feigheit als aus Verachtung, zu sterben wie er gelebt hatte; aber sein Tod endigte nicht die Verwirrung. Galba ging zu Grunde vor Otho, der wie es scheint sein früheres unwürdiges Leben durch große Tugenden als Kaiser gut zu machen entschlossen war. Der arge Schlemmer Aulus Vitellius, der die Legionen am Nieder-Rhein anführte und schon vor Galba's Tod in der Stadt der Ubier, seit dem Jahre 50 die Colonie der Agrippinenser, Cöln genannt, durch die Legionen zum Kaiser erklärt war, verließ mit dem größten Theile seines Heeres den Rhein und zog über die Alpen nach Rom gegen Otho. Dieser entweder durch die Gräuel des Bürgerkrieges gebeugt oder durch den blutigen Schatten des alten Galba geschreckt, tödtete sich mit eigener Hand und überließ dem Vitellius das Reich. Gegen Vitellius endlich stand schon wieder ein besserer, ein vortrefflicher Mann, Titus Flavius Vespasianus, den die Legionen in Syrien als Kaiser begrüßt hatten, unter den Waffen.

Während dieser Ereignisse, in den Jahren 68 und 69, waren neue und große Ereignisse vorbereitet worden. Die Unternehmung des Vindex hatte in Gallien allgemeine Theilnahme gefunden. Zwei Brüder im römischen Dienste, Bataver von Geburt, seit langer Zeit angesehene Männer, Julius Paullus und Claudius Civilis waren, dieser Theilnahme verdächtig, in Verhaft genommen: Julius Paullus war hingerichtet, Claudius Civilis mit Ketten belastet nach Rom geführt worden. Bei seiner Ankunft in Rom aber war Nero schon aus dem Leben geschieden, und Galba, der Sieger, gab ihm die Freiheit. Er kehrte zurück nach seinem Vaterland. Am Nieder-Rheine hatten die Legionen ihren Anführer Vitellius so eben zum Kaiser erklärt, und der neue Kaiser war im Begriffe mit dem größten Theile des Heeres nach Italien aufzubrechen. Claudius Civilis schien daher ein gefährlicher Mann, um so gefährlicher, da er einäugig war und

an Hannibal und Sertorius erinnerte. Also wurde sein Tod vielfältig gefordert: er jedoch wurde wie es scheint durch einen Zufall gerettet. Unter solchen Fährlichkeiten aber hatte dieser Mann den Gedanken gefaßt, sein Vaterland vom römischen Joche zu befreien. Die Umstände schienen ihm günstig: die Macht der Römer war gering; die Unruhe, die Bewegung allgemein; bald lief auch die Nachricht ein, daß Otho sich getödtet, daß Vitellius sich der ewigen Stadt bemächtiget habe, daß aber Vespasianus von den morgenländischen Legionen als Kaiser begrüßt worden sei. Diese letzte Nachricht erregte in den römischen Heeren an der Donau und am Rheine die größte Uneinigkeit. Jeder bessere Mensch hing zu Vespasian; gemeine Seelen wünschten eine schlüpferige Herrschaft wie Vitellius erwarten ließ. Primus Antonius, der Anführer der Legionen an der Donau, trat öffentlich auf Vespasian's Seite. Hordeonius Flaccus, der Anführer am Rhein, erwartete nur, den Legionen mißtrauend, eine günstige Gelegenheit. Claudius Civilis, mit beiden Anführern in Verbindung, glaubte daher sein Volk für die Freiheit unter dem Scheine seiner Anhänglichkeit an Vespasian in Bewegung bringen zu können. Den Ausschlag gab eine neue Aushebung, die von Vitellius bei den Batavern befohlen war. Dieser Befehl ward in einer sehr harten Weise ausgeführt. Willkührlich wurde nicht nur die junge Mannschaft, sondern es wurden auch ältere Männer und Knaben als dienstpflichtig bezeichnet, damit sie sich loskaufen sollten: wenn sie den Geiz der Geschäftsmänner nicht zu befriedigen vermochten, so wurden die Alten als Sklaven, die Knaben zu schmutzigen Diensten verkauft. Daher die höchste Erbitterung. Claudius Civilis benutzte ein religioses Fest, das zur Nachtzeit in einem heiligen Haine gefeiert wurde. Seine Rede, in welcher er an der Bataver alten Ruhm, frühere Ehre und gegenwärtige Schande, so wie an die glorreiche Erhebung der Teutschen, ihrer Brüder, für Freiheit und Vaterland mahnte, ergriff tief die Gemüther. Hierauf lud er durch geheime Botschaft die Caninefaten, westliche Nachbarn der Bataver, zur Theilnahme ein. Die Caninefaten waren bereit zur That,

entgegen jeder zögernden Vorsicht. Sie erwählten sogleich einen tollkühnen Mann, Brinno, zu ihrem Herzog. Unter der Anführung desselben wagten sie einen Angriff auf ein römisches von zwei Cohorten besetztes Lager in ihrem Lande, und die Eroberung gelang. Sogleich verbrannten alle Besatzungen angstvoll die Befestigungswerke, zogen sich in den obern Theil des batavischen Eilandes zurück und nahmen hier eine feste Stellung nahe am Rheine, durch eine Flotte gedeckt. Aber der größte Theil der Mannschaft war teutsches Stammes, Belgier.

Claudius Civilis gab sich das Ansehen, als sei er aufgebracht gegen die Caninefaten, tadelte die Anführer, die ihre Stellungen verlassen hatten, und erbot sich mit der batavischen Hülfscohorte, deren Anführer er war, den Aufruhr zu unterdrücken. Bald aber ward ihm klar, daß nicht Brinno, sondern er selbst für den Urheber des Aufstandes gehalten wurde. Deßwegen vereinigte er sich mit den Caninefaten und Frisiern, die von Brinno aufgefordert schon herbei geeilt waren. Die Bataver, die Caninefaten, die Frisier, von ihm in drei Keilen aufgestellt, wagten einen Angriff auf das römische Lager. Während des Kampfes ging eine Cohorte Tungrer zu den Batavern über. Dieser Abfall brachte Alles in Verwirrung; die Verbündeten drangen in das Lager ein und fanden kaum einigen Widerstand. Die gesammte Truppenmasse wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Und auch die Flotte, größtes Theiles mit Menschen teutsches Stammes besetzt, 24 Schiffe stark, ging zu den Verbündeten über. Auf solche Weise wurde Batavien frei von der römischen Herrschaft.

10.

Fortgang des Aufstandes Rhein aufwärts.

Claudius Civilis schickte Botschafter nach allen Seiten um die Nachricht von seinem Siege zu verbreiten, die Gallier zum Aufstande zu reitzen, bei den Teutschen Hülfe zu suchen. Er entließ die Anführer der gefangenen Cohorten

mit dem Auftrag in ihre Heimath, die Völker für die Sache der Freiheit zu gewinnen. „Rom, sagte er, sei entkräftet und entwürdigt, Italien erschöpft; die Provinzen würden mit ihrem eigenen Blute, durch ihre eigenen Kinder in der Unterwürfigkeit erhalten; und doch habe die Natur selbst den wilden Thieren die Freiheit und den Menschen überdieß die Tugend verliehen; daher sei schandbar, das Joch der Knechtschaft zu tragen.“ Den gefangenen gemeinen Kriegern stellte er frei, ob sie den ruhmwerthen Kampf mit ihm bestehen, oder ob sie in ihre Heimath zurückkehren wollten. Denen, welche die Rückkehr wählten, trug er gleichfalls auf, Gedanken der Freiheit zu verbreiten so viel sie vermöchten. In allen teutschen Ländern Galliens entstanden sogleich Bewegungen. Die benachbarten teutschen Völker auf der rechten Seite des Rheins erklärten den batavischen Botschaftern, daß sie bereit sein würden, ihr Unternehmen mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen.

Hordeonius Flaccus sandte den Legaten Mummius Lupercus mit zwei Legionen und den nöthigen Hülfsscharen ab um das batavische Eiland von Neuem zur Unterwerfung zu bringen. Lupercus zog die Mannschaft der Ubier und die Reiterei der Trierer an sich und eilte nach Batavien; auch nahm er ein Geschwader Bataver mit sich, auf welches er sich verlassen zu können glaubte, weil der Anführer desselben Claudius Labeo Civilis' persönlicher Feind war. Er ging über die Waal und landete glücklich auf dem Eilande. Claudius Civilis stellte sich ihm entgegen, die eroberten Fahnen vorauf, im Rücken die Frauen und Kinder der Bataver. Bei dem Beginne des Kampfes erhoben die teutschen Krieger den Schlachtgesang, die Weiber und Kinder ein furchtbares Wehegeschrei. In der Schlacht ging das batavische Geschwader zu seinen Brüdern über und wandte die Waffen gegen die Römer. Die Ubier und Trierer ergriffen die Flucht und gingen zurück auf das andere Ufer. Bald sahen sich auch die beiden römischen Legionen zum Rückzuge genöthigt. Sie zogen den Rhein hinauf und besetzten eine Befestigung, das alte Lager genannt, der Lippe gegenüber.

Acht Cohorten batavisches Volkes waren mit Vitellius vom Rhein abgezogen, aber von den Alpen her wegen Streitigkeiten mit einer römischen Legion nach Mainz zurück geschickt worden. Auf die Nachricht von den Vorgängen auf dem batavischen Eilande hatte Vitellius die acht Cohorten nach Italien berufen. Auf dem Marsch erhielten sie eine Aufforderung von Claudius Civilis, zu ihrem freien Volke zurückzukehren. Sogleich faßten sie den Entschluß der Aufforderung zu folgen. Um dem Abfall einen Schein von Recht zu geben, machten sie Halt, erhoben schwere Klagen und stellten große Forderungen. Flaccus schlug diese Forderungen ab. Hierauf wandten sie um. Flaccus wagte nicht ihnen entgegen zu treten; er ließ sie ruhig weiter ziehen, befahl jedoch dem Legaten Herennius Gallus, der Bonn mit einer Legion besetzt hielt, den Cohorten den Weg zu versperren: er selbst wolle sie im Rücken fassen. Als die Bataver in die Nähe von Bonn kamen, schickten sie eine Botschaft an Herennius: sie seien keineswegs Feinde der Römer, aber durch langen unbelohnten Dienst ermüdet, fühlten sie eine heisse Sehnsucht nach Vaterland und Ruhe. Herennius griff an. Die Bataver erkämpften einen schönen Sieg, eilten rasch an Cöln vorüber und erreichten glücklich ihr Vaterland.

Dennoch fuhr Civilis fort den Schein zu erhalten, als wanke er nicht in der Treue gegen die Römer, als sei er nur ein Feind des Vitellius. Er ließ Vespasian als Kaiser ausrufen und sandte zugleich Botschafter an die beiden Legionen im alten Lager mit der Aufforderung, daß auch sie dem Kaiser Vespasian den Eid der Treue schwören möchten. Die Legionen antworteten: „Vitellius sei ihr Fürst; ihm seien ihre Waffen geweiht; von einem Verräther nähmen sie keinen Rath an; ein batavischer Ueberläufer habe sich nicht in die Angelegenheiten der Römer zu mischen, sondern nur die Strafe seines Verbrechens abzuwarten." Zu derselbigen Zeit erfuhr Civilis, daß die Mannschaft einiger teutschen Völker auf der rechten Seite des Rheines ihm zu Hülfe eile und im Begriffe sei, über den Rhein zu gehen. Er führte daher sein Heer über die Waal und rückte vor gegen das alte Lager.

Bei der Erscheinung desselben entstand eine große Verwirrung unter der Besatzung. Die alten Cohorten führten noch die römischen Fahnen, die übrigen Bataver, die Frisier, die Caninefaten, die teutschen Hülfsmannschaften trugen die Zeichen ihrer Heimath vor sich her. Also sahen die Belagerten den Krieg in zwiefacher Gestalt, als Bürgerkrieg und als Krieg mit auswärtigen Feinden unter den Wällen der Festung. Dennoch waren sie entschlossen sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Civilis aber hielt für bedenklich vorwärts zu gehen ohne das Lager erobert zu haben. Diese Zögerung vermehrte die Wirrnisse unübersehbar. Eine wunderliche Zweideutigkeit lag über allen Verhältnissen: hier fehlte es an Muth, dort an Vertrauen, überall an Einigkeit, und ein entscheidender Zufall bot sich nicht dar. Civilis war ein ausgezeichneter Mann; in der Stunde der Gefahr stand er ruhig, einem Felsen gleich, und schauete mit Besonnenheit in die Noth hinein; aber ein großer Feldherr war er nicht. Seine Kühnheit im Augenblicke des Handelns verlor sich, wenn er nicht in Bedrängniß war, in kleinliche Berechnung der Folgen. Die teutschen Völker jenseits des Rheines kamen zu der Besorgniß, daß er nicht ihre Befreiung vom römischen Joche, sondern nur seinen und der Bataver Vortheil im Auge habe, und blieben mit Haß den Römern, mit Mißtrauen den Batavern lauernd gegenüber stehen. Die Bataver allein waren nicht stark genug, Etwas Großes zu unternehmen; sie erschöpften ihre Kraft vor dem alten Lager. Auch möchten sie leicht zurück getrieben worden sein, wenn nicht im römischen Heer eine unüberwindliche Uneinigkeit geherrscht hätte. Der Oberanführer, die Legaten, alle einsichtsvolleren Menschen waren für Vespasian; die gemeinen Soldaten haßten Vespasian wegen seiner Strenge und hielten noch immer zu Vitellius. Daher wagten die Führer keinen Befehl zu geben, keine Bestrafung zu verhängen. Die Soldaten aber, welchen die Gesinnung der Führer nicht verborgen blieb, sahen in jedem Vortheile der Feinde, in jedem ungünstigen Zufalle, nur Verrätherei. Der Oberfeldherr wurde zuerst gezwungen abzutreten, bald auf eine so feige als grausame Weise ermordet; der Legat

Herennius Gallus hatte schmählige Mißhandlungen zu erdulden; der Legat Dillius Vocula vermochte nur in einem Sklavenkleide sein Leben zu retten. Der Unmuth der Truppen ward um so größer, da in Gallien die Steuern verweigert wurden, die Ergänzung des Heeres nicht zu Stande gebracht, und die Lebensmittel nicht herbei geschafft werden konnten. Man kämpfte ohne Erfolg, verübte Gräuel ohne Zweck, vollbrachte Wagnisse ohne Plan. Ein teutsches Heer zog den Rhein hinauf, ging über den Strom und wagte selbst Mainz zu belagern, vermochte aber die Festung nicht zu erobern. Claudius Civilis blieb in der Gegend des alten Lagers; die Ubier bemühten sich, ihre römische Gesinnung zu bewähren; selbst die Trierer trafen Anstalten, ihr Land gegen die Teutschen zu vertheidigen.

Unterdeß lief die Nachricht ein von der Schlacht bei Cremona, die zwischen dem Heere, das Primus Antonius Vespasian's Freund anführte, und dem Heere des Kaisers Vitellius geschlagen, in welcher der Sieg dem Antonius geblieben, Vitellius' Schicksal entschieden worden war. In dem Kampfe hatte Alpinus Montanus, ein Trierer von Geburt, als Anführer einer Cohorte auf Vitellius' Seite gestanden. Nach der Entscheidung auf Vespasian's Seite übergegangen, erschien er jetzt mit dem Auftrag am Rheine, das römische Heer zur Anerkennung des Kaisers Vespasian zu bewegen. Er aber erregte durch seine Nachricht und sein Verlangen furchtbare Leidenschaften im ganzen Heere. Nur mit vieler Mühe wurden die Soldaten dahin gebracht, auf Vespasian's Namen den Eid zu leisten, und Niemand that es mit freudiger Seele. Montanus jedoch wurde weiter an Claudius Civilis mit der Aufforderung gesendet, daß auch er nunmehr friedlich in seine Heimath zurückgehen möchte, da er ja für Vespasian die Waffen genommen hätte. Claudius Civilis sah sich gezwungen, endlich den Schleier zu zerreissen; er suchte aber auch die Gelegenheit zu benutzen um den Abgeordneten für seine Sache zu gewinnen und durch ihn vielleicht das Volk der Trierer. „Er selbst, sagte er, habe fünf und zwanzig Jahre den Römern treu gedient; sein Lohn sei gewesen, daß man seinen Bruder hingerichtet, ihn selbst

in Ketten und Bande gelegt, seinen Tod gefordert habe. Die Trierer, die übrigen beknechteten Gallier hätten keinen besseren Dank für ihre Aufopferungen, für ihr vergossenes Blut erhalten: grausamer Kriegsdienst, ewige Steuern, Ruthen, Beile und willkührliche Mißhandlungen seien ihr Lohn. Und die Herren, von welchen sie so Gräßliches erduldeten, seien Schwächlinge, ohne Einigkeit und Willen. Ein kleiner Winkel Galliens, von Caninefaten und Batavern bewohnt, habe sich auf seinen Ruf, des Anführers einer einzigen Cohorte, erhoben, und Rom sei nicht im Stande gewesen ihn und die Seinigen zu besiegen: es habe Niederlagen, Schimpf und Schande erduldet." Durch solche Worte setzte Civilis einen Stachel in Montanus' Seele, und mit dieser Wunde kehrte derselbe zu den Römern zurück.

11.

Die Erhebung Galliens. Sieg der Römer.

In den letzten Tagen des Jahres 69 ging Vitellius zu Grunde. Sein Sturz war begleitet von den furchtbarsten Auftritten, die Stadt mit jeglichem Scheusale, mit den wildesten Ausschweifungen angefüllt. Selbst das Capitolium, der eigentliche Herd römischer Größe und Herrschaft, ging, von teutschen Soldaten den Flammen überliefert, in Feuer auf. Das Reich fiel in Vespasian's kraftvolle Hände. Von diesen Vorgängen kam die Nachricht bald nach Gallien. Die grausamen Mißhandlungen, die Vitellius erduldet hatte, steigerten den Haß der Soldaten gegen Vespasian bis zur Wuth. Ueberall brachen Meutereien aus; jegliche Ordnung verschwand; nirgends Gehorsam. Die Noth der Völker wurde schrecklicher mit jedem Tage.

Unter den Galliern faßten die Druiden, einst Herren des Landes, die Hoffnung, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, durch Entschluß und That wieder zu gewinnen was einst nicht ohne die Schuld der Vorfahren verloren worden war. Sie fingen an im Geheimen zu arbeiten und rechneten auf den alten Aberglauben ihres Volkes. „Einst,

sagten sie, sei Rom von Galliern erobert worden, aber Jupiters Sitz sei unverletzt geblieben: jetzt verkündigten die Flammen des Capitolium den Zorn der Götter, den Untergang des Reiches." Auch die Teutschen erhielten günstige Wahrsagungen. Im Lande der Bructerer lebte eine Jungfrau, Veleda, die sich auf die Kunst verstand, zukünftige Dinge vorherzusehen. Civilis ließ sie befragen über den Ausgang seiner Unternehmung: Veleda verkündigte ihm im Allgemeinen glückliche Ereignisse, im Besondern die Vernichtung der römischen Legionen im alten Lager. Zwei Männer aus dem Volke der Trierer, Classicus, ein reicher und vornehmer Mann, Anführer der trierischen Reiterei im römischen Dienst, und Julius Tutor, der von Vitellius mit der Vertheidigung des Rheines beauftragt war, verbanden sich zum Handeln in Einem Sinne für Einen Zweck. Mit Civilis durch Alpinus Montanus in Verbindung gebracht, zogen sie auch einen Gallier Julius Sabinus aus dem Volke der Lingonen, zwar einen reichen und angesehenen, aber auch von einer thörichten Eitelkeit beseelten Mann, in ihr Geheimniß. Die drei Männer verständigten sich in Cöln und zogen nach und nach andere in ihren Bund: Ubier, Tungrer, Trierer, Lingonen. Es ward ein kühner Beschluß gefaßt: die Alpen sollten besetzt und dadurch Gallien gegen Italien gesichert, in Gallien aber ein Kaiserthum errichtet werden. Auch wurde beschlossen, Abgeordnete in alle Länder Galliens zu schicken um die Völker zur Empörung zu bringen, während sie selbst den Schein alter Treue gegen das römische Reich bewahren wollten.

Den Oberbefehl über die Römer hatte Dillius Vocula übernommen. Diesem entging das geheime Getreibe nicht, aber die Urheber und den Zweck vermochte er nicht zu entdecken. Er begab sich über Cöln den Rhein hinab gegen das alte Lager um die beiden Legionen zu befreien. Classicus und Tutor begleiteten ihn und zogen dem Heere vorauf. Als sich aber das römische Heer dem alten Lager nahte, trennten sie sich von demselben und nahmen eine abgesonderte Stellung. Vocula, betreten über dieses Benehmen, gab sein Vorhaben auf und kehrte zurück. Classicus und

Tutor folgten in geringer Entfernung und nahmen immer eine abgesonderte Stellung. Bald begannen Centurionen und Soldaten sich von dem Heere zu trennen und sich an Classicus und Tutor anzuschliessen: sie schwuren diesen fremden Führern und ihren Entwürfen und gelobten zum Unterpfand ihrer Treue den Tod der Legaten. Vocula ward ermordet; Herennius und Numisius wurden in Ketten gelegt. Classicus erschien im römischen Lager; die Adler, alle Zeichen des römischen Reiches wurden abgerissen; Classicus ließ die sämmtlichen Soldaten dem gallischen Kaiserthume schwören. In kurzer Zeit wurden alle Truppen an den Ufern des Rheines zu demselben Schwur bewogen, geängstigt, gezwungen. Auch wurden Soldaten in das alte Lager gesendet um die Besatzung zu dem Schwur zu verlocken. Die Besatzung folgte der Lockung zwar nicht; da aber in dem Lager die größte Hungersnoth herrschte, und ein Jeder erkannte, daß Alles verloren war und daß ihre längere Vertheidigung ohne Bedeutung für Rom sein würde: so sandte sie Abgeordnete an Claudius Civilis, welche die Uebergabe des alten Lagers anbieten und nur die Schonung ihres Lebens verlangen sollten. Claudius Civilis bewilligte das Verlangen. Als aber die Besatzung wehrlos ausgezogen war, wurden auch diese tapferen Männer gezwungen dem gallischen Kaiserthume zu schwören. Hierauf gingen alle römischen Lager und Festungen längs des Rheines bis in die Alpen hinein in Flammen auf; nur Mainz und Vindonissa, Windisch, hielten sich. Bald aber nahm der Gang der Dinge eine andere Wendung.

Zwei Legionen erhielten den Befehl, die eine von Neuß, die andere von Bonn nach Trier zu gehen. Auf diesem Marsche fiel den Soldaten auf, daß sie nicht dem alten Adler folgten, sondern unter gallischen Fahnen einherzogen. Bei dem Anblicke dieser Zeichen wurden sie von Scham und Schmerz durchdrungen. Um dieselbige Zeit glaubte Julius Sabinus, der Augenblick sei gekommen um die Frucht der Verschwörung in Besitz zu nehmen. Er bewog sein Volk, die Lingonen, ihn selbst als Kaiser des gallischen Reiches zu begrüßen. Die Sequaner aber, Nachbarn der Lingonen,

über solche Anmaßung aufgebracht, nahmen die Waffen und zogen gegen den neuen Kaiser. Julius Sabinus wurde geschlagen und rettete sich durch die Flucht: erst 9 Jahre später ist er entdeckt und auf Vespasian's Befehl hingerichtet worden. Sein verwegenes Zugreifen aber führte zu einem allgemeinen Mißtrauen unter den Galliern. Claudius Civilis hatte sich dem Wunsch ein gallisches Reich zu errichten nicht widersetzt; aber weder er selbst noch die Bataver hatten auf dasselbe geschworen. Er hatte gehofft, ein solcher Gedanke werde die Gallier vereinigen und überall zum Aufstande bewegen; von jetzt an betrachtete er das gallische Reich wie einen eitelen Gedanken; Classicus und Tutor strebten noch fortwährend dasselbe zu gründen.

Inzwischen verhandelten die drei Männer weiter über ihr Verfahren. Cöln wünschte in den Bund aufgenommen zu werden. Classicus, die römische Gesinnung der Einwohner fürchtend, verlangte die Zerstörung der Stadt; den Teutschen überhaupt war sie verhaßt; Claudius Civilis jedoch rettete sie. Sie wurde durch Tutor aufgenommen. Hierauf schickten die Tenchterer eine Gesandschaft nach Cöln. Der Redner dieser Gesandschaft sprach zu den Einwohnern: „Ihr seid aufgenommen in den Leib und den Namen unserer Germania; wir wünschen euch Glück, daß ihr nunmehr als Freie unter Freien leben werdet. Zur Befestigung unsers Bündnisses aber verlangen wir, daß ihr euere Mauern, die Denkmale der Knechtschaft niederreisset: denn auch wilde Thiere verlieren im Käfig ihre Kraft. Ferner verlangen wir, daß ihr, weil wo Herren sind die Freiheit nicht gedeiht, alle Römer in euerem Lande niederschlagt, und daß die Güter der Erschlagenen vertheilt werden. Endlich verlangen wir, daß beide Ufer des Flusses frei seien für uns wie für euch: denn wie die Natur das Licht und den Tag allen Menschen spendet, so hat sie alle Länder tapfern Männern bestimmt. Darum führt des Vaterlandes Sitte und Weise wieder ein und reißt euch los von jeglicher Wollust, durch welche die Römer mehr Unterworfene gemacht haben, als durch ihre Waffen." Auf diese Rede wurde mit römischer Schlauheit geantwortet: die Zerstörung der Mauern sei gefährlich für

die neue Freiheit, die Niedermetzelung der Römer eine zwecklose Grausamkeit; übrigens möchten Claudius Civilis und die Wahrsagerin Veleda entscheiden. Claudius und Veleda untersagten die Zerstörung der Festungswerke und den Tod der Römer. Die drei Häupter des Aufstandes aber theilten sich in die Arbeit die jetzt am Nothwendigsten zu sein schien: Tutor wurde mit der Besetzung der Alpen beauftragt, Classicus begab sich nach Trier, Civilis ging nach dem innern Gallien.

Um diese Zeit war in Rom einige Ordnung hergestellt. Der Kaiser Vespasian war zwar noch nicht eingetroffen; in seinem Namen aber leitete Licinius Mucianus die Verwaltung. Von demselben wurde der Befehl erlassen, daß sofort sieben Legionen nach Gallien ziehen sollten. Er selbst gedachte, begleitet von Vespasian's zweitem Sohne Domitian, zu folgen; bis zu seiner Ankunft übertrug er den Oberbefehl an Petilius Cerialis, einem kühnen kriegserfahrenen Manne. Während die Legionen sich von allen Seiten in Bewegung setzten, ward ein öffentlicher Tag aller Gallier zu Reims gehalten. Auf demselben zeigte sich nur Mißtrauen und Zwietracht. Diejenigen, die es am Redlichsten meinten, stritten unter einander über die Frage, wo der Sitz des neuen Reiches sein sollte. Viele schwiegen. Einige sprachen von der Gefährlichkeit des Krieges, von der Vortrefflichkeit des Friedens. Und als die Nachricht von dem Anmarsche so vieler Legionen eintraf, da wurden auch die kräftigsten Männer bedenklich. Die Versammlung ging aus einander, und das gallische Reich verflog wie ein luftiges Traumbild. Bald langten die Legionen an, die ersten durch die Alpen über Vindonissa. Tutor versuchte umsonst sie aufzuhalten. Die alten Soldaten in seinem Heere gingen über zu den Römern, und ihrem Beispiele folgten selbst die Cohorten, die er bei den Triboctern und Vangionen gebildet hatte. Tutor zog sich nach Bingen zurück. Die beiden Legionen in Trier schwuren sogleich gegenseitig auf den Namen Vespasian, und ihr Abfall führte die Zerstreuung vieler Krieger herbei. Cerialis kam nach Mainz und redete alsbald in der kühnsten Sprache zu den Römern und zu den Galliern: „die Bundesgenossen möchten mit Zuversicht den Geschäften des Friedens nachgehen, die Legionen genügten

dem Reiche, der Krieg sei geendiget: denn Römer hätten ihn übernommen."

Civilis und Classicus eilten nach Trier. Auch Cerialis zog heran und nahm die Stadt rasch in Besitz. Civilis und Classicus sandten ein Schreiben an Cerialis, in welchem sie ihm das gallische Reich anboten und nur die Unabhängigkeit des trierischen und des batavischen Landes verlangten; Cerialis schickte den Ueberbringer des Schreibens als Gefangenen an Domitian. Hierauf ward eine Schlacht nothwendig. Civilis wünschte sie zu verzögern bis Verstärkung angelangt wäre; Tutor hielt jedes Zaudern für verderblich; Classicus trat auf Tutor's Seite. Die Schlacht wurde beschlossen. Das römische Heer stand in einem Lager auf der linken Seite der Mosel. Cerialis befand sich in der Stadt Trier; die Teutschen rückten zur Nachtzeit in tiefster Stille heran und gewannen die Brücke über die Mosel. Zu gleicher Zeit ward ein Sturm auf das römische Lager unternommen, und den Teutschen gelang in das Lager einzudringen, ehe die Römer bemerkt hatten, daß sie angegriffen wurden. Es war am frühen Morgen. Cerialis erhielt diese Nachricht im Bett und eilte sogleich unbewaffnet zu der Brücke. Er fand die Truppen in wilder Flucht. Mit gewohnter Verwegenheit stürzte er sich unter sie, hielt die Fliehenden auf mit Hand und Wort, drang mit ihnen vor, bemächtigte sich der Brücke und gelangte in das Lager der Noth und der Wirrniß. Es kam zu einem furchtbaren Kampfe. Classicus und Civilis suchten mit der größten Anstrengung das Glück des Tages festzuhalten. Aber ihre Bemühungen waren umsonst; sie sahen sich genöthigt, das römische Lager zu verlassen um Schutz zu suchen in dem eigenen. Cerialis war ihnen auf den Fersen. Die Römer, selbst erstaunt über diese unerwartete Wendung, verfolgten die Teutschen, drangen mit ihnen in ihr Lager ein und nöthigten sie den Rückzug fortzusetzen.

Civilis wußte, daß eine bedeutende Mannschaft Frisier und Chauken im Anmarsche war. Mit diesen Kriegern gedachte er sich zu vereinigen und durch dieselben den Sieg herzustellen. Aber das Maß des Unglückes war noch nicht voll. Die Agrippinenser waren durch Civilis' Großmuth ohne harte Bedingungen in den Bund aufgenommen. Deß-

wegen rechnete er auf ihre Dankbarkeit, und hatte um ihnen einen großen Beweis seines Vertrauens zu geben seine Gemahlin und seine Schwester in Cöln zurück gelassen. Die Agrippinenser aber hatten kaum die Nachricht von den Unfällen der Teutschen bei Trier erhalten, so schlugen sie alle Teutschen todt, die sich in ihren Mauern befanden; die Gemahlin und die Schwester des Civilis wurden nur verschont, weil sie an Cerialis ausgeliefert werden sollten. An demselben Tage waren die Frisier und Chauken im Lande der Agrippinenser angekommen. Diese veranstalteten in Tolbiacum, Zülpich, ein großes Fest. Die teutschen Krieger gaben sich arglos dem Genusse der Speise und des Trankes hin. Die Agrippinenser aber verschlossen die Gebäude, in welchen sich die Zechenden befanden, verrammelten jeglichen Ausgang, legten Feuer an und verbrannten die unglücklichen Männer. Dieser Gräuel nöthigte Civilis seinen Marsch an Cöln vorbei fortzusetzen. Erst da, wo das alte Lager der Römer gestanden hatte, setzte er sich von Neuem und befestigte diese Stellung; auch ließ er einen Damm in den Rhein hinein bauen und bewirkte dadurch die Ueberschwemmung des Landes. Die Römer suchten vorzudringen durch den Sumpf: die Teutschen begegneten ihnen im Wasser. In den Kämpfen war jeder Vortheil auf der Seite der Teutschen, weil ihre hohen Gestalten ihnen noch den freien Gebrauch der Glieder verstatteten, wenn schon die Römer an jeglicher Bewegung gehindert waren. Endlich fanden die Römer einen treulosen Bataver, der ihnen einen Weg verrieth, auf welchem sie die Ueberschwemmung umgehen und in den Rücken des teutschen Heeres gelangen konnten. Da sah sich Civilis genöthigt, auch diese Stellung aufzugeben und über die Waal auf das batavische Eiland zurück zu gehen. Bei seinem Uebergang über den Strom ließ er die Werke, durch welche Drusus die Issel mit Wasser aus dem Rheine bereichert hatte, zerstören um den Fluß an der gallischen Seite zu verstärken und den Uebergang über denselben schwieriger zu machen. Zu gleicher Zeit begaben sich Classicus, Tutor, Alpinus Montanus, dessen Bruder Decius Alpinus und ein Hundert und eilf Senatoren der Trierer, welche dem teutschen Heere gefolgt waren, über den Rhein zu den benach-

barten teutschen Völkern um Unterstützung zu gewinnen; und ohne Erfolg blieb die Bemühung dieser Männer nicht, obwohl die teutschen Völker Bedenken trugen, sich noch ein Mal einer Sache anzunehmen, die schon verloren zu sein schien. An beiden Ufern der Waal kam es zu vielen Kämpfen, und auch auf diesem Strome stritten die Römer und Bataver zu Schiffe wider einander. Es geschahen große, bewunderungswerthe Thaten. Bald siegten die Bataver, bald die Römer; im Allgemeinen aber blieb das Glück dem römischen Feldherrn getreu. Ein Ausgang war kaum abzusehen. Die Bataver jedoch wurden durch die ungeheueren Anstrengungen nach und nach ermüdet. Auch wurde Civilis verdächtig gemacht bei seinem Volke: die Römer landeten auf der Insel und zerstörten Alles, was zu erreichen war, nur Civilis' Besitzungen wurden geschont. Unter dem großen Haufen entstand der Gedanke, daß die Bataver allein nicht im Stande seien, der Macht der Römer zu widerstehen. Man fing an zu berechnen was man den Römern geleistet hätte und was die Freiheit gekostet habe; und diese Rechnung ergab, daß die Unterwerfung den größten Vortheil gewähren würde. Die vornehmen Männer in Batavien aber begnügten sich nicht mit solcher Weisheit. Sie brachten heraus, daß sie nur durch Civilis zum Aufstande verführt worden seien, daß nur für diesen Mann, wegen seiner persönlichen Stellung, der Krieg nothwendig gewesen sei und nicht für sie selbst und für das batavische Volk. Nunmehr würde Rom eine furchtbare Rache nehmen, wenn sie nicht den Muth faßten, durch die Bestrafung des schuldigen Hauptes ihre Unschuld und ihre Reue zu beweisen.

Dieses Treiben entging dem Fürsten Claudius Civilis nicht, und durch dasselbe ward er bewogen mit den Römern in Unterhandlungen zu treten. Er sandte ein Schreiben an Cerialis; aber nur der Anfang ist uns überliefert worden; über die Fortsetzung der Verhandlung und über den Ausgang fehlt jede Mittheilung. Das zwar leidet keinen Zweifel, die Bataver sind im Jahre 71 wieder unter die Herrschaft der Römer zurück gebracht worden. Das Schicksal des Claudius Civilis aber ist völlig unbekannt. Man findet jedoch angemerkt: Veleda, die Jungfrau von der Lippe, sei

eine Gefangene der Römer gewesen. Es ist fast nothwendig, daß sie bei diesen Verhandlungen gefangen worden ist. Dieser Gedanke und was über Armin's Ausgang berichtet worden, so wie die Treulosigkeit, welche die Römer immer gegen die Teutschen vor dieser Zeit und nach derselben angewendet haben, erregen die Besorgniß, daß auch Claudius Civilis ein unwürdiges Schicksal zu erdulden gehabt habe.

12.

Abermalige Ungewißheit der Geschichte.

Der Aufstand der Bataver, die Erhebung der Gallier war umsonst gewesen; aber ohne Nachwirkung kann weder das Eine noch das Andere geblieben sein. Die teutschen Völker hatten gesehen, daß Rom's Herrschaft auch in Gallien nicht fest stehe; sie hatten noch ein Mal den alten vaterländischen Strom, den Rhein, in seiner Freiheit erblickt. Auch hatten die benachbarten teutschen Völker, unter ihnen die Chatten, einen thätigen Antheil an den Vorgängen genommen und deßwegen ein neues Bündniß errichtet. Es kann daher nicht anders sein, neue Gedanken von Vaterland, von Freiheit, von Befestigung der Freiheit und von Befreiung der teutschen Brüder jenseits des Rheines, müssen sich in den Teutschen erhoben oder verstärkt haben. Indeß kann die Geschichte die Entwickelung dieser Gedanken nicht verfolgen. Von der neuen Unterwerfung des linken Rheinufers und der Bataver bis zum Ende des ersten Jahrhundertes fehlt alle Geschichte, und nur einzelne Hindeutungen auf die Germanen finden sich hier oder dort. Diese Glieder einer zerrissenen Kette sind durchaus nicht in Verbindung zu bringen. Nur die Gewißheit geben sie, daß es nicht an feindseligen Berührungen der Teutschen mit den Römern weder am Rheine noch an der Donau gefehlt habe, daß auch die Römer ihrer alten Weise, die teutschen Völker gegen einander aufzureitzen und zu innern Kriegen zu verlocken, getreu geblieben sind, und daß in Teutschland kriegerische Auftritte und manche Veränderungen Statt gefunden haben. Inzwischen haben die Römer ihre zerstörten Festungswerke am Rheine wieder hergestellt und auch die Verschanzungen,

Mauern und Thürme zwischen dem Taunus und der Donau verstärkt und erweitert.

Zehn Jahre herdurch scheint der Friede gedauert zu haben. Der Kaiser Vespasian suchte denselben ungetrübt zu erhalten. Sein Geist war scharf genug um den Verfall des Reiches und die Ursachen des Verfalles klar zu erkennen; auch hatte er den guten Willen den Uebeln abzuhelfen. Im Jahre 79 übernahm sein ältester Sohn Titus das Reich. Obgleich an Geist und Verstand, an Gesinnung und Reinheit des Lebens weit unter seinem Vater, suchte Titus demselben gleich zu werden oder ihn zu übertreffen, und diesem Entschlusse vermochte er um so leichter getreu zu bleiben, da er nur zwei Jahre die Herrschaft geführt hat. Auf ihn aber folgte sein Bruder Domitian. Dieser, ein feiger, verschwenderischer und grausamer Mensch, begann von Neuem einen Angriff auf Teutschland, vielleicht nur um den Beinamen Germanicus, mit welchem er sich sogleich geschmückt hatte, zu rechtfertigen. Er soll einen Einfall in das Land der Chatten gemacht haben; es wird auch von Schlachten und Siegen gesprochen. Gewiß ist nur, daß Domitian einen Triumph über die Chatten gefeiert und auf Münzen die Germania als Gefangene dargestellt hat. Jenen Angaben aber, diesem Triumph und diesen Münzen stehen andere Angaben bei tüchtigen Schriftstellern entgegen. Es wird versichert, Domitian sei zwar in Germanien eingezogen, sei aber zurück gekehrt ohne einen Feind gesehen zu haben; ja, Domitian habe in Germanien einen schweren Verlust erlitten, und die Menschen, welche er bei seinem Triumph als Gefangene aufgeführt, habe er gekauft und ihnen durch Veränderung der Kleidung und durch falsche Haare das Ansehen von Germanen zu geben gesucht. Dennoch scheint sein Einfall in Germanien unglücklich auf die teutschen Völker gewirkt zu haben. Denn die Cherusker, einst mit den Chatten zur Bekämpfung der Römer verbunden, jetzt unkriegerisch unter einem Könige lebend, waren den Chatten nicht gegen die Römer zu Hülfe gezogen. Ueber diese Gleichgültigkeit erbittert scheinen die Chatten Rache an den Cheruskern genommen zu haben. Jedes Falles bestand fortan eine große Feindschaft zwischen den Cheruskern und den Chatten, die auch noch in späteren Zeiten geblieben ist.

Domitian führte wie am Rheine, so auch an der Donau Kriege, zu welchen er gleichfalls durch seine wilde Leidenschaft verleitet wurde. In diese Kriege wurden teutsche Völker hinein verwickelt; namentlich werden Markmannen, Quaden und Lygier aufgeführt. Aber einzelne Begebenheiten sind nicht zu unterscheiden, und irgend Etwas Bedeutendes ist nicht zu erkennen. Zwei allgemeine Zeugnisse jedoch zeigen deutlich genug, daß auch an der Donau nicht die Römer, sondern die Barbaren die Sieger gewesen sind. Tacitus sagt, unter dem Kaiser Domitian seien viele Heere in Mösien, Dacien, Pannonien und Germanien bald durch die Verwegenheit, bald durch die Unthätigkeit der Feldherren zu Grunde gegangen; viele Festungen seien mit den Besatzungen hinweg genommen; man habe nicht mehr um die Gränzen des Reiches gestritten, sondern um die Winterlager der Legionen und um den Besitz des Landes; Verlust sei auf Verlust gefolgt, und jedes Jahr habe sich ausgezeichnet durch neue Niederlagen. Plinius der Jüngere bemerkt von derselbigen Zeit: man habe nicht Geissel empfangen, sondern man habe sie gekauft; man habe mit großem Verlust und unermeßlichen Geschenken Verträge geschlossen um den Schein zu haben, als sei der Sieg auf der Seite der Römer gewesen.

Der Kaiser Nerva, Domitian's Nachfolger im Jahre 96, soll einen Sieg über die Markmannen gewonnen und durch denselben den Ehrennamen Germanicus erworben haben. Aber auch von diesem Sieg ist uns Nichts Bestimmtes überliefert worden. Endlich mag noch eines Vorganges gedacht werden, von welchem auf eine solche Weise gesprochen wird, als habe derselbe in dieser Zeit Statt gefunden. Die Bructerer nämlich sollen gänzlich durch die Chamaver und Tenchterer mit Zustimmung der benachbarten Völker ausgerottet worden sein. In einer großen Schlacht sollen mehr als 60,000 Bructerer ihren Tod gefunden haben. Was zu dieser Nachricht Veranlassung gegeben haben mag, ist nicht auszumachen; gewiß aber ist, die Bructerer sind nicht untergegangen; denn noch nach drei hundert Jahren wird ihrer in der Geschichte gedacht.

Drittes Buch.

1.

Die Ueberlieferungen von Teutschland und dem Leben der Teutschen in der ältesten Zeit.

Zwischen dem Auftritte der Kimbrer und dem Ende des ersten Jahrhundertes liegen 7, zwischen Cäsar's Erscheinung am Rhein und demselben Zeitpunkte 5 Menschenalter. In dieser langen Zeit sind die Römer mit den Teutschen in beständiger Berührung, oft im engsten Verkehre gewesen. Viele Tausende, Krieger und Geschäftsmänner, haben Gelegenheit gehabt Teutschland zu sehen, das Leben der Teutschen zu beobachten; Viele haben manches Jahr als Gefangene in Teutschland verlebt und die Freiheit wieder erlangt; auch haben Tausende von teutschen Jünglingen und Männern im römischen Kriegsdienste gestanden, und Tausende, Männer und Frauen, sind als Gefangene durch das römische Reich verstreuet gewesen. Dennoch haben die römischen Schriftsteller nur abgerissene Bemerkungen über Teutschland und das Leben der Teutschen in die Geschichte gebracht, Bemerkungen, die oft kaum halb wahr, oft unverkennbar falsch sind und oft mit andern Angaben in schneidendem Widerspruche stehen. Begreiflicher Weise. Ueberhaupt gleichgültig gegen die Zustände fremder Völker, hegten die Römer vom Anfang an gegen die Teutschen das Vorurtheil, sie seien wilde Barbaren und führten ein so elendes Leben, daß die römische Herrschaft für sie eine große Wohlthat sein würde. In diesem Vorurtheile begannen sie den Krieg gegen die Teutschen mit der stolzesten Zuversicht, in demselben hielten sie Lug und Trug, Arglist und Verrath mehr als je für erlaubt.

Sie fanden aber bei den Teutschen einen unüberwindlichen Widerstand: ihre Waffen zerschellten, ihre Künste versagten, Unglück und Schmach kam über sie. Der Glaube, daß ihnen von den Göttern die Herrschaft der Welt bestimmt sei, die Seele ihres Lebens, die Feder ihrer Thaten, wurde zerstört, in demselben der Kern ihrer Religion. Selbst die Hoffnung einst die Schmach zu rächen, das Verlorene wieder zu gewinnen, verschwand in den beiden letzten Menschenaltern gänzlich. Also wurden die Römer aus öffentlichen Feinden mehr und mehr persönliche Feinde der Teutschen, jedes Teutschen, voll von Groll und Haß. Auch nicht Einer hat sich von jeglicher Leidenschaft gegen den Namen und den Geist der Teutschen frei zu machen vermocht. Daher waren sie zuerst aus Verachtung, später aus Zorn und Haß, außer Stand, irgend Etwas im Land und Leben der Teutschen unbefangen aufzufassen oder das Aufgefaßte rein und richtig in der Wahrheit der Geschichte wieder zu geben.

Vor uns liegt eine kleine Schrift, die über „Germanien's Lage, Sitten und Völker" zu belehren verheißt, die großes Zutrauen gefunden hat, weil sie sich von jeder Feindseligkeit gegen die Teutschen ziemlich frei hält, sogar eine Vorliebe für die Teutschen zu zeigen scheint, und überdieß mit dem Namen des erhabenen Geschichtschreibers Cajus Cornelius Tacitus geschmückt ist. Aber diese Schrift erregt Bedenklichkeiten anderer Art. Sie ist eine fremdartige Erscheinung, in der Römer Wesen und Weise kaum zu begreifen. In derselben ist kein leitender Gedanke, kein Zweck aufzufinden: denn um den Anfang des zweiten Jahrhundertes war Teutschland für die Römer längst verloren, und doch drohte es den Römern noch keine Gefahr. Dem ersten Theile des Büchleins fehlt alle Ordnung, aller Zusammenhang: die einzelnen Bemerkungen sind wirr unter einander geschrieben oder an einander gereiht. Außer dem Rhein und der Donau wird kein Fluß genannt, kaum ein Berg; von der Natur des Landes, von der Verschiedenheit des Bodens ist keine Rede. Die Angaben über die gesellschaftlichen Verhältnisse sind in wunderlicher Allgemeinheit gehalten, geben keine bestimmte Anschauung, führen aber auf einen Zustand, der seit zwei

Jahrhunderten gewiß nicht in Teutschland gewesen war, der gegen das Ende des ersten Jahrhundertes, nach den ungeheueren Erschütterungen am Rhein und in Gallien, unmöglich Statt gefunden haben kann. Im zweiten Theil ist eine Menge von Völkernamen wunderlich zusammen geworfen, aber kaum ein verständliches Wort über die Sitze dieser Völker, über ihre Größe und ihre Macht. Nichts erinnert an geschichtliche Ereignisse. Was etwa bei der Erwähnung bekannter Völker angemerkt worden ist, das widerspricht der Geschichte, findet in der Geschichte keinen Anhalt oder ist mit der Geschichte nur schwer zu vereinigen. Auch ist das Büchlein über die Sitten und die religiosen Bräuche unbekannter Völker besser unterrichtet als über die Sitten und Bräuche der Völker, mit welchen die Römer harte Kämpfe bestanden, unter welchen sie gelebt hatten.

Viele einzelne Sätze sind entschieden von Tacitus, andere erinnern wenigstens stark an Tacitus: aus Achtung aber, aus Verehrung für den großen Geschichtschreiber muß man Bedenken tragen, einem solchen Mann ein solches Büchlein ohne klaren Beweis zuzuschreiben. Tacitus könnte wohl solche Sätze aus mündlichen Ueberlieferungen, aus amtlichen Berichten, aus Briefen und Büchern, als Merkzeichen für seine geschichtlichen Arbeiten, zusammen getragen haben; aber ein Mann von so gewaltigem Geiste, der die Teutschen besser kannte als irgend ein Römer, hat schwerlich ein so oberflächliches, unwahres und zweckloses Buch bekannt gemacht. Wahrscheinlicher ist, daß ein Unbekannter die einzelnen Sätze aus Tacitus' Werken und aus den Schriften anderer, früher und später lebender Männer ausgezogen und, wie ein Wort an ein anderes Wort erinnerte, zusammen geschrieben habe. Auf die Frage aber, wann und wo dieses geschehen, ist die Antwort schwer. In der ganzen römischen Literatur nach Tacitus' Zeit findet sich keine Spur von der Germania; eben so wenig eine sichere Spur im Mittelalter: denn bei der wörtlichen Ueberstimmung einiger Angaben des Mönches Ruodolf zu Fulda im neunten Jahrhundert über die Sachsen mit Angaben der Germania über die Germanen bleibt ungewiß, ob diese Sätze aus der Germania in die

„Translation des heiligen Alexander", oder ob sie aus dieser Translation in die Germania aufgenommen worden sind. Erst nach der Erfindung des Schriftdruckes ist das kleine Buch bekannt geworden und noch später von einem kühnen und glücklichen Herausgeber auf Tacitus' Namen gestellt worden.

Jedes Falles wird es, wenn man zu geschichtlicher Wahrheit gelangen will, nicht undienlich sein, bei den Angaben der Germania, alsdann auch bei den Angaben der Geschichtschreiber folgende Grundsätze vor Augen zu haben. Erstens. Keine Angabe darf mit unbedingtem Vertrauen angenommen, sondern muß einer strengen Prüfung unterworfen werden. Zweitens. Das Gute, das die Römer von den Teutschen berichten, ist wahr, das Schlechte, das die Römer den Teutschen vorwerfen, ist zweifelhaft. Drittens. Thatsachen, von Feinden berichtet, können keinen Eintrag durch allgemeine Rednerei erleiden. Der Kimbrer Siegsfahrten und ehrenwerther Untergang, Ariovist's Herrschaft in Gallien, Verhandlungen und Kämpfe mit Cäsar, Marbod's Klugheit und Größe, Armin's edle Gesinnung und große Thaten stehen fest: diese Männer aber können nur aus geordneten Verhältnissen, aus einem gebildeten gesellschaftlichen Leben hervorgegangen sein. Viertens. Wenn die römischen Schriftsteller in ihren Angaben über Teutschland und die Teutschen mit sich selbst und unter einander übereinstimmen, so ist diese Uebereinstimmung noch kein Beweis für die Wahrheit ihrer Angaben; stehen sie im Widerspruche mit sich selbst oder unter einander, so ist jene Angabe an und für sich ebenso zweifelhaft als diese: das Maß der Wahrheit kann nur aus dem Wesen der menschlichen Natur, aus den Verhältnissen und aus der Eigenthümlichkeit des teutschen Landes und Volkes gewonnen werden. Fünftens. Die teutsche Sprache ist schwerlich irgend Einem der römischen Schriftsteller bekannt gewesen; daher kann Keiner über die eigenthümlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens der Teutschen vollkommene Aufklärung erhalten haben: was aber Niemand erhalten hatte, konnte auch Niemand wiedergeben. Sechstens. Die lateinischen

Wörter zur Bezeichnung teutscher Verhältnisse sind nur Nothbehelfe und nicht in der Bedeutung zu erklären, die sie im römischen Leben hatten; sie müssen vielmehr aus Dem, was sich bei den Teutschen in ihrem späteren Leben als eigenthümlich und dauernd gezeigt hat, ihre wahre Bedeutung erhalten. Endlich. Die römischen Schriftsteller haben nicht für uns, sondern für Römer geschrieben. Sie haben den Ansichten der Römer von ihrem eigenen Leben, von dem Leben der Barbaren überhaupt und von dem Leben der Teutschen im Besondern gehuldigt. Auch haben sie der Neugierde gedient und Neues, Abweichendes, Auffallendes, Unerhörtes, Abenteuerliches darzubieten gesucht. Sie haben Einzelnheiten, die ihnen begegnet oder bekannt geworden waren, als allen Teutschen gemein dargestellt. Sie haben endlich nach römischem Geschmack ausgemalt und dadurch nicht selten verwirrt, entstellt und verfälscht.

Diesen Grundsätzen gemäß ist die folgende Darstellung nach der Germania und den römischen Geschichtschreibern versucht worden.

2.

Das Land und die Erzeugnisse des Landes. Die Thiere. Der Mensch.

Die Römer sahen den Rhein und die Donau als Teutschland's Gränzen im Westen und im Süden an; die Nordgränze bildete der unbekannte Ocean; im Osten haben sie gar keine Gränze anzugeben gewagt. Der Weg von der Donau zum Ocean sollte bald viel länger sein als der Weg vom Rheine bis an die östliche Gränze, bald viel kürzer. Wie ihnen das Bild Teutschland's im Allgemeinen verzerrt vor Augen stand, so konnten sie auch den richtigen Zug der Gebirge und den wahren Lauf der Flüsse nicht auffassen.

Das Land beschreiben sie als höchst traurig, als feucht, nebelig, windig, widerwärtig und abscheulich. Es sollte von einem ewigen Winter belastet sein und sich kaum eines kurzen Sommers erfreuen; es sollte nur aus unfruchtbarem

Sandboden, aus Sümpfen und ungeheueren Wäldern bestehen. Von diesen Wäldern hat selbst Plinius, der Naturforscher, folgende Beschreibung gemacht. „Die höchsten Wälder sind in der Nähe der Chauken, besonders um zwei Seen. Hart am Ufer stehen Eichen von ungeheuerer Größe. Durch Wellen unterhöhlt und von Stürmen losgerissen, führen sie ganze Eilande, von ihren Wurzeln umklammert, mit sich hinweg. Vor diesen schwimmenden Inseln sind unsere Flotten oft erschrocken, weil man sie für feindliche Flotten hielt; nicht selten hat ein Kampf Statt gefunden gegen diese Bäume.“ „Im hercynischen Walde giebt es Eichen, die so alt sind als die Welt. Von den Wurzeln dieser Eichen, die wider einander laufen und sich gegenseitig zurück drängen, werden Hügel gebildet. Wenn aber die Erde den Wurzeln nicht folgt, so krümmen sie sich bis gegen die Zweige zu einem Bogen und bilden große Thore, durch welche ganze Reitergeschwader hinweg ziehen können.“ Cäsar sagt von dem hercynischen Wald: ein rüstiger Wanderer könne denselben der Breite nach nur in 9, der Länge nach kaum in 60 Tagen durchschreiten.

Die Römer sprechen gewöhnlich nur vom nördlichen Teutschland und wiederum nur von dem nördlichen Theile. Diese Gegenden sind allerdings nicht die erfreulichsten. Sie bestehen meist aus Haiden, Mooren, Marschen, und über sie wölbt sich gewöhnlich ein grauer Himmel hinweg. Das Haidland ist langweilig und traurig; das Moor ist noch öder, weil es fast Nichts zeigt als die bleiche Binse: zugleich fühlt der Wanderer, daß er auf ungewissem Boden einhergeht, und selten erinnert ein Laut an das Leben der Natur; die Marsch ist zwar ungemein fruchtbar, aber sie ist für Heerzüge lästig und beschwerlich: bei feuchtem Wetter hindert sie jegliches Fortkommen, weil der Boden ausweicht und sich Menschen und Thieren fest an die Füße hängt. Weiter nach Süden hin aber, wo die Ebene aufhört und das Land anfängt hügelich zu werden, haben die Römer zwischen den waldbedeckten Bergen die schönen Thäler und Fluren kaum bemerkt und die verschiedenen Waldungen, deren Teutschland sich erfreuet, in ihrer Angst für einen einzigen uner-

meßlichen Wald angesehen. Wunderliche Erzählungen von reisenden Kaufleuten, von Abenteurern jeglicher Art, von zurückkehrenden Gefangenen, mögen auch allerlei Mährchen in Umlauf gebracht haben. Teutschland jedoch war im Allgemeinen in jenen Tagen was es in den unsrigen ist. Es hatte dieselben Berge, dieselben Flüsse, dieselbe Sonne. Manches ist verbessert in neuerer Zeit: gegen Meer und Ströme sind Eindeichungen gemacht; das Land ist hier und dort mit Abzugsgräben durchzogen, und mancher Sumpf trocken gelegt worden; auch ist durch die Erbauung der Städte vielfältig aufgeräumt, und der Luftzug freier geworden. Aber zuerst ist noch ungewiß, ob nicht viele Sümpfe, die in neuerer Zeit ausgetrocknet worden, erst durch den Feudalismus des Mittelalters entstanden, und ob nicht die alten Eindeichungen später wieder in Verfall gerathen sind; und zweitens bleibt die Frage zu beantworten, ob nicht in alten Tagen der Mangel an Städten durch eine bessere Landwirthschaft ersetzt worden ist.

Die meisten Gewächse, die noch gegenwärtig im Freien gedeihen, waren schon in Teutschland vorhanden. Es gab Fruchtbäume wie jetzt, Aepfel, Birnen und Kirschen. Ueber manche Früchte haben die Römer gespottet; andere haben ihnen gefallen; wieder andere ihr Erstaunen erregt. Der Weinstock fehlte nicht mehr. Die Felder lieferten Hafer, Gerste, Roggen und Waizen. Besonders schön waren die Wiesen. Es gab Salzquellen, und heilendes Wasser sprudelte an beiden Seiten des Rheines, zu Spaa und zu Mattiak, Wiesbaden. Eisenadern waren hier und dort schon entdeckt, und man gewann dieses Metall in hinreichender Menge um den Mann mit Waffen zu versorgen und um Werkzeuge für Landwirthschaft und andere Gewerbe zu verfertigen. Dagegen sind die edelen Metalle, Gold und Silber, viel später aufgefunden worden.

An Thieren war Teutschland nicht minder reich als an Pflanzen. Eine große Menge von Fischen belebte Fluß und Meer. Manche dieser Fische wurden von den Römern bei ihren höchsten Schwelgereien genossen. Auch die Zahl der Vögel in Feldern, Hainen und Haiden war groß und er-

regte die Aufmerksamkeit oder die Lüsternheit der Römer. Sehr geschätzt war die teutsche Gans, besonders wegen der schönen Daunen, welche zu Kissen vereinigt für die Nacken vornehmer Männer und Frauen bald unentbehrlich wurden. Die ungeheueren Wälder aber, mit welchen die Römer Teutschland bedeckt haben, sind von denselben zugleich mit einer Menge wilder und wunderlicher Thiere mährchenhaft bevölkert worden. Ein Ochs in Hirschgestalt mit Einem Horne mitten auf der Stirn, in große Verzweigungen auslaufend, wird zum Bewohner der teutschen Wälder gemacht. Niemand aber hat bezeugt, daß er dieses Thier selbst gesehen habe. Das Elch wird als Bewohner des hercynischen Waldes aufgeführt. Dasselbe soll an Gestalt dem Rehe gleich gewesen sein, bunt von Farbe, das Geweihe unvollkommen. Die Schenkel ohne Gelenke machten, heißt es, dem Thiere das Niederlegen unmöglich; um auszuruhen lehnte es sich an einen Baumstamm; wollte man es fangen, so mußte man die Bäume untergraben; beim Anlehnen stürzten alsdann Baum und Elch zugleich zu Boden. Aber auch dieses Thier ist niemals von einem Römer gesehen worden. Das dritte große Thier, das in den hercynischen Wald gesetzt wurde, wird Urus, Auerochs genannt. Nach der Beschreibung hatte dasselbe fast die Größe eines Elefanten, von Ansehen und Gestalt glich es einem Stiere, war sehr stark und schnell, und schonte weder Menschen noch Thiere. Um es zu fangen machte man Gruben mit Rasen überdeckt. Zähmen ließ es sich nicht; man tödtete es, wenn es in die Grube hinein gestürzt war. Aus den Hörnern machte man Becher für festliche Mahle. Endlich hat man auch das Rennthier nach Teutschland versetzt, aber dieses ist nicht von Römern geschehen, sondern von Neueren. Bei den Römern findet man nur angemerkt, daß in Teutschland die Häute des Rennthieres als Kleidung gebraucht worden seien, und auch diese Bemerkung ist nur so im Vorbeigehen gemacht, daß selbst wegen ihrer Richtigkeit Zweifel Statt finden.

Unter den Hausthieren waren die wichtigsten Pferde und Rindvieh. Die Pferde hatten den größten Werth; nach dem Rindviehe wurde der Reichthum der Teutschen berechnet,

wie in Italien das Vermögen des Armen. Von den Pferden sollen noch sehr viele wild in den Wäldern umher gelaufen sein; an den gezähmten gefiel den Römern die Gestalt nicht, und ihre Schnelligkeit wird nicht gerühmt. Der Teutsche aber liebte das Pferd ungemein, und schlecht können die teutschen Pferde nicht gewesen sein, da 5000 Reiter aus Cäsar's Heere vor 800 teutschen Reitern die Flucht ergriffen. Auch haben die Römer die Gelehrigkeit, die Genügsamkeit und die Ausdauer der teutschen Pferde selbst gepriesen: einige Menschenalter später wurde den teutschen Pferden im Kriege der Vorzug gegeben. Ueber das Rindvieh findet man Nichts Besonderes angemerkt. Die Versicherung, daß die Teutschen mehr auf die Zahl als auf die Tüchtigkeit dieses Viehes gesehen, ist als Spott über die Armuth gemeint, und verdient ebenso wenig Beachtung als die Meinung, daß die Rinder keine Hörner gehabt haben: sie steht nur auf einem scherzhaften Ausdrucke, „den Stieren habe ihre Ehre und der Ruhm der Stirn gefehlt."

Was endlich den teutschen Menschen betrifft, so haben die Römer die kraftvolle Eigenthümlichkeit desselben nicht abgeläugnet; vielmehr erregte der teutsche Mensch in ihnen bald Erstaunen und Furcht, bald Bewunderung und Lust, zuletzt das Verlangen ihm ähnlich zu werden an Gestalt und Art. Männer und Frauen waren gleich ausgezeichnet. Wie die teutsche Eiche über die Bäume, so ragte der teutsche Mensch über die Menschen der südlichen Länder empor. Die Römer wissen kaum Ausdrücke zu finden um den Riesenleib und den schlanken Bau der starken Glieder zu bezeichnen. Ein bestimmtes Maß zwar geben sie nicht; wenn aber auch Manches in ihrer Beschreibung übertrieben sein mag, so berechtigt uns doch Nichts zu zweifeln, daß die alten Teutschen im Durchschnitt eine viel größere Höhe erreicht haben, als jetzt unter uns gewöhnlich ist. Von den Früchten des Bodens, auf welchem sie geboren waren, sich nährend, der Weise ihrer Väter getreu, fremd allem Fremden, unbekannt mit den Genüssen des Auslandes, konnten sie, Söhne und Pfleglinge der Natur, sich ohne Zweifel zu Gestalten entwickeln, die an ihren späten Enkeln nicht mehr zu erkennen sind.

Aber auch die Gleichheit der Gestalten fiel den Römern auf: denn jeder Teutsche trug noch unverstellt und unverzerrt das Urbild des Menschen, welches die Mutter Erde ihrem Sohn aufgeprägt hatte. Im Besondern erregten drei Dinge die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Römer: das starke goldgelbe Haar, die Weisse und Durchsichtigkeit der Haut, die besonders bei den Frauen bemerkt wurde, das dunkelblaue Auge, dessen Farbe die Römer nur mit der Bläue des Himmels und mit der Blüthe des Flachses zu vergleichen wußten. Das Haar der Teutschen machte Anfangs einen widerwärtigen Eindruck auf die Römer; als sie sich aber an dasselbe gewöhnt hatten, gewann es ihr Wohlgefallen. Bald suchten vornehme Menschen ihren Haaren Aehnlichkeit mit den teutschen Haaren zu verschaffen, zuerst die Frauen, alsdann auch die Männer. Man färbte die Haare mit einer Art Seife, die gallische genannt, zog aber später vor sich von teutschen Haaren Perrücken machen zu lassen. Nach und nach wurde diese Mode allgemein in der vornehmen Welt des römischen Reiches; selbst in Afrika und in Aegypten suchten vornehme Frauen ihre Schönheit zu erhöhen durch ein künstlich goldenes Haar. Auch die weisse Haut versuchte man zu gewinnen, aber mit wenigem Erfolge: die Schminke reichte nicht aus. Die blauen Augen endlich mußte man den Teutschen als einen eigenthümlichen Vorzug überlassen. Diese Augen erregten Furcht im Antlitze Zorn glühender Männer; im Antlitze der Frauen hatten sie für die Söhne des Südens einen unwiderstehlichen Reiz. Aber Geist und Verstand haben die Römer nie in dem Auge der Teutschen gefunden, oder doch nur bei einzelnen Männern wie Marbod und Armin. Ueberhaupt haben sie kaum wahrhaftig menschliche Eigenschaften und Tugenden bei den Teutschen anerkannt. Wie man jetzt die Zahl der Bewohner eines Landes nach Seelen angiebt, so pflegen sie nach Leibern zu zählen. Ja, es ist ohne Scheu ausgesprochen worden, daß an den Teutschen außer der Stimme und den Gliedern Nichts von Menschen sei. Einzelne Männer haben das Sittliche an den Teutschen zu preisen sich gedrungen gefühlt: Kräfte des Geistes und Verstandes hat man ihnen nur als-

dann zugestanden, wenn man sie beschimpfen oder ihre Thaten verkleinern, ihren Ruhm beschmutzen wollte. Darum nannte man sie höchst listig, höchst verschlagen, und ließ sie Verschwörungen anstiften und mit solcher Klugheit durchbilden, daß selbst Römer Nichts zu entdecken vermochten, ja Nichts ahneten. Nur von Zeit zu Zeit vergaßen sie sich und gaben wohl auch den Teutschen einen starken Geist, wenn sie andere Völker zu schrecken wünschten. So wollte Agrippa die Juden von einem Kriege zurückbringen und warnte sie mit dem Beispiele der Teutschen. „Ihr kennt, sagte er zu den Juden, die Germanen, ihr kennt ihre Stärke und die Größe ihrer Gestalt. Sie aber haben einen Geist, der größer ist als ihre Leiber, eine Seele, die den Tod verachtet. Und doch haben auch sie sich vor den Waffen der Römer nur durch die Flucht gerettet oder sich zur Unterwerfung verstanden.“ Dennoch leidet es keinen Zweifel, daß die Römer geistig viel höher gestanden haben als die Teutschen: aber nicht an Kraft, sondern an Geschicklichkeit, nicht an der Fähigkeit, sondern an der Ausbildung. Die Römer haben die Geschicklichkeiten und die Kräfte, die Bildung und die Fähigkeit mit einander verwechselt. Das ist das Einzige, was zur Entschuldigung ihrer Urtheile über die Teutschen gesagt werden kann.

3.

Stämme; Völker.

Wie stark oder schwach die Bevölkerung Teutschland's gewesen, ist von den Römern nicht untersucht worden. Eine solche Untersuchung war auch kaum möglich. Die Teutschen waren über die Fluren ihres Landes verstreuet; es fehlte an Städten, an Anhaltspuncten, und die Römer sind immer nur mit einem Theile des teutschen Volkes bekannt geworden. Sie sprechen allerdings oft von großen bewaffneten Massen, aber bestimmte Zahlen geben sie kaum jemals an. Neuere Schriftsteller haben die Bevölkerung Teutschland's bald für sehr schwach, bald für sehr stark gehalten, Beides aus Grün-

Das Land im Südwesten zwischen dem Rheine, der Donau und dem Maine hatten die Römer nach dem Abzuge der Markmannen in Besitz genommen, und diese schönen Fluren anfänglich zum Theile den Hermundurn, zum Theile Jedem überlassen, der sich anbauen wollte: viele Gallier hatten sich angesiedelt; später hatten sie daselbst in geordneter Weise Colonien gegründet. Sie nannten das Land die zehntpflichtigen Fluren und umgaben dasselbe mit Gräben und Verschanzungen, die sich im Fortgange der Zeit wie ein zusammenhängendes Befestigungswerk darstellten. Dieses Werk begann an der Donau, etwa drei Meilen oberhalb Regensburg, zog sich in nordwestlicher Richtung bogenartig fort bis zum Main und schloß sich auf der rechten Seite dieses Flusses den Befestigungen auf dem Taunusgebirg an.

Auf der rechten Seite des Maines hart am Rheine saßen zunächst die Mattiaker. Auch diese wurden angesehen als zum römischen Reiche gehörig, weil Befestigungswerke sie einschlossen. Sie gehörten zu dem großen Volke der Chatten. Ihnen nördlich hatten die Ubier das Land inne gehabt, und von den Ubiern Theils nördlich, Theils östlich hatten die Sigambrer gesessen. Seit aber von den Sigambrern durch Tiberius so viele Tausend Menschen nach Gallien geführt worden waren, und seit die Ubier durch Agrippa Sitze an der andern Seite des Rheines erhalten hatten, scheint ein Theil dieses Landes unbewohnt geblieben zu sein. Dagegen behaupteten die Usipier oder Usipeten und die Tenchterer ihre Sitze in der Nähe des Flusses noch lange bis zu der Spitze der batavischen Insel hinab; nach und nach jedoch scheinen auch sie das Ufer des Rheines verloren oder aufgegeben zu haben. Seitdem war das ganze rechte Rheinufer unbewohnt. Zur Sicherung desselben hatten die Römer, wenn nicht überall, doch hier und dort Verschanzungen angelegt, die mit den Werken auf dem Taunus in Verbindung standen. Noch weiter nördlich bis zu den Wohnsitzen der Frisier oder Friesen werden Tubanten und Chamaven gesetzt. Oestlich hatte das Volk der Marsen seine Sitze auf der rechten Seite der Lippe. Diese aber, welche Theil genommen hatten an der Schlacht im teutoburger Walde, ver-

schwinden nach dem gräßlichen Ueberfalle durch Germanicus aus der Geschichte. Noch weiter gegen Osten, ebenfalls auf der rechten Seite der Lippe, war das Land der Bructerer. Dasselbe erstreckte sich bis über die Ems. Auch sie hatten zu dem Sieg im teutoburger Walde mächtig beigetragen, erscheinen aber fortan lange Zeit nicht wieder in der Geschichte.

Südlich von der Lippe, östlich von den Sigambrern und den andern genannten Völkern wohnte das große Volk der Chatten bis gegen den Main hin. Sie hatten im Osten die Cherusker zu Nachbarn, welcher Name sich weithin über die Weser bis gegen die Elbe und über den Harz hinweg bis zur Sale und zum thüringer Wald erstreckte. Zur Zeit der Noth, als ganz Teutschland mit Knechtschaft bedroht war, hatten Chatten und Cherusker als treue Bundesgenossen zu einander gehalten; nachdem aber die Freiheit Teutschland's gerettet worden und gesichert zu sein schien, hatte sich Zwietracht und Feindschaft zwischen ihnen erhoben. Deßwegen hatten vielleicht die Cherusker eine bereite Macht gegen die Chatten aufgestellt, die Chattwahrer, Chattuarier, welche von den Römern als ein eigenes Volk aufgeführt werden. Ebenso scheinen die Cherusker Gränzwehren aufgestellt zu haben gegen die Ems, weil von diesem Flusse her die Römer Einfälle gemacht oder mit Einfällen gedroht hatten. Sie wurden Emswahrer, Ampsivarier, genannt und sind von den Römern gleichfalls als ein eigenes Volk bezeichnet worden. Endlich hatten die Cherusker ähnliche Anstalten gegen die Ebene, den Anger, getroffen, welche Ebene von den Chauken bewohnt wurde. Die kriegerische Mannschaft zur Vertheidigung dieser Anstalten, Angerwahrer genannt, erscheint abermals bei den Römern unter dem Namen Angrivarier als ein eigenes Volk. Irgendwohin zwischen diese Völker werden noch die Dulgibiner gesetzt.

Am Rande des Meeres, von den Batavern und Caninefaten angerechnet, bis zur Ems saßen die Frisier, ein eben so kraftvolles als ruhiges Geschlecht. Dieselben bewohnten, wie die Küste, so die Eilande längs der Küste bis zur Weser. Da sie ihre Kraft in beständigen Ringen mit dem Meer erschöpften, so bekümmerten sie sich, ob-

der Elbe, der Oder und dem Meere gewohnt haben müssen, die aber kaum weiter als dem Namen nach bekannt geworden sind: Reudigner, Avionen, Angeln, Wariner, Eudosen, Suardonen, Nuithonen. Zwischen den Hermundurn und der Gränze von Böhmen, die Donau hinab, saßen die Narisker. In Böhmen lebten die Markmannen, und ihnen östlich an der Donau die Quaden. Böhmen wurde von den Römern als die Stirn Germanien's betrachtet, weil von diesem Lande her Marbod Italien und Rom beständig mit Angriffen bedroht hatte, und weil auch noch später von hier aus die nächste Gefahr für Rom zu drohen schien. Weiterhin berühren sich teutsche und sarmatische Völker, und häufige Vermischungen und Bündnisse mögen Statt gefunden haben. Im Rücken der Markmannen und Quaden werden vier Völker genannt, Marsigner, Gothinen, Osen und Burier. Von diesen sollen die Marsigner und die Burier durch Bildung und Sprache bewiesen haben, daß sie Sueven seien; von den Gothinen wird versichert, daß sie die gallische, und von den Osen, daß sie die pannonische Sprache gesprochen haben. Zur Unterstützung dieser Meinung wird bemerkt, daß beide Völker den Sarmaten und den Quaden einen Zins bezahlt, wozu sich kein teutsches Volk verstanden hätte; ja die Gothinen sollen für ihre Herren Eisen gegraben haben. Weiter hinter einem Gebirge werden noch viele Völker untergebracht, von welchen der Name der Lygier am Weitesten verbreitet gewesen sein soll. Als die Stärksten werden Arier, Helvecconen, Manimer, Elysier und Naharvaler genannt. Ueber die Lygier hinaus gegen Norden sollen Gothon gesessen haben, und Gutton an der Küste des Meeres. Neben diesen oder hinter ihnen erscheinen noch die Namen Rugier, Lemovier, Burgundier und Vandalen. Die Länder dieser Völker sind aber nicht zu bestimmen, obgleich die Vandalen zu den Stammvölkern Germanien's gerechnet worden sind.

Im Meere selbst werden auf einem Eilande die Suionen untergebracht, welche starke Flotten gehabt haben sollen, die Schiffe hinten und vorn mit Schnäbeln versehen, so daß sie mit gleicher Leichtigkeit vorwärts und rückwärts geleitet werden konnten. Jenseits der Suionen ward ein Meer an-

genommen, fast ohne Bewegung, zähe wie Honig. Dieses Meer wurde für die Gränze des Erdkreises gehalten. Auch hatte man die Sage, von dem Untergange der Sonne bis zu ihrem Aufgange sei die Dämmerung so hell, daß die Sterne verdunkelt würden; sie selbst aber, die Sonne, habe so wenigen Glanz, daß man die Pferde vor ihrem Wagen zu unterscheiden vermöge. Auf das rechte Gestade des Meeres, das die Suionen vom festen Lande schied, sind die Aestyer gesetzt worden. Diese sollen nach Brauch und Tracht den Sueven, der Sprache nach den Briten ähnlich gewesen sein. Von ihnen ward angenommen, daß sie allein den Bernstein, von ihnen Glas genannt, gesammelt haben. Auf der linken Küste hingegen den Aestiern gegenüber sollen noch die Wohnsitze der Sidonen gewesen sein, des letzten Volkes der Sueven.

Endlich werden außerhalb des Suevenlandes nach Mittag und Morgen zurück die Peuciner, die Veneder und Fennen gesetzt: die Peuciner, auch Bastarner genannt, gegen den Ausfluß der Donau hin, die Fennen gegenüber nach Norden, die Veneder zwischen beide. Die Römer aber waren ungewiß, ob sie diese Völker zu den Germanen zählen sollten oder zu den Sarmaten. Jedes Falles wußten sie Nichts von andern Völkern über diese hinaus und meinten, hier beginne das Land der Fabeln, von welchem zu reden der Geschichte unwürdig sei.

Das ist die verworrene Völkerwelt der Germanen, wie sie bei römischen Schriftstellern und besonders in der Germania erscheint. Es ist klar, aus diesen Angaben ist nicht ein Mal eine deutliche Ansicht von den Wohnsitzen und der Stellung der Völker zu gewinnen, mit welchen die Römer im Krieg und im Frieden mannichfache Berührungen gehabt hatten; weiterhin über die Elbe hinaus nach Norden und Osten ist Alles ohne Halt, und jeder Versuch, die Völker unterzubringen, muß mißlingen.

4.

Die bürgerliche Gesellschaft.

Das öffentliche Leben der Teutschen war eine Erweiterung des häuslichen Lebens, die Familie das Vorbild des gemeinen Wesens. Sie wohnten Familienweise in ihren Fluren. Jede Familie schien sich angebauet zu haben, wo ihr ein Wald, ein Anger, ein Quell gefallen hatte. Der Eine hatte ein großes Grundeigenthum, der Andere ein kleines, aber ein Jeder lebte mitten in seinem Eigenthume. Der kleine Eigenthümer bearbeitete seinen Besitz selbst; der große hatte nur einen Theil seines Eigenthumes unter seiner unmittelbaren Verwaltung und ließ denselben durch sein Gesinde, durch Knechte und Mägde, bearbeiten: andere Theile hatte er zur Benutzung an eigenthumslose Menschen gegen Zins und Dienst überlassen. An den großen Grundeigenthümer hatten sich kleinere angeschlossen und bildeten mit demselben eine Gemeinde. Das große Gut wurde das Hauptgut genannt, oder einfach das Haupt, das Höv, der Hof. Dieser Hof dürfte der ursprüngliche Anbau, und die Grundbesitzer umher dürften häufig Söhne und Enkel des Gründers in langer Abstufung gewesen sein. Eine Gemeinde mag daher oft nur aus verwandten Grundeigenthümern bestanden, oft mögen auch zwischen diesen Verwandten Fremde, nicht zur Familie gehörende, gewohnt haben, so wie neben ihnen diejenigen Menschen, welche von dem Hofherrn einzelne Theile seines Grundeigenthum's gegen Zins und Dienst zur Benutzung erhalten hatten. Die ganze Gemeinde hat das Ansehen, als habe sie ursprünglich selbständig bestanden, und der erste Gründer habe als Hausvater und Aeltester in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten die Entscheidung gehabt, welche in der Folge stets auf den Erben des Hofes übergegangen sei.

In einer solchen Gemeinde ist der Ursprung aller gesellschaftlichen Verhältnisse zu suchen, die in Teutschland bestanden. Zuvörderst zeigen sich in derselben freie Menschen und Unfreie. Frei sind die Grundeigenthümer, unfrei die Hintersassen, welche Theile von des Hofherrn Grund und

Boden gegen Zins und Dienst im Besitze hatten, so wie die Knechte und Mägde. Die Römer haben auch einen Unterschied zwischen den Grundeigenthümern bemerkt, aber nicht verstanden. Sie nennen Nobiles und Liberi oder Ingenui. In späterer Zeit treten bei teutschen Schriftstellern, in teutschen Gesetzen und Urkunden Adelinge oder Edelinge und Frilinge hervor. Jene sind die Nobiles, diese die Ingenui der Römer. Das Wort Friling aber bezeichnet einen freien Grunderben; das Wort Adeling, von Od, ein Gut, ein großes Gut, gebildet, den Gutsherrn, den Hofherrn. Der Unterschied zwischen den freien Menschen ging also lediglich aus der Größe des Grundeigenthumes hervor.

Unter den Unfreien bestand ein Unterschied von ganz anderer Art. Die Hintersassen waren persönlich freie Menschen; sie hatten nur kein Grundeigenthum; deßwegen mußten sie sich zu Zins und Dienst verstehen: in so fern waren sie unfrei und hatten einen Herrn. Den Römern erschienen sie bald als Freigelassene, bald als Sklaven. In späterer Zeit werden sie in teutschen Gesetzen und von teutschen Schriftstellern Liti genannt. Die Bedeutung dieses Wortes ist ungewiß. Aber in der alten Sprache heißt ein Glied Lit. Da nun das große Gut, von welchem diese Menschen einzelne Theile im Besitze hatten, das Haupt genannt wurde, so ist möglich, daß jene Theile des Gutes Lite, nämlich Glieder des ganzen Gutskörpers genannt worden sind. Der spätere Name: Hofhörige, scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Die Knechte endlich waren ganz in der Gewalt ihrer Herren; sie wurden gekauft und verkauft, wie bei den Römern und Griechen. Der Herr hatte über sie volle Gewalt, wie über seine Thiere. Und wenn versichert wird, daß die Teutschen ihre Sklaven selten mißhandelt haben und nie anders als in der Aufwallung und im Zorne hart gegen sie verfahren seien, so lag der Grund dieser Milde in den Sitten der Teutschen, keineswegs in einem Rechte der Sklaven. Die Frage, wie die Sklaverei in Teutschland entstanden, ist auf geschichtlichem Wege nicht zu beantworten; wo die Geschichte beginnt, da ist wie die Freiheit und die Litschaft so die Sklaverei schon vorhanden. Erhalten aber

wurde die sklavische Bevölkerung Theils durch die eigene Fortpflanzung, Theils durch Kriegsgefangene. Auch wird angegeben, die Teutschen hätten das Würfelspiel leidenschaftlich geliebt, und Mancher hätte, wenn Alles was er besaß verloren war, sogar seine Freiheit auf das Spiel gesetzt. Diese Angabe aber ist wie gegen die menschliche Natur so auch gegen alle späteren Zeugnisse der Geschichte. Dagegen mögen einzelne Menschen durch Unglück und Noth bis zur Sklaverei hinabgesunken sein; auch mögen Laster und Verbrechen Einzelne in die Sklaverei gebracht haben, so wie mancher Knecht von seinem Herrn mit der Freiheit beschenkt und unter die Lite aufgenommen sein mag.

Weiter waren benachbarte Gemeinden mit einander in Verbindung getreten um nicht über Fluren, Wälder oder Moore, die zwischen ihnen lagen, in endlose Streitigkeiten zu gerathen, oder entstandene Zwiste nach festen Grundsätzen zu schlichten. Eine solche Verbindung ist wohl jetzt wie in spätern Tagen die Markgenossenschaft genannt worden.

Aber die gesellschaftlichen Verbindungen gingen noch weiter. Wegen des Verkehres und des innern Friedens, auch zur Abwehr von Gefahren, die Alle bedrohen mochten, hatten sich mehrere Marken in einem bald größern bald kleinern Umkreise mit einander zu einem rechtlichen Verbande vereinigt. Ein solcher Verein ward ein Gau genannt. Die sämmtlichen Gaugenossen bildeten ein gemeines Wesen. Alle Grundeigenthümer in dem Gau versammelten sich so oft es nöthig war als Volksgemeinde zum Landtage um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, Gesetze zu machen und Obrigkeiten zu erwählen, welche durch die Ausführung der Gesetze den rechtlichen Zustand wahren und den innern Frieden erhalten sollten. Auf dem Landtage hatten Alle gleiche Rechte; zwischen Adelingen und Frilingen zeigt sich nicht der mindeste Unterschied. Ein Jeder kam wie es ihm gefiel oder seine Geschäfte es erlaubten, und zwei, ja drei Tage verliefen, ehe die Gemeinde versammelt war. Auch setzte sich ein Jeder nieder in der Versammlung wie es ihm gefiel, der Aermste neben dem Reichsten. Endlich redete ein Jeder in der Versammlung, der sich zum Reden berufen

fühlte; und wenn auch die vornehmsten, die ältesten, die beredtesten und die thatenreichsten Männer gewöhnlich nur das Wort nahmen, so hatte doch jeder Andere dasselbe Recht zu reden, wann er Etwas zu sagen wußte. Die große Masse der Versammelten gab ihren Unwillen über eine Rede durch Murren zu erkennen, ihren Beifall durch das Zusammenschlagen ihrer Waffen.

Denn nur bewaffnet erschienen sie in der Versammlung. Zwar sollen sie stets bewaffnet gewesen sein, aber bei ihren gewöhnlichen Geschäften können sie doch nur eine kleine Waffe getragen haben; in die Volksgemeinde dagegen kamen sie in voller Rüstung, weil zugleich Waffenübungen, ja Musterungen vorgenommen wurden und weil die volle Bewaffnung nur von freien Männern, nämlich von Grundeigenthümern getragen wurde. Deßwegen durfte dieselbe auch nur vor der Volksgemeinde und mit Zustimmung derselben angelegt werden. Der junge Mann, der die Waffen noch nicht getragen hatte, weil er noch ein Theil des Hauses gewesen war oder in der Mundschaft des Vaters gestanden hatte, mußte vor der Gemeinde nachweisen, daß er nunmehr Grundbesitzer, ein freier selbstständiger Mann geworden sei: und nun erst wurden ihm die Waffen angelegt, entweder von seinem Vater, von einem Verwandten, oder von einem Fürsten, je nachdem er den Grundbesitz durch väterliche Zutheilung, durch Erbschaft, durch Kauf oder auf eine andere Weise erlangt hatte. Von diesem Augenblick an war der Sohn des Hauses Mitglied der Volksgemeinde, Staatsbürger.

Wenn ein Vorschlag in der Volksgemeinde die Zustimmung der Versammlung erhalten hatte, so wurde derselbe ein Gesetz. Diese Gesetze wirkten aber nicht in das Haus des freien Mannes hinein; sie betrafen nur das gemeine Wesen; auf seinem Grund und Boden blieb der freie Mann unbeschränkter Herr. Auch war er nicht strafbar, wenn er die Gesetze nicht erfüllte, aber er schloß sich durch Verweigerung des Gehorsames gegen die Gesetze selbst von dem gemeinen Wesen aus, stellte sich demselben feindlich gegenüber und konnte als Feind behandelt werden. Um die Gaugenossen, die sich den Gesetzen unterworfen hatten, zur

Erfüllung derselben anzuhalten und das Recht zwischen ihnen allerdings in Ausführung zu bringen, wurden in der Volksgemeinde die nöthigen Obrigkeiten erwählt. Bei diesen Wahlen hatten die Adelinge einen Vorzug vor den Frilingen, aber kein Vorrecht. Der Friling konnte gewählt werden wie der Adeling, aber die Wahlen fielen gewöhnlich auf Adelinge; denn die Adelinge waren den Gaugenossen besser bekannt als die Frilinge, sie waren im Allgemeinen auch wohl gebildeter, sie vermochten als große Grundherren mehr für das gemeine Wesen zu thun als die geringen Eigenthümer, sie hatten oftmals Väter und Vorfahren, die sich durch ruhmwerthe Thaten und durch Aufopferungen für das gemeine Wesen ausgezeichnet, und dadurch einen Ruhm gewonnen, der ihren Kindern und Enkeln zu Gute kam, endlich standen die Adelinge allzumal in mannichfaltiger Verbindung und konnten sich gegenseitig unterstützen und fördern. Die gewählten obrigkeitlichen Personen aber waren, wie in Friedenszeiten Verwalter der Gesetze und Pfleger des Rechtes, so in Zeiten des Krieges Anführer der bewaffneten Männer und standen denselben vorauf. Deßwegen vielleicht wurden sie Alle von den Römern Fürsten genannt. Und da nun die Wahlen oft auf Männer derselben Familie fielen, da zuweilen selbst Jünglinge aus solchen Familien gewählt wurden, weil die Verdienste des Vaters die Würdigkeit des Sohnes ersetzten: so gab es in Teutschland allerdings wie grundherrliche so auch fürstliche Geschlechter. Aber die fürstliche Würde war keineswegs erblich, so daß sie durch die Geburt vom Vater auf den Sohn übergegangen wäre, sondern sie mußte durch die Wahl der Volksgemeinde ertheilt werden, und sie blieb nur so lange bei demselben Geschlecht, als dieses Geschlecht sich das Vertrauen des Volkes zu erhalten verstand. Ein Adeling konnte Jemand in Teutschland ohne That und Tugend sein, die fürstliche Würde ruhte stets auf That und Tugend.

Die wichtigste Wahl der Volksgemeinde war die Wahl des Obmannes für den ganzen Gau. Dieser führte in der Volksgemeinde den Vorsitz; er hatte auch den Vorsitz in den Gerichten, so wie er der Anführer der Gaugenossen im

Kriege war. Der Name dieses Obmannes war Grav, wahrscheinlich weil ursprünglich der älteste Mann, ein Greis, ein Grauer, den Vorsitz gehabt hatte, und weil was ursprünglich eine natürliche Bezeichnung gewesen war später als man den Obmann wählte zu einem Ehrennamen wurde. Die übrigen Beamten in den einzelnen Marken und Gemeinden des Gau's scheinen denselben Namen Graven geführt zu haben, aber mit einem Zusatze, der ihren Wirkungskreis bezeichnete. Wir kennen jedoch die Bezeichnung in dieser Zeit nicht. Später kommen Centgraven vor, welcher Name wohl daher entstanden ist, daß dieselben ursprünglich im Kriege hundert Mann anführten; aber auch schon in dieser Zeit ist von Centen die Rede. Die 60,000 Nervier, welche gegen Cäsar kämpften, wurden von 600 Senatoren, Graven, angeführt, 100 Mann von jedem Senator; sein teutscher Amtsname mag daher Hundertgrav gewesen sein. Ja selbst im Innern Teutschland's werden Cente, Hunderte, genannt. Endlich kommen in spätern Zeiten noch Abtheilungen von zehn Mann vor, die gleichfalls einen Führer hatten. Dieser Obmann scheint der Zehntgrav, der Zehntner genannt zu sein. Uebrigens überlegten die Fürsten zuvörderst unter sich was dem Landtage zur Entscheidung vorgetragen werden sollte; auch entschieden sie über kleinere Dinge, die eine schnelle Erledigung nothwendig machten. Ihr Amt war ein Ehrenamt und Besoldungen waren unbekannt. Die Bürger des gemeinen Wesens indeß, für welche die Fürsten wachten und wirkten, brachten denselben freiwillig und aus Dankbarkeit Geschenke an Vieh und Früchten dar. Die Fürsten nahmen die Geschenke der Ehre wegen an, verwandten sie jedoch zum Besten des gemeinen Wesens.

Aber die freien Gaugenossen versammelten sich nicht bloß von Zeit zu Zeit als Landtag, sondern sie versammelten sich auch an bestimmten Tagen, zum Neumond oder zum Vollmond, als Gerichtstag unter dem Vorsitze des Graven, um rechtliche Streitigkeiten aller Art auszugleichen oder zu entscheiden. Die Ueberlieferungen aus dieser Zeit sind sehr arm und kaum verständlich; über bürgerliche Rechtsfälle enthalten sie Nichts, über Strafrechtsfälle nur wenige Andeutungen.

Erst die spätern Sammlungen der Gesetze teutscher Völker helfen aus, und deßwegen scheint es nothwendig, die Besprechung des Rechts- und Gerichtswesens bis zu der Zeit auszusetzen, da diese Sammlungen Statt gehabt haben. Denn wenn es auch keinem Zweifel unterworfen sein möchte, daß jetzt Alles gewesen, wie es nach vier oder fünf hundert Jahren war, und daß in jene Sammlungen nur die alten Rechts- und Gerichtsgewohnheiten aufgenommen seien, die von Alters her unter den teutschen Völkern gegolten hatten, so hat doch gewiß die Entwickelung des Lebens auch Manches anders gestaltet. Einige Andeutungen in den Ueberlieferungen aber dürfen nicht übergangen werden, weil sie selbst zur Erläuterung der spätern Gesetze beitragen möchten.

In Teutschland war das Band der Verwandtschaft stark und fest, so daß sämmtliche Verwandte für einander standen wie Ein Mann. Wenn daher in frühern Tagen ein Mitglied der Verwandtschaft durch irgend einen Frevel an seinem Eigenthume, seiner Ehre, seinem Leib und seinem Leben verletzt worden war, so hatten die nächsten Verwandten zuerst, die entferntern, wie es nöthig zu sein schien, dem Verletzten Entschädigung zu verschaffen oder Rache an dem Frevler zu nehmen gesucht. Der Frevler aber war von seiner Verwandtschaft geschützt worden. Also mögen oft lange und weitverzweigte Feindschaften und aus denselben große Händel, Kämpfe, blutige Fehden entstanden sein, durch welche der Frieden der Gesellschaft gestört worden war. Um solchen Fehden vorzubeugen, um den Frieden in der Gesellschaft zu erhalten oder herzustellen trat die Volksgemeinde gleichsam als Vermittlerin ein und bestimmte eine Genugthuung, welche der Verbrecher dem Verletzten oder, im Fall einer Tödtung, der Verwandtschaft des Getödteten leisten und mit welcher jener und diese zufrieden sein sollten. War die Leistung erfolgt, so wurde die Sache als gebüßt, als beigelegt und abgethan betrachtet. Die Genugthuung selbst bestand in Vieh; einen Theil derselben erhielt das gemeine Wesen für die Wahrung des Friedens. Fand sich aber der Frevler selbst mit dem Verletzten ab, so wurde das Volks-

gericht nicht thätig: denn es kam lediglich auf den Frieden der Gesellschaft an. Verbrechen gegen das gemeine Wesen aber konnten mit keiner Buße getilgt werden. Verräther am Vaterland und Ueberläufer zum Feinde wurden an Bäumen aufgeknüpft, auf daß ihre Strafe als warnendes Beispiel wirken sollte; Feiglinge dagegen und Schandbuben, welche zu römischen Lastern verführt durch ein schmutziges Leben die alten und reinen vaterländischen Sitten befleckt hatten, wurden in einen Sumpf versenkt um den Gräuel in Vergessenheit zu bringen.

Aber mit den Gränzen des Gau's schloß sich noch nicht die gesellschaftliche Verbindung. Oft hatten sich mehrere Gaue, ja viele, weiter zu gemeinsamer Vertheidigung gegen äußere Gefahr verbunden. Eine solche Verbindung würde nach unserer Weise zu reden ein Bund, eine Eidgenossenschaft, genannt werden; damals hieß sie, weil Vertheidigung der Zweck war, eine Wehrmannei, Germania. Ohne Zweifel ist die Verbindung der Cherusker eine Wehrmannei gewesen, viele Gaue umfassend; ohne Zweifel auch die Verbindung der Chatten und der Chauken. Von diesen Verbindungen, die wohl auch Völker genannt werden, kommt zwar der Name Germania in der Geschichte nicht vor; aber von andern Verbindungen findet man ihn angegeben. In Belgien hatten vier Gaue; die Condrusen, Eburonen, Cäräsen und Pämanen eine Verbindung geschlossen, welche die Germania der Tungrer hieß, und jene Verbindung, welche teutsche Völker diesseits des Rheines mit Claudius Civilis eingingen, wird gleichfalls eine Germania genannt. Es gab also gewiß in Teutschland viele Wehrmanneien, und die Einheit aller dieser Manneien, freilich nur eine Idee, war die Gesammtwehrmannei, das gesammte Germanien aller Teutschen. Uebrigens ist die innere Gestaltung einer Wehrmannei nicht zu erkennen. Die Verbindung der Gaue zu einer Wehrmannei war jedes Falles locker und lose. Da sie nur zur Abwehr gemeiner Gefahr geschlossen war, so gerieth sie zur Zeit des Friedens leicht in Verfall. Wohl ist möglich, daß die sämmtlichen Gaugrafen einer Germania sich von Zeit zu Zeit versammelt haben um über gemeinschaftliche Ange-

legenheiten Rath zu pflegen; aber kein Gau dürfte an Beschlüsse gebunden gewesen sein, die in einer solchen Versammlung gefaßt waren. Ja, die Wehrmannei scheint nicht einmal ein Bundeshaupt gehabt zu haben und noch weniger eine öffentliche Gewalt um die Bundesglieder zur Erfüllung der Bundespflichten anzuhalten. Nur der Mann war Oberanführer sämmtlicher Wehrmannen, der zur Zeit der Gefahr am Kühnsten hervortrat und die Menschen fortzureissen vermochte. Die Tage im teutoburger Wald erhoben den Fürsten Armin zur Oberanführung aller Cherusker und dadurch aller anwesenden Teutschen; als aber Germanicus den Krieg wieder begonnen und Armin's Gemahlin in die Gefangenschaft geführt hatte, da sah Armin sich genöthigt selbst die Gaue der Cherusker zu durcheilen um Wehr und Waffen gegen Germanicus und Segest zu rufen.

Endlich ist noch von Königen unter den Teutschen die Rede; aber so unbestimmt, so widerspruchsvoll, daß es unmöglich ist eine deutliche Vorstellung von diesen Königen, ja, nur die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es wirklich Könige gegeben habe. Von der einen Seite wird gesagt: die Völker, welche unter Königen ständen, entarteten von der Freiheit; den Völkern wird blinder Gehorsam gegen die Könige zugeschrieben; es wird versichert, daß, wo es Könige gäbe, Freigelassene über Adelinge und Frilinge emporstiegen; ja von einem Volke, den Suionen, wird angegeben, daß es selbst keine Waffen besitze, sondern daß der König die Waffen unter Verschluß halte und die Aufsicht über dieselben einem Knecht übertragen habe. Von der andern Seite aber wird gesagt: bei den Germanen sei kaum eine königliche Herrschaft zu finden; ferner: auch die Könige hätten keine unbestimmte und freie Gewalt; weiter: bei der Wahl des Königes gäbe die vornehme Geburt den Ausschlag, bei der Wahl des Herzoges Tapferkeit und Tugend; endlich: in der Volksgemeinde spräche zuerst der König oder der Fürst, aber die Kraft der Beredtsamkeit gälte mehr als der Befehl. Diese Angaben sind offenbar nicht zu vereinigen. Gewiß aber ist, die Römer sind auf ihren langen Kriegsfahrten in Teutschland nirgends auf einen König gestoßen. Nur zwei

Männer werden mit Bestimmtheit Könige genannt, Ariovist in Gallien und Marbod in Böhmen; und Beide beherrschten unterworfene Völker. Ueberdieß wird von den Cheruskern berichtet, daß sie den Neffen Armin's Italicus zu einer Zeit, als ihre Größe dahin war, zu ihrem Könige gemacht haben, aber wie erzählt worden ist auf eine so wunderliche Weise, daß Alles unbegreiflich bleibt. Und damit nun doch die Könige, die man in Teutschland voraussetzte, untergebracht werden möchten, werden sie den entfernten Völkern zugeschrieben, von welchen man Nichts wußte, den Gothonen, den Rugiern, den Limoviern, Suionen und Sidonen. Daher ist wahrscheinlich, daß die Angaben von Königen in Teutschland nur aus Ungenauigkeit und Gleichgültigkeit entsprungen seien. Die Schriftsteller nannten die Anführer oder Häuptlinge bald Fürsten, bald Herzoge, bald Könige, je nachdem dieses Wort oder jenes ihnen zuerst einfiel. Und da Ariovist und Marbod wirklich eine strenge Herrschaft übten, und da die Römer überhaupt mit dem königlichen Namen den Gedanken einer willkührlichen Gewalt verbanden, so liessen sie auch die teutschen Könige willkührliche Gewalt üben ohne den Widerspruch zu beachten, in welchen sie mit sich selbst gerathen waren.

5.

Das Kriegswesen.

Das freie Bürgerthum in Teutschland hatte eine Doppelgestalt: Volk und Heer war eins. Dieselben freien Grundbesitzer, welche sich im Frieden zur Volkgemeinde vereinigten, gingen im Kriege zur Vertheidigung ihres Vaterlandes ins Feld. So wie sie in ihren Gemeinden wohnten, so zogen sie aus, der Hofherr mit seinen Hintersassen, die kleinen Grundbesitzer allein oder etwa mit ihren erwachsenen Söhnen. Der Gaugraf war der Herzog der ganzen Gaugemeinde. Der Reiche erschien zu Pferde, der Aermere zu Fuß. Am Zahlreichsten war das Fußvolk.

In frühern Zeiten war, wenn eine Gefahr sich nahte, eine bewaffnete Versammlung angesagt worden. Das war der Anfang des Krieges. Seitdem aber die freien Männer nur in voller Rüstung zur Gemeinde kamen, war jede Versammlung zugleich ein Heerlager, und der Krieg konnte begonnen werden ohne vorher angesagt zu sein. Da ein Jeder selbst für seine Bewaffnung zu sorgen hatte, so war dieselbe sehr einfach, sehr verschieden. Daher erschienen die teutschen Heere den Römern als wilde und verworrene Haufen. Zum Schirme gegen feindliche Waffen hatten die Krieger zu Pferd und zu Fuß einen langen, schmalen Schild aus Weidengeflecht oder aus Bretern mit hellen Farben bemalt. Nur Wenige hatten Panzer, Viele einen Helm oder eine Sturmhaube. Unter den Angriffswaffen war die Framea bald der Schrecken der Römer. Es war ein Spieß mit einer kurzen, schmalen, sehr scharfen Eisenspitze, gut zu Wurf und Stoß. Die Reiter hatten oft keine andere Waffe, die Fußgänger aber auch eine Lanze. Ein Schwert sollen nicht Viele gehabt haben. Wenn es aber wahr ist, daß die Teutschen bei allen ihren Geschäften bewaffnet gewesen sind, so müssen sie mit einem Schwerte bewaffnet gewesen sein; und wenn der teutsche Jüngling ein Weib nahm, so mußte er vor der Braut mit Schild, Schwert und Framea erscheinen. Manche waren mit Schleudern bewaffnet, mit Bogen und Pfeilen; Manche mit Streitärten und Beilen. Ueberhaupt wurde den Teutschen Alles zur Waffe, was zum Nachtheile des Feindes dienen konnte; sie warfen Steine mit der bloßen Hand und gebrauchten häufig die aufräumende Keule. Uebrigens blieben die Waffen, welche ihnen im Fortgange der Zeit von den fliehenden oder gefallenen Römern als Beute hinterlassen wurden, nicht unbenutzt; so lange diese Waffen vorhielten, mögen nicht selten ganze teutsche Heere im vollen Schmucke römischer Rüstung erschienen sein.

Zur Schlacht zogen die Gaugenossen unter den Fahnen des Vaterlandes, unter Thierbildern und andern Zeichen, die in Tagen des Friedens in heiligen Hainen aufbewahrt wurden. Der Herzog wirkte mehr durch Beispiel als durch Befehl. Er leuchtete dem Heere voran und erregte

durch sein eigenes Verhalten die Nacheiferung seiner Gefährten. Beim Aufbruche der Männer waren ihre Angehörigen, Frauen und Kinder, gewiß in nicht geringer Gefahr; ein feindlicher Trupp konnte das Heer umgehen und Unglück und Verderben über die Wehrlosen bringen; sie wurden daher in Wäldern, Schluchten, Sümpfen, oder auf andere Weise in Sicherheit gebracht. Wo aber eine solche Sicherheit fehlte, da folgten Weiber und Kinder dem Heer. In einem solchen Falle haben sie nicht selten beigetragen zur Entscheidung des Kampfes. Schon ihre Nähe reizte die Männer zum Kampf auf Leben und Tod; ihr flehender Zuruf, ihr Jammergeschrei regte auch die letzte Kraft der Seele und des Leibes auf. Es ist Frauen gelungen durch ihre Aufopferungen, durch Herbeitragung von Speise und Trank, endlich durch den Ausbruch ihrer Verzweifelung durchbrochene Schlachtordnungen wieder herzustellen und den Sieg zu sichern.

Die Schlachtordnung selbst wurde keilartig aufgestellt. In den Kriegen mit den Römern lernten aber die Teutschen nach und nach eine beweglichere, eine gegliederte Aufstellung. In dem Keile standen die Krieger familienweise, Verwandte und Nachbarn neben einander. Die Anrede des Herzoges vor dem Kampfe wurde von dem Heere mit dem Klange der Waffen beantwortet. Im Beginne des Marsches zum Angriff erhob sich der Schlachtgesang, dem Gedächtnisse des Vaterlandes und der Helden früherer Tage geweiht, mit Hörnern, Trommeln und Schlägen auf die Schilde begleitet. Ganz in der Nähe des Feindes begann der Barit: die menschliche Stimme verlor sich in ein wildes Geschrei, immer steigend, immer gräßlicher, bis das Gebrause sich in dem Zusammenstoße mit dem Feinde brach wie der Donner der Meereswogen in der Brandung am Felsen.

Diese Nachrichten sind ganz im Allgemeinen überliefert worden. Nur von zwei Völkern findet man Etwas Besonderes angemerket. Die fernwohnenden Arier, heißt es, hatten schwarze Schilde, ihre Leiber waren bemalt, und nur in dunkeln Nächten gingen sie zur Schlacht. Wie ein Todtenheer erscheinend, erregten sie Schrecken und Angst. Kein

Feind hielt den seltsamen, fast höllischen Anblick aus. Die Chatten wählten ihre Anführer und befolgten genau die Befehle der Gewählten. Sie hatten eine strenge Kriegszucht und schrieben den Erfolg ihrer Schlachten der Leitung ihres Herzoges zu, weil sie nicht einräumten, daß ihre Tapferkeit je fehlen könnte. Die übrigen Teutschen zogen aus zur Schlacht, die Chatten zum Krieg. Ihre ganze Stärke bestand im Fußvolke. Der Krieger war nicht nur mit seinen Waffen, sondern auch mit Lebensmitteln und dem nöthigen Eisengeräthe versehen: denn sie stürmten nicht zum Angriffe, sondern sie warteten eine günstige Gelegenheit ab. Am Tage führten sie ihre Bewegungen aus; die Nacht wurde zu Verschanzungen verwendet. Als werdende Jünglinge liessen sie Bart und Haare wachsen und erst nach Erlegung eines Feindes thaten sie Beides ab. Ueber Blut und Beute nur enthüllten sie die Stirn, weil sie erst jetzt sich des Vaterlandes und der Väter würdig gezeigt zu haben glaubten. Den Faulen und Feigen blieb der Wust auf immer. Die Tapfersten aber nahmen nach Erlegung eines Feindes einen eisernen Ring und bekannten dadurch das Gelübde, noch einen Feind zu erlegen. Ja, sie nahmen einen zweiten Ring und einen dritten; selbst ergrauete Männer wurden mit solchen Ringen gesehen, den Feinden ein Schrecken, den Ihrigen ein Beispiel. Bei diesen beringelten Männern war der Anfang des Kampfes; sie bildeten die erste Schlachtordnung. Von dem Einen Gedanken ihr Gelübde zu halten erfüllt, zogen sie ohne Haus, ohne Feld, ohne Betrieb umher und wurden überall als Geweihte empfangen und behandelt. Diese beiden Nachrichten finden sich in der Germania. Die erste, über die Arier, muß auf sich beruhen, weil dieses Volk nicht weiter bekannt ist; das Fabelhafte wird Niemand verkennen. Die zweite, über die Chatten, ist um so auffallender, da in den geschichtlichen Ueberlieferungen von den Kriegen der Chatten keine Spur von solchen beringelten Männern gefunden wird, weder zuvor noch hernach, und da das Leben solcher Krieger kaum mit den gesellschaftlichen Einrichtungen in Teutschland vereinbarlich sein möchte. Das Wahre an der Sache dürfte in spätere Zeiten fallen und

weist vielleicht auf Gränzwahrer hin, welche, wie von andern Völkern, so von den Chatten aufgestellt sein mochten um jedem plötzlichen Angriffe zu begegnen, bis die Gaue benachrichtigt werden, und die Wehren sich zum Kriege versammeln konnten.

Alle Anstalten aber, deren bisher gedacht worden ist, waren nur auf Abwehr berechnet. Der teutsche Wehrmann, Hausvater und Landwirth, konnte nur Zeit gewinnen für einen kurzen Feldzug. Er war wenig geneigt den geschlagenen Feind zu verfolgen; es war ihm unmöglich denselben in seinem eigenen Land anzugreifen. Eben so wenig konnte ein teutsches Volk einem andern teutschen Volke Hülfe bringen; und selbst der kriegerische Geist war in Gefahr, wenn nicht seine Stärke, doch seine Frische und Geschicklichkeit in den Zeiten eines langen Friedens zu verlieren. Am Wenigsten aber konnte die Kriegskunst unter Männern ausgebildet werden, die nur in Augenblicken der Gefahr aus ihren Häusern herausgestürmt wurden. Solchen Uebeln wurde durch eine andere Einrichtung begegnet, welche nach und nach in den Kriegen mit den Römern ihre Ausbildung erhalten zu haben scheint.

Wenn nämlich ein Gau nicht im Kriege war und keine nahe Gefahr erblickte, so erlaubte die Volksgemeinde einem Theile der jungen Mannschaft auszuziehen um andern Völkern Hülfe zu bringen, wohl auch um auf eigene Gefahr und für eigene Rechnung eine kriegerische Fahrt zu unternehmen. Ohne diese Erlaubniß durfte kein Sohn des Vaterlandes sich entfernen, oder er ward angesehen als Ueberläufer und Verräther. War aber die Erlaubniß ertheilt, so traten kriegslustige Jünglinge zusammen und wählten sich einen Fürsten oder Herzog. Mit diesem Führer verbanden sie sich durch einen feierlichen Eid. Sie versprachen ihm unbedingt Gehorsam und Hingebung bis zum Tod; auch überliessen sie ihm die Anstellung der Männer, welche unter seiner Leitung die zusammengetretenen Scharen führen sollten. Er versprach dagegen, ohne ihre Einwilligung Nichts zu unternehmen, und Alles, was sie etwa an Beute gewinnen würden, mit ihnen durch das Loos zu theilen. Sobald

dieser Vertrag abgeschlossen war, stand die Verbrüderung wie abgelös't von dem gemeinen Wesen. Sie hatte ihre eigenen Gesetze; sie mußte selbst für ihren Unterhalt sorgen; sie zog abenteuerlich dahin wie eine kriegerische Gemeinde, welche den Krieg durch den Krieg zu nähren hatte. Der einzelne Krieger ward ein Leut des Fürsten genannt, die Gesammtheit der Leute das Geleit des Fürsten.

Solche Geleite waren früher in Gallien eingedrungen; solche Geleite führte Ariovist nach Gallien und eroberte dieses große Land; solche Geleite waren es auch, welche über den Rhein zogen um den teutschen Völkern auf der linken Seite dieses Stromes beizustehen. Bei den Kriegen im Innern Teutschland's von Drusus' Auftritte bis zu Germanicus' Abzug ist freilich von Geleiten nicht die Rede. Die jungen Männer waren nothwendig in ihren Gauen zur Vertheidigung ihrer Heimath. Indeß ist möglich, daß die Scharen, welche die teutschen Völker den Römern stellen mußten, in der Weise der Geleite gebildet worden sind, also möglich, daß Armin im Lager des Varus an der Spitze eines Geleites gestanden habe, und daß der Sieg im teutoburger Walde zumeist von teutschen Geleiten erkämpft worden. Auch mag dieser Dienst im römischen Heere zur Ausbildung des Geleitwesens beigetragen haben. Vielleicht hat Armin an der Spitze eines großen Geleites seine Fahrt gegen Marbod unternommen; und gerade dieses große Geleit mag bei den Cheruskern die Besorgniß erregt haben, Armin strebe mit der starken Waffenverbrüderung nach der Herrschaft, wenn etwa der angeführten Nachricht irgend eine Wahrheit zum Grunde liegen sollte. Ferner mögen die Scharen, welche Civilis aus dem Innern Teutschland's zu Hülfe rief, gleichfalls aus Geleiten bestanden haben. Fortan endlich, sobald sich der Krieg über den Rhein zog und angriffsweise geführt werden mußte, wurde derselbe durch Geleite bestanden und zuletzt ist das römische Reich durch Geleite zusammengebrochen worden.

6.

Ackerbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft.

Ackerbau, Viehzucht, Landwirthschaft überhaupt war die Beschäftigung aller freien Teutschen. Arbeiten und Gewerbe die nur in einem regen geselligen Umtriebe, nur in Städten, gedeihen, blieben daher weit von jeder Vollendung entfernt. Indeß hatten sich unfreie Menschen in einzelnen Geschäften nnd Handwerken geübt; denn längst vor der Ankunft der Römer an den Ufern des Rheines waren Versuche in vielen Arten menschliches Gewerbfleisses gemacht worden, und Manches war gelungen. Die Erscheinung der Römer beflügelte diese Bestrebungen, und das Vaterland bot Mittel genug dar zum fernern Gedeihen.

Von dem Ackerbau der Teutschen ist häufig die Rede, und kaum jemals werden die Werkzeuge, mit welchen, oder die Weise, in welcher derselbe betrieben wurde, getadelt. Das Verfahren der Gallier bei dem Ackerbau wird sogar gerühmt, und zu den Galliern wurden die teutschen Völker auf der linken Seite des Rheines, ja zuweilen alle Teutschen gerechnet. Die Trierer und die Ubier werden namentlich angeführt als wohl bekannt mit den Mitteln das Land fruchtbar zu machen.

Noch häufiger ist die Rede von den Waffen der Teutschen, und selten wird ein Tadel ausgesprochen. Sie haben den Teutschen zuweilen gemangelt, aber untauglich sind die vorhandenen nicht gewesen. Die Framea war scharf; der Speer so hart, daß die Panzer der Römer nicht widerstanden; und das Schwert der Teutschen spaltete Helm und Schädel. Also müssen sie tüchtige Arbeiter in Erz und Eisen gehabt haben. Das Eisen aber ward auch im eigenen Lande gefunden und gewonnen. Von der Reiterei der Sueven wird als Etwas Auffallendes angemerkt, daß sie keine Sättel gehabt habe; deßwegen kann die Reiterei der übrigen Völker nicht ohne Sättel gewesen sein, und an Sattlern kann es nicht gefehlt haben. Eben so wenig an Wagnern; denn schon die Kimbrer zogen mit vielen Wagen und Karren ins Feld, die stark genug waren ihre großen Fahr-

ten zu bestehen und ihnen im Kampfe zur Burg zu dienen. Mit ihren Schiffen wagten sich die Teutschen auf das hohe Meer.

Die teutschen Völker oder vielmehr die Fürsten und Aeltesten erhielten nicht selten silberne Gefäße von den Römern zum Geschenke. Die Schriftsteller versichern, die Teutschen hätten ihr einheimisches irdenes Geräth dem silbernen vorgezogen. Die Schriftsteller möchten wohl im Irrthume sein; aber aus ihrer Angabe geht hervor, daß es Töpfer unter den Teutschen gegeben habe. Nicht minder Böttcher; denn die Teutschen machten Butter in hölzernen Gefäßen und bewahrten ihr Bier in hölzernen Tonnen auf. Teutsche Frauen und Jungfrauen verstanden die Kunst des Spinnens und Webens. Sie webten Leinwand und Tuch, jenes zu Reinlichkeit und Schmuck dieses in verschiedener Farbe zu Mänteln und andern Kleidungsstücken. Gerber wußten die Häute der Thiere zu behandeln, in Leder und Pelzwerk umzuwandeln.

Endlich fehlten auch Zimmerer und Mauerer nicht. Die Wohnungen erschienen den Römern als Hütten; aber sie waren verständig eingerichtet nach dem Bedürfnisse des Volkes: die Wände aus Holz erbauet, die Zwischenräume mit starken Welgern von Lehm und Stroh ausgefüllt, ein Strohdach zum Schutze des Gebäudes. Diese Bauart war am Wohlfeilsten, am Bequemsten und für die Viehzucht am Angemessensten. Daß aber die Teutschen auch Mauerwerk aufzuführen verstanden, beweisen die Keller in ihren Wohnungen, und noch mehr ihre Festungen: Segest hielt in seiner Burg eine Belagerung aus. Da nun die Zweige des Gewerbfleißes in Eine Wurzel zusammen laufen, und ein Handwerk stets zu einem andern führt, so darf nach den Gewerben, die in Teutschland vorhanden waren, geschlossen werden, daß auch andere nicht gefehlt haben, deren in der Geschichte nicht gedacht wird.

Aber die Teutschen haben den Ertrag ihres Landes und ihrer Arbeit dessen sie nicht selbst bedurften ohne Zweifel an andere Teutsche oder an Fremde abzusetzen gesucht, um dagegen zu erhalten was ihnen fehlte. Ueber den Handel

der Teutschen unter sich und mit Fremden finden wir indeß kaum Etwas angemerkt. Bedeutend kann der Verkehr im Innern nicht gewesen sein, weil die Teutschen allzumal dieselbe Lebensweise führten und sich überall von Ackerbau und Viehzucht nährten. Aber auch mit fremden Völkern sind sie wohl nur wenig in Verkehr gekommen, ausgenommen etwa mit den Galliern; denn ihre andern Nachbarn, die Slaven, waren in der Bildung zurück und hatten nicht Vieles darzubieten, deß die Teutschen bedurft hätten. Man hat häufig angenommen, daß schon die Phönizier mit den Teutschen in Handelsverbindungen gestanden haben; im Besondern hat man behauptet, die Phönizier hätten den Bernstein von den Küsten des baltischen Meeres geholt, und aus dieser Vermuthung weiter geschlossen, daß dieselben, da sie ganz Europa umschiffen mußten, auch an den teutschen Küsten angelegt, Handelsplätze gegründet und selbst mit dem Innern Teutschland's mannigfaltige Verbindungen unterhalten haben. Für diese Meinungen aber findet sich kein Beweis in der Geschichte. Auch war die Zeit der Phönizier längst vorüber, als die Teutschen in die Geschichte eintraten, und von ihrer Wirksamkeit unter den Teutschen und auf die Teutschen hat sich keine unzweifelhafte Spur erhalten. Eben so wenig finden sich Spuren von der Anwesenheit der Griechen oder der Römer vor Cäsar's Zeit. Seit der Ankunft dieses Mannes am Rheine versäumten die Kaufleute im römischen Reiche nicht, die teutschen Völker zu Putz und Genuß zu verführen und für Tand und geringfügiges Werk die schönsten Erzeugnisse ihrer Länder an sich zu bringen. Ihr Betrug aber wurde früh von den Teutschen erkannt, und nicht selten wurden sie hart zurückgewiesen. Der bittere und fast ununterbrochene Krieg zwischen den Teutschen und den Römern erschwerte und unterbrach dann auch den angefangenen Verkehr auf lange Zeit. Längs des Rheines und im ganzen nördlichen Teutschland hat schwerlich ein Handel zwischen Römern und Teutschen Statt gefunden. Dagegen begünstigte die friedliche Stellung der Hermundur den Betrieb, und durch die Hermundur mögen auch die römischen Kaufleute von Augsburg aus hinter den Bewegungen des

Krieges hinweg mit den nördlichen teutschen Völkern in Verbindung gekommen sein. Auch mit Marbod's Reiche standen die Römer in vielfältigem Handelsverkehr. Seine Hauptstadt war eine große Waarenniederlage, und von Böhmen aus mag der Vertrieb der Waaren bis zum baltischen Meer und bis zur Nordsee Statt gefunden haben. Aber die Handelswege sind nicht zu verfolgen, und die Glieder der Kette nicht aufzufinden. Was die Römer für ihre Waaren von den Teutschen empfangen haben, ist gleichfalls ungewiß. Die liebste Waare war ihnen der Bernstein. Aber die Römer erhielten auch Sklaven von den Teutschen; sie kauften Alles was Teutschland hatte, was wohlfeil zu erwerben und theuer abzusetzen war.

Wie der Handel der Teutschen unter einander und mit Fremden betrieben worden ist, wird nicht berichtet. Im Innern Teutschland's mag der größte Verkehr im Tauschhandel bestanden haben; ein Tausch mag selbst oft zwischen Teutschen und Römern vorgekommen sein. Aber in Teutschland gab es auch vor der Ankunft der Römer ein Geld als Werthmesser der Dinge, als ausgleichende Mittelwaare. Sie hatten geprägtes Metallgeld; aber sie prägten dieses Geld nicht im eigenen Lande, sondern es waren gallische, griechische und römische Münzen. Diese Münzen waren ursprünglich durch den Handel an die Teutschen gekommen und wohl nur in kleiner Menge. Seit den Zeiten der Kimbrer mag sich die Masse vermehrt und verbreitet haben. Die Herrschaft des Ariovist in Gallien hat ohne Zweifel auch einen starken Beitrag geliefert. Endlich haben die teutschen Jünglinge, welche fortan in Heeren der Römer dienten, den Ertrag ihrer Fahrten gleichfalls nicht selten in baarem Geld in die Heimath zurück gebracht. Und so haben die Teutschen mehrfach Gelegenheit gehabt, das geprägte Metallgeld nach seinem Werthe schätzen zu lernen. Schon in Cäsar's Zeit suchten die Trierer selbst entfernte teutsche Völker zum Kampfe gegen die Römer mit Geld zu erkaufen, und Tutor versichert, daß die Germanen nur durch Geld und Geschenke zu verführen seien. Armin aber soll vor der Schlacht an der Weser jedem römischen Soldaten, der zu

ihm übertreten wollte, eine tägliche Löhnung von hundert Sestertien angeboten haben.

Wenden wir nun aber unsern Blick zu Etwas Höherem, zum Vereine des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, zu den schönen Künsten, so zeigen die Ueberlieferungen eine noch größere Armuth. Es findet sich keine Spur, daß die Teutschen Versuche in der Bildnerei gemacht hätten. Zwar wird von den Kimbrern bemerkt, sie hätten einen ehernen Stier mit sich geführt; auch wird von dem Bild einer Göttin und von den Bildern wilder Thiere gesprochen, welche die Teutschen zur Schlacht vor sich her getragen hätten, aber auf eine so unbestimmte Weise, daß kaum Etwas auf solche Angaben zu bauen ist. Die Bildnerei geht auf das Wesen der Dinge, auf das Bleibende und Ursprüngliche, hat ihre Wurzel in der Religion und kann wohl nur da entstehen und gedeihen, wo der Glaube der Menschen sich an mehrere Götter wendet und diesen Göttern eine bestimmte Gestalt leihet. Eine solche Religion hatten die Teutschen nicht. Anders war es mit der Malerei. Die Pracht der Farben, mit welcher die Natur ihre Werke schmückt, ergötzt das Alter wie die Jugend, den Rohen wie den Gebildeten, und gern sucht der Mensch seine Werke nach der Weise der ewigen Schöpferin zu zieren. Diese Liebe fehlte den Teutschen nicht. Mit glänzenden Farben waren ihre Schilde und ihre Wohnungen geschmückt. Auf dem Schilde waren Darstellungen versucht, wahrscheinlich auf die Wehrmannei und den Gau hinweisend zu welchem der Mann gehörte, der ihn trug. Vielleicht sind auch die Thierbilder, welche in heiligen Hainen aufbewahrt und im Beginn eines Krieges herbei geholt wurden um dem Heere voran getragen zu werden, nicht aus Holz gebildet, sondern auf Fahnen gemalt gewesen. Ob die Teutschen schon eine Dichtkunst gehabt haben, mag unausgemacht bleiben: an Gesängen wenigstens fehlte es ihnen nicht. Die Thaten der Väter, die Siege und die Leiden des Volkes wurden durch Gesänge für spätere Tage aufbewahrt, und diese Gesänge wurden an festlichen Tagen und bei feierlichen Mahlen gesungen; sie wurden auch gesungen im Kriege zur Erheiterung und zur Erhebung, sowohl in Tagen der Gefahr

und der Trübsal, als in Tagen des Sieges und des Ruhmes; sie waren endlich der Anfang des Schlachtgesanges, wenn es zum Kampfe ging, und der Ausgang des Gesanges, der Barit, war Nichts anders als der Naturlaut des Gelübdes, daß der Jüngling an diesem Tage den Ruhm der Väter vermehren, siegen oder sterben wollte. Die Gesänge wurden mit Instrumenten begleitet, die geblasen oder geschlagen wurden. Fehlten solche Instrumente, so wurden sie durch das Zusammenschlagen der Waffen ersetzt. Spätere Erscheinungen machen es wahrscheinlich, daß man auch ein Saiteninstrument gehabt habe, der Harfe nicht unähnlich. Die Tonkunst war bloß die Begleiterin der Gedanken. Die Ablösung der Töne von dem Gesange, diese wollüstige musikalische Schwelgerei, war ihnen gänzlich fremd. Endlich mag noch bemerkt werden, daß es bei den Teutschen auch Schauspiele gegeben hat, aber nur Eine Art, und diese hatte mit der Dichtkunst Nichts gemein. Denn auch diese Schauspiele wiesen lediglich dahin, wo des Teutschen Herz und Ehre war, zu den Waffen. Bei allen Versammlungen zeigten Jünglinge ihre Geschicklichkeit mit dem Schwerte wider einander, oder schwangen im Sprunge die Framea gegen einander. Uebung erzeugte die Kunst und die Kunst den Anstand. Der Beifall der Zuschauenden war der Preis solcher Verwegenheit.

Von höhern Kenntnissen der Teutschen ist uns Nichts überliefert worden. Gelehrsamkeit haben sie gewiß nicht gehabt; eigentliche Wissenschaft ist ihnen fremd gewesen. Man findet angemerkt, daß weder Männer noch Frauen das Geheimniß der Buchstaben gekannt haben, und es findet sich Nichts, das für ihre Kenntniß der Schrift ein entscheidendes Zeugniß gäbe. Zwar antwortete Ariovist schriftlich auf einen Brief von Cäsar; zwar soll auch Marbod Briefe an Tiberius geschrieben haben, und dieser Kaiser ließ im Senate den Brief vorlesen, den er von Adgandester empfangen haben wollte. Aber es ist ja möglich, daß diese Briefe nicht von den teutschen Fürsten selbst geschrieben worden sind, da ohne Zweifel einzelne Teutsche im Verkehre mit den Römern, besonders im römischen Kriegsdienste, wie die lateini-

sche Sprache so die Kunst des Schreibens gelernt haben. In späterer Zeit waren bei vielen teutschen Völkern, vielleicht bei allen, eigenthümliche Schriftzeichen im Gebrauche, die man Runen genannt hat. Diese Runen haben wegen ihrer einfachen Eigenthümlichkeit Etwas Geheimnißvolles; gewiß ist eben so wenig, daß dieselben als sie im Gebrauche waren, eine geheime Schrift, als daß sie schon in dieser Zeit im Gebrauche gewesen sind.

Aber ein Volk kann reich sein an Kenntnissen ohne Wissenschaft und Gelehrtheit. Was die alten Schriftsteller über die Kenntnisse der Teutschen angemerkt haben, bezeugt nur ihren Wahn von der Rohheit derselben und klingt fast wie Hohn. Die Teutschen, heißt es, kannten die Länge des Jahres. Sie theilten dasselbe in drei Zeiten, in den Winter, den Lenz und den Sommer. Den Anfang des Jahres machten sie mit dem Winter; sie rechneten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Solche Armseligkeiten aber mögen immerhin Wahrheit enthalten, sind jedoch weder unterhaltend noch belehrend. Ein Volk, das so verständige Einrichtungen für den Frieden und für den Krieg getroffen hatte, das mit so schlauen und arglistigen Feinden zu unterhandeln verstand und deren Anschläge und Tücke nicht selten zu Schanden machte, das nicht nur mit großer Kraft, sondern auch mit großer Geschicklichkeit auftrat, geordnete Schlachten siegreich bestand, Reiche zu gründen und zu ordnen vermochte, eine große Zahl seiner Söhne mit Rom's Heeren in alle Länder der gebildeten Welt sandte, endlich in seinem Leben und Sitten hoch und rein genug dastand um die Theilnahme und die Bewunderung aller Freunde der Tugend zu erhalten: ein solches Volk kann nicht ohne Unverstand, Bethörung und Frevel für unwissend, roh, wild oder thierisch gehalten werden. Aber wie die Teutschen nur sich selber gleich waren, so müssen sie auch selbst unser Urtheil über sie begründen. Nicht in den römischen Schriftstellern, sondern lediglich in ihrem eigenen Leben, in ihren Thaten und ihren Sitten ist der Maßstab für ihre Bildung zu suchen.

7.

Religion und Gottesdienst.

Die religiosen Bedürfnisse fremder Völker sind immer sehr schwer zu erkennen, und eben so schwer der Sinn religioser Bräuche. Selbst die christliche Religion mit ihrer reinen Menschlichkeit, ein großer Ueberblick über Länder und Völker und eine erhabene Philosophie, die uns gelehrt hat, überall im Menschen den Menschen zu achten, sind kaum hinreichend zur Auffassung und Würdigung fremder Religionen und religioser Bräuche. Die Römer aber wie die Griechen gingen immer, wenn sie von fremden Religionen sprachen, nur von ihrer eigenen Religion aus und suchten nur ihre Götter bei fremden Völkern. Die Namen ihrer Götter fanden sie natürlich nirgends; wenn sie aber irgend einen religiosen Brauch bemerkten, der sie an einen Brauch erinnerte, mit welchem die eine oder die andere ihrer Gottheiten gefeiert wurde, so schrieben sie dem fremden Volk auch diese Gottheit zu. Dadurch haben sie unendliche Verwirrung in ihre Nachrichten von den Religionen fremder Völker und im Besondern von den Religionen der teutschen Völker gebracht.

Was sie verwirrt haben, läßt sich durch die spätere Geschichte nicht aufklären. Die alte Religion der Teutschen ist zu Grunde gegangen und eine neue Religion, ganz verschieden in Ursprung und Art, an ihre Stelle getreten. Diese neue Religion hat Alles verändert; sobald sie festen Fuß gefaßt hatte, suchte sie jegliche Spur des Heidenthumes auszutilgen. Deßwegen haben selbst die Männer, welche das Christenthum unter den teutschen Völkern gegründet oder verbreitet haben, keine Aufklärung über das Heidenthum in Teutschland gegeben. Sie haben häufig über den Aberglauben, der sich ihren Bemühungen entgegen setzte, geklagt, sie haben auch durch ihre Berichte oft Veranlassung zu Verhandlungen unter den Bekennern des Christenthumes gegeben; aber Etwas Bestimmtes ist bei ihnen nicht zu finden. Auch waren diese Männer nicht ohne Gelehrtheit; sie waren bekannt mit der Religion der Römer und Griechen; ihre Absicht war wie ihr Wunsch, alles Heidnische auszurotten und

die alte Finsterniß mit dem Lichte des neuen Heiles zu vertreiben. Deßwegen mischten sie römisches und teutsches Heidenthum unter einander, sprachen im Allgemeinen und machten um so weniger einen Unterschied, da sie alles Heidnische aus einem gemeinschaftlichen Quell ableiteten, als das Werk des bösen Feindes ansahen. Ueberdieß waren zu der Zeit, da diese Männer ihre Bekehrung der Teutschen versuchten, schon eine Reihe von Jahrhunderten verlaufen. In dieser Zeit mögen mannichfaltige Veränderungen, wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen, so in den religiosen Vorstellungen und Bräuchen vorgegangen sein, und Götter und gottesdienstliche Weisen mögen sich aus Süden und aus Norden eingedrängt haben. Wenn daher auch in spätern Zeiten Götter und Gottesdienst, wie sie im nördlichsten Theile von Europa bestanden haben, in Teutschland gefunden werden sollten, so darf daraus kaum gefolgert werden, daß diese Götter schon jetzt in Teutschland verehrt worden seien, daß dieser Gottesdienst schon jetzt bestanden habe. Vielmehr scheint nur Ein Weg sicher zu sein und zu der Wahrheit der Geschichte führen zu können. Dasjenige, was die Römer über das Religionswesen der alten Teutschen mittheilen, muß rein wie es dasteht festgehalten und nach der Natur menschlicher Verhältnisse unter den teutschen Völkern beurtheilt und gewürdigt werden, ohne Einmischung späterer Erscheinungen oder eigener Gedanken und Wünsche.

Julius Cäsar sagt: „die Germanen erkennen nur die Götter an, die sie sehen und von deren Macht sie unverkennbar unterstützt werden: Sol, Vulcan und Luna; die übrigen sind ihnen nicht ein Mal durch das Gerücht bekannt.“ Weiter Nichts. Also ist klar, Cäsar hat in Teutschland nur nach römischen Göttern gefragt. Diejenigen, welche er von diesen Göttern unter den Teutschen zu finden glaubte, hat er ihnen zugetheilt; um die Religion, die den Teutschen eigenthümlich war, hat er sich nicht bekümmert. Merkwürdig aber ist, daß Cäsar auch Nichts von einer Verehrung der drei genannten Gottheiten in Teutschland zu sagen weiß. Anders die Germania. In diesem Büchlein werden Sol, Vulcan und Luna als Gottheiten in Teutschland gar nicht genannt. Dagegen wird zuerst angeführt, daß der teutsche

Gott in alten Gesängen gefeiert wurde; hierauf, daß die Teutschen, wenn die Schlacht bevorstehe, das Lob des Hercules sängen, des Ersten aller tapfern Männer, und daß sie dem Hercules auch die Thiere opferten, die ihm von den Römern geopfert zu werden pflegten; auch wird eines Haines an der Weser gedacht, der dem Hercules geweiht sei. Weiter enthält die Germania: „Die Germanen verehren am Meisten unter den Göttern den Mercurius, dem sie auch an gewissen Tagen Menschen zu opfern für Pflicht halten." Endlich nennt sie den Mars, dem die Germanen wie dem Hercules die gewöhnlichen Thiere geopfert hätten. Also finden sich bei Cäsar und in der Germania nicht bloß verschiedene Götternamen, sondern es findet sich auch zwischen Beiden der Widerspruch, daß Cäsar die Teutschen von Opferungsgewohnheiten frei erklärt, die Germania hingegen Menschen und Thiere zum Opfer von den Teutschen darbringen läßt. Teutsche Namen für die genannten Gottheiten hat weder Cäsar noch die Germania. Diese Schrift jedoch setzt ihren Angaben folgende Bemerkung hinzu: „Uebrigens glauben die Germanen wegen der Größe der Himmlischen die Götter weder in Wände einschließen noch ihnen ein menschliches Antlitz geben zu dürfen. Haine und Wälder weihen sie und nennen mit der Götter Namen jene geheime Macht, zu welcher sie lediglich mit Ehrfurcht aufblicken." Durch diese Worte werden die sämmtlichen Nachrichten über die Götter der Teutschen widerlegt oder zerstört. In denselben liegt nicht nur ein Zeugniß, daß die Teutschen keine bestimmten Gottheiten gehabt haben, sondern auch der Beweis, daß die Götter Sol, Vulcan und Luna, Mercur, Mars und Hercules den Teutschen von den Römern leichtsinnig aufgebürdet worden sind: denn unverkennbar haben die Römer über die Götter der Teutschen Nichts Zuverlässiges zu erfahren vermocht. Daher kann man der Vermuthung kaum widerstehen, daß die Römer nur etwa auf folgende Weise zu ihren Angaben gekommen seien. Sie fanden in Teutschland gewisse geheimnißvolle, religiose Bräuche, im Besondern Opferungen von Thieren und Früchten. Da sie nun selbst eben solche Opferungen darzubringen pflegten und dieselben bestimmten Göttern weihten, andern andere, so nahmen sie

an, daß die Teutschen mit denselben Opfern auch denselben Gott verehrten. Am Häufigsten wurden solche Dinge in Teutschland dargebracht, welche bei ihnen dem Mercur geweiht waren; also machten sie den Schluß: Mercur wird am Höchsten von den Teutschen verehrt, und diesen Schluß trugen sie als Thatsache in die Geschichte ein.

Wenn sich aber auch gegen diese Vermuthung noch einiger Zweifel erheben sollte, so darf doch mit Zuversicht als geschichtliche Wahrheit angenommen werden, daß es in Teutschland keinen Priesterstand gegeben habe. Cäsar, die Germanen und die Gallier vergleichend, sagt ausdrücklich, daß jene nicht wie diese Druiden hätten; die Druiden aber beschreibt er als den ersten Stand in Gallien: „sie beschäftigen sich mit den göttlichen Dingen; sie besorgen die öffentlichen und die häuslichen Opfer, sie erklären die religiosen Bräuche und Lehren.“ Nun war zwar bei den Druiden auch die Entscheidung in allen weltlichen Dingen, sowohl des gemeinen Wesens als der Einzelnen; zunächst aber waren sie Priester, Verwalter und Pfleger des Heiligen, und darum hatten sie auch die Entscheidung in weltlichen Angelegenheiten. Cäsar's Worte sprechen daher aus, daß die Teutschen keine Priester gehabt haben. Die Germania dagegen hat zwar den Namen Priester, aber sehr unbestimmt. Sie kennt nur Einen Priester in einem Gau, nur einen Gau- oder Staatspriester. Dieser aber besorgt nicht ein Mal die Opfer. Alle Handlungen, die ihm zugeschrieben werden, bestehen darin, daß er in der Volksgemeinde Ruhe gebietet, daß er bei Kriegsfahrten Strafen verhängt, und daß er durch die Deutung gewisser Erscheinungen die Zukunft zu erkennen sucht.

Die Teutschen nämlich hatten, so wird berichtet, das Verlangen, in die Zukunft zu schauen und den Gang der Dinge durch göttliche Offenbarung voraus zu erkennen. Sie wandten verschiedene Mittel an. Zuerst versuchten sie das Loos. Ein Zweig von einem Fruchtbaume ward in Stäbchen geschnitten; diese Stäbchen, jedes mit gewissen Zeichen versehen, wurden über ein weisses Gewand hingeworfen, und aus dem Falle derselben und aus der Lage der Zeichen wurde die Zukunft gedeutet. Wenn nun öffentliche Angelegenheiten in Frage standen, so warf ein Mann, welcher

der Priester genannt wird, die Stäbchen und deutete die Zeichen; wenn aber die Zukunft wegen häuslicher Angelegenheiten erforscht werden sollte, so übernahm der Hausvater dasselbe Geschäft. Zweitens ward auf den Flug der Vögel geachtet, dort vom Priester, hier vom Hausvater. Ueberdieß wurden in heiligen Hainen weisse Pferde unterhalten, welche zu keiner Arbeit gebraucht wurden. Diesen Pferden, die für Vertrauete der Götter galten, schrieb man Vorahnungen zu. Sollten sie nun wegen der Zukunft befragt werden, so wurden sie vor einen heiligen Wagen gespannt; der Priester und der Fürst des gemeinen Wesens begleiteten den Wagen, beobachteten das Wiehern und Schnauben der Pferde und gaben die Antwort. Endlich wird noch angeführt: die Teutschen hätten um den Ausgang schwerer Kriege zu erforschen einen Gefangenen aus dem feindlichen Volke zum Zweikampfe mit einem erwählten Volksgenossen genöthigt; die Kämpfenden hätten gestritten, ein jeder mit seinen vaterländischen Waffen; der Ausgang des Kampfes wäre angesehen worden als die Vorentscheidung des Krieges.

Diese Bemerkungen, ihre Wahrheit vorausgesetzt, zeugen keineswegs für eine Priesterschaft in Teutschland, sondern aus denselben geht nur hervor, daß es in einem Gau neben dem erwählten Grafen noch einen Mann gab, welcher Ruhe gebot, Strafen verfügte und die Loose und den Vogelflug bei öffentlichen Angelegenheiten, wie der Hausvater bei häuslichen, deutete. Die beiden ersten Geschäfte haben Nichts Priesterliches; und wenn zur Deutung der Loose und des Vogelfluges bei häuslichen Angelegenheiten kein priesterliches Haupt nöthig war: warum hätte man eines Priesters zu derselben Deutung bei öffentlichen Dingen bedurft? Das Wiehern der Pferde ward eben so wohl von dem Fürsten erklärt als von diesem Manne, der von den Römern Priester genannt wird; und bei'm Zweikampfe wurde gar keine priesterliche Deutung erfordert. Die Teutschen scheinen daher mit Priestern beschenkt zu sein, weil sich in Teutschland neben den Fürsten noch Männer fanden, welche die Römer nicht unterzubringen wußten, welche sie Priester nannten, weil dieselben Einiges besorgten, was bei ihnen gewissen

Priestern oblag. „Der Priester des gemeinen Wesens" dürfte der älteste Mann im Gau gewesen sein, welchem als Gauvater alle Gewalt im Gau zustand, die dem Hausvater im Hause gebührte: die Ordnung zu wahren, Zucht zu üben, und weil er die reichste Erfahrung hatte die Zeichen der Zeit zu deuten. Diese Annahme entspricht dem Familiengepräge, welches das ganze gesellschaftliche Leben in Teutschland hatte. Aus derselben erklärt sich auch, warum so oft bei Gesandtschaften teutscher Völker an die Römer neben den Fürsten die Aeltesten der Völker erscheinen; überdieß macht sie begreiflich, zuerst, warum die Römer auf allen ihren Kriegsfahrten in Teutschland nie Priester gefunden, nie einen Priester als Gefangenen hinweg geführt, niemals einen Priester als Geissel verlangt, zweitens, warum die frommen Männer, welche in spätern Tagen das Christenthum unter den teutschen Völkern zu gründen suchten, niemals über widerspänstige Priester oder eine feindselige Priesterschaft geklagt haben.

Aber die Weissagungen waren nicht ein Mal den Männern, welche Priester genannt werden, ausschließend anvertrauet. Sogar Frauen erscheinen als Wahrsagerinnen. In der Germania wird bemerkt: die Germanen glaubten, es sei Etwas Heiliges und Vorschauendes in den Frauen und Jungfrauen; deßwegen verachteten sie nicht den Rath derselben und vernachlässigten nicht ihre Aussprüche. Ferner werden bei dem kimbrischen Heere heilige weißhaarige Wahrsagerinnen aufgeführt, die in weissem Gewande mit ehernem Gürtel barfuß einhergingen, dem gefangenen Feinde die Kehle abschnitten, das Blut in einem ehernen Kessel auffingen und aus dem Blute weissagten; andere öffneten die Leichname der Erschlagenen und verkündigten den Ihrigen aus den Eingeweiden Glück oder Unglück. Bei dem Heere des Ariovist waren gleichfalls wahrsagende Weiber, welche die Zukunft aus den Wirbeln und Kreisungen des Wassers deuteten. In der Zeit aber, da die teutschen Völker auf des Vaterlandes heiligem Boden für die alte Freiheit kämpften, traten keine wahrsagenden Weiber wieder auf. Denn hier kam kein Zweifel in die Seelen der Teutschen über den Erfolg. Helden, wie Armin, bedurften keiner Verheissung. Sobald dagegen Versuche gemacht werden sollten über die

Gränze des Vaterlandes hinaus zur Zerstörung der römischen Herrschaft, erschien Veleda, die Jungfrau von der Lippe, und gewann als Prophetin eine große Gewalt über die Gemüther ihres Volkes. Neben dieser Jungfrau werden noch zwei andere Wahrsagerinnen genannt, von welchen Aurinia früher, Ganna in der Zeit Domitian's gelebt haben soll. Und auch diese Nachrichten von wahrsagenden Frauen scheinen dafür zu zeugen, daß die Fragen, welche den so genannten Priestern vorgelegt wurden, sich nur auf den Gau bezogen, in welchem jene Männer lebten, also dafür zu zeugen, daß es nur Gau- oder Staatspriester, nämlich Gauälteste oder Gauväter, in Teutschland gegeben habe.

Außer diesen Nachrichten kommen endlich noch andere Angaben über religiose Bräuche und Vorstellungen bei einzelnen Völkern vor. Mit keinem von diesen Völkern aber sind die Römer jemals in Berührung oder in Verkehr gekommen; sie wohnten sämmtlich entfernt und zum Theil weit entfernt. Also sind es wohl nur Gerüchte und Mährchen, die ununtersucht und unberichtigt mitgetheilt worden sind. Sie lauten wie folgt.

Ein Theil der Sueven bringt der Isis Opfer dar. Das Bild der Gottheit ist einem leichten Fahrzeug ähnlich. Die Semnonen haben in ihrem Land einen heiligen Hain. Zu demselben werden in bestimmten Zeiten von allen suevischen Völkern Abgeordnete zu einer religiosen Feier gesendet. Die Feier beginnt mit der Tödtung eines Menschen. Jeder, der in den Hain tritt, wird gefesselt, damit er seine Schwäche und die Gewalt der Götter augenscheinlich anerkenne. Wenn nun Jemand zufällig hinfällt, so darf er nicht aufgehoben, sondern muß hinaus geschleift werden. Sieben suevische Völker, Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen begehen gemeinschaftlich einen eigenthümlichen Gottesdienst. Sie verehren Nerthum und glauben, diese Gottheit fahre von Zeit zu Zeit unter den Völkern einher um sich von den Angelegenheiten der Menschen zu unterrichten. Ein geweihter Wagen, mit einem Gewande bedeckt, wird auf einem Eilande des Ocean's in einem heiligen Hain aufbewahrt. Nur Einem Priester ist vergönnt das Gewand aufzuheben

um zu erforschen, ob die Gottheit sich in dem Wagen befinde oder nicht. Sobald er dieselbe anwesend findet, werden Kühe vor den Wagen gespannt und derselbe im Land umhergefahren. Inzwischen herrscht große Festlichkeit überall; überall ist Friede und Ruhe: nur an die fröhliche, ehrfurchtsvolle Feier der Gottheit wird gedacht. Wenn die Gottheit des Verkehres mit den Sterblichen genug hat, so führt derselbe Priester sie wieder in den Hain zurück. Hierauf werden Wagen und Gewand, ja die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen. Sklaven haben dieses Geschäft zu verrichten, und diese Sklaven, welche die Gottheit gesehen haben, kommen nie wieder zum Vorschein; es heißt, der See habe sie verschlungen.

Das Urtheil über diese wunderlichen Angaben bleibt billig einem Jeden überlassen. Da aber die letzte Mähr von dem sonderbaren Gottesdienst unter den sieben suevischen Völkern ungemein viel besprochen und mit besonderer Vorliebe behandelt worden ist: so mag noch ein erläuterndes Wort hinzu gefügt werden. Zu dem Namen Nerthum in der Germania hat ein deutelnder Mann hinzu gesetzt: „das ist die Mutter Erde.“ So seltsam es nun auch ist, daß die Mutter Erde zwischen den sieben Völkern umher gefahren sein soll, so hat man sich doch in neuerer Zeit bemüht den Namen Nerthum in Hertha zu verwandeln, um zu dem teutschen Wort Erde zu gelangen. Zugleich ist man so eifersüchtig auf diese Gottheit geworden, daß drei Inseln, Rügen, Seeland und Oesel, sich um die Ehre des geheimnißvollen Gottesdienstes und des Menschen verschlingenden See's gestritten haben. Uebrigens werden von den sieben Völkern fünf nur bei dieser Gelegenheit genannt, weder früher noch später; die beiden andern aber, die Angeln und Variner, gehen auch fast nur wie Schatten durch die Geschichte.

Bei den Naharvalern endlich wird noch eines Haines alter Religion gedacht, dem ein weiblich gekleideter Priester vorgestanden habe. In diesem Haine wurden zwei jugendliche Brüder verehrt, welche mit Castor und Pollux verglichen werden. Sie wurden die Alken genannt. Ausdrücklich aber wird angemerkt, daß auch von ihnen keine Abbildungen vorhanden gewesen seien. Was endlich von den

Aestyern angeführt wird, daß sie die Mutter der Götter gefeiert, und daß sie Ebergestalten in dem Wahne getragen haben, durch dieselben würden sie selbst ohne Waffen unter Feinden sicher gestellt, braucht um so weniger in Betrachtung gezogen zu werden, da selbst in der Germania bezweifelt wird, daß die Aestyer zu den Germanen gehört haben.

Wenn man nun alle diese Nachrichten, Angaben und Andeutungen unbefangen erwägt, so dürfte sich etwa Folgendes als geschichtliche Wahrheit ergeben. Die Teutschen glaubten an eine heilige Waltung über alle menschlichen Dinge. Vor dieser Waltung beugten sie sich in Demuth. Sie hatten ihr die schönsten Haine ihres Vaterlandes geweiht und bewiesen derselben durch religiose Bräuche und Opferungen ihre Ehrfurcht; Götter aber hatten sie nicht, eben so wenig Priester oder ein äußeres Kirchenwesen. Alles Andere ist Irrthum, Mähr, Entstellung.

8.

Leben und Sitten.

Bei den Germanen vermögen gute Sitten mehr als bei andern Völkern gute Gesetze. Dieses Wort der Germania bewährt sich durch alle Ueberlieferungen.

Die Gründung der Familie, die Ehe, betrachteten die Teutschen als das Wichtigste und Heiligste in ihrem Leben. Deßwegen wurde nur in reifern Jahren eine Ehe geschlossen. Der Jüngling mußte zum Manne heran gereift, die Jungfrau völlig ausgebildet sein für die hohe Bestimmung der Hausfrau und Mutter, ehe eine Vermählung gestattet war. Auch ward eine Ehe nur geschlossen, nachdem die Aeltern und Verwandten beider Theile dieselbe berathen und als geeignet genehmigt hatten. Aber der teutsche Jüngling wählte nur eine Jungfrau gleiches Alters aus seinem Volk. Auch verband er sich nur mit Einer Frau: eine Sitte, die noch bei keinem barbarischen Volke gefunden war. Zwar ist angemerkt worden, daß ein Mann in einigen Fällen des Ansehens und der Macht wegen mehrere Vermählungen eingegangen sei, aber die Geschichte kennt nur ein einziges

Beispiel. Ariovist hatte zwei Frauen; mit der zweiten Frau jedoch hatte er sich erst in Gallien unter Umständen vermählt, die wir nicht kennen; und sie war nicht teutsches Stammes, sondern eine Schwester des Königes Vocion im Noricum.

Um Reichthum wurde nicht gefreiet; denn die Ausstattung wurde nicht dem Manne von der Frau, sondern der Frau von dem Manne dargebracht: es war ein Schild, eine Framea, ein Schwert, ein Rindergespann; bei reicheren Jünglingen auch noch ein Schlachtroß. In diesen Brauch hat die Germania eine schöne Deutung gelegt: das Weib solle sich nicht außer den Wechselfällen des Krieges wähnen, vielmehr durch die Weihungen der beginnenden Ehe erinnert werden, daß sie des Mannes Gefährtin bei Arbeiten und Gefahren sei, daß sie Gleiches im Frieden und Gleiches im Kriege mit ihm zu wagen und zu ertragen habe; so solle sie leben, so sterben, und was sie empfange, das solle sie unverletzt und würdig ihren Kindern erhalten. Ohne Zweifel knüpften sich an den ernsten Augenblick ernste Betrachtungen. Aber die dargebrachten Dinge sollten zunächst nur beweisen, daß der Jüngling ein freier und selbständiger Mann sei, entlassen aus der väterlichen Gewalt, aufgenommen in die Gemeinde der Gaugenossen. Da aber dieses den Aeltern und Verwandten der Braut nicht unbekannt sein konnte, so war die Darbringung wohl nur ein Brauch um den Augenblick des Abschlusses der Verbindung bestimmt zu bezeichnen.

Die fehlende Ausstattung der Braut ward auch im Fortgange der Zeit nicht durch die Beerbung des Vaters ersetzt. Denn die Söhne oder die männlichen Verwandten erhielten als Erben den Nachlaß, und die Töchter oder die weiblichen Verwandten erbten nur wenn männliche fehlten. Die unverheirathete Tochter war ein Theil des Hauses, eins mit ihren Aeltern, in des Vaters Gewalt und Schutz; nach dem Tode desselben war sie im Schutze des Mannes, dem das Gut als Erbe zufiel. Die Vermählte aber gehörte ganz dem Manne, der sie erkohren hatte. Er sollte bei seiner Wahl auf Nichts sehen als auf die Jungfrau, auf ihre Tugend und Züchtigkeit; sie sollte aufgehen in dem Gemahl und darum sollte sie, auf eigenes Besitzthum stolz, sich ihm nicht

entgegen zu stellen vermögen. Uebrigens waren die Brüder, überhaupt die Erben des Vaters der Vermählten sämmtlich verpflichtet, für sie und ihre Kinder zu sorgen, sie zu schützen und zu vertreten, wenn etwa das Schicksal ihr den Gemahl von der Seite riß.

Die Ehe auf solche Weise geschlossen war streng und heilig. Die Frauen lebten in Unschuld und Reinheit. Untreue ward kaum gefunden in dem ganzen großen Volke; die Bestrafung derselben stand dem Manne zu. Vor der versammelten Verwandtschaft schnitt er der Pflichtvergessenen die Haare ab, riß ihr die Kleider vom Leibe, stieß sie aus dem Hause und trieb sie mit Geisselhieben durch die ganze Gemeinde. Verzeihung gab es nicht, und weder Jugend noch Schönheit verschafften der Unglückseligen einen andern Gemahl.

Auf solcher Sittlichkeit ruhte die erste und natürlichste menschliche Verbindung bei den Teutschen. Daher war das öffentliche Leben so reich an Züchtigkeit und Tugend. Die angestammte Kraft ging von Geschlecht zu Geschlecht. Die teutsche Frau nährte ihr Kind an der eigenen Brust. So wie dasselbe heran wuchs, mußte es sich an jegliche Arbeit und Beschwerde gewöhnen. An der Erziehung war nicht zu unterscheiden, ob der Knabe einst Herr sein werde oder Knecht. Erst das Jünglingsalter sonderte den Freigebornen von dem Sklaven, und nur durch tapfere Thaten konnte derselbe sich Anerkennung verschaffen.

Die Kleidung war bei Männern und Frauen im Wesentlichen gleich. In dem warmen Hause warfen sie gern ab was beschwerlich war. Die Kleider lagen knapp an. Wenn sie das Haus verliessen, so warfen die Wohlhabenden im Sommer einen Mantel über, im Winter einen Pelz. Der Reiche wählte sich die Bälge seltener Thiere und verzierte sie auf mannichfache Weise; der Arme war mit dem Vließ eines Schafes zufrieden. Die Frauen trugen gern Leinwand und verbrämten das Kleid mit einer Purpurkante. Dieses Kleid hatte keine Aermel, und die Arme und ein Theil der Brust waren unbedeckt. Auf einer Säule jedoch, die dem Kaiser Marcus Aurelius gewidmet worden und noch vorhanden ist, erscheinen teutsche Männer als Ge-

sandte vor diesem Fürsten, und die Kleidung derselben ist nicht sehr verschieden von der römischen; es erscheinen auch teutsche Frauen in Kleidern mit Aermeln, und diese Kleider bedecken den ganzen Körper: selbst ein Schleier fehlt nicht.

Die Einrichtung des Hauses kam den Römern unsauber und schmutzig vor, weil sie fremdartig und einfach war. Die Teutschen erhoben sich spät von ihrem Lager, nämlich in den Zeiten, in welchen die Römer in Teutschland einzufallen pflegten, vor der Ernte. Das sahen die Römer als Müssiggang und Trägheit an und wunderten sich um so mehr über ihre Munterkeit, Raschheit und Ausdauer im Kriege. Sogleich nach dem Aufstehen pflegten sie sich zu baden. Dem Bade folgte eine Mahlzeit von den Früchten des Landes, Milch, Butter, Käse, Brod, Wildpret, Fleisch. Bei dem Essen saßen sie auf besondern Sesseln; ein jeder hatte seinen eigenen Teller. Nach dem Essen begann die Arbeit. Die Frau besorgte die Wirthschaft im Hause, der Hausvater im Feld und Flur. Auch der reichere Mann behielt die Aufsicht über sein ganzes Anwesen, ging aber gern auf die Jagd, oder lebte für die Waffen und für die Angelegenheiten der Gemeinde und des Gau's. Die Einfachheit und Gleichmäßigkeit dieses Lebens wurde nur unterbrochen durch Familienfeste, durch glückliche und unglückliche Ereignisse. Sie ward aber auch unterbrochen durch die Versammlung der Gaugemeinde, welche, weil sie mehrere Tage zu dauern pflegte, am Abend zu mancherlei geselligen Verkehr Veranlassung gab. An diesem Verkehr jedoch hatten die Frauen keinen Antheil; aber eine andere Sitte zog auch ihren Blick über den Kreis des eigenen landwirthschaftlichen Treibens hinweg. Es war die Gastlichkeit, die von Allen geübt wurde, von Vornehmen wie von Geringen. Der fremde Wanderer durfte unbedenklich in jedes Haus eintreten und eines freundlichen Willkommens gewiß sein. Es galt für ruchlos einem Menschen sein Dach zu verweigern. So viel das Haus vermochte ward aufgetragen. Fehlte das Nöthige, so ging der Wirth mit dem Fremden in das nächste Haus, und Beide wurden mit gleicher Freundlichkeit empfangen. Was der Gast scheidend sich erbat ward ihm gewährt, und gern gab er was von ihm erbeten wurde.

Neben diesen Tugenden und guten Sitten der Teutschen wird aber auch eines häßlichen Lasters gedacht, dessen Erwähnung geschehen muß, wenn gleich nur wenige Menschen schwaches Geistes und roher Gemüthsart sich demselben ergeben haben dürften. In Teutschland verstand man ein Bier zu brauen, das eine berauschende Kraft hatte. Dieses Bier wurde gern getrunken. Zuweilen entartete der Genuß in Trunksucht. Vielleicht haben die Versammlungen der Volksgemeinden beigetragen, den Fehler zu pflegen: denn da die Genossen sich nicht in Herbergen und Gasthäusern zerstreuen konnten, so brachten sie die Abende unter Bechern und Trinkhörnern in Gesellschaft hin. Bei diesen Gelagen wurden alsdann auch die Gegenstände besprochen, die am Tage zuvor in der Volksgemeinde verhandelt waren, oder am folgenden Tage verhandelt werden sollten. Daraus ist die Meinung entstanden und wohl selbst als Weisheit gepriesen worden: es sei Sitte bei den Teutschen gewesen, berauscht Rath zu pflegen und nüchtern Beschlüsse zu fassen, weil sie in jenem Zustand Andere, in diesem sich selbst nicht zu betrügen vermocht hätten. Wenn aber auch bei solchen Gelagen nicht selten ein gutes Wort gesprochen worden ist, so kam es doch häufiger zu Uneinigkeit und Gezänk, und die Römer faßten von den Teutschen die Meinung, die später auch an andere Völker gekommen ist, daß sie von Natur zu unmäßigem Trinken und zur Völlerei eine unbesiegbare Neigung hätten.

Wenn endlich der Teutsche vom Leben Abschied nahm, so bewiesen ihm die Seinigen ohne Geräusch und Gepränge die letzte Ehre. Der Leichnam wurde verbrannt. Einem Jeden wurden seine Waffen mitgegeben; zuweilen ward auch das Schlachtroß des Verstorbenen dem Feuer überliefert. Das Grabmal war ein Rasenhügel. Wehklagen wurden nicht lange gehört, aber Schmerz und Betrübniß blieben. Weibern, glaubten sie, geziemten Klagen und Thränen, Männern das Andenken.

Viertes Buch.

1.

Vorbemerkungen.

Um den Anfang des zweiten Jahrhundertes schließt sich die Reihe der Ueberlieferungen, nach welchen bisher die Geschichte erzählt worden ist; fortan bietet Teutschland nach andern Ueberlieferungen einen ganz andern Anblick dar. Der Zusammenhang der Begebenheiten ist zerrissen; von den alten Völkernamen werden manche gar nicht mehr, andere nur selten gehört. Dagegen treten nach und nach neue Namen hervor, von welchen einige nur auftauchen um wieder zu verschwinden, andere sich bis diesen Tag erhalten haben und zu Namen großer Völker geworden sind. Man steht bei dem ersten Anblicke wie ein Fremdling vor einer neuen Welt und fürchtet, die alte sei gänzlich zu Grunde gegangen; bei näherer Betrachtung aber hebt sich die alte wieder hervor, anders gestaltet, im Wesen dieselbe. Die auffallende Erscheinung war nur die Entwickelung von Verhältnissen, die in ihrer Lebendigkeit nicht von der Geschichte beobachtet, sondern erst bemerkt worden ist, als sie schon einige Vollendung erreicht hatte. Verwirrung ist nur in den Ueberlieferungen; im Leben ging Alles einen Natur gemäßen Gang.

Seit dem durch Claudius Civilis veranlaßten Aufstand in Gallien glaubten die Teutschen die Kraftlosigkeit des römischen Reiches klar zu erkennen. Sie blickten auf dasselbe nicht mehr mit Furcht und Angst, sondern mit Gleichgültigkeit und Mißachtung: sie lebten in ihrem freien Vaterlande mit voreiliger Sicherheit. Zwar standen die starken Festungen an der Donau noch unverletzt; die Festungen am Rheine

wurden hergestellt und erweitert; selbst diesseits des Rheines wurden die Verschanzungen vermehrt und verstärkt; die Zahl der Legionen ward an keinem der beiden Ströme vermindert: alle diese Anstalten aber scheinen die teutschen Völker nur als Werke zur Vertheidigung angesehen zu haben. Bald jedoch wurden sie mit neuer Besorgniß erfüllt. Im Anfange des zweiten Jahrhundertes bemächtigten sich die Römer des großen und schönen Landes auf der linken Seite der untern Donau, im Alterthume Dacien, jetzt Ungarn, Siebenbürgen, Moldau und Wallachei genannt, füllten das ganze Land zwischen der Donau und den Karpathen, dem Pruth und der Theiß mit römischen Colonisten an, baueten Festungen und Heerwege. Dieses Unternehmen zeugte, in Verbindung mit den Werken am Rhein und an der Donau, für große Entwürfe, die nur gegen Teutschland gerichtet sein konnten. Daher erkannten die teutschen Völker bald die Nothwendigkeit, daß sie, wenn sie ihres Vaterlandes sicher und der geretteten Freiheit froh werden wollten, fortan angriffsweise verfahren und die Römer wie aus Dacien so vom Rhein und von der Donau vertreiben müßten. Aber die Einrichtung ihres Kriegswesens machte einen nachhaltigen Angriffskrieg unmöglich. Nur die Geleite konnten eine ferne und dauernde Unternehmung wagen, und diese Geleite waren einzeln zu schwach, eine Vereinigung vieler zu einer Macht nicht leicht. Viele Versuche mögen gemacht worden sein zu Bündnissen, zu Vereinen; bei keinem kann es an alten Erinnerungen, neuen Leidenschaften, Mißverständnissen aller Art gefehlt haben. Rom versäumte auch nicht zu wühlen, zu schüren, zu verlocken und zu verwirren. So sind Bündnisse aus Bündnissen hervorgegangen; diese haben sich aufgelös't, jene sind wieder geknüpft worden; und da die Bündnisse bestimmte Namen erhielten, so haben auch die Namen mit den Verhältnissen mannichfach gewechselt.

Inzwischen gerieth das römische Reich mehr und mehr in Verfall. Rom erhielt allerdings vom Ende des ersten Jahrhundertes an zwei Menschenalter herdurch eine Reihe von Theils großen, Theils guten und ehrwürdigen Kaisern, welche über manche Länder des Reiches einen großen Glanz

verbreitet haben; aber für das Ganze haben auch sie kein Heil gebracht. Die Vereinigung so ganz verschiedener Völker unter Eine Herrschaft und die sittliche Verdorbenheit Derer, bei welchen die Verwaltung war, hatten ein unheilbares Uebel erzeugt. Große Werke der Kunst und Pracht erhoben sich überall, aber nur als glänzende Denkmäler über dem Grabe vernichteter Völker. In Wollust und feinen Genüssen lebten die Großen und Vornehmen; in Knechtschaft und Elend brachten die untersten Menschenklassen ihr Leben hin. Die Hauptstadt verschlang die Kräfte der Länder; in den Provinzen schmolz die Bevölkerung auf eine schauderhafte Weise zusammen. Als gegen das Ende der viel gepriesenen Zeit Stürme von Außen drohten und das Reich seine Kraft bewähren sollte, da zeigte sich, daß es sich nicht erholt hatte, sondern nur in sich selbst mehr und mehr zusammen gesunken war. Die Verruchtheit setzte sich wieder auf den Thron; wilde Soldatenhorden, größtes Theiles unter fremden Völkern geworben, verhandelten das Reich; Alles zeigte sich wirr und zerrüttet, der Boden hohl, das Leben leer. Um solchen Jammer zu ertragen warfen sich gemeinere Menschen in Epikur's bequeme Weisheit; starke Seelen hielten sich an den strengen Grundsätzen der Stoa aufrecht; sehr Viele aber von edeler Gesinnung wandten sich der Tröstung bedürftig den Lehren zu, mit welchen das Christenthum über den Wechsel des Lebens in eine höhere Welt hinaus wies.

Bei diesem Gange der Dinge konnte sich der Geist nicht zur Würde der Geschichtschreibung erheben. Die Verhältnisse des Reiches zu fremden Völkern verloren ihre Bedeutung; die Namen Vaterland und Freiheit waren leere Worte. Die Edelsten schwiegen. Wer noch zu schreiben versuchte, schrieb nicht nach der Wahrheit, nicht von öffentlichen Dingen. Die Worte, die Bewegungen des Herrn, die Vorgänge am Hofe, die Ränke des Palastes erhielten mehr Aufmerksamkeit als die Schicksale der Staaten, als die Begebenheiten der Zeit. Teutschland verschwand daher lange gänzlich aus den Augen der Römer. Als hierauf die Teutschen nach dem Verlaufe von zwei Menschenaltern kraftvoll und

gewaltig zum Angriffe vordrangen, da waren sie für die Römer eine neue Erscheinung. Von den alten Völkernamen waren ihnen gewiß nur die wenigen bekannt gewesen, an welchen eine große Erinnerung hing; von den Wohnsitzen der Völker hatte kaum Jemand eine Vorstellung mehr. Die Schriftsteller gaben daher arglos die neuen Bundesnamen, unter welchen die Teutschen jetzt auftraten, als Völkernamen an und fragten nicht, in welchem Verhältnisse diese Namen zu den alten Namen, diese Völker zu den alten Völkern stehen möchten. Um auszudrücken, eine große teutsche Macht sei unter den Waffen, nannten sie alle Namen, die sie irgendwie auftreiben konnten, alte und neue, ferne und nahe, wirr durch einander; sie nannten wohl auch die Macht, mit welcher sie zu kämpfen hatten, mit dem Namen eines Volkes, das in der Gegend berühmt geworden war, von welcher her jetzt die neue Macht drohte. Auf solche Weise ist eine neue Verwirrung in die Geschichte gekommen.

2.

Allgemeiner teutscher Krieg, der markmannische genannt.

Nach der Ermordung des Kaisers Domitian wurde Nerva im J. 96 zum Reich erhoben. Dieser neue Kaiser nahm den Feldherrn Trajan an Kindes Statt an und hinterließ demselben im J. 98 das Reich. Trajan befand sich am Rhein und blieb selbst nach Nerva's Tode noch eine Zeitlang an diesem Strom um die Befestigungen zu verstärken und zu vollenden. Hierauf eroberte er in zwei furchtbaren Kriegen Dacien, ließ die schöne Provinz durch eine schöne Brücke über die Donau mit dem rechten Ufer in Verbindung setzen und bot Alles auf, sie unüberwindlich zu machen. Aber schon im J. 117 schied auch er vom Leben, und ihm folgte ein Mann im Reiche, der seine großen Entwürfe nicht festzuhalten, nicht auszuführen vermochte. Hadrian fühlte selbst, daß er unter den Verhältnissen war, und suchte diese Schwäche durch eine rastlose Geschäftigkeit vor der Welt zu

verbergen. Aber sein unstätes und planloses Verfahren blieb den Feinden des römischen Reiches nicht verborgen. Sie erkannten, daß er durch Geschenke und Jahrgelder an die Fürsten der Völker nur darum den Frieden zu erhalten suchte, weil er den Krieg scheuete. Dennoch scheinen schon unter ihm Angriffe von teutschen und sarmatischen Völkern auf Dacien Statt gefunden, und diese Angriffe scheinen Empörungen in Dacien hervorgerufen zu haben: denn Hadrian faßte den Gedanken, diese kostbare Eroberung ganz wieder aufzugeben und die Donau von Neuem zur Gränze des Reiches zu machen; von der Ausführung jedoch war er durch die Erwägung des Unglückes der Römer, die Trajan aus dem ganzen Reiche nach Dacien verpflanzt hatte, zurück gehalten. Nach ihm erhielt im J. 138 der fromme Antonin das Reich. Dieser Kaiser, als Mensch durch reine Tugend ausgezeichnet, suchte seine hohe Bestimmung durch eine väterliche Verwaltung zu erfüllen. Aber die Geschichte seiner Zeit ist fast gänzlich unbekannt. Wohl wird die Ehrwürdigkeit des edelen Fürsten hervorgehoben, aber von dem Zustande der Welt ist wenig die Rede. Der Teutschen wird nur mit einem Worte gedacht: sie sollen durch Antonin's Feldherren geschlagen worden sein. Neben den Teutschen werden aber auch die Dacier genannt; dadurch wird es wahrscheinlich, daß teutsche Völker neue Versuche gegen Dacien gemacht haben.

Inzwischen gingen die sittlichen Veränderungen weiter im Reiche. Die großen Wahrheiten des Christenthumes breiteten sich mit jedem Tag aus, und Antonin verlieh den Bekennern desselben, wie schon früher Hadrian, seinen kaiserlichen Schutz. Der Kampf zwischen der christlichen Religion und dem heidnischen Aberglauben, zwischen den Wahrheiten der neuen Lehre und den Spitzfindigkeiten der Philosophie dieser Zeit erzeugte eine unendliche Bewegung in den Gemüthern. Die Legionen, auf welchen das Reich stand, wurden mehr und mehr aus Männern gebildet, welchen das Reich fremd war, vorzugsweise aus Teutschen. Der Kaiser Antonin hielt dieselben aus menschlicher Scheu vor Krieg und Blut in Unthätigkeit; und sie fanden bald in ihren Festen

und Verschanzungen Gefallen an der Süßigkeit der Ruhe, lebten in Weichlichkeit und Wollust und erschlafften in der Kriegszucht. Unter solchen Zuständen kam Mark Aurel, der stoische Philosoph im J. 161 zum Reich und nahm seinen Eidam Lucius Verus zum Mitkaiser an. Er war ein Mann von der reinsten Gesinnung. In seinem schwachen Körper wohnte eine edele Seele; auch hatte er den entschiedensten Willen, seine Pflichten als Mensch und Gebieter in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Aber eine verkehrte Erziehung hatte ihn in eine verkehrte Richtung getrieben. Die kleinlichen Künste einer eitelen Gelehrsamkeit lagen ihm mehr am Herzen als die Geschäfte der Herrschaft; auch hielt er für größer allgemeine Grundsätze über das Leben zu gewinnen, als das Leben gründlich zu verstehen und kräftig zu gestalten. Dennoch hat er sich in Tagen unerhörter Noth tüchtig und herrlich bewiesen und im Kampfe mit seiner Neigung und seinem Herzen furchtbaren Feinden Widerstand geleistet. Lucius Verus hingegen war ein junger und gewandter Mann, für die Werke des Krieges wohl geeignet; aber er war auch ein wüster Lüstling, der die Kräfte seines Lebens in frechem Genusse zerstörte und nie das Unglück erkannte, das drohend über dem Reiche hing.

Den teutschen Völkern entging dieser Zustand der Dinge nicht. Daher, als der junge Kaiser nach Asien abgegangen war, glaubten sie ihre Zeit sei gekommen. Also erhoben sich die Völker weit und breit, teutsche und sarmatische vereint, mit gleichem Eifer und gleicher Kraft. Eine furchtbare Bewegung entstand von den Ufern des schwarzen Meeres um Dacien hinweg, die Donau herauf, den Rhein hinab, längs der Küste bis zu der Mündung der Elbe und hinüber bis an die Gestade des baltischen Meeres. Den Krieg hat Niemand beschrieben; er ist aber über alle Kriege in der Geschichte gesetzt, er ist mit den punischen Kriegen, wohl auch mit dem Einbruche der Kimbrer verglichen worden. Gewöhnlich wird er der markmannische Krieg, von dem Kaiser Mark Aurel selbst der teutsche Krieg, ebenso und wohl auch von einigen Schriftstellern der markmannisch-teutsche Krieg genannt. Von den feindlichen Völkern wird

im Allgemeinen gesagt, daß sie in Einem Geiste gehandelt und nur Ein Gefühl geathmet haben. Ueber das Einzelne aber sind die Schriftsteller so unwissend, daß sie auch nicht einen einzigen Fürsten oder Führer zu nennen vermögen. Dagegen führen sie eine Reihe von 23 Völkern auf, teutsche Namen und sarmatische unter einander, alte wohlbekannte neben neuen und nie gehörten. Von den alten Völkernamen erscheinen: Markmannen, Narisker, Quaden, Sueven, Sarmaten, Burier, Bastarner, Peuciner, Chatten, Semnonen, Chauken, Vandalen; neu dagegen sind Latringer, Victofalen, Sosiber, Sicoboter, Rhoxolanen, Alanen, Costopoken, Jazygen, Astinger, Dankriger und Cotiner. Alle diese Namen aber sind ohne Werth; auch haben andere Schriftsteller sich verständiger ausgedrückt: ganz Germanien, die ganze Barbarei, ganz Scythien war unter den Waffen.

Den Anfang der Feindseligkeiten scheinen die Chauken und Chatten gemacht zu haben; Jene kamen von der Seeseite, Diese drangen über den Rhein in das Zehntland, in Rhätien ein. Es waren falsche Angriffe. Der ernste Kampf ward an der Donau, im J. 165, begonnen. Pannonien wurde genommen, Illyrien durchzogen, Italien bedroht, bis nach Griechenland ging der Sturm. Der Kaiser Mark Aurel, in der größten Verlegenheit, suchte durch Unterhandlungen den Krieg zu brechen, die Feinde zu täuschen. Erst im fünften Jahre des Krieges kam Verus aus Asien zurück mit siegreichen Legionen. Zu derselbigen Zeit drohten die verbündeten Völker mit einem Einfall in Italien, das mit Schrecken und Angst, mit Hungersnoth und anderem Unglück angefüllt war. Mark Aurel suchte durch einheimische und fremde Priester, durch Opfer und viele religiose Werke Vertrauen zu den Göttern in die Brust der Menschen zurück zu bringen; alsdann zog er selbst von Verus begleitet in's Feld. Die teutschen Heere, bis Aquileia vorgedrungen, wichen zurück, weniger vor den römischen Waffen, als vor der Pest, die das römische Heer mit sich aus Asien gebracht hatte. Die Römer verfolgten sie über die Alpen; bald aber scheint ein Waffenstillstand für Pannonien abgeschlossen zu sein. Denn die Völker, eins beim Angriffe,

trennten sich beim Rückzuge um einzeln zu unterhandeln, und für die Bedrängten ein Abkommen zu gewinnen, ohne ihren glücklichern Genossen in der Fortsetzung des Kampfes hinderlich zu werden. Das römische Heer nahm eine feste Stellung an der Donau; die beiden Kaiser begaben sich wieder nach Rom. Unterwegs starb Lucius Verus eines plötzlichen Todes; Mark Aurel ward einziger Herr im Reich.

Alsobald erschienen die Verbündeten von Neuem im Feld, und von Neuem mußten die römischen Legionen vor ihnen weichen. Der besorgte Kaiser versuchte sogar Zaubereien. Auf den Ausspruch eines bewunderten Zauberers Alexander wurden zwei Löwen unter kostbaren Weihungen durch die Donau getrieben: man erwartete, daß sie großes Unglück über die Teutschen bringen würden; die Teutschen aber empfingen die Löwen ruhig und schlugen sie todt. Auch unterliessen sie nicht den Eindruck dieses Verfahrens auf die Römer zu benutzen. Sie drangen bis Aquileia vor, während Pannonien und Illyrien ausgebeutet wurden. Mark Aurel versuchte was möglich um Rath zu schaffen. Da ihm das Geld fehlte, so ließ er die Kostbarkeiten und Kleinodien des kaiserlichen Hauses auf öffentlichem Markte zu Rom verkaufen: selbst das kaiserliche Gewand und das Prachtkleid seiner Gemahlin wurden losgeschlagen. Zur Ergänzung der Legionen wurden harte Aushebungen veranstaltet; Gladiatoren und Sklaven, spottweise Freiwillige genannt, wurden unter die Waffen gebracht, und zugleich die alten Künste der Verführung angewendet um Uneinigkeit unter die Feinde zu bringen. Endlich im Jahre 172 zog der Kaiser selbst heran. Seine Thaten sind auf einer schönen Säule dargestellt, die noch jetzt eine Zierde der ewigen Stadt ist. Nach diesen Darstellungen haben die Römer harte Kämpfe bestanden und sind immer im Siege geblieben. Einen geschichtlichen Werth aber dürfen solche Darstellungen nicht ansprechen. Der Künstler hatte die Aufgabe, den Kaiser zu feiern, und seine Bilder sind so gewählt, daß sie auf die Römer einen angenehmen Eindruck machen sollten.

Der Kaiser nahm eine feste Stellung zu Carnuntum und leitete von hier aus den Krieg. Unter den Vorgängen ist besonders ein Zusammentreffen mit den Quaden berühmt geworden. Mark Aurel verfolgte die Quaden unvorsichtig in ihr eigenes Land. Sein Heer ward eingeschlossen und in der brennenden Hitze des Sommers vom Wasser abgeschnitten. Die Quaden griffen an und brachten das Heer zur Verzweifelung. In dieser Noth trugen die Römer auf eine Unterhandlung an. Während der Waffenruhe brach ein heftiges Gewitter aus. Diesen Augenblick benutzend, fand das römische Heer seine Rettung. Allgemein erblickte man ein Wunder. Die Römer, die noch dem alten Glauben getreu waren, schrieben das rettende Gewitter den Gebeten des Kaisers an die Götter zu; wankende Menschen sahen in demselben das Werk eines ägyptischen Zauberers Arnuphis; die Christen aber glaubten ihren Glauben durch das Wunder verherrlichen zu müssen. Eine Legion, hieß es, die in Asien zum Christenthum übergegangen war, habe auf das Verlangen des Kaisers durch ihr Gebet den erquickenden Regen auf die Römer, Blitz, Sturm und Hagel auf die Teutschen erfolgreich herabgefleht.

Mehr jedoch als durch Schlachten und Wunder richtete Mark Aurel durch Unterhandlungen mit einzelnen Völkern aus. Einige empfingen Geld um Dacien zu vertheidigen, andere um einen Frieden einzugehen. Viele kriegerische Männer liessen sich für den römischen Kriegsdienst gewinnen, wie denn auch Gefangene und Ueberläufer in die Legionen aufgenommen wurden. Sehr viele Familien erhielten Grundbesitzungen in Dacien, in Pannonien, in Mösien, in den römischen Germanien, ja selbst in Italien. Also wurden nicht nur die Legionen immer mehr verteutscht, sondern auch die Provinzen des Reiches erhielten teutsche Bewohner. Wie hart aber der Krieg gewesen, wie schweren Verlust die Römer erlitten hatten, stellte sich klar bei den Unterhandlungen heraus. Die Quaden allein gaben zuerst 13,000 Gefangene zurück; bei einer spätern Unterhandlung erboten sie sich 30,000 zurückzugeben. Die Jazygen lieferten, als sie Frieden schlossen, 100,000 Gefangene aus. Was der

Kaiser dagegen bewilligt hat, verschweigt die Ueberlieferung. Gewöhnlich scheint er ein Jahrgeld gezahlt zu haben: denn er mußte Frieden um jeden Preis zu gewinnen streben weil im Reiche meuterische Bewegungen Statt fanden, die sich selbst bis Rom ausdehnten. Und es gelang ihm überall einen Frieden zu Stande zu bringen; aber es gelang ihm nicht den Krieg zu endigen. Während er, nach Rom zurück gekehrt, der Welt auf Münzen einen ewigen Frieden mit den Teutschen verkündigte, sahen die Ufer der Donau von Neuem Kämpfe und Schlachten; und kaum hatte er einen Triumph über die Teutschen gefeiert, als er schon wieder für nothwendig hielt nach der Donau zurückzukehren, dieses Mal von seinem Sohne Commodus begleitet. Er nahm abermals seine Stellung zu Carnuntum und stand hier drei Jahre den feindlichen Völkern gegenüber. Den Frieden aber sah er nicht wieder; er starb, im J. 180, alt und gebrochen, die Brust angefüllt von bangen Ahnungen in Vindobona, Wien der Kaiserstadt, und hinterließ das Reich und den Krieg seinem Sohne Titus Commodus Antoninus.

Commodus war ein Jüngling von schöner Gestalt und edelem Ansehn; auch hatte die Natur seinen Leib mit großer Stärke, seine Seele mit großen Kräften ausgerüstet. Aber er war verwahrlos't in seiner Erziehung, verdorben durch die Sittenlosigkeit dieser Zeit. Ihm war der Aufenthalt an den Ufern der Donau ein Jammer; er sehnte sich nach den Schwelgereien der Stadt. So lange er die Leiche seines Vaters vor Augen hatte, gingen große Gedanken flüchtig durch seine Seele; später war sein einziges Trachten des Krieges ledig zu werden um nach Rom zurückzukehren. Auch ward ihm nicht schwer die Völker zum Frieden zu bewegen, weil er kein Bedenken trug ihre Forderungen zu bewilligen: diese Forderungen und Bewilligungen aber enthält die Geschichte nicht. Gewiß jedoch ist: die Römer hatten Nichts gewonnen, sondern waren wie am Rhein so an der Donau und an Dacien's Gränzen auf die Vertheidigung gestellt.

3.

Gothen. Alemannen. Franken. Sachsen.

Nach dem Abschlusse des Friedens verläuft abermals ein ganzes Menschenalter, ohne daß von teutschen Völkern gesprochen würde. Der Verfall des Reiches ging weiter. Commodus führte 12 Jahre lang ein wüstes, ein verruchtes Leben, eine grausame und wilde Herrschaft; hierauf verliefen vier Jahre in ungeheuern Wirrnissen, bis endlich Septimius Severus einiger Kaiser wurde. Dieser Mann gebot mit Strenge, nicht ohne Liebe zum Recht und zur Gerechtigkeit; aber Kriege in entfernten Ländern machten ihm unmöglich Etwas Wesentliches für das Innere des Reiches zu thun. Nach 14 Jahren starb er unter Gram und Bekümmerniß und hinterließ, im J. 211, das Reich seinen beiden Söhnen Caracalla und Geta. Zwischen diesen Brüdern erhob sich sogleich eine furchtbare Feindschaft. Caracalla ermordete seinen Bruder in den Armen ihrer gemeinschaftlichen Mutter; alsdann trieb der blutige Schatten des Ermordeten den Mörder zu Grausamkeiten, Gräueln und Thorheiten der gräßlichsten Art.

Inzwischen hatten die teutschen Völker Vorbereitungen zu neuen großen Unternehmungen getroffen. Als Caracalla die Herrschaft an sich gebracht hatte, traten sie nach und nach und nunmehr unter neuen Namen wieder auf die Bühne der That. Die bedeutendsten dieser Namen sind: Gothen, Alemannen, Franken und Sachsen. Die römischen Schriftsteller gebrauchen dieselben ohne irgend eine Bemerkung; sie sprechen sie aus als Allen wohlbekannt und beweisen dadurch, daß sie schon längst selbst in Rom gehört worden waren.

In dem letzten teutschen Kriege waren vier kriegerische Massen mit den Römern im Kampfe gewesen. Von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu den Verschanzungen des Zehntlandes zeigten sich die Völker in zwei Richtungen vereinigt: ein Theil griff Dacien an, der andere trug seine Waffen gegen Italien. Beide Massen bestanden aus teutschen und slavischen Kriegern, die in freien Bündnissen zu

gemeinschaftlichen Unternehmungen ausgezogen waren. Teutsche Völker jedoch standen an der Spitze, dort die Victofalen, hier die Markmannen: daher werden auch die sämmtlichen Völker zuweilen mit den Namen Victofalen und Markmannen bezeichnet. Im Laufe des Krieges mag man aber eingesehen haben, daß ein freies Bündniß zwischen teutschen und sarmatischen Völkern keinen innern Halt habe: ein großer Theil der Unfälle, welche die verbündeten Völker trafen, scheint aus der Verschiedenheit der Sitten und der Sprache entsprungen zu sein. Die teutschen Völker, die am Weitesten nach Morgen hin lebten und wirkten, mögen daher für nothwendig gehalten haben, zuvörderst die slavischen Völker zur Unterwerfung zu bringen. Diese Unterwerfung ist wirklich, wenn nicht gänzlich, doch größtes Theiles in dem Menschenalter zwischen den Friedensschlüssen mit Commodus und Caracalla's Herrschaft zu Stande gebracht worden. Von den einzelnen Vorgängen zwar weiß die Geschichte Nichts; nach dem Ablaufe des Menschenalters aber steht ein großer Bund teutscher Völker da, der über sarmatische Völker herrschte und seine Macht zunächst gegen Dacien richtete. Der Bund führte den Namen Gothen.

Die zweite Masse, die Italien selbst anzugreifen unternommen hatte, war von bekannten suevischen Völkern gebildet worden. Die Markmannen standen vorauf; an dieselben hatten sich zur Rechten die Narisker und Hermundur, zur Linken die Quaden, vom Rücken her die Semnonen angeschlossen; auch die Jazygen standen mit ihnen in Verbindung. Diese Völker mochten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ein Angriff auf Italien vergeblich sein würde, so lange Rom Länder in ihren Seiten behauptete und zum Angriffe wie zur Vertheidigung benutzen könnte. Deßwegen entsagten sie dem Eindringen in Italien, hielten sich an der mittlern Donau in der Vertheidigung und wandten ihre Macht gegen Westen. Sie strebten zunächst das römische Zehntland, weiter die Alpen zu erobern, und dadurch die Verbindung zwischen der römischen Macht an der Donau und am Rhein zu unterbrechen. Sie versuchten diese Unternehmung fortan unter dem Namen Alemannen.

Ebenso hatten sich in dem letzten Kriege zwei Massen in den nördlichen Ländern Teutschland's gezeigt. An der Spitze der einen standen die Chatten, die andere wurde mit dem alten Namen der Chauken benannt. Die erste hatte sich am Rhein in der Vertheidigung gehalten und war südlich durch das Zehntland und Rhätien vorgedrungen. Aber auch ihr Unternehmen war mißlungen. Daher den Alemannen die Eroberung des Zehntlandes fortan überlassend, wandten sie ihre Waffen gegen den Rhein nördlich vom Main. Die Völker vom Main bis zum Meer hinab verbündeten sich zu einer einzigen großen Eidgenossenschaft, welche mehr und mehr unter dem Namen Franken erscheint. Nur die Friesen erhielten sich selbständig wie in frühern Tagen. Die Chauken endlich hatten nur Angriffe von der See her auf Belgien unternommen. Fortan verliert sich der Name Chauken mehr und mehr, und an Statt desselben steht der Name Sachsen in der Geschichte.

Wann und wie diese vier Namen entstanden sind, berichtet keine Ueberlieferung. Am Frühesten werden Sachsen und Gothen genannt, aber freilich, wenigstens die Gothen, in einer andern Bedeutung. Schon Claudius Ptolemäus, der etwa zwei Menschenalter nach Tacitus geschrieben, hat den Namen Sachsen, Saxon; er stellt diese Sachsen ganz nackt und kahl auf das rechte Ufer der Elbe, den Chauken gegenüber, und auf drei Eilande in den Mündungen der Elbe. Kaum aber möchte zu erklären sein, wie der Alexandriner zu dem Namen Sachsen gekommen, wenn derselbe nicht schon früher vorhanden gewesen wäre, eben so wenig, wie sich in dieser Zeit ein neues Volk, Sachsen genannt, habe bilden können. Entweder muß der Name bei Ptolemäus in späterer Zeit eingeschoben, oder er muß ein viel älterer Name sein, der nur nicht in dieser Gestalt von den Römern aufgefaßt worden war. Zwei hundert Jahre nach Ptolemäus zeigte sich der Name Sachsen über alle die Länder ausgebreitet, in welchen früher das große Volk der Chauken erschienen war, und alsdann werden die Sachsen als Nachbarn der Franken und später auch als Nachbarn der Dänen aufgeführt. Es möchte daher kaum zu bezweifeln

sein, daß der frühere Name Chauken und der spätere Name Sachsen ein und derselbe Name sei, daß die Menschen dieser Gegend sich selbst von Alters her Sachsen genannt haben und daß dieser Name von den Römern in Chauken verwandelt worden sei. In der That mochte diese Schreibart Chauken um so leichter Statt finden, da das teutsche Volk sich nicht Sachsen, sondern Sahsen nannte, und da der Name Chauken von den Römern auf eine solche Weise ausgesprochen sein dürfte, daß er für das Gehör nicht sehr von dem teutschen Namen abwich. Drei Dinge sind gewiß. Zuerst: die Chauken wurden auch von den Römern als ein Theil der Sachsen angesehn; zweitens: die Sachsen bewohnten die sämtlichen Länder, die in frühern Tagen den Chauken gehört hatten; drittens: von einem Krieg im nördlichen Teutschland, in welchem die Chauken von einem andern Volke, den Sachsen, unterworfen, vertrieben, oder zur Aufgebung ihres alten Namens gebracht worden wären, findet sich nicht die geringste Spur in der Geschichte.

Unter den Sachsen selbst war in späterer Zeit eine anmuthige Sage über ihre Herkunft verbreitet, nach welcher sie aus den Felsen des Harzes, von grünen Bäumen rings umgeben, hervorgewachsen wären. Diese Sage war unverkennbar eine eigenthümliche Gestaltung des Glaubens der Teutschen, daß der Gründer des ganzen Volkes, der teutsche, der erdgeborene Gott sei. Im achten Jahrhunderte läßt ein Schriftsteller zu Fulda, der Mönch Ruodolf, die Sachsen aus Britannien nach Teutschland kommen. Der älteste Geschichtschreiber, der unter den Sachsen selbst am Ende des zehnten Jahrhundertes geschrieben hat, der Mönch Widukind von Corvei, führt mehrere Meinungen an. Nach Einigen, sagt er, wären die Sachsen von Dänen und Nordmannen entsprossen; nach Andern wären sie Ueberbleibsel vom Heer Alexander's des Großen. Er selbst versichert, die Sachsen seien jedes Falles ein altes und edeles Volk, und über ihre Ankunft findet er in folgender Sage die zuverlässigste Nachricht. Die Sachsen kamen zu Schiffe und landeten in Hadeln, wo Thüringer sich ihrer Landung widersetzten. Die Sachsen bemächtigten sich mit Gewalt eines Hafens und be-

standen einen langen Kampf. Endlich verkaufte ein sächsischer Jüngling eine Menge Gold, Ketten und Armbänder an einen Thüringer für so viel Erde, als er in seinem Mantel fort tragen könnte. Hierauf ging der Jüngling vor seinen Gefährten her und bestreuete weithin die Fluren spärlich mit der gekauften Erde. Die Sachsen nahmen diese Fluren sogleich in Besitz als ihr erkauftes Eigenthum. Der Kampf mit den Thüringern erneuerte sich; die Thüringer wurden geschlagen. Endlich ward eine unbewaffnete Zusammenkunft zwischen Thüringern uud Sachsen verabredet um wegen eines Abkommens zu unterhandeln. Die Sachsen aber, mit großen verborgenen Messern versehen, fielen sogleich über die Thüringer her, stachen sie nieder bis auf den letzten Mann und bemächtigten sich der ganzen Gegend. Von dieser Zeit an wurde der Name Sachsen bekannt und ein Schrecken für die benachbarten Völker. Aber der Vorgang brachte auch erst den Namen Sachsen auf; denn ein großes Messer hieß bei ihnen Sahs, und wegen dieser Waffe wurden sie Sahsen genannt.

Der gothische Name erscheint schon früher als der Name Sachsen in der Geschichte. Man findet ihn sehr verschieden geschrieben: Gothonen, Gotonen, Guttonen, Gythonen, Gothen, Gotthon, Gotten. Erst spät ist der Name Gothen allgemein geworden. Noch in der Zeit des Kaisers Mark Aurel bezeichnete der Name Gothen nur ein einzelnes kleines Volk. Unter Caracalla aber erscheinen plötzlich Gothen im Kampfe mit den Römern an Dacien's Gränzen; und von dieser Zeit an zeigt sich der Name Gothen immer weiter von den Gränzen der Quaden bis zum Don und von den Mündungen der Weichsel und der Oder bis zum Ausflusse der Donau und dem Ufer des schwarzen Meeres ausgebreitet. Durch den allgemeinen Namen aber klingen noch oft die Namen einzelner teutscher und wohl auch nichtteutscher Völker herdurch. Unter diesen sind manche schon früh gehört worden: Vandalen, Burgundier, Rugier, Peuciner, Bastarner; andere sind später hervor getreten: Taifalen, Victofalen, Roxolanen und Alanen; noch andere kommen erst von jetzt an nach und nach zum Vorscheine: Gepiden, Greu-

thunger, Therwinger, Sciren, Hirren und Turcilinger. In späterer Zeit wird die ganze große Gothenwelt mit zwei Namen, Wisigothen und Ostrogothen, Westgothen und Ostgothen, bezeichnet, welche Bezeichnung jedoch von den Römern ausgegangen ist und nur eine geographische Bedeutung gehabt hat.

Es ist also außer Zweifel: die Gothen waren eine große Völkerverbindung, die während des Krieges der Teutschen gegen Mark Aurel entstanden und nach diesem Krieg erweitert ist. Warum aber der große Bund den Namen Gothen angenommen hat, ist ungewiß; vielleicht ist es geschehen, weil im Lande des kleinen Volkes der Gothen die Eidgenossenschaft zu Stande gekommen war. Die alten Schriftsteller geben keine Auskunft: sie kennen nur die Heere, die gegen Rom kämpften, und bezeichneten dieselben mit dem allgemeinen Namen Gothen. Der älteste Geschichtschreiber hingegen, der ein Gothe war, der Mönch Jornandes, der am Ende des sechsten Jahrhundertes die Geschichte seines Volkes zu beschreiben versucht, hat die Gothen auf eine ganz andere Weise in die Geschichte eingeführt. Er beginnt mit wunderlichen Mährchen; denn er hatte römische Schriftsteller gelesen, und sein Werk ist selbst die Bearbeitung eines römischen Schriftstellers Cassiodor; er hat daher Alles, was er gelernt, im Besondern Alles, was er jemals von Scythen, Geten und Gothen gehört hatte, mit seinem Volk in Verbindung zu bringen und nach dem Maße seines Geistes zu deuten unternommen. „In alter Zeit, sagt er, verliessen die Gothen in drei Schiffen, von welchen das eine die Gepiden trug, das Eiland Scanzia im nördlichen Ocean der Weichsel gegenüber. Sie landeten bei Gothiscanzia, vertrieben die Bewohner der Küste und unterwarfen die Vandalen. Unter ihrem fünften Könige Filimer zogen sie weiter bis zum pontischen Meere. Hier hatten sie Gelehrte und Philosophen zu Königen, durch welche sie die weisesten Barbaren geworden sind. Hier ward auch Mars, der Römer Kriegsgott, bei ihnen geboren; hier theilten sie sich in Westgothen und Ostgothen. Die Männer der Amazonen waren Gothen. Ein ägyptischer König fing gegen sie einen Krieg

an; sie schlugen ihn, verfolgten ihn und würden ihn vernichtet haben, wenn sie nicht von dem breiten Nil aufgehalten wären. Auf der Rückkehr unterwarfen sie ganz Asien. Ein Theil von ihnen ist in Asien sitzen geblieben und Parther genannt worden. Während der Abwesenheit der Männer unterwarfen die Weiber große Länder in Asien und erbaueten wegen ihrer Liebe zur Jagd den Tempel der Diana zu Ephesus. Hundert Jahre beherrschten sie Asien. Hercules hat gegen sie gekämpft, Theseus eine der gothischen Frauen Hippolyta geraubt. Ihre Königin Penthesilea hat im trojanischen Kriege große Thaten vollbracht. Das Reich behaupteten sie bis auf Alexander den Großen. Ihr König Telephus Hercules' Sohn führte Krieg mit den Danaern, griff den Ajax an, verfolgte den Ulysses und wurde von Achilles am Schenkel verwundet. Cyrus, der König der Perser, ging vor der Königin der Gothen Tamiris zu Grunde. Darius und Xerxes haben gegen die Gothen gekämpft und sind von ihnen in schmachvolle Flucht getrieben worden. Philipp Alexander's des Großen Vater hatte eine Tochter des gothischen Königes Gothilas zur Gemahlin. Perdiccas, König von Macedonien, wurde von den Gothen besiegt; Griechenland und Macedonien wurden verwüstet. Zu Sulla's Zeit verheerten sie die Länder der Germanen. Cäsar hat vergeblich mit ihnen gekämpft; Tiberius hat Nichts gegen sie ausgerichtet; Domitian hat sie gereizt und zur Verwüstung des Ufers der Donau veranlaßt. Nach solchen großen und bewunderungswürdigen Thaten nannten die Gothen ihre vornehmen Männer Ansen, Hänse, das heißt Halbgötter."

Weniger ist der Ursprung der Alemannen mit Nebel umgeben. Diese Alemannen treten zu der Zeit auf, da Caracalla Kaiser war. Caracalla machte einen Feldzug in die Länder zwischen der Donau und dem Main. Die Krieger der Teutschen, mit welchen er zusammen stieß, wurden zuerst irrig Alambannen, bald richtig Alemannen genannt. Römer und Griechen haben anerkannt, daß die Benennung Alemannen nicht der Name eines einzelnen Volkes sei; auch hat ein italischer Mann, Asinius Quadratus, denselben schon zu deuten gesucht: die Alemannen waren Ankömmlinge aus

allerlei Volk; das bedeutet in ihrer Sprache der Name. Im Fortgange der Zeit stehen Heere aus mehreren Völkern, von ihren Königen oder Fürsten angeführt, unter dem gemeinsamen Namen Alemannen im Kampfe gegen die Römer. Während des langen Kampfes werden wohl auch die Alemannen den Germanen entgegen gesetzt; aber man findet zugleich ausdrücklich angemerkt, daß die Alemannen früher Germanen genannt worden seien. Wo aber die Eidgenossenschaft zu Stande gekommen ist, aus welcher die Krieger, die Alemannen genannt wurden, hervorgegangen waren, und warum dieselben diesen Namen erhalten haben, muß um so mehr ungewiß bleiben, da keine Ueberlieferung, von den Alemannen selbst herrührend, irgend eine Aufklärung giebt. Das jedoch leidet keinen Zweifel, daß die suevischen Völker zwischen der Donau und dem Main bis zu den Markmannen in Böhmen und hinter Böhmen hinweg die Alemannen unter die Waffen gestellt haben. Der Name ruft den Namen Markmannen in's Gedächtniß. Wie? wollten vielleicht alle Mannen dieser Völker die Freiheit, die Sicherheit und selbst das Land wieder gewinnen, welches einst von den Markmannen zuerst vertheidigt, alsdann wegen eines höhern Zweckes aufgegeben war? Jedes Falles ist die Erscheinung der Alemannen neben den Markmannen gleiches Stammes nicht unmerkwürdig.

Nicht lange nach den Alemannen erscheint auch der Name Franken, zum ersten Male zur Zeit des Kaisers Gordian, etwa im Jahre 242; seitdem ist derselbe in der Geschichte wie im Leben geblieben bis diesen Tag. Als die Sitze der Franken wird das Land auf der rechten Seite des Rhein's zwischen den Sachsen und Alemannen bis zum Ocean bezeichnet. Aus dem Namen Franken treten auch noch von Zeit zu Zeit einige Namen von Völkern hervor, die sich in dieser Gegend als Germanen berühmt oder bekannt gemacht hatten, im Besondern die Namen Chatten, Bructerer, Chamaven, Ampsivarier. Kein Schriftsteller hat eine Nachforschung angestellt, wann und wo diese Eidgenossenschaft zu Stande gekommen ist und warum sie den Namen Franken erhalten hat.

Der älteste Geschichtschreiber, der unter den Franken selbst gelebt und im letzten Viertel des sechsten Jahrhundertes geschrieben hat, der Bischof Gregor von Tours, läßt die Franken am Rhein im Kampfe mit den Römern auftreten, sie selbst im Angriffe, die Römer in der Vertheidigung. An den Rhein seien sie aus Pannonien gekommen, später über den Rhein gegangen und durch Tungrien weiter in Gallien vorgedrungen, nachdem sie sich Könige aus der vornehmsten Familie des Volkes, die sich durch einen starken Haarwuchs auszeichnete, gesetzt hatten. Diese Mähr ist im Fortgange der Zeit ausgebildet worden, nicht im Volke, sondern von Männern, die Etwas von alten Geschichten gehört hatten. Diesen Männern war es Bedürfniß zu erklären, wie die Franken nach Pannonien gekommen, und folgende Sage half aus. „Nach der Zerstörung Troja's floh der König Aeneas nach Italien; Priamus aber und Antenor fuhren mit 12,000 Mann über den mäotischen See, landeten in Pannonien, baueten hier eine Stadt Sigambria und wurden im Ablaufe der Jahre zu einem großen Volk. Als Valentinian Kaiser im römischen Reiche war, schlugen die Sigambrer für denselben eine große Schlacht und erhielten von ihm zu ihrem Preise den griechischen Namen Franken, das heißt Verwegene. Zehn Jahre später geriethen diese Franken mit Valentinian in Streit. In dem Kampfe fiel Priamus; die Uebrigen wichen dem Sieger aus und kamen von Priamus' und Antenor's Söhnen geführt an den Rhein. Hier erbaueten sie eine Stadt nach Troja's Muster, und Faramund, Priamus' Enkel, ward ihr einiger König." Diese wunderlichen Dinge sind in der folgenden Zeit niemals in Vergessenheit gerathen. Nur Wenige haben sich damit begnügt, die Franken aus dem Heer Alexander's des Großen an den Rhein zu führen; selbst das verständige Wort, welches einem Gesetzbuche der Franken vorgesetzt worden ist: „Gott hat das Volk der Franken gegründet", hat nicht abgehalten den Faden der alten Fabel weiter zu spinnen.

Die Bedeutung des Namens Franken kennt Niemand. Ein Redner sagt: „ein keltisches Volk auf der rechten Seite des Rhein's ist so wohl gerüstet zu den Werken des Krieges,

daß man von der Sache selbst den Namen entlehnend sie mit einem verdorbenen griechischen Worte Franken, die Gerüsteten, genannt hat." Spätere Schriftsteller haben den Namen abgeleitet von einem Könige Franzio. In neuerer Zeit hat man dem Wort eben so willkührlich die Bedeutung Freie aufzudrängen gesucht. Dasselbe gilt von den Namen Ripuarier und Salier, unter welchen die Franken in späterer Zeit gewöhnlich vorkommen. Die Ripuarier erscheinen längs des Rhein's, die Salier am Meer, in Batavien und westlicher längs der Küste. Vielleicht bedeutet der erste Name Rheinwehren, der letzte Meerwehren oder Meerfranken. Jede Vermuthung aber kann um so leichter bestritten werden, da neben diesen beiden Namen noch andere erscheinen, die sich nur aus der Geschichte verloren haben, weil die Menschen, welche sie führten, weniger berühmt geworden sind. Das jedoch möchte gewiß sein, daß der Name Franken teutsches Ursprunges ist, daß hingegen die Namen Ripuarier und Salier ursprünglich nur von den Römern gebraucht worden sind um die Angriffe, die vom Rhein oder vom Meere her gemacht wurden, leichter zu unterscheiden.

4.

Erste Angriffe der vier neuen teutschen Eidgenossenschaften auf das römische Reich.

Die vier Völkervereine, Gothen, Alemannen, Franken und Sachsen, führten vom zweiten Viertel des dritten Jahrhundertes an einen beständigen Krieg gegen das römische Reich; hinter ihren Namen bleibt geraume Zeit Alles verborgen, was in Teutschland lebte und bestand. Der Kampf selbst ist unübersehbar. Die Ueberlieferungen geben weder eine klare Uebersicht des Ganzen noch eine lebendige Anschauung des Einzelnen. Denn der Verfall des römischen Reiches schritt fort. Alle Keime des Verderbens entwickelten sich mehr und mehr auf eine furchtbare Weise. Die Religion der Väter ward überall mißachtet und das Christenthum nicht öffentlich bekannt; die Tugend fand selten

Achtung, die Wissenschaft keine Bahn; kaum ward eine Sitte heilig gehalten. Aus Wort und Werk war die Wahrheit verschwunden und ungebändigte Leidenschaften bestimmten zur That. Gewiß fehlte es nicht an edelen Seelen und an reinen Gemüthern; aber sie waren Fremdlinge in dieser Zeit und flohen hinweg aus dem Getreibe der Welt. Das öffentliche Leben schleppte sich in Blut und Schande weiter. Das einzige Erbtheil aus den Tagen der Väter war die Kunst der Waffen; aber die Waffen waren in den Händen von Miethlingen, die Rom haßten oder verachteten. Der Senat konnte keinen Kaiser ertragen, der das Heer zu leiten verstand; das Volk verlangte nur Fürsten, die durch Feste, Spiele und Spenden seine leeren Tage füllten; das Heer selbst mochte weder einen starken Kaiser dulden noch einen schwachen: nur der häufige Wechsel gewährte Freude, weil er Gaben und Geschenke, gute Tage und lustige Nächte verhieß. Darum erhoben die Heere immer ihre Führer zum kaiserlichen Namen; aber die Stufen zum Reiche bildeten gewöhnlich eine Leiter zum Blutgerüste. Selten gelangte ein Mann auf einem andern Wege zur Herrschaft als über den Leichnam seines Vorgängers hinweg, und ihm selbst blieb keine andere Aussicht als zu Grunde zu gehen wie sein Vorgänger. Auch herrschte selten Ein Kaiser; oft standen mehrere Kaiser neben einander, zuweilen in nicht geringer Zahl; auch gelang schon in dieser Zeit teutschen Männern das Reich zu erhalten. Maximin, der im Jahre 235 Kaiser wurde, war seiner Abstammung nach ein Gothe, der Sohn eines Landmannes in Thracien, selbst ein Hirt in seiner Jugend.

In welchem Zustande sich das Reich befand, zeigte sich auffallend, als im Jahre 247 der Kaiser Philipp der Araber die Gründung der Stadt Rom vor Tausend Jahren durch große Festlichkeiten zu feiern versuchte. Was nur die Welt Kostbares, Merkwürdiges, Seltsames hatte, wurde verschwenderisch aufgeboten um der Feierlichkeit Glanz, Größe und Gewicht zu geben; aber die Gemüther der Menschen wurden weder für den Kaiser noch für Rom gewonnen, und Einheit des Geistes und des Gefühles ward nicht bewirkt. Es fehlte

die Würde, die Theilnahme, die Frische des Lebens, jede hohe Gesinnung, die Seele. Es war mehr eine Begräbnißfeier großer Erinnerungen und alter Herrlichkeit als ein Fest der Freude, des Dankes, der Hoffnung auf die Tage der Zukunft. Das große Ereigniß ging ohne Wirkung vorüber wie es ohne Bedeutung gewesen war, ein künstliches Machwerk.

Ein solches Reich schien von einem tüchtigen Feinde leicht zertrümmert werden zu müssen, und die vier großen teutschen Eidgenossenschaften waren gewiß tüchtige Feinde. Dennoch erhielt sich der Name des Reiches noch über zwei hundert Jahre. Der gewaltige Baum, der seine Krone über die schönsten Länder von Europa, Asien und Afrika hinwegbreitete, hatte seine Wurzeln so tief und so weit in den Boden getrieben, daß er noch viele Stürme bestehen konnte, ehe er niederstürzte. Ueberdieß waren die Teutschen zwar tüchtige, aber nicht mächtige Feinde. Ihre Heere bestanden nur aus Geleiten; wenn auch die vier Eidgenossenschaften von Einer Gesinnung beseelt waren, so vermochten die Heere doch nicht nach Einem Entwurfe zu handeln. Auch waren die einzelnen Bündnisse nur lockere Vereine. Die erste Sorge der Heere war ihre eigene Erhaltung, die zweite ihr Gewinn: Fahrten zu Raub und Plünderung waren für sie Bedürfniß. Rom aber hatte diesen Feinden seine wohlbewaffneten Legionen entgegen zu stellen, und wenn es denselben an einer vaterländischen Gesinnung fehlte, so wußte doch mancher Anführer das Gefühl der Soldatenehre in ihnen aufzuregen, oder sie durch die Strenge militarischer Strafen im Gehorsam zu erhalten. Endlich hatte Rom die alten Künste der Verlockung, Verführung, Bestechung nicht verlernt, und es fehlte noch nicht an den Mitteln, diese Künste in Ausübung zu bringen.

Der Kampf begann um das Jahr 230. Von den Thaten der Sachsen ist kaum die Rede. Auch die Franken unternahmen noch Nichts von Bedeutung. Die Alemannen dagegen hatten einen harten Anfall von den Römern zu erleiden, als Maximin das Reich beherrschte. Dieser gothische Mann erkannte, daß er als Barbar und wegen seiner Strenge ge-

haßt, von den Vornehmen des Reiches wegen seiner niedrigen Herkunft verachtet, von den Anhängern des Kaisers Alexander, seines Vorgängers, verabscheuet und von Allen, die in Schwelgerei, Ueppigkeit oder feinen Genüssen das Glück des Lebens suchten, gefürchtet ward. Auch sah er sich sogleich nach seiner Gelangung zum Reiche von Verräthereien und Verschwörungen umgeben und fühlte, daß ihn Nichts retten könnte als kriegerische That. Also führte er im J. 237 ein großes Heer über den Rhein. Aber Niemand beschreibt den Weg, Niemand nennt ein Volk oder einen Fluß. Gewiß ist: die Teutschen vereitelten seine Hoffnung; sie zogen sich zurück und erwarteten ihre Zeit. Endlich erblickte der Kaiser sie in Schlachtordnung hinter einem See. Der ungestüme Mann wagte sich in den See; die Römer folgten ihm aus Scham und Furcht. Von der andern Seite drangen die Teutschen gleichfalls vor. Es kam zu einer Schlacht im Wasser. Die Teutschen sollen einen großen Verlust erlitten haben; die Römer aber wahrscheinlich einen größern. Denn der Kaiser, nur mit Mühe aus großer Gefahr gerettet, führte sein Heer nicht zum Rhein zurück, sondern zur Donau und mußte sich auch den Weg zu diesem Strome mit den Waffen bahnen. In zwei Schreiben jedoch, die er selbst an den Senat gerichtet haben soll, rühmt er sich und sein Heer in folgenden Worten: „Achtzig Meilen weit haben wir die Dörfer der Germanen verbrannt; wir haben ihre Heerden fortgetrieben, Gefangene hinweg geführt, die Bewaffneten getödtet, in einem See eine Schlacht geliefert"; weiter: „Ich habe in kurzer Zeit so viele Kriege geführt als Niemand zuvor; ich habe unermeßliche Beute gemacht; die Zahl der Gefangenen wird das römische Reich kaum fassen können." Wahr ist, arge Prahlereien sind in der Weise dieser Zeit: dennoch drängt sich die Vermuthung auf, daß diese lügenhafte Sprache dem Kaiser Maximin nur zugeschrieben worden sei um den Gothen in den Augen des Heeres und des Volkes lächerlich zu machen.

Die gothischen Völker endlich unternahmen keine abenteuerlichen Fahrten um Raub und Beute, sondern sie verfolgten mit Verstand und Ausdauer einen großen und be-

stimmten Zweck: sie wollten Dacien erobern. Da sie aber schon erkannt hatten, daß diese Eroberung ein zu schweres Werk für ihre Kriegskunst sein würde: so unternahmen sie, das Land im Westen und im Osten zu umgehen, sich in den Ländern südlich von der Donau festzusetzen und auf solche Weise die Römer zur Räumung Dacien's zu nöthigen. Zur Zeit des Kaisers Maximin wurde die Stadt Histria an der Mündung der Donau von ihnen zerstört; Mösien, Thracien, selbst Pannonien wurden ausgeplündert. Maximin ward ermordet, ehe er sie zu vertreiben vermocht hatte. Sein Nachfolger, Gordian, unternahm eine Fahrt gegen die Gothen, ward aber bei Philippopolis in Thracien geschlagen, und erkaufte den Abzug der Sieger durch starke Jahrgelder. Zu derselbigen Zeit aber, da der Kaiser Philipp die tausendjährige Gründung Rom's feierte, erschienen sie schon wieder in Mösien und Thracien unter einem König Ostrogotha, und die alten Vorgänge wiederholten sich von Neuem. Nach Ostrogotha tritt Kniva als König der Gothen auf. Derselbe ging, als Decius im J. 249 kaum zum Reiche gelangt war, mit einem Heere von angeblich 70,000 Mann über die Donau, während andere Haufen zu Raub und Plünderung abgesandt wurden. Der neue Kaiser eilte nach Mösien. Bei seiner Annäherung hoben die Gothen die Belagerung von Nikopolis auf, gingen aber nicht über die Donau zurück, sondern weiter in das Reich hinein über den Hämus. Da der Kaiser fürchtete, sie möchten Philippopolis überfallen, so ging auch er über das Gebirg und lagerte sich bei Baräa. Alsobald stürzte sich Kniva auf das römische Heer, sprengte dasselbe auseinander, trieb es in unaufhaltsame Flucht. Der Kaiser floh über das Gebirg zurück und vereinigte sich mit seinem Feldherrn Gallus, der an der Donau stand. Die Gothen eroberten Philippopolis und zwangen den Befehlshaber in der Stadt, Priscus, mit ihnen gegen seinen Kaiser zu ziehen. Es kam zu einer neuen Schlacht, in welcher Decius' Sohn, ein Jüngling, schon mit dem kaiserlichen Namen beehrt, seinen Tod fand. „Der Verlust Eines Mannes, rief der Kaiser, ist ohne Bedeutung für das gemeine Wesen.“ Aber der Schmerz lag

schwer auf dem väterlichen Herzen. In demselben erneuerte er bei Abrutum in Mösien den Kampf. Das römische Heer wurde geschlagen und der Kaiser fand den gesuchten Tod. Die Legionen begrüßten den Legaten Gallus als Kaiser. Dieser neue Kaiser hielt für nöthig unter jeder Bedingung Frieden zu schließen. Der Gothen nächster Wunsch war die Sicherung der Beute. Also gingen sie, da ihnen zugestanden wurde was sie verlangten, den Frieden ein. Aller Raub blieb ihr Eigenthum; selbst alle Gefangenen blieben in ihrer Gewalt; auch mußten die Römer ihnen die nöthigen Lebensmittel auf ihrem Rückzuge gewähren und eine große Summe jährliches Zinses versprechen. Der Kaiser verkündigte dieses Abkommen als einen ewigen Frieden, der einer bessern Feier werth sei als ein vorübergehender Sieg. Es war im Jahre 251.

Der ewige Friede aber hatte keinen Bestand. Die Gothen erhielten das versprochene Jahrgeld nicht. Sie drangen daher wieder in Mösien ein, während die Perser Angriffe auf die morgenländischen Provinzen des Reiches machten, während eine schreckliche Pest in vielen Ländern desselben, sogar in Italien, wüthete. Sie kamen plündernd und zerstörend bis an das adriatische Meer. Zugleich setzten andere Haufen über das schwarze Meer, fielen in Klein-Asien ein, drangen vor bis an die Gränze von Cappadocien und bis an die Thore von Ephesus. Aus den europäischen Ländern wurden sie durch Aemilian, den Anführer der Legionen in Pannonien, zurückgetrieben, und für diese That überreichten ihm die Legionen den kaiserlichen Purpur. Hierauf wurde Gallus von seinen eignen Soldaten erschlagen; bald hatte Aemilian dasselbe Schicksal, und Valerian ward im J. 253 Kaiser des ganzen Reiches.

Unter diesen Vorgängen waren die Ufer der Donau und des Rhein's von dem größten Theile der römischen Waffen entblößt worden; teutsche Heere stürzten sich daher von allen Seiten unaufgehalten in das Reich hinein. Es werden Gothen genannt, Quaden, Markmannen, Alemannen, Franken und Sarmaten. Gewiß: Niemand versäumte an dem bereiteten Mahle Theil zu nehmen. Der Kaiser Va=

lerian, ein alter, edeler und kräftiger Mann, nahm seinen Sohn Gallienus, einen Jüngling von Geist und Kraft, zu seinem Gehülfen an. Er selbst übernahm die asiatischen Länder; der Cäsar Gallienus ward an den Rhein gesendet. Nun eine Zeit gränzenloser Verwirrung. Die Bewegung der Teutschen glich einem wilden Gewoge: das aufgestürmte Meer braus'te über die Deiche; während man hier dämmte und rettete, brach es sich dort neue Bahnen der Zerstörung. In der allgemeinen Noth bekleideten bald die Legionen ihre Anführer mit der kaiserlichen Gewalt, bald nahmen die Feldherren selbst im Zorn, aus Eifersucht oder zu eigener Erhaltung den kaiserlichen Namen an. Die Zerrüttung dauerte ein halbes Menschenalter so schrecklich fort, daß die Schriftsteller kaum die Namen der verschiedenen Kaiser zu nennen wissen. Um so weniger sind sie im Stand irgend Etwas Genaues über die Unternehmungen der Teutschen zu berichten. Die Namen der Völker sind ebenso unbekannt als die Namen der Führer und ihre Thaten.

Etwa zwei Jahre nach seiner Gelangung zum Reiche brach der Kaiser Valerian nach Asien auf. Vor seinem Anmarsche zogen sich die Gothen zurück. Sobald er aber den Krieg gegen die Perser begonnen hatte, setzten sie, von den Anwohnern des Bosporus und der Ufer des Pontus überhaupt mit Schiffen und erfahrenen Ruderknechten versehen, ihre Angriffe auf Klein-Asien fort und bedrohten den Kaiser im Rücken. Die Städte an der Küste wurden erobert oder gefährdet; selbst das große und reiche Trapezunt ward im Sturm erobert, geplündert, zerstört. Die Streifereien gingen bis zu der andern Küste. Chalcedon, Nikomedien, Nicäa, von ihren Bewohnern verlassen, gewährten eine große, unbestrittene Beute. Endlich zog der Kaiser von Antiochien heran. Die Gothen wichen aus und kehrten mit ihrer Beute zu ihren Völkern zurück. Der Kaiser setzte daher den Krieg gegen die Perser fort, hatte aber bald das Unglück, im J. 259, in die Gefangenschaft der Feinde zu gerathen. Sogleich waren die Gothen wieder in Asien und in den benachbarten europäischen Ländern. Sie eroberten Ephesus, und Diana's erhabener Tempel fiel in Trümmer;

Chalcedon wurde zerstört; Thracien, Macedonien und Illyrien wurden von Neuem die Bühne ihrer Thaten und Fahrten. Selbst Griechenland blieb nicht verschont.

Inzwischen hatte Gallienus nicht ohne Glück in Gallien und am Rhein gekämpft. Die Alemannen hatten die Befestigungen des Zehntlandes durchbrochen und waren über den Rhein gegangen. Gleichzeitig waren die Franken über den Unter-Rhein in Gallien vorgedrungen. Gallienus vertrieb beide Heere und sicherte den Rhein, bald im Angriffe, bald in Abwehr. Zugleich bot er Alles auf um die Teutschen zur Ruhe zu bringen. Er sparte das Geld nicht; teutsches Haar zierte sein Haupt; Pipara, die schöne Tochter eines teutschen Königes, erfüllte ihn mit so tiefer Liebe, daß er sie zu seinem Weibe machte und mit Redlichkeit und Treue zu ihr hielt. Ihm gelang, die Teutschen zu trennen und die Gränze des Reiches zu bewahren. Zu derselbigen Zeit aber, da sein Vater in die Gefangenschaft gerieth, brachten nicht nur die Gothen furchtbare Verwüstungen über römische Länder, sondern auch Markmannen und Alemannen brachen in Italien ein und drangen bis Ravenna, bis in die Nähe von Rom vor. Gallienus, nunmehr einiger Herr des Reiches, eilte nach Italien. Rom war vor seiner Ankunft gerettet; Italien wurde durch ihn befreiet. Bald aber erhielt er die Nachricht, sein Sohn Salonin sei in Gallien ermordet, seine Feldherren hätten sich selbst den kaiserlichen Namen beigelegt. Andere Nachrichten von neuen Angriffen der Teutschen, von blutigen Kämpfen der römischen Heere gegen einander, von Gräueln jeglicher Art trafen in rascher und ununterbrochener Folge ein. Sieben Jahre lang stand Gallienus in dieser Welt unendlicher Wirrnisse, ohne Rath und Hülfe, bald große Gedanken fassend, bald bis zur Verzweifelung verzagt, zuweilen wilder Leidenschaft hingegeben, zuweilen durch Pracht, Spiele und Schwelgerei, auch wohl durch grausames Eingreifen den Sturm in seiner Brust bekämpfend, immer in Noth und Bedrängniß.

Während dieser Zeit müssen in dem Bündnisse der Gothen Veränderungen vorgegangen sein. Es treten neue Völker hervor: Heruler und Gepiden. Die Heruler kamen

mit einer großen Flotte vom mäotischen See her über das schwarze Meer; die Gepiden erschienen mit einer andern Flotte. Eine Abtheilung dieser Schiffe fuhr die Donau herauf, eine andere ging durch den Bosporus und den Hellespont in das ägäische Meer. Die Inseln wurden geplündert; in Griechenland wurden fast alle Städte, an welchen aus alter Zeit die größten und schönsten Erinnerungen hängen, Athen, Korinth, Sparta, Argos, erobert und ausgebeutet. Die Athenäer jedoch erhoben sich unter der Anführung des Geschichtschreibers Dexippus und nahmen Rache an den Barbaren. Sie aber, die gothischen Krieger, drangen nach Norden vor, durch Böotien und Achaia in Epirus, in Thracien und in Illyrien hinein. Endlich verließ der Kaiser Gallienus Rom und zog gegen sie ins Feld. Die Gothen gingen zurück; Gallienus ihnen nach. Da erhielt er die Botschaft, sein Feldherr Aureolus, dem die Deckung Italien's anvertrauet war, habe sich gegen ihn erhoben um selbst Kaiser zu werden. Sogleich schloß Gallienus einen Frieden mit den Gothen; eine große Anzahl Heruler trat in die Dienste des Kaisers und der Anführer oder Herzog derselben, Naulobat, erhielt die Ehre der consularischen Würde. Hierauf eilte der Kaiser nach Italien, ward aber im J. 268 vor Mailand meuchlerisch ermordet, und Flavius Claudius übernahm, nachdem auch Aureolus zu Grunde gegangen war, von den Soldaten erhoben, das Reich.

Sogleich fielen gothische Heere abermals in das Reich ein. Von den Ufern des Dniesters her gingen sie mit einer Flotte, die aus zwei Tausend, ja aus sechs Tausend Schiffen bestanden haben soll, über das schwarze Meer. Die Größe des Heeres auf dieser Flotte wird auf 320,000 Mann angegeben. Heer und Flotte erlitten zwar bei der Durchfahrt aus dem schwarzen in das ägäische Meer durch Sturm, Strömung und die eigene Menge großen Verlust; dennoch wurden Angriffe auf Creta und Cypern gemacht, und Griechenland fühlte von Neuem die Waffen der Gothen. Um dieselbige Zeit brachen Alemannen durch Rhätien in Italien ein. Gegen diese Feinde schlug der neue Kaiser Claudius eine harte Schlacht am Garda-See und nöthigte sie zum

Rückzug. Alsdann zog er wider die Gothen, von seinem Feldherrn Aurelian unterstützt. Bei Naissus trafen die Heere auf einander. Mit welchen Sorgen der Kaiser der Schlacht entgegen ging, beweist ein Brief von ihm an den römischen Senat: „320,000 bewaffnete Barbaren stehen auf römischem Boden; das gemeine Wesen ist erschöpft; es fehlt selbst an Schilden, Schwertern und Wurfspießen; erreichen wir nur Etwas, so wird es der Bewunderung werth sein.“ Und Etwas ward erreicht. Zwar hielten die römischen Legionen den Stoß der Gothen nicht aus; weil aber die Sieger sich zu früh der Freude des Sieges überließen, so gelang es den Römern einen Theil des gothischen Heeres, 50,000 Mann, abzuschneiden, zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Dieses Unglück zwang die Gothen zum Rückzuge. Die Römer feierten den Erfolg wie einen vollkommeneu Sieg; der Kaiser selbst rühmte sich, daß er das ganze gothische Heer aufgerieben und ihre ganze Flotte, 2,000 Schiffe, zerstört habe. Aber bald erfuhren die Römer, daß die Gothen nicht vernichtet, daß sie nicht einmal zurück gegangen seien. Das römische Heer war so geschwächt, daß Claudius die gefangenen Gothen in die Legionen aufzunehmen kein Bedenken trug; und mitten unter solchen Unfällen starb er, im J. 270, von einer bösen Seuche hinweggerafft, die durch Hunger und Elend erzeugt in diesen Gegenden furchtbar wüthete.

5.

Dacien's Eroberung durch die Gothen.

Den kaiserlichen Purpur erhielt Aurelian, ein gewaltiger Mann, die Hand am Schwerte beigenannt. Aus niedern Verhältnissen durch Geist und That auf den Stufen des Kriegsdienstes empor gestiegen, war er entschlossen das zerfallene Reich zur Einheit zurück zu führen; seine Seele war stark genug um sich vor keinem Mittel zu scheuen. Er eilte nach Rom. Kaum aber war er angelangt, so erhielt er die Nachricht von dem Einbruche teutscher Völker in Pan-

nonien. Diese Völker werden bald Scythen genannt, bald Markmannen, auch Vandalen, am Gewöhnlichsten Juthungen (Gothungen?), ein Name, der früher noch niemals angeführt worden ist. Sie traten mit großer Macht auf und beriefen sich, wunderlich genug, auf alten und langen Verkehr mit den Römern. Es ist daher kaum anders möglich: der Name Juthungen ist der Name einer besondern Verbindung gewesen, welche von gothischen Völkern mit nicht-gothischen, mit den benachbarten suevischen Völkern, den Markmannen und den Quaden, abgeschlossen war. Wirklich treten auch die Namen Markmannen und Quaden fortan mehr und mehr in der Geschichte zurück, und unverkennbar handelten die Juthungen mit den Alemannen, also mit suevischen Völkern in Uebereinstimmung.

Der Kaiser Aurelian zog nach Pannonien. Die Juthungen gingen zurück über die Donau. Aurelian folgte ihnen. Hierauf schickten die Juthungen Abgeordnete an den Kaiser und baten um Frieden. Aurelian beschloß denselben die Herrlichkeit des römischen Reiches zu zeigen. Er empfing die Gesandten auf die feierlichste Weise. Sein ganzes Heer war in einem Halbkreis aufgestellt; er selbst auf einem prachtvollen Thron, um ihn her seine Feldherren, vor ihm die goldnen Adler, die Bildnisse der Kaiser und die Namen der Legionen in goldenen Buchstaben auf Tafeln an silbernen Lanzen. Die Gesandten der teutschen Völker aber verloren die Fassung nicht. Der Sprecher sagte zu dem Kaiser: „Nicht weil unsere Seelen verzagt, auch nicht weil wir ohne Mittel und Macht sind, bieten wir die Hand zum Frieden. Wir haben noch 40,000 Mann zu Roß, und diese Männer sind wahrhaftig Juthungen, die sich auf den Reiterkampf verstehen; die Zahl unserer Krieger zu Fuß ist doppelt so groß und wohl im Stand Alles zu brechen, was an Kraft und Stärke in euerem Heer ist. Wir ziehen aber den Frieden dem Kriege vor. Wahr ist, wir haben wohl, wenn sich die Gelegenheit darbot, in euerem Lande geplündert um uns zu verschaffen was wir nöthig hatten; gewöhnlich aber sind wir ruhige Nachbarn gewesen. Auch haben wir in eueren Reihen gestanden und mit euch gegen euere Feinde gekämpft:

das kann auch in der Zukunft geschehen. Erwägt also eueren Vortheil. Wollt ihr den Frieden, so müßt ihr billig uns eben so viel Gold und Silber wieder geben, als ihr uns vormals gegeben habt. Weigert ihr euch, so habt ihr den Krieg." Der Kaiser, erstaunt und aufgebracht über diese Forderungen eines feindlichen Heeres, das vor ihm auf der Flucht gewesen war, verwarf hochfahrend die Anträge.

Kaum aber waren die Gesandten zu den Ihrigen zurück gekehrt, so ward er furchtbar enttäuscht. Er erhielt die Nachricht, Alemannen seien durch Rhätien in Italien eingefallen und drängen unaufhaltsam vor. Sogleich brach er den Krieg mit den Juthungen ab und eilte mit dem größten Theile seines Heeres nach Italien. Der obere Theil dieses Landes war von den Alemannen erobert, die Gegend um Mailand verwüstet, bei Placentia ein römisches Heer zu Grunde gerichtet, ganz Italien mit Angst und Noth angefüllt, Rom selbst in der größten Aufregung. An der eigenen Kraft verzweifelnd, hatte das römische Volk verlangt, die sibyllinischen Bücher sollten zu Rathe gezogen werden. Vom Senate war diese Handlung altes Aberglaubens abgelehnt worden; der Kaiser befahl den Versuch und lieferte Menschen und Thiere zu den nöthigen Opferungen. Und um dieselbe Zeit, da die Bücher befragt und die Opferungen vollbracht wurden, traten die Teutschen ihren Rückzug an. Deßwegen schrieben die heidnischen Römer diesen Rückzug den Wirkungen der alten religiosen Bräuche zu. Der wahre Grund scheint gewesen zu sein, daß der Kaiser zur Rechten hinter dem teutschen Heere hinweg gegangen war um Rom zu decken. Die Teutschen bestanden auf dem Rückzuge noch zwei Schlachten zur Sicherung ihrer Beute; Italien aber wurde befreiet und Aurelian vom römischen Volk als Retter und Sieger gefeiert. Er bestrafte Diejenigen, die seine Sache verlassen hatten, befahl Rom mit neuen Festungswerken zu umgeben und führte sein Heer sogleich wieder nach Pannonien.

Es war hohe Zeit. Nach seinem Abzuge hatten die Juthungen den größten Theil von Pannonien wieder in Besitz genommen. Der Kaiser lieferte ihnen fern von den Ufern

der Donau eine Schlacht, die unentschieden blieb. Deßwegen hielt er für nöthig, dem unglückseligen Krieg endlich ein Ende zu machen. Er trat mit den Feinden in eine neue Unterhandlung und führte dieselbe zu dem Abschluß eines Friedens. Die Bedingungen werden freilich nicht angegeben; die Hauptbedingung aber war, daß die Römer die Provinz Dacien räumen und den Gothen überlassen sollten. Aurelian zog nicht nur die römischen Truppen aus Dacien zurück, sondern er ließ auch alle Römer, die sich in diesem Land angebauet hatten und dasselbe zu verlassen wünschten, auf das andere Ufer der Donau bringen. Viele jedoch blieben in Dacien wie in den Städten so auf dem Lande: denn 165 Jahre waren verlaufen, seit Trajan die Provinz gegründet hatte, und Dacien war manchem Römer zum Vaterlande geworden. Die Ausgewanderten erhielten Wohnsitze in andern Provinzen, besonders in Mösien, auf welches Land Aurelian den Namen Dacien übertrug. Die teutschen Völker dagegen verliessen nach dem Abschlusse des Friedens das rechte Ufer der Donau. Viele traten in römische Kriegsdienste; die Uebrigen wurden auf dem Rückweg auf Kosten des Kaisers verpflegt, und Dacien ward im J. 271 in Besitz genommen.

6.

Neue Angriffe auf das römische Reich. Probus, Diocletian, Constantin der Große gegen die Teutschen.

Nachdem Aurelian in Asien die römische Herrschaft bis an die alten Gränzen und Aegypten zum Gehorsam zurück gebracht hatte, unternahm er eine Fahrt nach Gallien. Daselbst herrschte ein Kaiser Tetricus, der eine große Zahl teutscher Jünglinge in seinen Dienst genommen hatte. Diese aber hatten sich für seine schwache Hand zu stark gezeigt und waren ihm selbst zur Last geworden. Deßwegen verständigte er sich mit Aurelian und versprach seine Unterwerfung. Zwischen ihm und Aurelian ward eine Schlacht verabredet, in

welcher die teutschen Krieger hingeschlachtet werden sollten. Sie fand Statt, im J. 274, bei Catalauni, Chalons an der Marne. Während derselben ging Tetricus zu Aurelian über, und in der Verwirrung, die dadurch in seinem Heer entstand, wurden die teutschen Krieger größtes Theiles niedergemacht. Gallien wurde von den Teutschen befreiet; die Bataver jedoch kamen nicht wieder zur Unterwürfigkeit: sie waren in den Bund der Franken eingetreten und erscheinen fortan in diesem Bunde.

Im J. 275 starb der Kaiser Aurelian durch einen Meuchelmord von gemeiner Hand; erst nach sieben oder acht Monaten wagte der Senat eine Wahl zu unternehmen. Er erkor den ältesten Mann aus seiner Mitte, einen Greis von 75 Jahren, Claudius Tacitus. Dieser Kaiser aber war nicht gemacht für die Herrschaft im römischen Reich. Er gehörte einer andern Zeit an und wünschte eine Vergangenheit zurück zu bringen, auf welcher die ungeheuern Begebenheiten von dritthalb hundert Jahren standen. Im Besondern war er durch sein Alter unfähig für die Waffen; die Legionen, die Aurelian's starke Hand empfunden hatten, mochten ihm nicht gehorchen. Dennoch hielt er eine Kriegsfahrt nach Asien für nothwendig: ein gothisches Heer, von Aurelian für den römischen Dienst nach Asien gezogen und nach dem Tode dieses Kaisers vernachlässigt, verübte gefährliche Feindseligkeiten. Tacitus aber ging schon sechs Monden nach seiner Erhebung zu Grunde. Sein Bruder Florian, der sich selbst den kaiserlichen Purpur auf die Schultern legte, fand bald seinen Tod; der Anführer der Legionen in Syrien, Marcus Aurelius Probus, wurde zuerst von seinem Heer als Kaiser begrüßt, bald im ganzen Reich anerkannt.

Probus, wie Claudius und Aurelian, ein Pannonier, stand in der vollen Kraft des Lebens als er das Reich übernahm. Seit seinen Jünglingsjahren im Lager hatte er in allen Welttheilen gekämpft. Valerian hatte ihn hervor gezogen; seit dieser Zeit hatte er sich durch Treue, Tapferkeit, Einsicht und strenge Erfüllung seiner militarischen Pflichten unter allen Römern ausgezeichnet. Als Kaiser mußte er all sein Sinnen und Trachten auf kriegerische Werke richten;

aber der eigenthümliche Edelmuth seiner Seele wurde nicht ausgetilgt. Gegen die Teutschen jedoch trug er einen furchtbaren Zorn in sich; in demselben hielt er Alles für erlaubt. Sobald er daher seine Herrschaft befestigt glaubte, begab er sich, im J. 277, nach Gallien: denn seit Aurelian's Ermordung waren teutsche Krieger von Neuem über den Rhein gezogen, hatten Gallien größtes Theiles in Besitz genommen und 60 oder 70 große Städte in ihre Gewalt gebracht. Diese teutschen Krieger bestanden zum größten Theil aus Franken und Alemannen, zum Theil wohl auch aus Sachsen. In einigen Ueberlieferungen werden sie sämmtlich bloß Germanen oder Barbaren genannt; in andern treten Namen hervor, die neu sind, oder doch in Gallien Verwunderung erregen: Burgundier, Vandalen, Logionen. Die Burgundier, früher unter den gothischen Völkern aufgezählt, sollen später in einem schweren Streite mit den übrigen Gothen von dem König Ostrogotha größtes Theiles vernichtet worden sein. Vielleicht ist ihre kriegerische Mannschaft im Bunde mit den Juthungen zu den westlichen teutschen Völkern gekommen. Die Vandalen, gleichfalls zu den Gothen gerechnet, scheinen nur durch eine Verwechselung des Rhein's mit der Donau nach Gallien versetzt zu sein: Probus hat sie vielleicht bekämpft, aber nicht in Gallien, sondern in Pannonien. Von den Logionen ist früher Nichts gehört worden, und auch später treten sie nicht wieder hervor. Ueberhaupt ist die Geschichte des Kampfes zwischen Probus und den teutschen Völkern auf das Aergste verstümmelt und schamlos entstellt. Zuerst, heißt es, lieferte Probus den Logionen eine schwere Schlacht und nahm ihren Herzog Semno nebst seinem Sohne gefangen. Dabei ward er von den Göttern wunderbar begünstigt: ganze Haufen Getreide regneten vom Himmel herab und verschafften seinem Heere das nöthige Brot; Probus aber gab den Logionen nach der Schlacht den Frieden und ließ sie nur die Gefangenen und die Beute ausliefern. Eine zweite Schlacht lieferten seine Feldherren den Franken, während er selbst mit den Burgundiern und den Vandalen kämpfte. Hierauf vereinigten sich die Teutschen und standen den Römern gegenüber, durch einen Fluß von ihnen getrennt.

Probus lockte sie über den Fluß und brachte ihnen einen schweren Verlust bei. Die Teutschen baten um Frieden; Probus ließ sich die gefangenen Römer und alle Beute zurück geben. Als sie nun abzogen nach ihrer Heimath, überfiel er sie und brachte ihnen eine große Niederlage bei: ihr Herzog Igil wurde gefangen. Nach einer andern Ueberlieferung aber wurden 400,000 Barbaren, die römisches Land im Besitze gehabt hatten, erschlagen, und der Ueberrest ward in Teutschland herein verfolgt bis über den Niger und die Alba: zwei Flüsse, mit welchen Teutschland durch die Unwissenheit der Römer umsonst beschenkt worden ist. Den römischen Städten am Rheine gegenüber bauete Probus feste Lager im Lande der Barbaren, legte Besatzungen in dieselben und wies diesen Gränzwachen Aecker, Scheunen und Häuser an. Da die Teutschen diese Gründungen durch tägliche Angriffe beunruhigten, so versprach er seinen Soldaten um sie bei gutem Muthe zu erhalten für jeden teutschen Kopf ein Goldstück; und nun hatte er täglich Köpfe zu zählen, die man ihm als die Köpfe erschlagener Feinde darbrachte. Endlich erschienen neun Könige verschiedener Völker und baten um Frieden. Sie stellten Geissel, lieferten Getreide, Kühe, Schafe, und legten sogar die Waffen ab gegen das kaiserliche Versprechen, daß sie von den Römern vertheidigt werden sollten, wenn sie etwa von andern Völkern angegriffen würden. Auch mußten die Teutschen 16,000 junge Männer für das römische Heer stellen, welche in Haufen von fünfzig oder sechszig Mann in alle Provinzen des Reiches zu den Heeren an den entfernten Gränzen geschickt wurden.

Diesen Angaben steht nicht unwürdig ein Brief zur Seite, welchen der Kaiser Probus an den Senat geschrieben haben soll: „Germanien ist unterworfen. Neun Könige haben flehend zu meinen, zu Euern Füßen gelegen. Alle Barbaren bauen jetzt für Euch den Acker und kämpfen gegen entfernte Völker. Alle Beute ist zurück gebracht und andere, größer als die geraubte, ist gewonnen. Gallische Fluren werden mit Stieren der Barbaren gepflügt, und verschiedene Völker weiden Rinder zu unserer Nahrung. Mit Einem

Worte: nur den Boden haben wir ihnen gelassen, Alles Uebrige ist in unserm Besitze." Dieses Schreiben aber ist unverkennbar zweideutig. Das unterworfene Germanien ist das römische Germanien auf der linken Seite des Rhein's; und da der Kaiser angiebt, daß er den Barbaren den Boden gelassen habe, so ist er vielleicht gar nicht über den Rhein vorgedrungen, sondern hat den Teutschen das eroberte Land jenseits des Rhein's gelassen, sie nur als römische Unterthanen zu mancherlei Leistungen verpflichtend.

Wie aber auch die Vorgänge gewesen sein mögen: durch dieselben war in die Teutschen von Neuem Groll und Haß gekommen. Probus selbst hat sich darüber schwerlich getäuscht, wenn er gleich Beides dadurch zu mindern gehofft haben mag, daß er bei den Völkern in Gallien den Weinbau beförderte, wie er später mit militarischer Hand in Pannonien, bei Sirmich, edele Reben gepflanzt hat. Auch machte er selbst noch die Erfahrung, daß die Teutschen, die er in das Reich aufgenommen hatte, nicht gewonnen wurden, sondern ihre alte feindselige Gesinnung für und für bewahrten. Aus Gallien begab er sich nach Rhätien, Illyrien, Thracien. Ueberall trieb er die eingedrungenen teutschen Krieger zurück, oder brachte sie zur Unterwerfung. Als er endlich von einem glücklichen Zug in die Länder des Morgenlandes wieder nach Thracien kam, nahm er zuerst 100,000 Bastarner in das Reich auf und bald große Haufen aus andern Völkern. Es werden Gepiden genannt und Vandalen, aber auch Gautunnen: ein Name, der sowohl an die Juthungen als an die Gothen erinnert. Die Bastarner gehörten wahrscheinlich zu den Völkern, die von den Gothen beherrscht wurden und ausgewandert waren; denn sie hielten stets treu zu den Römern und fügten sich gern in die römischen Sitten und Gesetze. Andere teutsche Völker dagegen erhoben sich bald, als Probus mit Andern um das Reich stritt, gegen die Römer, durchzogen die Länder, brachten Verlust und Schmach über römische Heere und kehrten wie nicht ohne Ruhm so nicht ohne Beute heim nach dem Vaterlande.

Noch zwei andere, an sich unbedeutende Ereignisse konnten den Römern zum Beweise dienen, daß eine hohe Gesinnung und eine tiefe Liebe zur Freiheit in den Teutschen fortlebte. Zuerst. Der Kaiser hatte eine Anzahl gefangener Franken in die Nähe des schwarzen Meeres versetzt und ihnen hier Wohnsitze gewährt. Sie aber bemächtigten sich einiger Schiffe und suchten das Vaterland zur See wieder zu erreichen. Ihren Unterhalt gewannen sie durch Plünderungen auf den Küsten Asien's und Griechenland's. Auf Sicilien eroberten sie Syracus, zeigten sich an Afrika's Gestaden, fuhren durch die Meerenge in den Ocean und kamen nach vielen Abenteuern und manchem Verluste glücklich im Land ihrer Väter an. Zweitens. Bei dem Triumphe, den Probus über die Teutschen feiern wollte, sollten gefangene teutsche Männer öffentlich mit einander kämpfen. Achtzig dieser Männer brachen ihre Ketten, schwangen die Waffen, die zu ihrer gegenseitigen Ermordung bestimmt waren, auf ihre Wächter, stürzten dann durch die Straßen Rom's und schlugen Alles nieder, was ihnen begegnete. Sie wurden endlich umringt und fanden, was sie gesucht hatten, den Tod freier Männer mit den Waffen in der Faust gegen römische Soldaten.

Uebrigens erhoben sich in Gallien, während Probus seine östlichen Fahrten machte, zwei Empörer: der eine, Proculus, ein räuberischer Soldat, zu Lyon, der andere Bonosus, ein ausschweifender, lasterhafter Mensch, zu Cöln. Wider diese beiden Gegenkaiser fand Probus Hülfe bei teutschen Völkern, und mit denselben erkämpfte er den Sieg. Als er nun aber seine Soldaten zu friedlichen Arbeiten, zu Anpflanzungen, Austrocknungen und jeglicher Förderung des Landbaues nicht ohne Strenge anhielt, und als er unvorsichtig die Meinung aussprach, Soldaten seien eine Last der Welt und die seinigen sollten nicht unverdientes Brod essen, da erschlugen ihn seine Krieger mitten in seinen schönsten Beschäftigungen, im Jahre 282. Sogleich begrüßten die Legionen den Obersten der kaiserlichen Leibwache, Carus, als Kaiser. Teutsche Krieger aber feierten Probus' Tod in anderer Weise: sie brachen in Gallien ein. Dennoch glaubte

Carus eine Kriegsfahrt gegen die Perser, die Probus noch vorbereitet hatte, nicht verschieben zu dürfen. Er entschloß sich, begleitet von seinem jüngern Sohne Numerian, selbst nach Asien zu ziehen, den ältern, Carinus, nach Gallien zu senden. Beide ernannte er zu Cäsaren. Auf seinem Wege durch die südlichen Länder Europa's fand er überall teutsche Krieger, drängte sie zurück, kam nach Asien, fand aber bald einen so geheimnißvollen als fürchterlichen Tod. Sein Sohn Numerian und dessen Schwiegervater Aper wurden auf schandbare Weise ermordet, und Diocletian, der Urheber des ersten und zweiten, der Vollbringer des dritten Mordes, wurde sogleich von dem Heere mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen ermannte sich der Cäsar Carinus, der bisher nur seinen Lüsten fröhnend Gallien den Teutschen Preis gegeben hatte, und zog dem frevelnden Empörer entgegen. Er schlug gegen Diocletian mehrere Schlachten, erlag aber dem Glücke seines Feindes in Mösien, und Diocletian behauptete das Reich als einiger Kaiser im Jahre 285.

Auf solche Weise über drei oder vier blutige Leichen hinweg zum Reiche gelangt, bewies der neue Kaiser für und für dieselbe Gesinnung und denselben kühnen oder frechen Geist, den er bei seiner Erhebung bewährt hatte, und wußte stets über alle seine Handlungen den Schein des Rechtes und der Anständigkeit zu verbreiten. So hat er noch neunzehn Jahre den kaiserlichen Namen behauptet und endlich scheinbar freiwillig den Purpur niedergelegt. Durch seine Anordnungen ist die Zahl der Soldaten im Reiche vermehrt, aber die Stärke des Reiches nicht vergrößert worden. Die Lasten dagegen, die er auf die Provinzen legte, wurden mehr und mehr unerträglich, und der eitele Prunk, mit welchem er sich umgab, und die knechtische Anbetung, die er nach der Weise morgenländischer Höfe verlangte, waren nicht geeignet die Herzen der Menschen wieder zu erheben und mit neuem Vertrauen zu erfüllen.

Mit den teutschen Völkern ging der Krieg in der alten Weise fort. Die Donau und der Rhein blieben die Zeugen der Ereignisse. Zu gleicher Zeit entstanden in Gallien

furchtbare Bewegungen. Die untersten zur Verzweifelung gebrachten Menschenklassen rotteten sich zusammen, machten zur Waffe was sie zu ergreifen vermochten, widersetzten sich den Römern oder griffen sie an, ohne andern Zweck als den Hunger zu stillen. Sie nannten sich selbst Bagauden. Aber weder von dem Kriege mit den Teutschen, noch von den Kämpfen mit den Bagauden giebt es eine Geschichte. Bei Schriftstellern, die in geschichtlicher Weise sprechen, finden sich kaum einzelne Andeutungen; mehr bei Rednern, welche fortan das Lob der Kaiser vor öffentlichen Volksversammlungen verkündigen mußten. Diesen Rednern jedoch ist es lediglich um pomphafte Ausdrücke zu thun; sie sprechen ohne alle Kenntniß der Geschichte und der Länder, mischen Alles durch einander und nennen unbedenklich jeden Namen, der ihnen einfällt. Wenn die Teutschen zurück gingen um ihre Beute in Sicherheit zu bringen, so heißt das ein glänzender Sieg über die Barbaren; waren die Teutschen abgekauft, so ist die Sicherheit des Reiches für ewige Zeiten festgestellt. Ein einzelnes glückliches Treffen wird als die Vernichtung ganzer Völker, die Aufnahme teutscher Ansiedler in das Reich als eine folgenreiche Unterwerfung, ein flüchtiger Zug in ein teutsches Land als eine weite Ausdehnung der römischen Herrschaft gepriesen. Durch solche Rednerei hat man vielleicht die Mitwelt zu täuschen vermocht; für die Nachwelt hat man nur die Wahrheit im Einzelnen verdunkelt, aber nicht den Gang der Dinge im Großen und Ganzen. Das Reich verfiel mehr und mehr; der endliche Sieg der Teutschen ward unzweifelhaft.

Diocletian nahm schon in dem ersten Jahre nach seiner Erhebung den furchtbaren Krieger Maximian zum Reichsgehülfen an und schickte denselben nach Gallien zur Unterwerfung der Bagauden, zur Vertreibung der Teutschen, welche Alemannen und Burgundier, Chaibonen und Heruler genannt werden. Von Chaibonen aber ist weiter Nichts bekannt, und wenn Heruler in Gallien gegen Römer gekämpft haben, so können sie nur als römische Krieger nach Gallien gekommen sein. Maximian soll unzählige Schlachten siegreich geschlagen und Gallien befreiet haben. Ein Redner

trägt kein Bedenken die Behauptung aufzustellen: der Rhein sei von den Römern nie zuvor überschritten, und immer mit Freude als eine Schutzwehr des Reiches gegen die Wuth der Barbaren angesehen worden. Durch diese Behauptung glaubt er seinen Helden um so mehr zu verherrlichen, da derselbe über den Rhein gegangen wäre. Gewisser aber als dieses Vorgeben ist, daß der ganze nördliche Theil von Gallien den Plünderungen der Franken und Sachsen ausgesetzt war. Ein Mann mit Namen Carausius erhielt den Auftrag das Meer zu reinigen und die Küste zu schützen. Der Versuch hatte keinen Erfolg. Carausius gerieth in den Verdacht, daß er die Fahrten der Teutschen begünstige und den Raub mit ihnen theile. Deßwegen gab Maximian den Befehl ihn zu tödten. Carausius aber entwich mit der Flotte nach Britannien, erklärte sich hier zum Kaiser, setzte sich mit den teutschen Völkern in Verbindung, ward eine neue Geissel für die Römer und behauptete sieben Jahre lang Britannien als ein unabhängiges Reich.

Dieser Abfall Britannien's, Empörungen in Aegypten und Afrika, Asien's ungewisse Verhältnisse und die Bewegungen der teutschen Völker vom schwarzen bis zum teutschen Meere veranlaßten im J. 292 den Kaiser Diocletian seinen Gehülfen Maximian mit dem kaiserlichen Namen zu beehren und zwei jüngere kriegskundige Männer, Constantius und Galerius, zu Cäsaren zu ernennen. Er selbst blieb im Morgenlande; Maximian sollte Italien und die Länder an der obern, Galerius die Länder an der untern Donau in der römischen Gewalt erhalten, Constantius die Vertheidigung Gallien's und der westlichen Länder übernehmen. Constantius hatte den schwersten Kampf zu bestehen: Gallien jedoch wurde von ihm, etwa mit Ausnahme des nördlichen Theiles, befreiet, und Britannien zum Reiche zurück gebracht. Uebrigens wird nur eines einzigen Ereignisses mit einiger Bestimmtheit gedacht. Ein alemannisches Heer war in Gallien eingebrochen. Constantius ging demselben entgegen. Bei der Stadt Lingona, Langres, kam es zu einer Schlacht. Die Legionen wurden in so verwirrte Flucht getrieben, daß sie den Cäsar Constantius verliessen und sich in die Stadt

einschlossen. Der Cäsar mußte sich an einem Strick über die Mauer ziehen lassen. Nach fünf Stunden aber, als er in der Stadt das flüchtige Heer wieder geordnet hatte, brach er plötzlich hervor, überfiel die Alemannen und trieb sie zurück; ihr Verlust soll fast 60,000 Mann betragen haben.

Im J. 303 feierten die beiden Kaiser zu Rom einen prachtvollen Triumph. Zwei Jahre später legten sie die kaiserliche Würde nieder, Diocletian freiwillig, Maximian auf das Drängen seines Genossen. Die beiden Cäsaren Galerius und Constantius nahmen den kaiserlichen Namen an und ernannten bald andere Männer zu Cäsaren und Reichsgehülfen. Nun begann eine lange Reihe widerwärtiger Auftritte. Die Einigkeit uuter den Gewalthabern wurde durch Mißtrauen und andere Leidenschaften zerstört; es kam zu arglistigen Verhandlungen, treulosen Verträgen, grimmigen Kriegen und blutigen Thaten. Constantius schied schon im J. 306 zu York in Britannien vom Leben; sein Sohn Constantin aber, der in der Folge den Beinamen des Großen erhalten hat, hob den Purpur seines Vaters auf und legte sich denselben auf die Schultern. Neben ihm standen bald fünf andere Kaiser. Constantin kämpfte und rang gegen dieselben, wie sie selbst wider einander, sieben Jahre lang; alsdann blieb nur noch ein einziger, Licinius, ihm gegenüber stehen. Mit demselben dauerte der Kampf bald öffentlich bald heimlich noch eilf Jahre fort, und nun erst war Constantin einiger Herr im römischen Reiche.

Während dieser achtzehn Jahre der Verwirrung, der Arglist, des Blutes und jegliches Gräuels ging der Krieg mit den teutschen Völkern fort. Als Constantin die kaiserliche Würde annahm, waren Franken und Alemannen in Gallien eingedrungen. Er kam aus Britannien herüber sie zu vertreiben. Zwei Fürsten der Franken, Ascarich und Redagais, hatten das Unglück in die Hand der Römer zu fallen. Constantin, ein ungestümer Jüngling, ließ dieselben in Trier, zur Ergötzung der versammelten Menge, von wilden Thieren zerreissen. Das Volk betrachtete diesen Gräuel wie ein erhabenes Schauspiel, und Redner feierten denselben auf das Höchste als ein Werk der Stärke und der Weisheit.

Einer dieser Redner vergleicht Constantin mit Hercules, weil er wie dieser zwei Schlangen so zwei Drachen in der Wiege seiner Herrschaft erdrückt habe. Ein anderer nennt die Ermordung der beiden Fürsten einen täglichen und ewigen Sieg, vortrefflicher als alle glücklichen Schlachten der Vorzeit. „Eine Niederlage der Feinde, sagt er, macht dem Kriege kein Ende; sicherer und kürzer ist ihnen die Führer zu entreissen. Ein Kaiser hat auch nicht nöthig irgend Etwas zu scheuen, wenn er zu vertreten weiß was er gethan hat. Fürchten sich nur die Feinde, so ist ihr Haß gleichgültig. Constantin hat den Schrecken auf die Gränze des Reiches gestellt. Kein Bollwerk der Natur ist unüberwindlich; Festungen sind mehr ein Schmuck als ein Schutz der Gränze: nur der Schrecken ist eine unübersteigliche Mauer. Jetzt werden die Franken nicht mehr über den Rhein zu gehen wagen; in dem Schicksal ihrer Könige erkennen sie ihr eigenes Loos."

Die Furcht der Franken jedoch war weniger groß. Sie betrieben eine starke Rüstung, und Bructerer, Chamaver, Cherusker, Vangionen, Alemannen und Tubanten werden als Theilnehmer an dieser Rüstung irriger und verworrener Weise angeführt. Der Kaiser Constantin eilte schnell über den Rhein um zuvor zu kommen. Nicht ohne Aengstlichkeit betrat er den teutschen Boden: er trug das Kleid eines gemeinen Soldaten und ließ das Gerücht verbreiten, er selbst sei nicht bei dem Heer. Auch weilte er nicht lange; aber eine bedeutende Anzahl von Menschen ward gefangen hinweg geführt, und alle Erwachsenen wurden in der Hetzbahn zu Trier der Wuth wilder Thiere Preis gegeben. Als hierauf Constantin Gallien verließ um sich der Herrschaft über Rom und Italien zu versichern, gingen die Franken von Neuem über den Rhein. Er aber erreichte seinen Zweck mit so unerwarteter Schnelligkeit, daß er früh genug nach Gallien zurück zu kommen vermochte um ihre Absichten zu vereiteln. Ihr unendlicher Zorn scheint ihr Unglück gewesen zu sein. Der Kaiser wich vor ihnen zurück; sie verfolgten ihn mit wildem Ungestüm; da wandte er sich plötzlich wider sie und gewann einen Sieg, der für

sie doppelt verderblich ward, weil eine römische Flotte ihnen die Rückkehr über den Rhein erschwerte. Constantin verurtheilte, obgleich er sich jetzt schon zum Christenthum bekannte, auch dieses Mal die Gefangenen zum Kampfe mit wilden Thieren. Die unglücklichen Männer und Jünglinge aber vermieden das Scheusal: sie nahmen sich das Leben mit eigener Hand. Das entwürdigte Volk sah sich mit Unwillen getäuscht in der Erwartung der blutigen Ergötzlichkeit. Der Kaiser jedoch suchte dasselbe zu trösten durch die Anordnung der fränkischen Spiele, die fortan jährlich in Trier zur Verherrlichung seiner Siege über die Franken gefeiert werden sollten.

Nach diesen Vorgängen wurde der Krieg, da Constantin sich aus Gallien entfernte, in der frühern Weise fortgesetzt. Für die Franken aber hatte das Unglück bleibende Folgen. Ihr früheres Bündniß war in den Jahren ihres Glückes locker geworden. Sie waren in eine verkehrte Weise hinein gerathen; sie hatten einzelne Züge zu Raub und Beute gemacht; auf denselben hatten sie ihre Kräfte versplittert, und Leidenschaften aller Art, Mißgunst, Eifersucht, Neid, hatten ihren Bund dem Zerfallen nahe gebracht. Das Unglück, das Constantin über sie brachte, führte zur Besonnenheit zurück; sie erneuerten ihren Bund, entsagten den abenteuerlichen Fahrten, sannen auf verständige Unternehmungen und erwarteten zur Ausführung die Gelegenheit.

7.

Das Christenthum.

Anfang des Uebertrittes teutscher Völker zu der neuen Religion.

Die Religion die Jesus Christus verkündigt hatte war seit fast drei hundert Jahren in der Welt, seit länger als zwei hundert Jahren im Kampfe mit dem Heidenthum im römischen Reiche. Die alte Götterwelt war eingesunken; die schönen Tempel standen verlassen; die Opfer wurden noch dargebracht, aber ohne Glauben und Andacht. Die korneh-

men Geschlechter hielten aus Eigennutz, Selbstsucht, Hochmuth und Dünkel fest an den Altären und an der Heuchelei des alten Aberglaubens; die übrigen Menschen allzumal waren durch die schrecklichen Drangsale von Jahrhunderten ermüdet und zerrieben; ihre sittliche Kraft war gebrochen und mit derselben auch die fromme Zuversicht zu den Göttern; aber die unaustilgbare Sehnsucht in der menschlichen Brust nach dem Uebersinnlichen und Ewigen war ihnen geblieben und ward in dem Jammer der Zeiten zum glühenden Verlangen. Die neue Religion forderte weder Kraft noch That; sie bot die Labung dar, nach welcher die Menschen schmachteten; sie tröstete über die Leiden der Zeit und machte die Ertragung zur Tugend; sie vernichtete die Größe dieser Welt durch die ewige Herrlichkeit, die sie ihren Bekennern verhieß; sie nahte sich jedem Menschen, dem Knechte wie dem Herrn, mit gleicher Freundlichkeit und suchte Alle mit Liebe zu erfüllen zu der ewigen Liebe. Eine solche Lehre mußte in solcher Zeit die Herzen gewinnen, und keine Gewalt war im Stande sie zu unterdrücken. Dieses hatte der letzte große Versuch zur Rettung des Heidenthumes bewiesen. Diocletian hatte die völlige Ausrottung der christlichen Religion durch jegliches Mittel, durch Vernichtung der heiligen Schriften, durch Einziehung der Güter, durch Bedrückung, Verfolgung, Qualen und Tod mit der größten Hartnäckigkeit erstrebt und Nichts erreicht. Der Tod hatte seine Furchtbarkeit verloren; die Martern erzeugten Heilige, und Gefängniß und Armuth hatten keine Gewalt über Menschen, die mit freudiger Zuversicht in die Ewigkeit blickten. Der Kaiser Constantin erkannte diesen Zustand der Welt; er erkannte an den Zeichen der Zeit, daß das Christenthum bald die allgemeine Religion sein würde. Er selbst hat dem ehrwürdigen Kirchenvater Eusebius diese Erkenntniß in einem Bild erzählt: auf einer Heerfahrt nach Italien, im J. 312, habe er ein großes Kreuz am Himmel erblickt und auf demselben die Inschrift: in diesem wirst du siegen. Er trat entschlossen auf die Seite der Christen und befreiete die Religion Jesu Christi von allem Zwang. Ein Verfolger der Heiden jedoch ist er nicht geworden.

Aber um diese Zeit hatte die Lehre Jesu Christi schon längst ihre ursprüngliche Einfachheit verloren. Die neue Religion war aus dem geringsten der Völker in die Welt gekommen; sie hatte sich bei den Völkern, die stolz waren auf ihre Bildung, ihre Größe und ihr Glück, eingedrängt; sie hatte sich hier zuerst in den Hütten und nicht in den Palästen festgesetzt. Daher war sie von den Gewaltigen der Erde lange nur mit Spott betrachtet worden; den Gelehrten und Weisen war sie eine Thorheit gewesen. Die Bekenner des Christenthumes standen den Gewaltigen ohne Macht und ohne Waffen, den Weisen ohne Wissenschaft und ohne Gelehrsamkeit gegenüber. Sie waren genöthigt in dem doppelten Kampfe zu Mitteln zu greifen, an welche der Stifter nicht gedacht hatte.

Um den Gewaltigen zu entgehen suchten die Christen Rettung für Leben und Glauben auf geheimen Pfaden. Sie bildeten im Stillen Gemeinden; diese Gemeinden schlossen sich fest an einander und gewährten sich gegenseitig Trost und Ermunterung, Freudigkeit und Unterstützung. Das Geheimnißvolle ihres Wesens und Treibens vermehrte ihre Begeisterung, aber mischte dem Heiligen auch einen irdischen Zusatz bei. Nicht Alle, die Christum bekannten, waren reines Herzens, nicht Alle widerstanden den Lockungen der Welt. Für die christlichen Gesellschaften waren strenge Ordnung, scharfe Aufsicht und harte Zucht um so mehr nothwendig, je mehr sie die öffentliche Gewalt zu fürchten hatten. Dadurch war der Kern zu einer gesellschaftlichen Verfassung gelegt; es war der Boden gewonnen, über welchem die Kirche nunmehr als eine gegliederte Gesellschaft stark und fest emporsteigen konnte. Der Kaiser durfte in ihre wesentlichen Verhältnisse einzugreifen um so weniger wagen, je weniger er ihren lebendigen Glauben theilte, und je mehr er auf die Unterstützung der Christen hoffte. Also begann eine Trennung der kirchlichen Gewalt von der weltlichen. Constantin selbst hatte über sein Verhältniß zu der kirchlichen Gesellschaft keine bestimmte Ansicht; er griff bald über und trat bald zurück; nach der Natur der Dinge aber, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatten, konnte er keinen Einfluß erhal-

ten und verlangen, der über die bürgerliche Ordnung hinaus ging.

Aber während der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Christen, gegenüber der öffentlichen Gewalt, hatte auch die Lehre im Kampfe mit der Weisheit dieser Welt manche Veränderungen erlitten, in welchen die ursprüngliche einfache Wahrheit kaum noch zu erkennen war. Von den frühesten Zeiten her war die Lehre von verschiedenen Menschen verschieden aufgefaßt worden. Im Streite mit der Welt aber war man genöthigt gewesen, das Wort des Heiles bald gegen die Wissenschaft der Weisen, bald gegen den Witz der Gelehrten zu vertheidigen. Dadurch war dieses Wort in den Kreis des Verstandes gezogen, von dem Einen auf diese von dem Andern auf jene Weise gedeutet, und jede Deutung mit Gründen gerechtfertigt worden. Die im Glauben Vereinigten wurden durch die Untersuchung getrennt. Die Bekenner blieben allzumal den heidnischen Weisen feindselig gegenüber stehen; aber sie wurden auch feindselig gegen einander. Alle jedoch behaupteten, daß das Höchste und Heiligste, das Heil der Seele, in Frage stehe, und daß ein Irrthum dieses Heil in Gefahr bringe. Eine furchtbare Zwietracht entbrannte. Je stärker das Bedürfniß der Einigkeit, desto grimmiger die Leidenschaften, weil jeder Theil in der Wahrheit zu sein glaubte. Die Eiferer auf beiden Seiten kannten keine Duldung; Nachgiebigkeit schien ein Frevel. Die Lehre der Liebe und des Friedens verlor ihre Kraft vor dem Ungestüm des Streites: Lauheit war Sünde, Zögerung Verderben.

Um dieselbe Zeit, da Constantin sich zum Christenthume bekannte, war zwischen zwei Geistlichen zu Alexandria, dem Presbyter Arius und dem Patriarchen Athanasius, ein Streit ausgebrochen, der die Gemeinden des Morgenlandes zerrüttete und die ganze christliche Welt zu zerrütten drohte. Der Streit betraf im Wesentlichen die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, oder vielmehr die Frage von der Gottheit Christi: Arius mochte nicht zugeben, was Athanasius behauptete, daß Christus wahrer Gott sei, der Sohn Gottes, dem Vater gleich. Dem Kaiser Constantin war es gleich-

gültig, ob die Christen das Eine lehrten oder das Andere, aber ihm lag Alles an der Einigkeit. Daher berief er schon im J. 325 eine Versammlung der vornehmsten christlichen Geistlichen aller Länder nach Nicäa, damit sie sich verständigen und den Frieden in der christlichen Welt herstellen möchten. Es erschienen 318 Bischöfe. Der Kaiser gab diesen Männern volle Freiheit; er selbst wohnte als Laie den Verhandlungen bei und überließ dem Klerus die Entscheidung. Damit erkannte er den großen Grundsatz von der Unabhängigkeit der Kirche in der Lehre und im Glauben thatsächlich an und gab ihm Folgen für die kommenden Geschlechter. Aber der Kaiser erreichte seinen Zweck nicht. Die Meinung des Athanasius wurde zwar angenommen und als allgemeine Glaubensnorm aufgestellt, aber nur durch die Mehrheit der Stimmen; die kleinere Zahl der widersprechenden Bischöfe wurde nicht überzeugt, und die Gesammtheit der Christen war keineswegs geneigt den Glauben zu bekennen, der von den Siegern als der ächte und allgemeine Glaube bezeichnet wurde. Der Kaiser konnte nicht umhin, die Entscheidung der Versammlung öffentlich zu genehmigen. Also ward er, der weltliche Herr des Reiches, ein Diener der Kirche, höchstens der Schutzherr derselben.

Inzwischen standen die teutschen Völker jetzt wie zuvor dem römischen Reiche feindlich gegenüber. Der Sieg des Christenthumes im römischen Reiche bewirkte keine Veränderung in der Stellung der Teutschen; auch ging Constantin's Hoffnung, den Unterthanen des römischen Reiches durch den neuen Glauben eine neue Seele zu geben, nicht in Erfüllung. Die christliche Religion war wohl vereinbarlich mit dem Heldenthum; aber sie selbst konnte kein Heldenthum erzeugen, und im römischen Reiche fehlte der sittliche Boden, aus welchem dasselbe hervor zu gehen vermocht hätte. Die neue doppelte Zwietracht, die mit dem Christenthum in das Leben gekommen war, zwischen Christen und Heiden, zwischen Rechtgläubigen und Ketzern entfernte die Menschen noch weiter von dem Gedanken an Vaterland und Ehre. Der Kaiser war ausser Stande, den Lauf des Stromes wieder aufzuhalten, nachdem er den hemmenden Damm durchstochen hatte.

Die große Umgestaltung des Reiches aber, durch welche er nachzuhelfen, durch welche er Einheit und Kraft zu schaffen suchte, erzeugte gleichfalls nur neue Wirrnisse und trieb aus einander was noch zusammen gehalten hatte. Eine sehr verderbliche Wirkung auf das Reich hatte endlich auch die Umwandelung der alten Stadt Byzanz in ein neues Rom und die Verlegung des Sitzes der Herrschaft aus der Stadt der alten Götter und der alten Größe nach diesem neuen Rom, so wie die Einrichtung des kaiserlichen Hofes nach der Weise des Morgenlandes.

Die christliche Religion aber hatte auch schon Eingang bei teutschen Völkern gefunden und breitete sich täglich weiter aus. Die alten Religionen allzumal bestanden weniger in der Liebe zu den Göttern als in der Furcht vor den Göttern, weniger im Glauben als in der That. Der Mensch betete die Götter an und suchte ihre Gunst zu gewinnen, weil er Scheu hatte vor ihrer Gewalt. Aber diese Gewalt sah er an als auf das Land beschränkt, in welchem sie herrschten. Wenn Menschen in fremde Länder kamen und einen fremden Gottesdienst vorfanden, so wandten sie sich leicht den fremden Göttern zu, unter deren Gewalt sie in diesem Lande gestellt waren. Nun hatten aber die Teutschen eine religiose Ansicht, die von der Hauptlehre des Christenthumes nicht weit entfernt war: jene geheime Waltung, zu welcher sie nur mit Ehrfurcht aufblickten, war der Lehre der Christen von dem einigen wahren Gott nahe verwandt. Daher bekannten sich die Teutschen auf römischem Gebiet, entfernt von den heiligen Hainen des Vaterlandes, leicht zum Christenthum; und viele Teutsche befanden sich im römischen Reich. Eine Menge Menschen war aufgenommen und in den benachbarten Ländern, in Mösien, Thracien, Macedonien, Illyrien, Gallien, selbst in Italien angesiedelt; viele teutsche Jünglinge und Männer trugen römische Waffen und folgten der römischen Fahne, die Constantin mit dem Kreuze geheiligt hatte; viele Männer von Bedeutung befanden sich auch am Hofe des Kaisers und folgten demselben zu dem Altare des Herrn. Im Besondern endlich waren die griechischen Städte am schwarzen Meer in der Gewalt gothischer

Völker, und die ganze Provinz Dacien war von gothischen Völkern in Besitz genommen. Alle diese teutschen Menschen waren schon oder wurden bald für das Christenthum gewonnen und thaten wohl auch was möglich um ihre Volksgenossen zum Bekenntnisse der neuen Religion zu bringen. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa befand sich ein Bischof der Gothen, Theophilus, der wahrscheinlich in Dacien wirkte und waltete.

8.

Eroberungen der Franken und Alemannen in Gallien.

Von Kriegen zwischen Constantin und den teutschen Völkern ist noch nach seinem Uebergange zum Christenthum in der Geschichte allerdings die Rede; aber Alles, was berichtet wird, ist allgemein gehalten, verschwommen und voll von Widersprüchen. Dem Geiste, der Thätigkeit, dem Geld und den schlauen Künsten des Kaisers ist es gelungen, wie den Rhein so die Donau als Gränzen des Reiches zu behaupten; aber nur scheinbar. Constantin gab mehr und mehr die römischen Waffen in teutsche Hände und nahm wie frühere Kaiser große Massen teutscher Menschen in das Reich auf; namentlich erhielten viele Vandalen Wohnsitze in Pannonien. Das war keine Vergrößerung der römischen Macht, es war eine Eroberung der Teutschen im römischen Reiche.

Constantin starb im J. 337. Seine drei Söhne, die Cäsaren Constantinus, Constantius und Constans übernahmen das Reich. In diesen Brüdern war Nichts von fürstlicher Weisheit, Nichts von brüderlicher Liebe, Nichts von christlicher Tugend. Die Bildung, die sie erhalten, die Erfahrung, die sie gemacht hatten, dienten ihnen nur zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, zu Unthaten, Grausamkeiten und Verbrechen. Schon über der Leiche des Vaters erhob sich der blutige Wahnsinn: die beiden Brüder desselben, sechs Neffen und andere Verwandte oder Befreundete seines Hauses wurden gemordet. Hierauf erhob sich bittere Zwietracht zwischen

den Brüdern selbst. Zuerst List, Ränke und heimliche Unthat; bald wilde und gräßliche Kriege. Die Wuth, mit welcher die feindlichen Brüder sich selbst und ihr Haus zu zerstören suchten, und die Laster, denen sie sich hingaben, riesen sogleich in den Heeren den alten Geist der Empörung wieder auf, der durch Diocletian und Constantin gebändigt war. Männer, die Nichts für sich hatten als ihr Schwert, die Gunst der Soldaten und den Jammer der Völker, streckten ihre Hand aus um das kaiserliche Diadem Denen vom Haupte zu reissen, die es nicht mit Ehren zu tragen verstanden.

Die teutschen Völker glaubten, der Tag der Rache sei gekommen; und Diejenigen, welche Herren im Reiche waren oder zu werden strebten, reizten sie auf und förderten ihre Fahrten und Einfälle. Diese Fahrten sind ungewiß; als aber Constantin, der seinen Hof in Trier gehalten hatte, vor seinem Bruder Constans zu Grunde gegangen, und als hierauf Constans im J. 341 nach Gallien kam, waren die Franken im Besitze des nördlichen Landes. Nach einem zweijährigen Kriege ging Constans mit ihnen einen Frieden ein, durch welchen ihnen was sie besaßen überlassen wurde; die Franken scheinen jedoch dem Kaiser zugestanden zu haben, auch noch fortan den Rhein als die Gränze des Reiches zu bezeichnen: das Haus mochte auf einem fremden Namen stehen, wenn sie nur die Eigenthümer waren. Wie aber solche Abtretungen von Ländern des Reiches beschönigt wurden, geht aus einer Lobrede auf den Kaiser Constans am Klarsten hervor. „Die Franken, sagt der Redner, sind ein zahlloses Volk, und ihre Stärke übertrifft noch die Unermeßlichkeit ihrer Menge. Der Sturm des Meeres ist ihnen nicht schrecklicher als das feste Land, die Kälte des Nordens angenehmer als die milde Luft des Südens. Der Krieg ist der Gipfel ihres Glückes. Verlöre Jemand einen Theil seines Leibes, er würde fortkämpfen mit dem Reste. Gewinnt man über sie einen Sieg: es hilft Nichts sie zu verfolgen, denn das Ende der Flucht ist der Anfang des Angriffes. Denjenigen, die in ihrer Nähe die Herrschaft hatten, ist noch niemals gelungen, sie durch Friedensschlüsse oder mit der

Gewalt der Waffen zur Ruhe zu bringen. Ohne Unterlaß mußte man Tag und Nacht gegen sie auf der Huth sein: man durfte nicht essen ohne Waffen, nicht schlafen ohne Helm. So wie im Sturme die zweite Welle aufsteigt, bevor die erste am Felsen zerschellt ist, und nach der zweiten die dritte, so dringt ein zweites Heer der Franken heran, ehe das erste zurück geworfen ist. Endlich aber ist diesen Wogen ein Damm entgegen gestellt worden. Constans, der König, hat ihre unersättliche Kriegslust in Sehnsucht nach Frieden verwandelt; sie wagten nicht ihm im Kampfe zu begegnen. An Statt die Hand zum Wurfe der Lanze zu gebrauchen, streckten sie dieselbe aus zu der Bitte um Verträge. Sie haben von uns Obrigkeiten empfangen gleichsam als Aufseher ihrer Handlungen, und ihrer Wildheit entsagend leben sie nach menschlichen Gesetzen, ehren die Beobachtung der Eide und lieben die Ruhe."

Sieben Jahre lang dauerte der Friede zwischen den Franken und den Römern; alsdann rüsteten beide Theile zu einem neuen Krieg. Ehe aber derselbe beginnen konnte, verlor im Jahre 350 der Kaiser Constans Reich und Leben. Magnentius, der Oberste seiner Leibwache, ward als Kaiser begrüßt. Derselbe wird bald ein Barbar, bald ein Fremdling, Franken und Sachsen werden seine Stammgenossen genannt. Ohne Zweifel war er ein Teutscher, wahrscheinlich ein Franke, zuverlässig ein Mann von Geist und Bildung. Er begann seine gefährliche Bahn nicht ohne große Entwürfe. Mit den Franken und andern teutschen Völkern schloß er sogleich Frieden und Bündniß; alsdann eilte er mit seinem Heere, größtes Theiles aus teutschen Kriegern bestehend, über die Alpen um vor Allem Italien zu sichern. Diesen Zweck erreichte er leicht und glücklich; aber alle weiteren Unternehmungen um den letzten von Constantin des Großen Söhnen, den Kaiser Constantius zu stürzen und einiger Herr des Reiches zu werden schlugen fehl. Nach wirren Fahrten und kühnen Wagnissen blieb ihm Nichts übrig, als sich selbst, schon im J. 353 das Schwert in die Brust zu stoßen. Um ihm aber Gallien zu entziehen und dadurch seine Vernichtung desto sicherer herbei zu führen hatte Constantius die Völker

im westlichen Teutschland durch Geld und große Versprechungen zu Einbrüchen in Gallien zu bewegen gesucht. Die Völker waren der Lockung gefolgt. Sie hatten angefangen, die festen Städte, bisher das größte Hinderniß ihrer Unternehmungen, zu brechen, und setzten dieses Werk auch nach Magnentius' Untergange fort. Die Franken bemächtigten sich des ganzen Landes bis zur Maas und Mosel und gingen in verwüstenden Zügen weit über diese Flüsse hinaus. Die Alemannen begannen südlich, wo jene aufhörten. Drei Fürsten, Chnodomar und die beiden Brüder Gundomad und Vadomar, standen an ihrer Spitze, und auch sie bemächtigten sich eines großen Theiles des mittlern Galliens.

Der Kaiser Constantius begab sich nach Gallien. Er brachte den Winter in Arles zu. Im Frühlinge des Jahres 354 brach er auf, um die Alemannen, die sich der Alpen zu bemächtigen und ihn von Italien ab zu schneiden drohten, zu vertreiben. Vor seinem Anzuge nördlich vom Jura wichen die Alemannen zurück; er kam nicht weit von Basel an den Rhein. Die Alemannen standen auf der andern Seite, zur Schlacht wohl gerüstet, und vereitelten des Kaisers Versuch eine Brücke zu schlagen. Da erbot sich ein des Landes kundiger Mann ihm für großen Lohn zur Nachtzeit eine seichte Stelle zu zeigen. Das römische Heer ging durch den Rhein. Diesseits des Flusses aber erkannte Constantius, daß er hintergangen war. Die Alemannen standen bereit zu Abwehr und Kampf und machten dem Kaiser durch ihre Stellung den Angriff eben so unmöglich als den Rückzug. In dieser Noth trug der Kaiser auf einen Frieden an; die Alemannen wiesen den Antrag nicht zurück. Sie schickten ihre vornehmsten Männer, stellten aber ihre Forderung so hoch, daß der Kaiser für nöthig hielt, dem Heere die Frage vorzulegen, ob er diese Bedingungen eingehen solle oder nicht. Das ganze Heer erklärte sich für den Frieden. Also wurde der Friede geschlossen. Die Bedingungen zwar verschweigt die Ueberlieferung; das aber leidet keinen Zweifel, daß der Friede nach teutscher Weise abgeschlossen worden ist, daß der römische Kaiser sich zu teutschen Bräuchen verstanden

und den Alemannen das Land zwischen dem Rhein und den wasgauischen Bergen von den Alpen an bis Mainz hinab urkundlich abgetreten hat.

9.

Die Kämpfe der Alemannen und Franken gegen Julian.

Der Kaiser Constantius war hoch erfreuet über den Frieden mit den Alemannen; da ihm auch zu gelingen schien alle Diejenigen die ihm verdächtig waren zu vernichten, so nannte er sich selbst mit kühnem Vertrauen den Herrn der Welt. Aber er ward in diesem Traume bald gestört. Im Morgenlande gingen große Bewegungen vor; die teutschen Völker an der Donau drohten mit neuen Einbrüchen; die Franken betrieben den Krieg in alter Weise; die Alemannen suchten sich in den Hochgebirgen Helvetien's festzusetzen: denn nicht alle Alemannen hielten sich durch den Frieden gebunden, den Constantius mit einem Theil abgeschlossen hatte. Dem Kaiser schien die nächste Gefahr die dringendste. Er unternahm im Jahre 355 einen Heerzug nach Rhätien und bezog ein festes Lager in der caninischen Flur. Sein Feldherr Arbetio sollte aus den Hochgebirgen den Feinden in die Seite und in den Rücken fallen. Gegen Arbetio aber drangen in den Schlünden des Gebirges alemannische Krieger aus verborgenen Stellungen mit solchem Ungestüm hervor, daß das Heer sich nur durch die Flucht zu retten vermochte. Zehn Tribunen mit einer großen Anzahl Soldaten geriethen in die Gefangenschaft der Sieger; die Geretteten und unter ihnen der Feldherr kamen in das kaiserliche Lager und verbreiteten allgemeinen Schrecken. Bald erschienen auch die Alemannen vor dem Lager; da es ihnen aber an dem nöthigen Gezeug zum Angriffe fehlte, so suchten sie die Römer durch Hohn und Spott zu einer Feldschlacht zu bewegen. Umsonst. Endlich jedoch brachen die Römer heraus und nöthigten sie zum Rückzug: unter ihren Todten fand man Männer, die noch fest saßen auf getödteten Pferden. Con-

stantin verfolgte die Alemannen nicht, sondern ging nach Mailand zurück.

Um dieselbe Zeit legte ein ausgezeichneter Mann, Silvan, der Anführer des römischen Heeres gegen die Franken, selbst ein Franke, zu Cöln den kaiserlichen Purpur an. Ursicinus aber, ein anderer Feldherr des Kaisers Constantius, übernahm es, den Empörer aus dem Leben zu schaffen. Silvan wurde von gedungenen Mördern an heiliger Stelle nieder gestoßen und Constantius von einer großen Angst befreiet. Aber Silvan's Tod machte die Franken nur verwegener. Manche Stadt wurde von ihnen erobert, Cöln belagert; weit in das Land hinein ging die Verwüstung. Die Alemannen blieben nicht zurück. Auch sie brachen die befestigten Städte und durchzogen weit und breit die gallischen Länder.

Unter solchen Umständen entschloß sich Constantius, da er zu Niemand Vertrauen hatte, den letzten Sproß seines Hauses, seinen Vetter Julian, zum Cäsar zu ernennen und ihm die Vertheidigung Galliens zu übertragen. Julian war nur wegen seiner Jugend bei der Ausrottung aller seiner Verwandten verschont worden. Von der Natur mit schönen Gaben ausgestattet hatte er in diesen Tagen des Unglückes den eingeborenen Geist nur im Geheimen unter dem Scheine frommer Widmungen zu bilden und zu entwickeln vermocht. Das schreckliche Schicksal der Seinigen immer vor der Seele hatte er in steter Todesangst gelebt, überall Verräther erblickt und deßwegen nur mit Verstellung und Heuchelei gesprochen und gehandelt. Aber er hatte sich auch seiner Zeit entfremdet und seinen Geist auf ein untergegangenes Leben gerichtet. Die blutbefleckten Gewalthaber, vor welchen er beständig zitterte, rühmten sich Christen zu sein: er hatte sein Herz den frühern Helden, den alten Göttern, zugewendet; die Bekenner des Christenthumes standen in ärgerlichem Gezänke wider einander: er hatte nur Labung bei den alten Dichtern, nur Wahrheit bei den großen Philosophen des Heidenthumes gefunden. Indem er vor dem Kreuze, vor dem Marterbilde des Heilandes, auf den Knieen lag, betete er zu ganz andern Gottheiten; wo er das Buch des Heiles vor sich haben mußte, bedeckte er mit demselben Platon's

Werke. So trug Julian den Kampf der Zeit in sich und stand wie ein Fremdling in der Welt. Plötzlich ward er aus der Einsamkeit der Schule und des Denkens hinweg in den kaiserlichen Palast nach Mailand gerufen. Hier als Cäsar mit dem Purpur bekleidet, mit der Schwester des Kaisers vermählt, ward er auf die Bühne des Lebens und der That gewiesen, und sollte ohne Erfahrungen in den Geschäften, ohne Kenntnisse vom Kriegswesen eine große Verwaltung übernehmen, als Feldherr gegen furchtbare Feinde stehen. Julian übernahm die Last, die ihm aufgelegt ward, und hat seine Aufgabe wie nicht ohne große Frevel so nicht ohne großen Ruhm erfüllt.

Am Ende des Jahres 355 begab sich der neue Cäsar von einer geringen Anzahl kriegskundiger Männer begleitet, die er selbst auf 365 angiebt, nach dem südlichen Gallien. Unterwegs erfuhr er, daß Cöln von den Franken erobert und zerstört worden sei. Er ging nach Vienne, blieb daselbst sechs Monde und arbeitete mit der größten Anstrengung um zu lernen und zu schaffen. Inzwischen benutzten die Franken ihr Glück. Fünf und vierzig Städte in Gallien waren von ihnen eingenommen, ihre Befestigungswerke vernichtet worden. Am Unter-Rhein war nur noch an der Mündung der Mosel ein Castell, in der Nähe von Cöln ein einziger Thurm in der Gewalt der Römer. Am Ober-Rhein hatten die Alemannen die Städte in dem Lande, das ihnen von Constantius abgetreten war, Brumt, Strasburg, Zabern, Mainz, gleichfalls ihrer Befestigungen entkleidet. Sie waren unter Chnodomar's Leitung weit in das Innere Galliens vorgedrungen. Die Stadt Autun wurde noch gegen sie vertheidigt. Um die Mitte des Sommers im J. 356 eilte Julian nach Autun und rettete die Stadt. Hierauf weiter über Reims um die Alemannen zu verfolgen. Endlich erreichte er Brumt und bemächtigte sich dieser Stadt. Alsobald nahte sich ein alemannisches Heer. Es kam zu einer Schlacht, welche die Alemannen verloren. Julian jedoch verließ diese Gegend, zog sich weit zurück, drang von Neuem gegen die Franken vor und vertrieb dieselben aus der Stadt Cöln. Hierauf trug er den Franken einen Waf-

fenstillstand an. Die Franken gewährten denselben und überliessen dem Cäsar Cöln; um welchen Preis, berichtet die Geschichte nicht. Nach dieser Unternehmung begab sich Julian nach Sens um sich für den nächsten Feldzug zu rüsten. Im Winter erschienen die Alemannen und machten heftige Angriffe auf die Stadt. Die Anführer der römischen Truppen in der Nähe und in der Ferne überliessen den Cäsar seinem Schicksal, Aufforderungen und Befehle mißachtend. Dennoch gelang ihm, Sens dreißig Tage zu vertheidigen, bis endlich die Belagerer durch Hunger und Kälte zum Rückzuge genöthigt wurden.

Julian führte die bittersten Klagen über das Verfahren seiner Unterfeldherren vor dem Kaiser. Da er demselben zu gleicher Zeit durch zwei Reden, voll von Huldigung und Anbetung, seine Treue und Ergebenheit bezeugte, so ertheilte ihm der Kaiser die Gewalt alle Anordnungen unbeschränkt zu treffen, welche die Umstände erfordern könnten. Ja, der Kaiser schickte den Anführer des Fußvolkes, Barbatio, mit 25,000 schwer bewaffneten Soldaten aus Italien nach Gallien um des Cäsars Unternehmungen zu fördern. Julian zog daher im Frühlinge des folgenden Jahres 357 gegen den Ober-Rhein, während Barbatio von der südlichen Seite des bregenzer Sees her den Alemannen in den Rücken fallen sollte. Ein alemannisches Heer aber stürmte, unbekümmert um diese Bewegungen, in das südliche Gallien ein bis zum Arar, bis vor die Stadt Lyon, plünderte die Gegend ringsher und kehrte heim mit unermeßlicher Beute. Die römischen Heere waren höchst aufgebracht über diese Schmach; Julian und Barbatio klagten sich gegenseitig an. Eine Reihe häßlicher Auftritte. Julian wollte über den Rhein setzen: Barbatio war im Besitze der nöthigen Schiffe; der Cäsar verlangte die Schiffe: Barbatio setzte sie in Flammen. Unter diesen Zwisten brach der alemannische Fürst Chnodomar, der sich wohl verschanzt auf dem linken Ufer hielt, rasch auf und zog in starken Märschen gegen Barbatio. Er erreichte das römische Heer, überfiel dasselbe, trieb es in unaufhaltsame Flucht und bemächtigte sich alles Gepäckes und alles Gezeuges.

In dem Glanze dieses Sieges gingen neue alemannische Scharen über den Rhein und schlossen sich dem Fürsten Chnodomar an. Dieser lagerte sich mit dem ganzen Heer in den Gefilden von Strasburg; neben ihm standen noch sechs Fürsten, von den Römern Könige genannt; er selbst, der siegreiche König, ausgezeichnet durch seine Kühnheit, seine hohe trotzige Gestalt und sein bisheriges Glück, war die Seele des Ganzen. Nach ihm stand Serapio, seines Bruders Sohn, am Höchsten: der Vater dieses Jünglinges war lange als Geissel in Gallien gewesen, war hier in griechische Geheimnisse eingeweiht und hatte zum Gedächtnisse dieser Weihung den Namen seines Sohnes Agenarich in Serapio umgewandelt. Das römische Lager war nur etwa vier Meilen von dem Lager der Alemannen entfernt. Ein friedliches Abkommen oder eine Schlacht war nothwendig. Die Alemannen trugen durch eine Gesandtschaft auf Frieden an. Sie verlangten, Julian sollte sie im ruhigen Besitze des Landes zwischen dem Rhein und den Vogesen lassen: sie hätten dieses Land, von Constantius aufgefordert, mit den Waffen erobert, und im letzten Frieden sei ihnen dasselbe von dem Kaiser abgetreten worden. Den Beweis führten sie durch Vorlegung der Urkunde. Julian aber nahm die Gesandten gefangen und rückte sogleich mit seinem Heere den Alemannen entgegen.

Bald erfuhr er, daß die Alemannen ihre furchtbaren Keile bildeten. Also stellte auch er sein Heer in Schlachtordnung. Seine gesammte Reiterei vereinigte er auf dem rechten Flügel und behielt eine auserwählte Schar der tapfersten Männer um sich. Die Alemannen stellten ihre Reiterei, welche wie zu den Zeiten Ariovist's mit leichten Fußgängern vermischt war, auf ihren linken Flügel; den rechten deckten sie durch einen Hinterhalt, unter einer hohen Wasserleitung hinter Rohr und Gesträuch. Der linke Flügel stand unter Chnodomar's Anführung. Auf seinem schnaubenden Rosse ragte der gewaltige Mann über Alle hervor; um seinen Kopf wehte ein flammender Haarbusch; der Glanz seiner Waffen zeichnete ihn aus; in seiner Hand schwang er einen Speer von ungeheuerer Größe. Den rechten Flügel

führte Serapio, der durch Einsicht und Tüchtigkeit seine Jugend in Vergessenheit brachte. Bald begann der Kampf. Chnodomar sprang vom Pferd und stellte sich an die Spitze der Keile; die andern Fürsten folgten dem Beispiele. Zugleich erscholl der Schlachtruf, und bald wurde die Schlacht allgemein, Mann an Mann gedrängt, Schild an Schild. Der linke Flügel der Römer gewann Raum; auf dem rechten wichen die geharnischten Reiter vor der Gewalt der Teutschen und wandten sich zu verworrener Flucht: nur mit der größten Mühe brachte Julian sie wieder zu Halt und Ordnung. Die Teutschen, nicht mehr am Siege zweifelnd, erhoben den furchtbaren Barit. Für die Römer schien nur noch die Flucht Rettung gewähren zu können. In dem Augenblicke der höchsten Noth aber kam ein frischer Haufe von batavischen und herulischen Miethtruppen heran und stellte das Gleichgewicht des Streites wieder her. Zu gleicher Zeit drang plötzlich eine auserwählte Schar vornehmer alemannischer Männer in die Römer ein und brach sich unaufhaltsam Bahn bis zu des Cäsars Leibwache. In ihrem Ungestüm hatte diese Schar ihre Seiten zu decken vergessen; während die Leibwache einem Thurme gleich feststand, drangen die neuen Truppen in die geöffneten Seiten. Da verzweifelten die Alemannen an der Erhaltung ihres Lebens, aber nicht am Siege. Wie einst die Nervier gegen Cäsar, so stellte sich hier der Gesunde auf den Gefallenen und kämpfte lange mit gleicher Unverzagtheit über den Leichen seinem Verderben entgegen. Das Schicksal aber begünstigte auch hier so große Anstrengungen nicht; die Menge begann zu wanken; bald dachte ein Jeder nur an seine eigene Rettung. Einige suchten das andere Ufer auf Schiffen zu gewinnen, Andere durch Schwimmen; Viele fanden ihren Tod durch das Schwert, Viele in den Wellen. Chnodomar selbst konnte es nicht über sich gewinnen, das linke Ufer des Rhein's zu verlassen. Von einer kleinen Zahl getreuer Männer umgeben nahm er den Weg nach dem alten befestigten Lager, von welchem aus er das Heer unter Barbatio besiegt hatte. Als er aber über einen Graben setzen wollte, stürzte sein Pferd unter ihm und sank in den schlammigen

Boden. Der König eilte zu Fuße, von etwa zwei hundert Getreuen begleitet, einem Hügel zu und stellte sich hier, das Schwert in der Faust zur Wehr. Die Römer griffen ihn nicht an, sondern umstellten den Hügel und belagerten die kleine Schar. Hunger und Ermattung brachten dieselbe endlich in die Gewalt der Römer, und diese wenigen Männer waren die einzigen Gefangenen in dieser Schlacht.

Ammianus Marcellinus, der redlichste Geschichtschreiber dieser Zeit, trägt kein Bedenken die Größe des alemannischen Heeres in der Schlacht bei Strasburg auf 35,000 Mann, die Größe des römischen auf 13,000, den Verlust der Alemannen auf 6000, den Verlust der Römer auf 243 Mann und vier Anführer an zu geben. Ein anderer Geschichtschreiber versichert, Julian habe nur wenige Truppen und schlecht bewaffnete Neulinge in die Schlacht geführt. Nach dem Siege hätten 60,000 Alemannen auf dem Kampfplatze gelegen, und eben so viele seien im Rhein ertrunken. Am kaiserlichen Hofe dagegen spöttelte man über den Sieg des Cäsars. Am Verständigsten hat Julian selbst über denselben gesprochen. „Ich habe, schrieb er an die Athenäer, nicht unrühmlich gestritten.“ Uebrigens sandte der Cäsar den gefangenen Fürsten Chnodomar an den Kaiser; Constantius sandte ihn weiter nach Rom. Daselbst ist er von Kummer gebeugt wahrscheinlich den Hungertod gestorben; nach der Angabe der Römer aber starb er an der Schlafsucht. Serapio, sein Neffe, scheint in der Schlacht seinen Tod gefunden zu haben.

Nunmehr war der Rhein von Basel bis Mainz abermals die Gränze des römischen Reiches. Aber die Alemannen standen dem Sieger auf Rache sinnend gegenüber; in seiner linken Seite, in seinem Rücken waren die Franken Meister in Gallien. Ein Friede war ihm nothwendig; den Frieden aber durfte er nur erwarten, wenn er in den Alemannen Besorgnisse für Haus und Herd erregte. Aber die Geschichte seiner drei Fahrten über den Rhein wider die Alemannen und seiner Züge gegen die Franken ist in einer so wunderlichen Weise, mit so argen Widersprüchen, beschrieben worden, daß es unmöglich ist die Ereignisse zu er-

kennen. Gewiß ist nur: Julian hat immer größere Treulosigkeit und Arglist gegen die Teutschen verübt; durch diese Künste hat er mehr Unglück und Verderben über viele Menschen gebracht als durch seine Waffen; alle seine Anstrengungen sind zuletzt ohne Erfolg geblieben.

Nach dem Siege bei Strasburg zog der Cäsar den Rhein hinab bis Mainz. Daselbst schlug er oberhalb der Mündung des Main's eine Brücke und ging im Spätherbst über den Fluß. Bei seinem Zuge Main aufwärts einige Meilen weit traf er schöne Gebäude an, einst von Römern erbauet, jetzt von Teutschen bewohnt; er stieß auch auf Dörfer, reich an Vieh und Früchten, aber leer von Menschen. Plötzlich erblickte man die Alemannen zum Kampfe bereit und alle Wege mit gewaltigen Bäumen gesperrt. Julian zog sich schnell zurück. Am Rhein stellte er zum Schutze der Brücke eine alte Befestigung wieder her und legte eine Besatzung hinein. Hierauf kam ein Friede auf zehn Monate zu Stande. Ein römischer Geschichtschreiber stellt diese Fahrt des Cäsars den punischen und den kimbrischen Kriegen gleich.

Julian zog nach Paris. Auf dem Wege begegnete er keinem teutschen Heere. Nur an dem Ufer der Maas hatten sich 600 Franken in einem alten römischen Lager festgesetzt. Der Cäsar unternahm die Belagerung der Feste; aber erst nach 54 Tagen ergab sich durch Hunger und Anstrengung erschöpft die Besatzung. Julian blieb bis zum Monat Junius des J. 358 in Paris. Alsdann zog er gegen die Franken und traf, der Erste, salische Franken zwischen der Schelde und der Maas an. Er hatte den Franken wahrscheinlich vor zwei Jahren im Frieden zu Cöln das Land abgetreten, in welchem er sie jetzt angriff; denn zu Tungern erschienen vor ihm Gesandte derselben mit dem Verlangen, daß er sie ruhig auf ihrem Eigenthume leben lassen möchte. Julian täuschte die Gesandten und brachte die Franken durch Arglist zur Unterwerfung. In derselben Weise verfuhr er gegen eine andere Abtheilung, welche mit dem alten Namen Chamaven benannt wird, verstattete ihr jedoch die freie Rückkehr in ihre Heimath. Als er hierauf drei Festungen

an der Maas hergestellt hatte, wandte er sich von Neuem nach Mainz. Ein alemannischer Gau in der Nähe, dessen Fürst Suomar genannt wird, verstand sich zu einem Frieden. Hierauf suchte Julian den Fürsten Hortar in einem Gau am Neckar zu gewinnen; er brachte auch ihn zuvörderst zu einem Frieden. Seine Berichte über diese Erfolge an den Kaiser mögen Etwas hochtrabend gewesen sein: die Hofleute nannten den Cäsar bald einen geschwätzigen Maulwurf, bald einen bepurpurten Affen.

Den folgenden Winter befestigte Julian sieben Städte am Rhein, unter denselben Neuß, Bonn, Andernach und Bingen. Zugleich buhlte er um Hortar's Freundschaft. Es gelang seinem Abgeordneten denselben zum Verräther an seinem Volke zu machen. Im Sommer des J. 359 nahm er eine feste Stellung der Mündung des Neckar's gegenüber. Sogleich erschien ein alemannisches Heer auf der andern Seite. Nun vertrauete Julian einigen Tribunen das Geheimniß seines Einverständnisses mit Hortar. Die Tribunen liessen 300 Soldaten in einer dunkeln Nacht über den Rhein setzen und von denselben das alemannische Lager umgehen. Hortar gab in dieser Nacht den alemannischen Fürsten und Führern ein Mahl, das er bis über Mitternacht ausdehnte. Als nun die Gäste aus einander gingen, wurden sie von den römischen Soldaten angefallen. Die Fürsten zwar brachen sich Bahn mit ihrem Schwert und entkamen glücklich zu ihren Kriegern; das Heer aber brach in der ersten Bestürzung auf und zog sich zurück. Alsobald schlug Julian eine Brücke und führte sein Heer ungehindert über den Rhein. Hortar schloß sich den Römern an, und weithin wurde das Land mit Feuer und Schwert verwüstet. Bald jedoch machte der Cäsar mit den Alemannen einen Frieden, in welchem er sich mit der Herausgabe der römischen Gefangenen begnügen mußte. In seinem Schreiben an die Athenäer giebt er den ganzen Ertrag der Feldzüge, die er als Cäsar unternommen hat, in folgenden Worten an: „Ich habe den Chamaven und Saliern ganze Heerden und viele Weiber und Kinder abgenommen; ich habe Schrecken verbreitet und Geissel empfangen; ich bin drei Mal über den Rhein gegangen, habe von den jenseitigen

Barbaren 20,000 römische Gefangene zurück erhalten und durch zwei Schlachten und eine Belagerung 1000 Jünglinge in meine Gewalt bekommen."

Inzwischen wurde der Krieg mit den Persern so gefährlich, daß der Verlust aller Länder des Morgenlandes zu befürchten war. Constantius beschloß nach Asien zu gehen und verlangte für diesen Zug von Julian einen großen Theil seines Heeres. Julian stellte sich bereit; das Heer aber weigerte sich dem Befehle des Kaisers zu folgen. Um diese Weigerung aufrecht zu erhalten wurde der Cäsar Julian zu Paris als Kaiser ausgerufen. Er empfing im Monate März des Jahres 360 das Nothdiadem, eine Soldatenkette, mit scheinbarem Widerstreben. Als ihm aber dasselbe aufgedrungen war, erklärte er, daß er festhalten werde was er gefaßt habe; und sogleich knüpfte er mit dem Kaiser Constantius eine Unterhandlung an um als Mitkaiser anerkannt zu werden. Gleichzeitig rüstete er eine neue Fahrt gegen die Franken. Im Herbste dieses Jahres ging er oberhalb der fränkischen Gaue über den Rhein, benutzte den Schrecken, den seine plötzliche Erscheinung erregte um einen raschen Frieden zu gewinnen. Die Franken nahmen seine Vorschläge an. Sie sind unbekannt; nach der Lage der Dinge aber und nach den spätern Ereignissen leidet es keinen Zweifel, daß von den Franken die Zurückberufung ihrer Krieger aus Gallien, von Julian die Bezahlung eines Jahrgeldes versprochen worden sei. Hierauf ging er über Besançon nach Vienne. Von den Fürsten der Alemannen war Vadomar bei ihm in den Verdacht gerathen, daß er mit dem Kaiser Constantius in geheimer Verbindung stehe. Bei aufgefangenen Boten waren Briefe von Vadomar an Constantius, von Constantius an Vadomar gefunden: in denselben forderte Constantius den teutschen Fürsten zu Einfällen in Gallien auf; Vadomar nannte Julian Cäsar, Constantius Herr, Kaiser und Gott. Das war genug zum Beweise des Verdachtes. Vadomar wurde daher von dem Anführer der Truppen, die nicht fern von Basel ein Standlager hatten, zu einem Mahle geladen, nach der Mahlzeit ergriffen und nach Spanien abgeführt. Und ehe die Nachricht von dieser Treulosigkeit zu den Ale-

mannen kommen konnte, ging Julian mit dem Heer in der Stille der Nacht über den Rhein und drang unter Mord und Zerstörung vor in das friedliche Land. Die Alemannen sahen sich genöthigt um Schonung zu bitten. Julian gewährte ihnen Frieden, bewilligte aber auch um sie zur Erhaltung desselben zu bewegen ein Jahrgeld. Nach diesen Vorgängen verließ er Gallien um den Kaiser Constantius, der sich geweigert hatte ihn als Mitkaiser an zu erkennen, zu bekämpfen. Vadomar aber ist später, als Valentinian und Valens den kaiserlichen Namen trugen, zum Statthalter in Phönizien ernannt worden.

10.

Julian's Ausgang. Kämpfe der Teutschen gegen Valentinian I.

Julian erhielt das Reich ohne Kampf: Constantius starb zu Tarsus, und er ward allgemein als Kaiser anerkannt. Als er nun das Reich übernommen hatte, gerieth er in die höchste Verlegenheit. Sein Kopf war angefüllt mit philosophischen Gedanken. Er glaubte Alles mit der Kraft des kaiserlichen Namens und mit der Gewalt der Legionen nach seinen Ansichten umgestalten zu können. Aber er unternahm ein verkehrtes Werk: er wollte die Wunden des Reiches ohne sie untersucht zu haben heilen, und die Wunden waren unheilbar; er wollte die Säfte des alten Leibes austreiben und denselben mit neuen Säften beleben, und der alte Leib war durch und durch verdorben. Er säuberte den Hof von einer Menge unnützer und verderblicher Menschen, Köchen und Eunuchen; aber nicht minder verderbliche Menschen, Schwätzer und Sophisten, nahmen ihre Stellen ein. Er brachte äußerlich einfache Sitten zurück, aber solche Sitten waren für dieses Geschlecht nur Lügengestalten, und der philosophische Mantel auf den Schultern eines kaiserlichen Helden erregte Lachen. Er suchte die schwere Last der Steuern zu erleichtern; aber die Bedürfnisse des Reiches nöthigten ihn, andere Lasten aufzulegen. Er warf das Heuchelgewand des christlichen Glau-

bens rasch und leicht von sich hinweg, und die Zöglinge heidnischer Weisheit verherrlichten diese Handlung mit schmeichlerischer Rednerei; aber die Herstellung der Tempel und der Altäre führten die alten Götter nicht wieder in die neuen Wohnungen ein. Er verwandte ungeheuere Kosten auf die Vernichtung des christlichen Glaubens und auf die Gründung eines gereinigten Heidenthumes; aber er veranlaßte nur Frevel jeglicher Art, furchtbare Ungerechtigkeiten, grausame Zerstörungen menschlicher Verhältnisse und die ärgste Vermischung des Heiligen und des Gemeinen. Der Leichnam der alten Religion, welchem die bewaffnete Macht des Reiches voraufging und nachfolgte, erregte Angst und Verwirrung unter den Menschen; aber der Todte war nicht wieder zu erwecken, und der Geist lebte nur fort in der Geschichte. Das Christenthum zeigte sich so unwiderstehlich wie die Waffen der Teutschen. Das Gute aber hatte Julian's heilloser Versuch, daß durch denselben dem Heidenthume sein letztes Recht geschah, und daß er vor Welt und Nachwelt offenbar machte: eine neue Zeit sei aufgegangen und keine Macht der Welt könne auf Widerstreben gestützt werden. Es war gewiß in jeglicher Beziehung ein Glück, daß Julian, der Abtrünnige, schon drei Jahre nach seiner Erhebung, im Monate Junius des J. 363, in einem Kriege gegen die Perser fern von dem Herde des Reiches seinen Tod fand.

Als hierauf Jovian, durch die Legionen zum Reich erhoben, schon nach acht Monden vor Kummer zu Grunde gegangen war, gelangte Valentinian, ein kriegskundiger und strenger Mann zum Kaiserthum und theilte dasselbe mit seinem Bruder Valens. Er selbst behielt die westlichen Länder und machte Mailand zum Sitze seiner Herrschaft; Valens erhielt das Morgenland mit der Hauptstadt Constantinopel. Sogleich durchbrachen die teutschen Krieger längs der Donau und längs des Rhein's überall die Gränzen und durchzogen siegreich die römischen Länder. Die Alemannen verwüsteten Gallien und Rhätien; Sarmaten und Quaden plünderten Pannonien; Sachsen nebst Picten und Scoten quälten Britannien wie die Gothen Thracien, während Afrika von maurischen Völkern erschüttert ward und die asiatischen Länder

vor den Persern in Gefahr waren. Ueber den Krieg mit den teutschen Völkern enthalten die Ueberlieferungen kaum Etwas Neues. Die Römer erfüllten aus Noth oder Arglist nie die Bedingungen der Verträge, die Teutschen forderten die Erfüllung mit dem Schwert in der Faust; die Römer suchten den Zorn der Feinde durch schlaue Künste ab zu wenden, oder durch Mord und Gewaltthat unschädlich zu machen, die Teutschen nahmen furchtbare Rache. So wand sich der Kampf hin und her. Die Teutschen erlitten oft große Unfälle, aber gewöhnlich nur auf dem Boden des römischen Reiches; die Römer traf mehr und mehr ein nachhaltiges Verderben.

Nachdem die Römer von den Alemannen wiederholt geschlagen worden, gewann der kaiserliche Feldherr Jovin im Sommer des J. 366 drei Siege, den letzten bei Chalons an der Marne. Aber selbst nach solchen Vortheilen vermochte Jovin nicht die Alemannen über den Rhein zurück zu treiben. Auch das folgende Jahr verlief ohne Entscheidung. Der Kaiser selbst wurde kränklich: deßwegen legte er seinem jungen Sohne Gratian um ihm das Reich zu sichern den kaiserlichen Namen bei. Zugleich versuchte er durch Ränke jeglicher Art für den Krieg eine glückliche Wendung vor zu bereiten. Als die Seele des Krieges der Alemannen wurde Vithichap Vadomar's Sohn angesehen, ein junger, zart gebaueter Mann von kühnem und starkem Geist, in welchem wie die Erinnerung an die Mißhandlungen seines Volkes so das Andenken an die Treulosigkeit der Römer gegen seinen Vater furchtbar kochte. Die Römer hatten ihn längst zu vernichten gestrebt, aber alle Versuche waren gescheitert. Gegen das Ende des Jahres 367 jedoch fiel Vithichap durch die Hand eines Meuchelmörders, und sogleich zeigten sich die Unternehmungen der Alemannen ohne Halt, Richtung und Zusammenhang. Valentinian nöthigte sie im folgenden Jahr über den Rhein zurück zu gehen. Bei dem Rückzuge nahm ein Theil des alemannischen Heeres, von einem Fürsten Rando geführt, ihren Weg durch Mainz. In dieser Stadt feierten die christlichen Einwohner ein Fest; Rando hob die ganze Gemeinde auf und führte sie mit sich über den Rhein.

Valentinian kam bald nachher an diesen Fluß und ging ungehindert in der Gegend von Strasburg herüber. Im Lande der Alemannen soll er große Thaten vollbracht haben; das Einzige aber was er erreicht hat war ein Friede, in welchem abermals der Rhein als die Gränze des römischen Reiches bezeichnet wurde. Valentinian benutzte diesen Frieden zur Herstellung alter und zur Gründung neuer Festungen an beiden Ufern. Die Teutschen hielten sich ruhig. Ihre Absicht scheint gewesen zu sein, fortan ihre Angriffe auf Gallien an den äußersten Enden zu unternehmen, von den Alpen und vom Meere her. Um das nördliche Gallien bekümmerte sich Valentinian nicht; dieses Land blieb in der Gewalt der Franken und weiter westlich der Sachsen. Als er aber den Versuch machte am Ober-Rhein auf dem teutschen Ufer eine Festung anzulegen, da zeigten die Alemannen, daß ihre Macht nicht gebrochen, ihr Muth nicht gesunken war. Der Kaiser hatte Truppen über den Rhein geschickt um einen Berg, den Pirus, in größter Eile zu befestigen. Sogleich erschienen alemannische Männer und baten inständig, man möge doch nicht abermals Treue und Glauben brechen, sondern ein Unternehmen aufgeben, das den Verträgen entgegen wäre. Die Römer achteten dieser Worte nicht. Da brachen alemannische Krieger aus einer Schlucht hervor und stürzten sich mit solchem Ungestüm auf die Römer, daß Alle, Führer und Geführte, unter ihrem Schwerte den Tod fanden.

Um diese Zeit wurde Gallien wiederum auf das Schrecklichste beunruhigt. Nicht nur teutsche Krieger durchzogen das Land, sondern auch im Innern erhob sich das alte Bagaudenwesen von Neuem, und große Räuberbanden bildeten sich überall. Am Meisten gefürchtet waren aber die Sachsen, weil sie vom Meere her bald hier bald dort erschienen, mit größter Eile raubten und eben so schnell entwichen als sie gekommen waren. Valentinian schickte zwei Feldherren gegen sie. Ein Haufe Sachsen ward erreicht und von zwei Seiten gedrängt. Die Sachsen brachten einen Vertrag in Vorschlag; die römischen Feldherren schlossen denselben ab. Eine Anzahl sächsischer Jünglinge trat in römische Kriegsdienste; die übrigen erhielten freien Abzug. Die Römer

aber legten einen Hinterhalt und überfielen die Abziehenden. Diese warfen sich unter dem Wehegeschrei des Zornes und der Wuth mit solcher Gewalt auf die Römer, daß kein Mann entkommen sein würde, wenn nicht im Augenblicke der Entscheidung ein Haufe geharnischter Reiter Hülfe gebracht hätte. Also hielt sich der Kampf, und die Sachsen wurden sämmtlich, da Niemand Schonung verlangte, niedergemacht.

Der Kaiser hatte keine Freude über einen solchen Sieg; er fürchtete die Rache und sah kein Maß und kein Ende. Bei einem Versuche, ein teutsches Volk, die Burgundier, gegen die Alemannen unter die Waffen zu bringen, ward er schwer getäuscht. Die Burgundier nahmen sein Geld und zogen den Main hinab, stellten sich aber am Rhein an Statt die Alemannen anzugreifen als Feinde der Römer auf und machten dadurch den Alemannen möglich in Rhätien ein zu brechen. Valentinian sah sich genöthigt die Burgundier, wie er sie zum Anmarsch gekauft hatte, so zum Rückzuge zu erkaufen um Rhätien zu befreien von den Waffen der Alemannen. Unter den Alemannen war um diese Zeit der Fürst Macrian der tüchtigste und thätigste Feind der Römer. Valentinian hoffte was er mit den Waffen nicht vermochte durch die Vernichtung dieses Mannes zu erreichen. Alle Versuche aber ihn durch Meuchelmord zu tödten waren umsonst. Endlich erfuhr er, daß Macrian krank sei und die Bäder in Wiesbaden gebrauche. Er ließ im J. 372 Truppen in der Nacht über den Rhein setzen und übernahm selbst die Leitung. Wegen der Dunkelheit mußte er Halt machen. Seine Soldaten fingen an zu plündern. Ein Haus gerieth in Flammen. Dieses Feuer erregte die Aufmerksamkeit der Alemannen. Macrian ward auf einen leichten Wagen gebracht und schnell den feindlichen Nachstellungen entzogen. Der Kaiser aber kehrte, nachdem er in einer furchtbaren Verwüstung der Gegend seinen Ingrimm ausgelassen hatte, nach Trier zurück. Aber in diesem Ingrimm warf er auch auf den alemannischen Fürsten Hortar, der zum Verräther an seinem Volke geworden war, den Verdacht eines Einverständnisses mit Macrian. Hortar bekannte auf der Marterbank das Verbrechen und wurde mit dem Feuertode bestraft.

Auch an der Donau stellten die Römer die alten Festungen wieder her oder gründeten neue. Zugleich machten sie Versuche, Thürme und Burgen an der linken Seite des Flusses zu gründen. Ein solches Werk ward im Lande der Quaden unternommen. Der König der Quaden, Gabin, erhob Widerspruch: es sei eine Verletzung des Friedens. Der Befehlshaber des römischen Heeres lud den König um das gute Einverständniß zu erneuen zu einem Gastmahl ein. Gabin erschien. Nach der Beendigung des Mahles ward er meuchlerisch mit seinen Gefährten niedergemacht. Die Quaden standen auf allzumal; die benachbarten Völker theilten ihren Zorn. Ueberall setzten sie über die Donau, verwüsteten das Land, mordeten, plünderten. Sie erschienen selbst vor Sirmich. Zwei römische Legionen, die ihnen entgegen traten, wurden geschlagen und gänzlich zerstreuet. Ganz Pannonien war in der Hand der Teutschen und Illyrien stand ihnen offen. Der Kaiser hielt für nöthig, selbst nach dieser Gegend zu ziehen; aber er wagte nicht ohne einen Frieden mit den Alemannen den Rhein zu verlassen. Also suchte er den Fürsten Macrian durch Schmeichelei, Geschenke und Versprechungen zu gewinnen. Mehr aber wirkten die Vorschläge des Kaisers. Valentinian verstand sich dazu, selbst über den Rhein zu kommen um auf teutschem Boden den Frieden zu empfangen. Er begab sich nach Mainz. Dieser Stadt gegenüber stand das Heer der Alemannen. An dem bestimmten Tage setzte der Kaiser von einem prachtvollen Gefolg umgeben über den Rhein. Macrian stand am andern Ufer, sein Haupt hoch empor tragend; um ihn her seine Krieger, durch Gesang und Waffenklang ihren Triumph und ihres Fürsten Ehre feiernd. Die beiden Fürsten verhandelten mit vollkommener Gleichheit. Endlich reichten sie sich die Hand und beschworen den Frieden. Die Alemannen erhielten das ganze linke Rheinufer von Mainz bis zu den Alpen zurück. Uebrigens waren die Franken um diese Zeit in dem Besitze des nördlichen Galliens, von den Besitzungen der Alemannen an, den ganzen Rhein hinab, längs der Küste des Meeres bis zur Schelde, einige feste Plätze vielleicht ausgenommen.

Im Frühlinge des folgenden Jahres 374 übergab der Kaiser seinem Sohne Gratian Gallien zur Verwaltung und

zog selbst mit einem großen Theile seines Heeres in die Länder an der Donau. Bei seiner Ankunft gingen die Teutschen auf das linke Ufer. Der Kaiser nahm ein Standlager zu Carnuntum. Im folgenden Jahre fiel er in das Land der Quaden ein. Da er aber die Feinde in einer festen Stellung antraf, so hielt er für gut über die Donau zurück zu gehen. Er nahm sein Lager zu Bregitio. Hier verkündigten ihm bald mancherlei Zeichen großes und nahes Unglück. Haarsterne erschreckten die Welt; der Blitz schlug in den kaiserlichen Palast zu Sirmich; ein Uhu setzte sich mit Leichengekrächz auf das kaiserliche Badehaus, und Niemand vermochte ihn zu tödten oder zu vertreiben. Der Kaiser selbst sah in schweren Träumen seltsame Erscheinungen. Unter diesen Umständen erschienen Abgeordnete der Quaden vor dem Kaiser um Anträge zu einem Frieden zu machen. Ihre Worte aber waren mehr drohend als versöhnend. Der Kaiser gerieth darüber in den grimmigsten Zorn; er antwortete mit steigender Heftigkeit. Mitten in seiner Rede sank er plötzlich wie vom Blitze getroffen zusammen und nach wenigen Augenblicken war er verschieden.

So starb Valentinian im Monate November des J. 375 nach einer Herrschaft voll von Mühseligkeiten, Drangsalen und vergeblichen Anstrengungen an der Schwelle großer Ereignisse. Das Reich erhielt drei Kaiser. Während Valens die Provinzen des Morgenlandes unter seiner Gewalt behielt, blieb Gratian, Valentinian's ältester Sohn, in Gallien; damit aber auch den Ländern südlich von der Donau der Schutz des kaiserlichen Namens nicht fehlen sollte, wurde der jüngere Sohn, Valentinian II., mit dem kaiserlichen Diadem geschmückt. Gratian war ein Jüngling, sein Bruder Valentinian ein Kind von vier Jahren.

11.

Die gothischen Völker. Wulfila.

Seit der Kaiser Aurelian vor hundert Jahren das schöne Dacien den gothischen Völkern überlassen hatte, waren noch eine geraume Zeit herdurch feindliche Berührungen zwischen

Gothen und Römern eingetreten, aber zu bedeutenden Angriffen war es weder von dieser noch von jener Seite gekommen; seit Constantin dem Großen hatten die Feindseligkeiten fast gänzlich aufgehört. Zu der Zeit aber, als der Kaiser Valentinian seinem Bruder Valens das Morgenland überlassen hatte, kam es von Neuem zu einem Kriege zwischen Valens und den Gothen.

Der Kaiser nämlich ging nach Asien zum Kriege gegen die Perser. Die Entfernung beider Kaiser von Constantinopel bewog einen Verwandten des constantinischen Hauses, Procopius, zu dem Versuche sich der Hauptstadt und mit derselben des Reiches zu bemächtigen. Ihm gelang Herr von Constantinopel zu werden, viele Truppen zu dem Schwur auf seinen Namen zu bewegen und auch die Gothen, die der Hauptstadt am Nächsten wohnten, für seine Sache zu gewinnen; 3000 Mann zogen ihm zu Hülfe. Ehe aber eine größere Macht folgen konnte, stürzte der Thron des neuen Kaisers zusammen; er selbst wurde dem Kaiser Valens verrätherisch ausgeliefert; die 3000 Gothen wurden umringt und genöthigt sich zu ergeben. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen schickte ein Fürst der Gothen Athanarich, dessen Vater von Constantin dem Großen hoch geehrt worden war, der selbst von den Römern bald ein mächtiger Richter, bald ein Richter der Therwinger genannt wird, eine Gesandtschaft an Valens um die Freilassung der gefangenen gothischen Krieger zu verlangen: „diese Krieger seien zu Folge eines Bündnisses dem Kaiser Procopius zu Hülfe gesandt; sie könnten also bei veränderter Herrschaft nicht als Gefangene behandelt werden.“ Valens erwiederte: Procopius sei nicht Kaiser gewesen, und die Gothen seien mit den Waffen in der Faust gefangen genommen. Die Gothen wendeten ein: „Procopius sei allerdings Kaiser gewesen; denn er habe Gesandte zu ihnen geschickt und Münzen mit seinem Bilde prägen lassen.“ Valens antwortete: im Kriege werde als Feind behandelt wer sich bewaffnet entgegenstelle. Nach dieser Antwort kehrten die gothischen Gesandten zu ihrem Volke zurück und der Krieg begann, im J. 367.

Dieser Krieg wird von Geschichtschreibern und Rednern den größten Kriegen zur Seite gestellt; von den einzelnen

Ereignissen aber ist kaum Etwas bekannt. Der Kaiser Valens ging zwei Male über die Donau; seine Thaten werden auf das Höchste gepriesen, nur wird verschwiegen was er gethan hat. Die Art jedoch, in welcher der Friede geschlossen wurde, beweis't, daß die Gothen den Römern den Frieden zum Bedürfnisse gemacht hatten. Der Kaiser sandte von Marcianopolis aus zwei Feldherren an Athanarich. Es ward ausgemacht, daß Athanarich und der Kaiser bei einer Zusammenkunft abschliessen sollten. Der gothische Fürst weigerte sich über die Donau zu kommen; der Kaiser hielt für schmachvoll sich auf das andere Ufer zu begeben. Man kam überein, beide Fürsten sollten zu gleicher Zeit zu Schiffe gehen und mitten auf der Donau zusammen treffen. Bei dieser Zusammenkunft schlossen und beschworen sie den Frieden und stellten für die Erfüllung der Bedingungen gegenseitig Geissel. Die Bedingungen werden nicht angegeben. Wie groß aber die Freude der Römer über den Frieden gewesen, beweisen die ausschweifenden Lobsprüche, welche dem Kaiser zu Theil wurden. Ein Redner vergleicht das Schiff des Kaisers mit der Brücke, die der König Xerxes einst über den Hellespont geschlagen hätte; „das Schiff aber, sagt er, ist weit größer und ruhmwürdiger als die Brücke; denn über die Brücke ging der Krieg einher, in dem Schiff ist der Friede gebracht.“

Das aber, was sich aus einzelnen Andeutungen und unsichern Erzählungen über den Zustand und die Verhältnisse der Gothen in dieser Zeit als geschichtliche Wahrheit ergiebt, läuft im Wesentlichen auf Folgendes hinaus. Der gothische Name war von der Donau bis zum baltischen Meer und von der Gränze Pannonien's und den Ufern der Weichsel, ja vielleicht der Oder, bis zum Don und dem mäotischen See verbreitet. Die Gothen waren in zwei Abtheilungen gesondert, weniger weil sie besondere Verbindungen hatten, als weil sie durch Leben, Sitte und Bestrebungen verschiedene Wege gingen. Nach der Eroberung Dacien's hatten sich die Eroberer in diesem schönen Lande festgesetzt und Einrichtungen getroffen für die Vertheidigung desselben. Viele gothische Familien aus allen Völkern des Gothenbundes hatten sich nach Dacien gezogen und sich unter dem Schutze der

siegreichen Waffen ihres Volkes zwischen den alten Einwohnern und den zurückgebliebenen Römern angesiedelt. Diese teutschen Menschen hatten sich im Fortgange der Zeit in mehrere Vereine getheilt ohne ihre alte Verbindung auf zu lösen. Die neuen Vereine führten neue Namen. Von der Theiß an, die Donau hinab, an der Küste des schwarzen Meeres hinweg bis zum Dniester wohnten Victofalen, Thaifalen, Thervinger und Greuthunger. Westlich von den Gothen zwischen der Theiß und der Donau erscheint das slavische Volk der Jazygen, das mit den Gothen im Bunde stand. Nach Norden hin beherrschten diese gothischen Völker das Land bis in die Karpathen. Ueber die Karpathen hinaus ist kaum Etwas zu erkennen. Es scheint, daß diese Völker auch nach Dacien's Eroberung den Kampf gegen die slavischen Völker fortgesetzt und dieselben nach und nach bis zum Don unterworfen haben. Um diese Zeit tritt weit nach Osten ein mächtiger gothischer Fürst hervor, der Ermanarich oder Ermenrich genannt wird. Von demselben wird versichert: er habe viele Völker unterworfen; er beherrsche ganz Scythien und Germanien. Und doch war Ermanarich wohl nur einer unter vielen gothischen Fürsten, der durch große Entschlüsse, kühne Thaten, glückliche Erfolge den Ruhm der gothischen Völker auf seinen Namen gebracht hatte.

In dieser Zeit werden die Namen Westgothen und Ostgothen noch kaum gehört; bald kommen sie in Gebrauch. Sie zeugen keineswegs für zwei verschiedene Bündnisse, sondern sie sind nur, wie schon früher bemerkt worden ist, geographische Benennungen, welche die Römer zu leichterer Bezeichnung der Völkermassen angewendet haben, welche nach und nach auch von den Gothen selbst angenommen worden sind. Der Name Westgothen ist in den Ueberlieferungen von ziemlich bestimmtem Umfang: er bezeichnet die vier Völker, die in Dacien und den angränzenden Ländern längs der Donau und des schwarzen Meeres saßen. Der Name Ostgothen dagegen hat eine unbestimmte Bedeutung, weil er allen übrigen Gothen beigelegt wurde. Die Namen standen aber auch keineswegs fest; sie wechselten vielmehr wie die Stellung der Völker wechselte. In späterer Zeit haben die-

jenigen, die zuerst Ostgothen hiessen, diesen Namen, ja den Namen Gothen überhaupt, gänzlich verloren, weil sie zuerst von den Hunnen, später von den Slaven unterworfen worden sind; alsdann sind die beiden Namen, Ostgothen und Westgothen, auf die Völker übergegangen, die zuerst den Namen Westgothen erhalten hatten. Die kriegerische Mannschaft derjenigen dieser Westgothen, die jetzt am Weitesten nach Osten wohnten, hat, weil sie am Weitesten nach Westen, nach Italien, Gallien, Spanien, gezogen oder verschlagen worden ist, in der Folge den Namen Westgothen, diejenigen Völker hingegen, die jetzt am Weitesten nach Westen wohnten, weil sie am Längsten in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen und immer am Oestlichsten geblieben sind, den Namen Ostgothen erhalten.

Die Gothen jenseits der Karpathen blieben ihren alten Sitten und Weisen getreu. In den weiten, Theils fruchtbaren, Theils wüsten Ländern fanden sie bei den unterworfenen rohen Völkern weder Anreiz noch Gelegenheit zu einer höhern Bildung; sie mögen vielmehr in den beständigen Kämpfen und in der Herrschaft über unglückliche Völker selbst ihre frühere Bildung verloren haben. Ganz anders bei den Völkern in Dacien und den angränzenden Ländern. Diese Völker, mit Römern vermischt, in der Nähe der Griechen, einen schönen Strom vor der Stirn, die Ufer des schwarzen Meeres zur Seite, wurden mannichfach angeregt und wandten sich im Schirm eines langen Friedens allen Zweigen menschlicher Bildung zu. Sie trieben Ackerbau und Gewerke, Schifffahrt und Handel; sie fanden Geschmack an den schönen Künsten und blieben wissenschaftlichen Bestrebungen nicht fremd. Das Wichtigste aber war, daß sie sich schon sämmtlich zum Christenthume bekannten, und daß sie, was von großer Bedeutung war, die Lehre des Arius angenommen hatten. Dieser Lehre blieben sie um so standhafter treu, je verständiger ihnen dieselbe zu sein schien, und je mehr sie mit dem Glauben ihrer Väter übereinstimmte. Aber eben deßwegen ward es für sie bei dem Kampfe mit den Rechtgläubigen bald Bedürfniß, sich von der Richtigkeit ihrer Lehre und ihres Glaubens zu überzeugen. Und die Gothen stritten nicht mit philosophischer Spitzfindigkeit, son-

dern sie wandten sich in ihrem kräftigen teutschen Geiste sogleich der Quelle zu, aus welcher das Christenthum in die Welt verbreitet worden ist: den heiligen Schriften der Evangelisten und Apostel. Ein gothischer Mann, der Bischof Wulfila, von den Griechen Ulphilas genannt, übernahm es die heiligen Schriften der Christen in die Sprache seines Volkes zu übersetzen, und vollbrachte wirklich das große Werk. Seine Uebersetzung ist das erste Buch, welches, so viel wir wissen, in der gothisch-teutschen Sprache geschrieben ist. Die Geschichte kennt wenig Beispiele von gelehrten und wissenschaftlichen Unternehmungen, die mit Wulfila's Werk verglichen werden dürften. Es ist zugleich ein schönes Zeugniß für den Mann, der sich die Bahn zu dem Quell der Wahrheit zu öffnen verstanden hatte und sein Volk zu dem frischen heiligen Sprudel hinzuleiten strebte, und ein schönes Zeugniß für die Bildung des gothischen Volkes, das seinem Führer das Unternehmen möglich machte und stark genug war an Geist und Erkenntniß um aus diesem Brunnen zu schöpfen. Daher ist nicht zu verwundern, daß Wulfila wie ein Moses unter seinem Volke stand, wirkte und waltete. Auch ist sein Beispiel nicht ohne Wirkung geblieben. Etwa ein Menschenalter später hat der heilige Hieronymus einen Brief an zwei gothische Mönche, Sunnina und Fretela, geschrieben, der auf das Klarste beweis't, daß die Gothen nicht aufhörten in der Schrift zu forschen und daß, wie Hieronymus sich ausdrückt, die Finger, die so kräftig das Schwert schwangen, auch den Griffel der Wissenschaft und der Gelehrtheit kräftig zu führen vermochten. Aber der ganze Segen, den Wulfila von der Verbreitung der heiligen Schriften erwartet hatte, konnte sich nicht in seiner Fülle entfalten. Plötzlich warf eine ungeheuere Erschütterung alles Bestehende zusammen, brachte auf einen Theil der Gothen eine harte Knechtschaft, zwang einen andern Theil zu langen Irrfahrten und veranlaßte eine allgemeine Verwirrung, aus welcher endlich eine Ordnung der Dinge hervor gegangen ist, die über Teutschland ein Unglück gebracht hat, dessen Folgen fortdauern bis diesen Tag.

Fünftes Buch.

1.

Einbruch der Hunnen.
Der Greuthunger und Thervinger Flucht.

In demselben Jahr, in welchem der Kaiser Valentinian vom Leben schied, 375, drangen große Massen rohes Volkes aus dem nördlichen Asien in Europa ein. Man nannte die Eindringlinge Hunnen. Von den frühern Schicksalen derselben ist Nichts bekannt. Sie selbst wußten nicht das Mindeste von ihrer Vorzeit. Niemand konnte sagen woher er kam, Niemand wohin er wollte. Anderswo war der Hunne empfangen, anderswo geboren, anderswo heran gewachsen, und Niemand kannte die Gräber seiner Väter. Ein Karren war ihr Haus, der Boden ihr Herd, die Gegend, die ihnen Nahrung gab, ihre Heimath. Die Hunnen treten erst in die Geschichte ein, als sie mit den Waffen in der Faust an der Gränze der gothischen Völker erschienen. Sie waren ein so häßliches als furchtbares Geschlecht, Teutschen, Griechen und Römern ein gleicher Abscheu. Die kurzen und gedrungenen Glieder vom Kopfe bis zur Sohle in Thierfelle gehüllt, das Rauhe nach Außen, saßen sie beständig auf ihren kleinen zähen Pferden. Ihre Nahrung waren die Wurzeln wilder Kräuter und das Fleisch jegliches Thieres, das sie auf dem Rücken ihrer Pferde mürbe ritten. Lanzen, Bogen und Pfeile, die Spitze ein scharfer Knochen, waren ihre Waffen; auch hatten sie Schlingen, welche sie mit Geschicklichkeit über den Feind zu werfen verstanden. Im Angriffe furchtbar, waren sie zur Ver-

theidigung wenig geeignet. In großen Haufen keilweise heran stürzend, lös'ten sie sich in der Nähe des Feindes auf, umzogen in wilden Schwärmen die Stellung desselben, zeigten sich in der Stirn, im Rücken, auf den Seiten, vor jeder Lücke, mit rohem Geschrei, verschwanden im Augenblick und stürzten im Augenblicke von Neuem vor, überall erscheinend, nirgends zu fassen. So lauten die Ueberlieferungen von dieser Zeit, die zum Theil von der spätern Geschichte widerlegt werden, die aber von dem widerwärtigen Eindrucke, den die Hunnen bei ihrer ersten Erscheinung auf die europäischen Völker gemacht haben, Zeugniß geben.

Vor ihrem Uebergang über den Don hatten sie die Alanen unterworfen. Auch dieses Volk lebte nomadisch. Vieles, was bei demselben bemerkt worden ist, hatte es mit den Hunnen gemein; ihre Gestalten aber, ihre Sitten und Weisen zeugen dafür, daß die Alanen Teutsche gewesen sind, wie sie denn auch ein gothisches Volk genannt werden. Nach ihrer Unterwerfung gingen die Hunnen über den Don. Diesseits des Stromes stiessen sie auf Ermanarich's Herrschaft. Der Fürst, durch ein Alter von hundert und zehn Jahren gebeugt und an einer schweren Wunde leidend, verzweifelte an Rettung und Sieg; er stürzte sich in sein Schwert; sein Reich zerfiel und gerieth in die Gewalt der Hunnen. Der Sturm ging weiter und erreichte bald die Greuthunger. Withimer, der König dieses Volkes, ging den Hunnen entgegen, erlitt aber mehrere Niederlagen und fand den Tod in den Waffen. Da sein Sohn Witherich ein Kind war, so übernahmen zwei Herzoge, Alatheus und Safrach, die Leitung der Angelegenheiten des Volkes und suchten nur den Abzug desselben zu decken. Am Dniester, der Gränze ihres Landes, stand Athanarich, der Fürst der Therwinger, mit der Macht seines Volkes. Die Hunnen setzten höher hinauf über den Fluß; Athanarich's Heer wagte nicht Stand zu halten. Er zog sich westlich in die Gebirge und errichtete starke Festungswerke an dem Ufer des Pruth. Die Hunnen griffen ihn nicht an; aber das Volk der Therwinger, das zwischen dem Pruth und dem schwarzen Meere wohnte, wurde von einer unüberwindlichen Angst ergriffen. Die Nachbar-

schaft der Hunnen und das Heranströmen der flüchtigen Greuthunger beraubten die Thervinger alles Vertrauens. Nur hinter der Donau glaubten sie vor der ungeheuern Gefahr sicher zu sein. Sie drängten sich an der Donau zusammen; zwei Fürsten, Alaviv und Fridigern, leiteten die Flucht. Von denselben ward eine Gesandtschaft an den Kaiser Valens nach Antiochien gesandt um ihre Aufnahme in das Reich zu erbitten: der Bischof Wulfila soll der Redner gewesen sein. Die Gesandten versprachen für ihr Volk ruhig auf dem Boden des Reiches zu leben und, so oft die Umstände es erforderten, Hülfe zu leisten. Valens gewährte ihre Bitte, befahl aber, daß vor Allem die Kinder der Gothen, überhaupt die Wehrlosen aufgenommen und als Geissel in Sicherheit gebracht werden sollten, und daß alsdann auch die wehrhafte Mannschaft zuvor ihre Waffen aus zu liefern hätte, ehe ihr der Uebergang über die Donau verstattet würde. Nackt und bloß schienen die Gothen ein Gewinn für das Reich zu sein: die verödeten Fluren in Mösien und Thracien würden rüstige Bebauer, die kaiserlichen Waffen kraftvolle Männer, der kaiserliche Schatz einen wünschenswerthen Zuwachs erhalten. Man sah daher der Ankunft der Gothen mit Freude und Hoffnung entgegen und der Kaiser empfing von gelehrten und gewandten Höflingen schmeichlerische Glückwünsche.

Die Freude wurde bald getrübt. Alle Ueberlieferungen stimmen überein, daß die Schuld an den römischen Heerführern und Beamten gelegen habe. Diese Menschen wollten das Unglück der Gothen zur Befriedigung ihrer Habsucht und anderer Leidenschaften ausbeuten, unter ihnen am Meisten der Comes Lucipinus und der Dux Maximus. Die Ueberfahrt der Gothen wurde mit so großer Hastigkeit bewirkt, daß die Entwaffnung versäumt ward, und daß Bewaffnete und Wehrlose zu gleicher Zeit auf Schiffen und Flößen über den Strom gebracht wurden, mit solchem Getümmel, in solcher Verwirrung, daß viele Menschen den Tod in den Wellen fanden. Den Greuthungern aber, die den Therviengern folgten, wurde die Aufnahme verweigert. Uebrigens behaupteten Redner, es seien 200,000 streitbare

Männer über den Strom gekommen. Gewisser ist, daß nicht alle Auswandernden Gothen, sondern Menschen jegliches Stammes gewesen sind, wie sie in diesen Ländern unter der Herrschaft der Gothen oder mit ihnen vereint gewohnt hatten, und daß nicht alle Einwohner ihre Heimath verlassen, sondern daß Viele durch Entschluß oder Zufall auf dem bekannten Boden das Joch der Hunnen auf sich genommen haben. Auch ging die Wanderung nicht über den Pruth heraus; vielmehr blieben alle Gothen, die westlich von diesem Fluß in Dacien wohnten, in ihren Sitzen. Diese zurückgebliebenen Westgothen bildeten den Kern derer, die ein Jahrhundert später unter dem Namen Ostgothen so groß und so berühmt geworden sind.

2.

Der flüchtigen Gothen Noth, Sieg und Aufnahme in das römische Reich.

Auf dem rechten Ufer der Donau suchten die Römer die unglücklichen Menschen durch Hunger zu zwingen, ihnen Alles zu überlassen was sie hatten. Um das Leben zu fristen gaben die Gothen zuerst hinweg was ihnen in bessern Tagen zur Bequemlichkeit und zum Schmucke des Lebens gedient hatte: leinene Gewänder, Teppiche, Kostbarkeiten mancher Art. Bald mußten sie geben was ihnen nothwendig und theuer war; selbst ihre Kinder wurden der Sklaverei überliefert für die tägliche Nahrung. Für ein Brot, für ein Stück Fleisch, selbst für einen todten Hund liessen sich die Römer einen Menschen darbringen. Schlanke, gelblockige Knaben, schöne Jungfrauen und Weiber wurden gewaltsam hinweg gerissen und in das Innere des Reiches abgeführt. In ihrem Jammer beschlossen die Gothen über die Donau zurück zu kehren, sie wurden aber durch ein römisches Heer gewaltsam vorwärts getrieben. Die Greuthunger benutzten die Entfernung dieses Heeres und setzten über die Donau. Fridigern faßte neue Hoffnung; er verzögerte den Zug seines Volkes auf alle Weise um den Greuthungern

Zeit zu verschaffen sich zu nähern. Der Zug ging nach Marcianopel. Die Gothen hofften in dieser Stadt Nahrung zu finden; auch wurden die Fürsten Alaviv und Fridigern von Lucipinus zu einem Gastmahl eingeladen, aber das hungernde Volk fand vor den Thoren der Stadt nur Spott und Hohn. Da endlich erinnerten sich die Gothen, daß sie Fäuste hatten und Waffen in den Fäusten. Sie nahmen eine Stellung, welche die Römer besorgt machte vor ihrer Wuth. Diese Gefahr bewog den Comes Lucipinus die beiden teutschen Fürsten zu den meuterischen Gothen zu schicken um die Ruhe her zu stellen. Die beiden Fürsten aber, als sie zu ihrem Volke gekommen waren, erhoben sogleich die alte Fahne und liessen die Posaune des Krieges erschallen. Sie führten das Volk zurück um es zu sammeln, durch Greuthunger zu verstärken und zum Kampfe zu ordnen. Sogleich begann die Feindseligkeit mit Plünderung und Verwüstung. Lucipinus eilte heran. Etwa zwei Meilen von der Stadt Marcianopel kam es zur Schlacht. Die Gothen gewannen einen großen Sieg. Alle Adler und Fahnen der Römer wurden genommen, alle Tribunen erschlagen, das ganze Heer zu Grunde gerichtet; Lucipinus fand durch zeitige Flucht Sicherheit hinter den Mauern der Stadt. Die Gothen legten sogleich die Waffen der gefallenen Feinde an; die ganze Gegend bis zum Hämus war in ihrer Gewalt, die mißhandelten Flüchtlinge standen ein furchtbares Heer mitten im Land ihrer Feinde.

Zu derselben Zeit befanden sich gothische Krieger im römischen Dienst in einem Lager bei Adrianopel. An dieselben erging unerwartet der Befehl sogleich nach Asien zu ziehen. Sie baten um einen Aufschub von zwei Tagen und um Auszahlung des rückständigen Soldes. Diese Bitte wurde nicht beachtet, dagegen der Befehl wiederholt und zugleich der Versuch gemacht, sie mit Gewalt zum Abmarsche zu nöthigen. Sie aber brachen sich Bahn, nahmen den Weg zu ihrem Volk und stellten sich unter Fridegern's Fahne. Hierauf ging das gothische Heer ohne Verzug über den Hämus, richtete seinen Marsch auf Adrianopel und unternahm einen Sturm auf die Stadt. Der Versuch miß-

lang. Fridigern ließ eine Anzahl seiner Krieger vor Adrianopel, führte aber mit der Erklärung, „daß er mit den Mauern im Frieden leben wolle", seine Völker in das offene Land zu Raub und Beute. Durch ganz Thracien, durch Macedonien, durch Thessalien schweiften sie umher und erschienen selbst vor den Thoren von Constantinopel. Täglich vermehrte sich ihre Zahl. Kriegslustige Jünglinge eilten ihnen aus Dacien zu; viele Menschen teutsches Stammes, auf römischen Boden angesiedelt, gesellten sich ihnen bei; viele Teutsche entflohen aus römischer Sklaverei und kamen zu den Genossen ihres Volkes; selbst alte Unterthanen des Reiches, besonders Bergleute, stellten sich auf ihre Seite und zeigten ihnen alle Wege, alle Zugänge, alle Schlupfwinkel. Und nun sollen die Gothen eine schreckliche Rache genommen, furchtbare Frevel an Menschen und Dingen verübt haben. Die Beschreibung dieser Unthaten indeß möchte weniger Glauben verdienen, als was durch dieselben Schriftsteller von den Unthaten der Römer gegen die Gothen berichtet worden ist.

Der Kaiser Valens empfing die Botschaft von diesen Ereignissen zu Antiochien. Die Gefahr nicht verkennend, sandte er so viele Truppen als er zu vereinigen vermochte gegen die Gothen. Diese jedoch behaupteten unter vielen Kämpfen und Schlachten in den Jahren 376 und 377 das ganze Land zwischen beiden Meeren bis zu der Gränze von Griechenland. Der Kaiser glaubte daher, es sei nothwendig die ganze Macht des Reiches auf zu bieten. Er selbst trat im Spätjahr 377 den Marsch von Antiochien nach Constantinopel an und ersuchte zugleich seinen Neffen Gratian, den Kaiser im Abendland, ihm zu Hülfe zu kommen. Gratian brach im Frühlinge des nächsten Jahres 378 auf; aber ein unerwartetes Ereigniß verzögerte seinen Marsch. Die erste Abtheilung seines Heeres war auf dem Wege die Donau hinab. Da drangen Alemannen über den Rhein und setzten sich in den Alpen zwischen dieser Abtheilung und dem Heere fest, bei welchem sich der Kaiser befand. Ihre Zahl wird auf 40,000, auf 70,000 Mann angegeben. Gratian rief jene Truppen nach den Alpen zurück, während er selbst von

der andern Seite sich dem Gebirge nahte. Eine Schlacht bei einer Stadt, bald Argentaria, bald Argentuaria genannt, entschied für die Römer. Aber es kostete den Kaiser noch große Mühe und Anstrengung, ehe ihm möglich war, nach dem Abschluß eines Friedens mit den Alemannen, seine Fahrt fortzusetzen. Die verlorene Zeit jedoch war nicht ein zu bringen; der Krieg mit den Gothen war schon vor seiner Ankunft entschieden.

Der Kaiser Valens, nach Constantinopel zurück gekommen, hatte die Bewohner dieser Stadt in so großer Unruhe gefunden, daß er sogleich weiter nach Nike gezogen war. Daselbst versammelte er seine ganze Macht. Auf die Nachricht, daß sich die Barbaren in der Gegend von Adrianopel vereinigten, schickte er seinen Feldherrn Sebastian gegen dieselben. Da sich Dieser bald großer Erfolge rühmte, da Valens auch die Nachricht von dem Siege seines Neffen über die Alemannen erhielt, so brach er selbst nach Adrianopel auf, von dem Wunsche beseelt, nicht unter dem jugendlichen Mitkaiser zu sein. Zu Adrianopel überbrachte ihm Gratian's Feldherr Richomer, ein Franke, die Bitte seines Herrn, ja Nichts allein und übereilt zu thun; Gratian ziehe rasch heran und werde in kurzer Zeit der Theilnehmer seiner Gefahren sein. In einem Kriegsrath aber war der Schwarm anbetender Höflinge für das Kühnste, und für Dieses entschied sich der Kaiser. Die Vorbereitungen zum Kampfe wurden getroffen. Inzwischen traf eine Gesandtschaft der Gothen im Lager des Kaisers mit einem Schreiben von dem Fürsten Fridigern ein: „sie wären heimathlose Menschen, vom väterlichen Herde durch den Ueberfall wilder Völker vertrieben; der Kaiser möge ihnen Thracien mit allem Vieh und allen Früchten einräumen, so würden sie ruhig leben für alle Zukunft." Der Kaiser wies die Botschaft zurück und setzte sich am andern Morgen, den 9. August's, mit dem ganzen Heer in Bewegung. Etwa anderthalb Meilen von der Stadt standen die Gothen in einer kreisförmigen Wagenburg. Sie stellten sich in Schlachtordnung. Fridigern, der Oberanführer der Gothen, trug noch ein Mal auf einen Frieden an. Der Kaiser, damit die Rei-

terei seines linken Flügels die Zeit gewinnen möchte ihre angewiesene Stellung ein zu nehmen, erwiderte: „wenn man wirklich einen Frieden zu schliessen beabsichtige, so möchten die vornehmsten Männer der Gothen sich zu ihm begeben.“ Fridigern schickte sogleich einen Herold an den Kaiser: „er selbst würde kommen, wenn der Kaiser wegen seiner Sicherheit Geissel stellte.“ Sogleich erbot sich Richomer als Geissel ins feindliche Lager zu gehen. In demselben Augenblick aber beging ein Theil des römischen Heeres Feindseligkeiten. In diesem Angriff erblickten die Gothen eine Treulosigkeit, wiesen Richomer zurück und begannen den Kampf. Hart an einander gestellt, drängend und gedrängt schwankten die Heere lange hin und her. Das römische Fußvolk aber wurde von dem rastlosen Feinde bald so eng eingeschlossen, daß Niemand das Schwert zu gebrauchen vermochte. Endlich wurde selbst jeder Rückzug, jede Flucht unmöglich. In der Verzweifelung tödteten sich Viele mit eigener Hand; nur Einzelne entkamen dem allgemeinen Verderben. Bis in die Nacht hinein dauerte der Jammer, und mit jedem Augenblick wuchs die Todesangst der Römer. Bei dem Einbruche dieser Nacht war der Kaiser Valens zum letzten Male gesehen worden; sein späteres Schicksal ist völlig unbekannt. Er soll sein Grab gefunden haben unter dem Haufen der Gefallenen; er soll verwundet in eine ländliche Hütte gebracht und in den Flammen dieser Hütte mit seinen Begleitern umgekommen sein. Unter den Uebrigen, die in dieser Schlacht getödtet waren, befanden sich der oberste Befehlshaber Sebastian und dessen Gehülfe Trajan. Mit diesen Männern waren 35 Tribunen gefallen. Von dem Heere hatte sich nicht der dritte Mann gerettet. Seit der Schlacht bei Cannä hatten die Römer eine solche Niederlage nicht erlitten.

Am Morgen nach der Schlacht erschienen die Gothen vor Adrianopel. Eine große Menge von Soldaten, Troßknechten, Fuhrwerk, Gepäck und Gezeug war noch vor den Thoren zusammen gedrängt. Alles fiel in die Hand der Gothen. Vielleicht würde die Stadt selbst in der ersten Bestürzung sich ihnen ergeben haben, wenn nicht ein furchtbares

Gewitter Adrianopel gerettet hätte. Fridigern forderte die Seinigen auf, ihre Kräfte nicht gegen Steine und Wälle zu verschwenden; das beutegierige Heer aber verwarf den weisen Rath. Eine drohende Aufforderung wurde verworfen. Da erfolgte der Angriff. Alle Anstrengungen der Gothen aber waren umsonst; nach einem empfindlichen Verluste mußten sie abstehen von dem verwegenen Beginnen, und was der Gewalt mißlungen war mißlang auch der List. Andere Versuche gegen andere Städte fielen eben so unglücklich aus. Der Zorn über das Mißlingen dieser Unternehmungen erzeugte den Gedanken, Constantinopel selbst zu erobern. In geschlossenen Vierecken zog das Heer zu dem Sitze des Reiches und erschien plötzlich vor den Thoren der Stadt. Aber auch hier ging die Hoffnung nicht in Erfüllung. Die Gothen fanden so große Schwierigkeiten, daß sie den Gedanken an die Eroberung bald aufgaben, sich zurückzogen und weithin über die Länder ausbreiteten.

Mit der Rettung der Hauptstadt war dem Reiche selbst nicht geholfen. Ohne Haupt und ohne Einheit war dasselbe jeglicher Mißhandlung ausgesetzt und vermochte zu seiner Vertheidigung Nichts zu thun. Die Beamten, ihrer eigenen Einsicht überlassen, handelten in Verworrenheit und Leidenschaft. Eine Menge gothischer Männer befand sich in Asien im römischen Dienste; viele Knaben und Jünglinge, die man den Gothen entrissen hatte, waren in Städte vertheilt worden. Der Statthalter im Lande jenseits des Taurus, Julius, gab den Anführern der Truppen den Befehl, an einem bestimmten Tag alle diese Gothen in die Hauptstädte zu bescheiden und sämmtlich ermorden zu lassen. Der Befehl ward auf eine gräßliche Weise ausgeführt.

Diese feige Unthat brachte die siegreichen Gothen in Europa in wilde Wuth, und in dieser Wuth verbreiteten sie Unglück und Zerstörung über die Länder, welche in ihrer Gewalt waren. Etwa 20 Jahre nach dem Uebergange der Gothen über die Donau hat der heilige Hieronymus ihr Verfahren beschrieben: „Hausmütter, Gott geweihete Jungfrauen, freie und edele Leiber haben diesen wilden Thieren zum Muthwillen gedient. Bischöfe sind gefangen genommen,

Priester ermordet, Kirchen zerstört, an die Altäre des Heilandes Pferde hingestellt und die Gebeine der Märtyrer ausgegraben worden. Ueberall war Heulen, Wehklagen und das Bild des Todes.“ Und weiter: „Die Städte sind verwüstet, die Menschen getödtet; selbst Thiere, Vögel und Fische sind selten geworden; in Illyrien, Thracien und Pannonien giebt es nur noch Himmel und Erde, Dorngebüsch und Waldung; alles Andere ist zu Grunde gegangen.“ Diese Rede des heiligen Mannes beweis't gewiß, daß die Leiden dieser Gegend groß gewesen sind; aber Hieronymus hat nicht die Wahrheit der Geschichte erstrebt, sondern nur die Seelen zu erschüttern gesucht, welche auch nach solchen Gräueln den Nacken nicht beugen und sich zur christlichen Demuth verstehen wollten. Die barbarischen Völker mußten ja selbst in den eroberten Ländern leben; sie haben daher gewiß nicht aus Muthwillen frevelhafte Verwüstungen verübt.

Während dieser Vorgänge im Osten hatte der Kaiser Gratian auf dem Marsche von Sirmich nach Adrianopel die Nachricht von dem Untergange seines Oheimes und des römischen Heeres erhalten. Deßwegen war er zurückgekehrt; Gallien bedurfte seiner Gegenwart; sein Bruder Valentinian war ein Kind, und der östliche Theil des Reiches bedurfte eines Kaisers, der ein Mann war. Also entschloß er sich einen andern Mitkaiser zu ernennen, und er traf eine glückliche Wahl. Theodosius, ein Spanier, eines ausgezeichneten Vaters ausgezeichneter Sohn, hatte schon als Jüngling einen tüchtigen Geist bewährt; aber die blutige Leiche seines Vaters, ein Opfer der Willkühr, hatte ihn aus dem Getümmel der Welt in die Einsamkeit der Natur geschreckt. In der gegenwärtigen Noth erinnerte sich Gratian dieses Mannes und berief ihn nach Sirmich. Im Monat Januar 379 empfing Theodosius, 32 Jahre alt, den Purpur, und Gratian überließ das Morgenland dem Geist und dem Glücke des neuen Kaisers.

Theodosius befestigte den Frieden mit den Völkern der Donau, trat mit Athanarich, vormals Fürsten der Thervinger, in Verbindung und suchte ihn nicht vergeblich zu seinem Volke zurück zu bringen, damit auf beiden Seiten Für-

sten ständen, welche, den Gräueln und Verwüstungen fremd, am Leichtesten ein sicheres Abkommen zwischen Römern und Gothen bewirken könnten. Inzwischen suchte er selbst in Thessalonich ein neues Heer zu bilden, und die Gothen fingen an sich in den Ländern längs der Donau eine neue Heimath zu gründen, während ihre kriegerische Mannschaft ununterbrochen auf Raub und Beute auszog. Theodosius setzte den Krieg gegen diese Schwärme fort, aber nur wie weit er ihn nicht vermeiden konnte. Sein Streben war, die Gothen zu besänftigen, zu beruhigen, zu friedlichen Beschäftigungen zurück zu bringen. Das Glück kam ihm zu Hülfe. Fridigern, der einen unversöhnlichen Haß gegen die Römer in sich trug, fand seinen Tod, und nach demselben trat Athanarich an die Spitze der Gothen im römischen Reiche. Mit diesem Fürsten schloß Theodosius den Frieden. In demselben überließ er den Gothen das ganze Land längs der Donau, Mösien, das Hämusgebirg und einen Theil von Thracien, in welchen Ländern die Gothen, mit dem Namen römischer Bundesgenossen beehrt, unter eigenen Fürsten und nach eigenen Gesetzen wie in ihrem Eigenthume leben und den Römern gegen Sold, Geschenke genannt, mit 40,000 Mann Hülfe im Kriege leisten sollten. Und erst als dieser Friede im Jahre 381 zu Stande gekommen war, hielt Theodosius seinen feierlichen Einzug in Constantinopel.

3.

Theodosius und die Gothen. Gewalt der Kirche.

Die Gothen freueten sich der Ruhe und benutzten sie rührig und redlich um sich ein zu richten in ihrem neuen Land, und Theodosius bot, so lange er lebte, Alles auf, sie für das römische Reich zu gewinnen um nöthiges Falles ihrer kampflustigen Jugend sicher zu sein. Er hatte gute Gründe. Das Reich war fortwährend bedroht, und im Reiche selbst erhoben sich neue Gefahren. Der Kaiser Gratian, rohen Genüssen ergeben, versäumte die Legionen wie die teutschen Völker. Die Legionen in Britannien riefen im Jahre 383

ihren Anführer Maximus zum Kaiser aus. Maximus begab sich nach Gallien, und Gratian, von Jedermann verlassen, fand durch Meuchelmord seinen Tod. Theodosius erkannte den neuen Kaiser an um für den jungen Valentinian, seinen Schwager, Italien und Illyrien zu erhalten. Maximus aber wollte den ganzen Westen des Reiches beherrschen. Vier Jahre nach Gratian's Tode, 387, ging er mit seinem Heere nach Italien. Aber er bestand nicht vor Theodosius' Macht, Sache und Geist. In Aquileia ward er dem Kaiser Theodosius ausgeliefert und büßte seine Schuld mit dem Leben. Hierauf gab der Sieger dem jungen Valentinian den ganzen westlichen Theil des Reiches und stellte dem Knaben Männer von Kraft und Geist zur Seite, die dasselbe in seinem Namen verwalten sollten. Der Franke Arbogast wurde der eigentliche Herrscher im Abendlande.

Inzwischen hatten die Franken einen Einfall in Gallien gemacht. Arbogast versuchte sie zu einem Frieden zu bewegen. Da dieser Versuch mißlang, so drang er mitten im Winter vor bis Cöln, ging über den Rhein, richtete große Verwüstungen an, erreichte aber nicht was er wünschte, den Frieden. Erst der Kaiser Eugen hat mit den Fürsten der Alemannen und der Franken die alten Verträge wieder hergestellt. Eugen aber gelangte im Jahre 392 zum Reich; als Valentinian zu Grunde gegangen war, schmückte Arbogast diesen gelehrten, beredten und geachteten Mann, den er selbst zu den ersten Würden des Reiches befördert hatte, mit dem Diadem. Theodosius aber faßte den Entschluß, seinen Schützling und Schwager, den er zu retten nicht vermocht hatte, wenigstens zu rächen. Er zog mit einer großen Rüstung dem Abendlande zu; viele verbündete Gothen, deren Zahl auf 20,000 angegeben wird, begleiteten ihn; die römischen Truppen wurden angeführt von Thamisius und von Stilich, einem Vandalen von Geburt, der mit einer Nichte des Kaisers, Serene, vermählt war; die Gothen hatten an ihrer Spitze zwei Fürsten, Gainas und Saul, und auch Alarich legte bei diesem Zuge durch Tapferkeit und Geist den Grund zu seinen spätern großen Ansprüchen. Von der andern Seite zog der Kaiser Eugen aus Gallien heran.

Bei Aquileia trafen die Heere im Herbste des Jahres 394 zusammen. Der Tag der Schlacht war furchtbar durch eine Sonnenfinsterniß und durch einen heftigen Sturm, welcher dem abendländischen Heer entgegen tobte. Dennoch gewannen die Morgenländer Nichts; 10,000 Gothen, die Theodosius zuerst in den Kampf gesandt hatte, wurden von Arbogast vernichtet, und die Römer im kaiserlichen Heere hatten eine große Freude über den Untergang dieser Verbündeten. Aber der Sieg ward erst am andern Morgen entschieden, als Eugen das Unglück hatte in die Gefangenschaft des Kaisers Theodosius zu gerathen. Ihm wurde sogleich der Kopf abgehauen, auf eine lange Lanze gesteckt und dem abendländischen Heer entgegen getragen. Da erkannte dieses Heer das Schicksal des Tages und begrüßte Theodosius auch als seinen Kaiser. Arbogast aber, der Urheber solches Unglückes, suchte Rettung in der Flucht und gab sich, weil er sie nicht zu finden vermochte, selbst den Tod. So wurde Theodosius, der Letzte, einiger Herr im ganzen römischen Reiche.

Die christlichen Schriftsteller haben den Sieg des Kaisers bei Aquileia als eine wunderbare Wirkung seiner rechtgläubigen Frömmigkeit dargestellt. Gewisser ist, Theodosius hat den letzten Herd des Heidenthumes nach seinem Sieg eingerissen und auch die Hoffnung der arianischen Ketzerei auf Herrschaft und Anerkennung im römischen Reiche für immer vernichtet. Von Aquileia nämlich begab sich der Kaiser nach Rom. Er trat in den Senat mit tiefem Ernst, unter traurigen Ahnungen der Senatoren, und sprach sogleich den Wunsch aus, daß man allem heidnischen Irrthum entsagen und die Abschaffung der alten Opfer und Bräuche beschließen möchte. Der Senat erinnerte an Rom's zwölf hundertjährige Dauer, Größe, Glanz und Macht unter dem Schutze der alten Götter. Als aber der Kaiser seinen Wunsch wie einen Befehl wiederholte, da beugte sich der Senat in Demuth, und von diesem Tage an hörte aller öffentliche Gottesdienst in heidnischer Weise auf. Mit nicht weniger Erfolg, aber nicht ohne Gewaltsamkeit und schreckliche Gräuel wurde der Arianismus unterdrückt, so daß fort-

an öffentlich nur Eine katholische Kirche im ganzen Reiche bestand, während die Gothen und andere teutsche Völker den Lehren des Arius treu blieben, oder zu ihnen übertraten. Endlich ward auch die Trennung der kirchlichen Gewalt von der weltlichen in der Lehre und der Zucht von Neuem und in auffallender Weise anerkannt.

Der Kaiser Constantin hatte die Auszeichnung des höchsten Priesterthumes auch als Christ nicht verschmäht; die folgenden Kaiser hatten sie gleichfalls nicht abgethan; erst Gratian hatte dieselbe in Demuth zurück gewiesen als nicht geeignet für einen christlichen Herrscher. Nun hatte der Kaiser Theodosius an der Stadt Thessalonich, in welcher bei einem Auflauf ein kaiserlicher Heermeister mit einigen seiner Begleiter erschlagen worden, eine wilde Rache verübt; er hatte sie bewaffneten Horden zu Plünderung und Schändung Preis gegeben, und 7000 Einwohner hatten ihren Tod gefunden. Bei seinem gegenwärtigen Aufenthalt in Italien wollte er dem Gottesdienste zu Mailand beiwohnen und Theil nehmen am Abendmahle. Der Erzbischof von Mailand aber, der fromme und strenge Ambrosius, verweigerte dem blutbefleckten Kaiser den Zutritt zum Altare des Herrn. Durch sein Wort und durch seine Haltung wurde der siegreiche Herrscher so tief erschüttert, daß er Alles ablegte, was an irdische Größe und Hoheit erinnerte, sich als Sünder in die Gemeinde der Gläubigen stellte, mit heissen Thränen seine Schuld bekannte und demuthsvoll um Erbarmen und Vergebung flehte. Ambrosius blieb unbewegt. Erst nach acht Monaten der Angst und Zerknirschung gewährte der fromme Eiferer dem Kaiser die fromme Bitte. Die Welt sah nicht ohne Bewunderung die unerschütterliche Strenge des Priesters und nicht ohne Theilnahme die tiefe Reue des Kaisers. Gute Menschen freueten sich in dem Gedanken, daß es ein geistiges Mittel gab, die rohe Gewalt zu zügeln, zurück zu schrecken, oder zu bestrafen. Sie vergaßen aber, daß Leidenschaft und Mißbrauch der Gewalt, sie mag geistiger Art sein oder weltlicher, in menschlichen Verhältnissen überall möglich sind. Die Sache konnte bleiben und der Sinn sich ändern. Was aber die Kirche am Vor-

abende des Unterganges, dem das römische Reich nicht mehr entgehen konnte, gegen die Kaiser gewann, das mochte ihr schwerlich wieder durch Fürsten entrissen werden, welchen die Herrschaft auf den Trümmern des Reiches bestimmt war.

4.

Alarich's des Kühnen Heerfahrten. Eroberungen anderer Barbaren im römischen Reiche.

Zu Anfang des Jahres 395 starb der Kaiser Theodosius. Er hinterließ zwei Söhne, Beide mit der kaiserlichen Würde bekleidet, Arkadius, einen Jüngling von siebenzehn Jahren, und Honorius, einen eilfjährigen Knaben. Auch hatte er das Reich in ein morgenländisches und in ein abendländisches getheilt, so jedoch, daß beide Reiche ein einiges römisches Reich bleiben sollten. Die Gränze zwischen beiden Reichen begann an der Sau, westlich von Singidunum, und lief in südwestlicher Richtung Illyrien durchschneidend bis an das adriatische Meer. Das morgenländische Reich sollte Arkadius, das abendländische Honorius beherrschen; Rufin, ein Gallier, sollte dem ersten, Stilich dem andern als Vormund zur Seite stehen. Diese beiden Männer aber geriethen sogleich aus Mißtrauen und Eifersucht in mannichfaltige Händel. Stilich glaubte wegen größerer Verdienste und wegen seiner Verwandtschaft mit den beiden Kaisern größere Ansprüche zu haben; Rufin wollte diese Ansprüche nicht anerkennen und wünschte um Stilich hinter sich zu lassen seine Tochter mit dem Kaiser Arkadius zu vermählen. Also strebten die Verweser des Reiches leidenschaftlich gegen einander, veranlaßten ein verworrenes Getreibe und führten das Reich dem Schicksale weiter entgegen, das schon lange herein zu brechen gedroht hatte.

Nach dem Sieg über den Kaiser Eugen war ein Theil der verbündeten gothischen Hülfsvölker in Italien zurück gehalten; einen andern Theil hatte Alarich wieder zu seinem Volke geführt. Rufin versäumte diesen Gothen ihren Sold aus zu zahlen; Alarich, der sich großer Verdienste rühmte,

wurde vergessen. Er aber war ein Mann von hoher Kraft und gewaltigem Geist. In seinem Zorn bewog er die zürnenden Gothen, das Band zu zerreissen, durch welches Theodosius sie an das römische Reich geknüpft hatte, ihn zu ihrem Könige zu machen und sich unter seine freie Fahne zu stellen. Dadurch ist Alarich der Gründer des königlichen Geschlechtes der Balthen geworden; denn er war schon lange in seinem Volke durch den Beinamen Baltha, der Kühne, geehrt und ausgezeichnet worden. Sogleich begann er den Krieg. Er führte sein Heer in die südlichen Länder um zu erfassen was er und die Gothen zu fordern hatten. Das Volk der Gothen aber, die vor zwanzig Jahren über die Donau gegangen waren, blieb ruhig in seinen Wohnsitzen. Alarich und das Heer, das mit ihm zog, ist nicht wieder zurück gekehrt, das Volk aber fortan mit dem Namen Myso-Gothen, später auch wohl mit dem Namen der kleinern Gothen bezeichnet worden.

Kaum war Alarich aufgebrochen, als Rufin um seine schönste Hoffnung betrogen wurde. Der Kaiser Arkadius vermählte sich mit der Tochter eines ausgezeichneten Feldherrn, des Franken Baudo. Wegen dieser Kränkung auf Rache sinnend, begünstigte Rufin Alarich's Unternehmung. Dieser König zog daher ohne Widerstand zu finden durch Thessalien, durch die Thermopylen, durch Böotien nach Attika, und nur von Athen schreckte ihn Minerva zurück. Dagegen ging er über den Isthmus, und Korinth fiel vor seinen Waffen; Argos beugte sich vor seinem Drohen; Sparta gehorchte seinen Befehlen; die ganze Peloponnes war ihm zur Ausbeutung Preis gegeben.

Stilich hatte schon im Anfange dieser Bewegungen Hülfe angeboten, Rufin hatte ihn abgewiesen. Hierauf sandte Stilich die Gothen, die noch in Italien standen, nach Constantinopel zurück. Der Kaiser, von Rufin begleitet, ging diesen Truppen vor Constantinopel entgegen um sie zu empfangen; sogleich stürzten einige Vertraute des Anführers derselben, Gainas, der mit Stilich im Einverständnisse war, über Rufin her und schlugen ihn nieder. Eutropius, ein entmannter Mann, bemächtigte sich der Gewalt und übte

sie mit großer Leidenschaft zu neuer Zerrüttung. Stilich ging daher, im Sommer 396, mit einem Heere zu Schiffe nach der Peloponnes. Alarich wich ihm aus über den Isthmus und ging nach Epirus. Um nun das weströmische Heer unter Stilich's Anführung von weitern Unternehmungen abzuhalten ernannte man in Constantinopel den gothischen Fürsten Alarich zum Befehlshaber von dem Theile Illyrien's, der zum morgenländischen Reiche gehörte, und nahm ihn und das ganze gothische Heer in den Dienst dieses Reiches. Dagegen wurde Stilich für einen Feind des Reiches erklärt, und alle Künste wurden aufgeboten um diese Aechtung geltend zu machen; im Besondern wurden die teutschen Völker längs der Donau und des Rhein's zu neuen Feindseligkeiten gegen das abendländische Reich angetrieben. Während Stilich einen gefährlichen Krieg in Afrika bestand, machten diese Völker überall Einfälle in das abendländische Reich. Stilich eilte aus Afrika nach Rhätien und Gallien. Inzwischen stand Alarich als Feldherr des Kaisers Arkadius hart an der Gränze beider Reiche, hielt sich aber über dem Parteigetreibe, blieb mit Diesem in Freundschaft, ohne mit Jenem zu brechen, nahm hier, empfing dort, trat in Unterhandlungen mit dem einen Theile, während er abschloß mit dem andern, und schüttelte das Netz der Ränke, an welchem man in Constantinopel wie in Mailand mit gleichem Eifer fortwebte, hin und her. Im J. 401 aber begann er Feindseligkeiten gegen das abendländische Reich. Unter dem Vorwande, die Aechtung in Erfüllung zu bringen, die in Constantinopel gegen Stilich ausgesprochen war, brach er in das abendländische Illyrien ein, und nahm dasselbe in Besitz. Zwei Jahre später zog er nach Italien. Der junge Kaiser Honorius flüchtete aus Mailand nach Ravenna, wo man hinter Sümpfen und unzugänglichen Wegen die gewünschte Sicherheit zu finden hoffte. Die Mauern Rom's wurden in größter Eile ausgebessert, und Stilich, von der Noth des Augenblickes gedrängt, entbot alle Legionen aus Gallien um zur Vertheidigung Italien's die nöthige Macht zu erhalten. Alarich drang inzwischen brandschatzend und plündernd über

den Po. Stilich befand sich in Rhätien um die Ankunft der Legionen aus Gallien ab zu warten. Der Kaiser Honorius, von Stilich, seinem Vormund und Schwiegervater, getrennt, trat mit Alarich in Unterhandlung und machte ihm in der äußersten Verlegenheit die größten Versprechungen. Alarich ging auf seine Vorschläge ein. Inzwischen zog Stilich mit einem bedeutenden Heer aus Rhätien nach Italien, den Gothen in den Rücken. Alarich klagte die Römer der ärgsten Treulosigkeit an, sah aber nunmehr kein anderes Heil als in den Waffen. Er ging Stilich entgegen. Bei Pollentia, nicht fern von der raudischen Ebene, in welcher Marius vor 500 Jahren die Kimbrer vernichtet hatte, kam es am Osterfeste zu einer Schlacht. Das römische Heer zog sich zurück gegen die Alpen, entweder weil es geschlagen war, oder weil Stilich die Gothen aus Italien in das Gebirg zu locken beabsichtigte. Alarich verfolgte ihn nicht, sondern trug seine Waffen weiter in Italien hinein. Dadurch gab er den Römern die Veranlassung, seinen Zug gegen Rom als eine Flucht vor Stilich dar zu stellen. Der flüchtige Gothe aber setzte bald die ewige Stadt in die größte Gefahr, und den Römern blieb nur übrig durch neue Unterhandlungen den furchtbaren Feind zu besänftigen. Alarich verstand sich zu einem Abkommen. Ihm ward ein freier Abzug mit dem ganzen Ertrage seiner Fahrt, ein Jahrgeld und die Verwaltung des abendländischen Illyrien's bewilligt. Nun stand Alarich, mit dem Raube Italien's bereichert, auf den Gränzen beider Reiche, im Dienste des einen, im Dienste des andern, in der That ein unabhängiger Fürst. Er konnte sich, wie die Verhältnisse ihn lockten, oder der Geist ihn trieb, nach Morgen wenden, oder nach Abend ohne ein Hinderniß zu besorgen. Dennoch feierten Honorius und Stilich nach Alarich's Entfernung in Rom einen prächtigen Triumph, und eine pomphafte Inschrift verkündigte, daß das Volk der Gothen für ewige Zeiten bezwungen sei.

Aber die Lüge hielt nicht vor. Im Jahre 404 hatte Alarich Italien, verlassen und schon im folgenden Jahre drangen große Schwärme teutscher Krieger von einem Fürsten Radagais angeführt über die Alpen. Dieser Radagais,

ein Heide, wird ein Scythe genannt, ein König der Gothen, ein König der Hunnen; das Heer, an dessen Spitze er stand, wird auf 200,000, selbst auf 400,000 Mann angegeben. Nach der einen Ueberlieferung bestand es aus Gothen, nach der andern aus celtischen und germanischen Völkern, die zwischen dem Rhein und der Donau lebten. Alles beruht auf bloßen von der Angst erzeugten Gerüchten. Es ist sogar ungewiß, wie weit Radagais in Italien eingedrungen, und ebenso ungewiß, auf welche Weise dieses Land der neuen Gefahr entgangen ist. In Florenz sind die Barbaren gewesen; vor den Mauern von Rom haben sie sich gezeigt; bald aber sind sie zurück gegangen, Italien ist befreiet worden, und Radagais hat seinen Untergang gefunden. Die christlichen Schriftsteller haben die Rettung um so freudiger den Wundern ihres Glaubens zugeschrieben, je bestimmter die Heiden das Unglück von eben diesem Glauben hergeleitet hatten. Was aber im Einzelnen über Schlachten und Gefechte berichtet wird, ist eitele Rednerei, wie die Angabe, daß einer der drei barbarischen Heerhaufen, 100,000 Mann stark, durch Alanen und Hunnen im römischen Dienste gänzlich vernichtet, und daß der Ueberrest, auf den Bergen bei Fäsulä eingeschlossen, durch Hunger und Krankheit so lange geängstigt worden sei, bis sich Alle als Gefangene den Römern ergeben mußten, ohne daß auch nur Ein Römer den Tod gefunden, nur Einer eine Wunde erhalten hatte. Einzelne Andeutungen jedoch und der Fortgang der Geschichte, so wie die gegenwärtige Lage der Dinge setzen es außer Zweifel, daß Stilich die Barbaren mit Geld zum Rückzuge bewogen und ihnen Gallien angewiesen habe zu ungehinderter Ausplünderung, vielleicht selbst zur Beherrschung. Vom Rheine nämlich waren die Legionen hinweg gezogen; Gallien war also den teutschen Völkern geöffnet; Alemannen und Franken hatten begonnen das Land ein zu nehmen und die Städte zu brechen. Stilich mußte daher Gallien als für den Augenblick verloren betrachten. Eine neue Fahrt nach Gallien war jedes Falles nothwendig, wenn dieses Land dem Reich erhalten werden sollte. Aber eine solche Fahrt war unmöglich, und vom Reiche selbst konnte nicht mehr die

Rede sein, wenn nicht Rom und Italien gerettet wurden. Stilich konnte daher kein Bedenken tragen, die Barbaren um jeden Preis so schnell als möglich wieder aus diesem Lande zu entfernen. Er durfte wohl auch hoffen, Gallien leichter wieder zu gewinnen, wenn noch neue Barbaren außer den Franken und den Alemannen in dieses Land hinein zögen: denn es war zu erwarten, daß die barbarischen Völker über den Raub mit einander in Krieg gerathen und ihre Kräfte gegenseitig aufreiben würden. Jedes Falles ist gewiß, Italien ward im Jahre 406 befreiet und um den Anfang des folgenden Jahres drangen Schwärme teutscher Kriegsmänner, die nicht Franken und nicht Alemannen waren, in Gallien ein und durchzogen das Land von einer Gränze bis zur andern.

Diese Schwärme werden zwar gewöhnlich Alanen, Vandalen und Sueven genannt; einige Schriftsteller aber setzen hinzu, daß noch viele andere Völker in Gallien eingedrungen seien: Burgundier, Quaden, Sarmaten, Gepiden, Sachsen, Alemannen, Gothen; und diese lange Reihe von Namen beweis't doch wohl, daß es gemischte Haufen gewesen sind, die Gallien, vielleicht in drei Säulen, durchzogen. Den Uebergang über den Rhein scheinen die neuen Feinde der Römer in der Gegend von Mainz gemacht zu haben, und alsdann zwischen den Alemannen und den Franken hindurch gegangen zu sein. Von den weitern Ereignissen in Gallien finden sich keine verständlichen Ueberlieferungen. Die Franken und die Alemannen scheinen ihre Kräfte zur festen Begründung ihrer Eroberung verwendet und den neu eingedrungenen Kriegern das westliche und südliche Gallien überlassen zu haben. Ueber das Verfahren dieser Barbaren aber werden die bittersten Klagen erhoben; alle Gräuel, deren die Gothen nach ihren Siegen bei Marcianopel und Adrianopel beschuldigt wurden, werden auch den Alanen, Vandalen und Sueven zugeschrieben, und dieselben Auftritte, welche in den Ländern zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere Statt gefunden hatten, sollen sich jetzt in Gallien wiederholt haben. Für die Geschichte ist das Wesentlichste, daß wie sich die Franken und die Alemannen in

Gallien erhielten so auch die neuen teutschen Heere nicht wieder zurück gekehrt sind, sondern bald die Pyrenäen überstiegen und unter dem Namen Sueven und Vandalen eigene Herrschaften in Spanien gegründet haben.

Wenn aber bei der Armuth der Ueberlieferung auch ungewiß bleiben muß, in welcher Absicht die teutschen Heere über den Rhein gegangen waren, ob zu einer bleibenden Eroberung oder nur zu einer flüchtigen Fahrt um Raub und Beute: so war ihr Zug nach Spanien zuverlässig ein Werk der Umstände, und die spätere Gründung neuer Reiche in diesem Lande wurde nur aus Noth für Erhaltung und Sicherheit unternommen. Ihr Einfall in Gallien nämlich gab Veranlassung zu einer Empörung, die bald alle nördlichen und westlichen Provinzen des Reiches ergriff. Die Truppen in Britannien, abgeschnitten vom kaiserlichen Hofe, befanden sich in Verlegenheit und Angst. Nach langen unruhigen Auftritten bekleideten sie einen gemeinen Soldaten mit dem Purpur aus keinem andern Grunde als weil er Constantin hieß: denn sie setzten diesen Namen abergläubisch mit Britannien in Verbindung, weil Constantin der Große vor hundert Jahren von Britannien ausgegangen war und das zerrissene Reich wieder vereinigt hatte. Der neue Kaiser, seinem Vorbilde folgend, ging sogleich nach Gallien herüber und vermehrte durch seine Erscheinung die Zerrüttung dieses unglücklichen Landes. Von der einen Seite wurden die Fahrten der teutschen Heere durch dieselbe begünstigt, von der andern dem neuen Kaiser durch die teutschen Heere sein Unternehmen erleichtert. Constantin schloß mit denselben Verträge um in Gallien und Spanien als Kaiser anerkannt zu werden. Bald trat ein teutsches Heer in seine Dienste, bald ward es zu dem Namen von Bundesgenossen gebracht, bald entstanden auch Kämpfe zwischen den Teutschen und den Römern. Unter solchen Wirrnissen wurden die Vandalen und Sueven endlich über die Pyrenäen gewiesen um für den Kaiser zu streiten, und sie selbst ahnten gewiß nicht, daß sie nie wieder über dieses Gebirg zurück kommen würden.

5.

Rom's Drangsal und Eroberung durch Alarich.

Stilich's Entwürfe waren durch den Gegenkaiser Constantin und durch das Ausbleiben der Kriege zwischen den teutschen Völkern in Gallien zerstört worden. Nun war er zwar mit dem kaiserlichen Hause verbunden, aber im Reiche war er ein Fremdling; die Genossen seines Volkes bedrängten das Reich; der Neid und die Eifersucht römischer Männer hatten ihn längst umgeben, und an seinem Schwiegersohne, dem Kaiser Honorius, hatte er keinen Halt. Deßwegen fand der Haß der Römer gegen den fremden Mann nunmehr Gelegenheit genug ihn zu verkleinern, mit Ränken zu umstricken und ihn als Verräther an seinem Kaiser und am Reiche hin zu stellen. Alles, was in der letzten Zeit durch die Gewalt der Dinge nothwendig geworden war, ward ihm als Werk der Treulosigkeit zur Last gelegt, wie die Abberufung der Legionen vom Rhein, durch welche Gallien wehrlos geworden, wie das Abkommen mit Alarich und die Ueberlassung Illyrien's an diesen Feind, wie das Verfahren gegen die Barbaren unter Radagais und die Hinweisung derselben nach Gallien. Selbst die Empörung Constantin's in Britannien sollte Alarich veranlaßt haben. Endlich fehlte es nicht an neuen Vorgängen, die den Verdacht verstärkten. Alarich sandte die Legionen, die er vom Rhein heran gezogen hatte, wieder nach Gallien um zunächst den Kaiser Constantin zu bekämpfen. Die Anführung derselben übertrug er einem Gothen Sarus; und das Heer wurde bald genöthigt nach Italien zurück zu kehren. Ferner war Stilich außer Stande gewesen an Alarich das versprochene Jahrgeld zu zahlen; Alarich bemächtigte sich daher der Engpässe der Alpen, forderte im J. 408 drohend und trotzend nicht nur was ihm versprochen war, sondern auch Entschädigung für seine gegenwärtige Heerfahrt. Endlich starb in Constantinopel der Kaiser Arkadius; Honorius wollte sich nach dieser Stadt begeben um das morgenländische Reich in Besitz zu nehmen, weil Arkadius nur einen unmündigen Sohn hinterlassen hatte, und Stilich, der im abendländischen Reiche we-

der zu rathen noch zu helfen wußte, hielt den Kaiser von dieser Reise zurück. Dieser letzte Vorgang ward im Besondern benutzt um Honorius gegen Stilich zu erbittern. Ein heuchlerischer und frömmelnder Mann, Olympius, der sich in die Gunst des Kaisers eingeschlichen hatte, wußte ihm ein zu reden, daß Stilich die Absicht habe seinen eigenen Sohn auf den Thron von Constantinopel zu bringen, vielleicht zur Herrschaft im ganzen Reiche. Der geängstigte Kaiser gab sogleich den Befehl zu Stilich's und seiner Anhänger Ermordung. Stilich wurde zu Ravenna am Fuße des Altars, wo er Schutz gesucht hatte, ergriffen, fortgeschleppt, niedergestoßen. Die ihm die Nächsten waren fanden einen jammervollen Untergang; eine große Zahl teutscher Menschen jedes Alters und jedes Geschlechtes ward in einem gräßlichen Gemetzel zu Grunde gerichtet.

Von diesen Vorgängen erhielt Alarich Kenntniß an den norischen Bergen. Sogleich entbot er seinen Schwager, den schönen Jüngling Athaulf, ein neues gothisches Heer heran zu führen; er selbst ging ohne die Ankunft dieses Heeres zu erwarten in Italien hinein. Wie zu der Feier eines Festes zog er über den Po, an Ravenna vorbei, gerades Weges gegen Rom. Alle teutschen Krieger im römischen Dienst, alle teutschen Menschen in Italien, die dem Tod entgangen wären, eilten ihm entgegen und flehten um Schutz und Rache. Auf diese Weise verstärkt erschien das teutsche Heer vor Rom's Thoren. Alarich nahm alle Zugänge in Besitz und brachte die Römer bald durch Hunger in Noth. Botschafter, welche der Senat zu einer Unterhandlung sandte, sprachen zu Alarich von der Größe des römischen Volkes und von der Begeisterung für den Kampf; Alarich erwiderte: „Je dichter das Gras, je leichter das Schneiden." Er würde, fügte er hinzu, die Belagerung nicht eher aufheben, als bis ihm alles Gold, alles Silber, alle Kostbarkeiten, alle Sklaven ausgeliefert wären. Durch eine zweite Gesandtschaft ließ er sich zu mildern Bedingungen erweichen: Rom übernahm 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 purpurfarbige Häute und 30,000 Pfund Pfeffer zu zahlen. Diese Lieferung wurde zum Theil durch Bei-

träge der Einwohner zusammen gebracht; aber die alten Götter wurden auch ihres Schmuckes an Gold und Silber beraubt; die Bildsäule der Virtus ward aufgeopfert. Alarich entfernte sich von Rom, und fast alle Sklaven in Rom entliefen ihren Herren und schlossen sich dem gothischen Heer an; ihre Zahl wird auf 40,000 angegeben.

Honorius hatte die Unterhandlung mit Alarich genehmigt; dem Vertrage versagte er die Bestätigung. Mit dem Empörer Constantin war ein Vergleich zu Stande gebracht, in welchem Constantin als Mitkaiser anerkannt war; dadurch glaubte Honorius stärker gegen die Gothen geworden zu sein. Inzwischen zog Athaulf mit dem neuen gothischen Heer im Vertrauen auf den geschlossenen Frieden friedlich in Italien ein und wurde vom kaiserlichen Heer überfallen; 1100 Mann seines Volkes fanden ihren Tod. Athaulf setzte seinen Zug nunmehr in feindlicher Weise fort. Alarich vernichtete ein römisches Heer, fünf Legionen, 6000 Mann stark, die aus Dalmatien nach Italien gekommen waren, gänzlich, und Athaulf vereinigte sich mit seinem Schwager. Sie erschienen vor Rom. Von den Römern neue Gesandtschaften mit Honorius' Einwilligung. Alarich verlangte ein großes Jahrgeld, eine bestimmte Getreidelieferung, die Einräumung Venetien's, Dalmatien's und des Noricum, überdieß den Oberbefehl über das ganze römische Heer; dagegen versprach er die Vertheidigung Italien's gegen jeglichen Feind. Diese Forderung wurde verworfen, Rom enger eingeschlossen und die bitterste Hungersnoth von Neuem über die Stadt gebracht. Die Römer flehten um Schonung und Nahrung. Alarich verlangte, sie sollten einen andern Kaiser erwählen und sich mit ihm gegen Honorius vereinigen. Die Römer erhoben den Präfecten der Stadt, Attalus, zur kaiserlichen Würde. Die Thore der Stadt wurden geöffnet, die Gothen zogen ein, Alarich trat mit seinem ganzen Heer in die Dienste des neuen Kaisers und erhielt den Oberbefehl über die ganze Macht desselben zu Roß und zu Fuß. Attalus verhieß in ausschweifender Rede den Römern die Herrschaft der Welt; Alarich sah mit verachtendem Schweigen auf den Herrn hin und auf das Volk. Bald kam es zwischen ihm und seinem

Kaiser zu Mißhelligkeiten. Denn Attalus hatte kein anderes Streben als den Kaiser Honorius zu vernichten um einiger Kaiser zu heißen. Während Alarich die widerspänstigen Städte in Italien zur Anerkennung seines Kaisers zwang, zog dieser gegen Ravenna. Honorius bot ihm die Theilung der höchsten Würde an. Attalus wies das Anerbieten kalt und schnöde zurück. Honorius faßte den Entschluß durch die Flucht zu entgehen, knüpfte aber zugleich neue Unterhandlungen mit Alarich an. Viele Menschen, von seinem Unglücke gerührt, wandten ihm wieder ihre Wünsche zu. Aus entfernten Provinzen kam Hülfe herbei, Rom selbst ward in neue Bedrängniß gebracht, weil der Statthalter von Afrika die Häfen sperrte und jede Zufuhr über das Meer verhinderte. Attalus verlor durch seine Eitelkeit alles Zutrauen, und Alarich erkannte, daß mit diesem Manne Nichts zu erreichen sei. Er versammelte daher sein Heer in der Ebene von Arminium, ließ den Kaiser Attalus herbei führen, befahl ihm im Angesichte des Heeres den Purpur und das Diadem nieder zu legen und sandte Beides an den Kaiser Honorius, zum Zeugnisse, daß er allein Herr und Meister in Italien sei. Attalus aber blieb in seinem Schutze. Der Mann, sagte er, den er als seinen Kaiser und Herrn begrüßt habe, dürfe von Andern keine Schmach erdulden.

Die Unterhandlungen zwischen Alarich und Honorius hatten keinen Erfolg. Aber auch Rom reizte Alarich's Zorn: die Römer mochten sich noch nicht zur Unterwürfigkeit unter einen Barbaren verstehen. Alarich erschien daher zum dritten Male vor Rom, und die Römer beugten sich schweigend vor ihrem Schicksal. Alarich zog in der Nacht des 24. August's 410 nach Christi Geburt, im Jahre 1164 nach der Erbauung der Stadt, in Rom ein. Die alte Herrscherin sank hülflos und verzagt in die Gewalt der Gothen. Alarich hatte seinen Kriegern den Befehl gegeben, sich jeder Gewaltthat zu enthalten und vor Allem der heiligen Oerter zu schonen. Dennoch mögen von den Siegern Thorheiten, Ausschweifungen und häßliche Thaten begangen worden sein. Diese Vorgänge sind von römischen Flüchtlingen mit Uebertreibung dargestellt, das Gerücht hat sie von Mund zu Mund

vergrößert, und katholische Schriftsteller, Redner und Eiferer haben furchtbare Beschreibungen von den Gräueln, welche die ketzerischen Gothen in Rom verübt haben sollten, in die Geschichte gebracht. Rom's Leiden aber waren von sittlicher Art und lagen in ihr selbst; die Eroberer waren roh, jedoch menschlich und mild, und weniger als Rom hat eine eroberte Stadt von ihren Besiegern kaum jemals erduldet.

6.

Fahrt der Gothen nach Gallien und Spanien. Große Wirrnisse in diesen Ländern.

Alarich verließ Rom nach wenigen Tagen. Durch römische Waffen ward er nicht gedrängt; Mangel an Lebensmitteln hatte er auch nicht zu fürchten. Aber Unordnung und Verwilderung waren in der Stadt der Lockungen und Lüste kaum von seinem Heer ab zu halten, und ohne Zucht und sittliche Strenge in demselben war er verloren. Er nahm seinen Weg nach dem untern Italien, wahrscheinlich um dieses Land, das noch von Feinden unberührt geblieben war, zu brandschatzen, zu unterwerfen. Aber er starb auf dem Zug eines unerwarteten Todes. Die Gothen liessen in der Nähe der Stadt Cosenza durch Gefangene einen Fluß ableiten, gruben in dem Bette desselben ein Grab, legten den königlichen Helden mit großer Feierlichkeit zur Ruhe und führten alsdann, damit Niemand sein Grab im Wechsel menschlicher Dinge schänden könnte, das Wasser wieder in das alte Bette zurück.

Athaulf, Alarich's Schwager, übernahm die Anführung der Gothen. Dieser Fürst kehrte sogleich nach Rom zurück und schlug in jugendlicher Leidenschaft einen Weg ein, auf welchen er von Alarich nicht gewiesen war. Placidia, Honorius' Schwester, eine junge und schöne Fürstin, war in die Hände der Gothen gefallen. Alarich hatte die Gefangene als ein theueres Unterpfand mit allen Auszeichnungen fürstlicher Würde gehalten und behandelt. Athaulf gewann die kaiserliche Jungfrau lieb und bewarb sich um ihre Liebe.

Sie verwarf die Bewerbungen des schönen teutschen Fürsten nicht, verlangte jedoch, daß ihr Bruder seine Einwilligung zu ihrer Vermählung geben sollte. Deßwegen stellte sie sich zwischen den König Athaulf und den Kaiser, suchte eine Versöhnung zwischen Beiden zu bewirken und führte eine Unterhandlung herbei, die Italien noch ein Mal aus der Gewalt der Gothen befreiet hat. Denn im J. 412 verließ Athaulf mit dem gothischen Heer Italien und ging entweder im Dienst oder als Bundesgenoß des Kaisers nach Gallien, woselbst für diese Gothen der Name Westgothen bald allgemein in Gebrauch kam.

In Gallien war die Wirrniß gestiegen. Die kriegerischen teutschen Schwärme hatten zwar Gallien größtes Theiles verlassen und waren über die Pyrenäen gegangen; aber ihr Abzug hatte die Unordnung nicht geendigt. Die Alemannen hatten sich in den Vogesen und den Gebirgen der Alpen festgesetzt; die Franken hatten ihre Gränzen mit Vorsicht erweitert; die Burgundier drohten vom Main her. Ueberall wurden die Barbaren von den Bewohnern Galliens mit Verlangen erwartet: denn das Vertrauen zu der Macht der Römer war gänzlich dahin, die Sehnsucht nach Ruhe und einiger Sicherheit war allgemein; die Sittlichkeit der Teutschen hatte die Herzen der Menschen gewonnen. Der Kaiser Constantin, der Anfangs seinen Sitz in Trier genommen, hatte denselben aus Furcht vor den Teutschen nach Arles verlegt, aber auch hier keine Sicherheit gefunden. In Spanien empörte sich Gerontius, von dem Cäsar Constans Constantius' Sohne mit der Verwaltung dieses Landes betrauet, stellte einen Mann, Namens Maximus, als Kaiser auf, nahm den Cäsar Constans gefangen, zog mit seinem Heere nach Gallien und belagerte den Kaiser Constantin in Arles. Das geschah zu derselben Zeit, da zwischen Athaulf und Honorius die friedlichen Verhältnisse durch Placidia hergestellt wurden. Dadurch wurde dem Kaiser Honorius möglich, ein Heer unter einem tapfern Feldherrn, Constantius, nach Gallien zu senden. Vor diesem Heer entfloh Gerontius und fand bald keine andere Rettung als in einem freiwilligen Tode. Mit ihm verschwand auch sein Kaiser Maximus

aus dem Leben. Der neue Feldherr Constantius aber wandte seine Waffen gegen den Kaiser Constantin in Arles. Constantin vertauschte in seiner Noth den kaiserlichen Purpur mit dem Priesterkleid. Aber auch dieses Gewand schützte ihn nicht; die Stadt Arles ward übergeben, und Constantin und sein Sohn Julian wurden ermordet.

Constantius glaubte Großes und Gewaltiges vollbracht zu haben. Für seine Thaten schien ihm der kaiserliche Purpur kein zu großer Lohn; er wollte Constantin's Stelle als Mitkaiser des Honorius einnehmen. Dieses Ziel hoffte er am Leichtesten zu erreichen, wenn er die schöne Placidia, deren Verbindung mit Athaulf ihm noch unbekannt war, zur Gemahlin erhielte. Da traf Athaulf mit seinen Gothen in Gallien ein. Die Erscheinung dieses Fürsten mit dem gothischen Heere, von Placidia begleitet, erregte den höchsten Verdruß in ihm. Er benahm sich gegen die Gothen in feindlicher Weise. Athaulf und seine Gothen, erstaunt über einen solchen Empfang, faßten den Verdacht, Constantius sei von Honorius zu diesem Verfahren angewiesen, man habe sie treulos hintergangen und beabsichtige sie zu Grunde zu richten. Also nahmen auch sie eine feindliche Stellung gegen Constantius und dadurch gegen Honorius. Um dieselbige Zeit hatte sich in einer Stadt im zweiten Germanien, die Mundiacum genannt wird, ein Mann Namens Jovin, ein Gallier von Geburt, mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Athaulf knüpfte mit demselben Unterhandlungen an. Da sich aber die Alemannen, Franken und Burgundier der Einmischung der Gothen in die Angelegenheiten Galliens abhold zeigten, und da zu gleicher Zeit Honorius Athaulf's Zorn zu besänftigen suchte, so ließ Athaulf sich zur Aussöhnung bewegen, führte sein Heer gegen den Empörer Jovin und besiegte denselben in kurzer Zeit. Aber die Leidenschaft des Constantius, der auf die Zurückgabe der Placidia bestand, war so wenig zu besiegen als der Wankelmuth des Kaisers Honorius. Deßwegen begann Athaulf von Neuem den Krieg und fing an, die Städte im südlichen Gallien zu unterwerfen. Um Constantius zu kränken feierte er unter den Augen desselben zu Narbonne seine Vermählung mit Placidia auf die

prachtvollste Weise; um dem Kaiser Honorius seine Feigheit und Schwäche ins Gedächtniß zurück zu rufen, bekleidete er den vormaligen Kaiser Attalus, welcher bei seiner Vermählungsfeier zu Narbonne Vorsänger gewesen war, noch ein Mal mit dem Purpur, begrüßte ihn als Kaiser und trat, wie einst Alarich, mit dem gothischen Heer in seine Dienste. Im Schrecken über diese Erhebung scheint Honorius den Attalus als Mitkaiser unter der Bedingung anerkannt zu haben, daß er mit den Gothen nach Spanien ziehen und dieses Land wieder für das Reich erobern sollte: Spanien war ja schon verloren, und der Verlust Galliens, in welchem Lande Constantius den römischen Namen noch aufrecht hielt, war kaum ab zu wenden, wenn nicht die Gothen entfernt würden. Das gothische Heer, von Athaulf geführt, zog mit dem Kaiser Attalus über die Pyrenäen. Und es wurde demselben nicht schwer, sich eines großen Theiles von Spanien zu bemächtigen; es würde ihnen auch wahrscheinlich bei der Schwäche und der Zwietracht der Vandalen und Sueven gelungen sein, das ganze Land zu unterwerfen, wenn nicht schon im folgenden Jahre 415 Athaulf durch die Hand eines beleidigten Mannes ermordet worden wäre. Sein Tod zog auch den Untergang des unglücklichen Attalus, dieses Mannes des Spieles und des Spottes, nach sich. Und sogleich geriethen die Gothen in die größte Verlegenheit. Abgeschnitten von ihrem Volk, in einem fremden, fernen Lande von feindlichen Völkern umgeben, verloren sie Halt und Richtung. Aus Noth, zu ihrer Erhaltung fingen sie an, die Unterwerfung Spanien's für eigene Rechnung fort zu setzen. Aber ein Theil von ihnen kehrte über die Pyrenäen zurück um das schöne südliche Gallien in Besitz zu nehmen. Der Wunsch, mit ihrem Volke wieder in Verbindung zu kommen, mag sie zu diesem Unternehmen bestimmt haben; aber sie schwächten ihre Macht durch die Theilung ihrer Kräfte; das Gebirg der Pyrenäen, das für ein Reich in Spanien die schönste Schutzmauer hätte werden mögen, brach ihre Stärke. Zwar gelang ihnen, ihre Herrschaft bis zum Rhodan und bis zur Loire aus zu dehnen; aber sie verlängerten dadurch nur den Kampf um Spanien und leiteten neue Kämpfe mit den

teutschen Völkern ein, deren Absicht auf die Eroberung von ganz Gallien gerichtet war.

Während dieser Ereignisse hatten die Burgundier Aufnahme in Gallien gefunden. Diese Burgundier waren schon früher, wie erzählt worden ist, am Main zwischen den Alemannen und den Franken erschienen. Wahrscheinlich sind sie durch den Empörer Jovin über den Rhein gerufen worden. Nach Jovin's Untergang hatte aber Constantius, Honorius' Feldherr, sie entweder in römische Dienste genommen, oder sie doch als Bundesgenossen auf des Kaisers Seite gebracht. Und da Constantius nicht im Stande war ihre Dienste mit Geld zu belohnen, so räumte er ihnen einen Theil von Gallien zur Benutzung ein. Er aber sah in den Gothen seine ärgsten Feinde. Deßwegen wünschte er gegen diese Gothen freie Hand zu behalten und hoffte sich durch die Burgundier den Rücken gegen die Alemannen decken zu können. Also überließ er ihnen den Landstrich, der den Besitzungen der Alemannen am Nächsten lag, vom Juragebirge längs der wasgauischen Berge auf der westlichen Seite. Hier standen sie einige Jahre in Constantius' Dienste. Nach Athaulf's Tod aber kehrte seine Gemahlin Placidia zu ihrem Bruder zurück; Honorius vermählte sie mit Constantius und ernannte denselben zugleich zum Augustus. Constantius aber starb schon im Jahre 421, und zwei Jahre später schied auch der Kaiser Honorius vom Leben. Durch diese Ereignisse und durch die Unruhen, die im Reiche wegen des Kaiserthumes entstanden, wurden die Verhältnisse der Burgundier ganz ungewiß; es blieb auch ihnen Nichts übrig, als das Land, das sie im Besitz hatten, unabhängig und selbständig oder als ein eigenes burgundisches Reich zu behaupten. Je kleiner aber dieses Reich war, desto fester klammerten sie sich an das Juragebirg und an die Vogesen an, desto eifriger strebten sie ihre Gränzen längs der Alpen zu erweitern. Uebrigens hieß der Fürst der Burgundier, bei ihnen Hendin, fortan König genannt, Gundicar. Auch sollen sie erst bei ihrem Eintritt in Gallien zum Christenthum übergegangen sein. Die Art aber, in welcher ihr Uebergang Statt gefunden haben soll, ist so sagenhaft, daß die Versicherung

selbst, sie seien erst jetzt Christen und zwar katholische Christen geworden, ungewiß wird. Bei ihrer Ankunft in Gallien nämlich, so lautet die Mähr, bemerkten sie, daß der Gott der Römer Denen Hülfe gewähre, die ihn verehrten; deßwegen faßten sie einmüthig den Entschluß an Christum zu glauben und baten den Bischof in einer Stadt Galliens um die christliche Taufe. Der Bischof ließ sie sieben Tage fasten und predigte ihnen in dieser Zeit den Glauben; am achten Tag ertheilte er ihnen die Taufe, und fortan verfolgten sie als gute Christen siegreich ihre Bahn. Jedes Falles sind die Burgundier später Arianer.

Indem sich nun im östlichen nnd südlichen Gallien die Dinge auf diese Weise gestalteten, säumten auch die Franken nicht ihre Eroberungen aus zu breiten. Sie aber gingen mit Vorsicht zum Werk und nahmen nicht mehr in Besitz, als sie behaupten zu können hofften. Die Ueberlieferungen geben keinen Aufschluß über die Ereignisse; ein ganzes Menschenalter herdurch, von Athaulf's Abzug aus Gallien bis zu der Mitte des fünften Jahrhundertes, fehlt es fast an jeder verständlichen Ueberlieferung. Indeß möchte es keinen Zweifel leiden, daß die Franken schon während der Herrschaft des Kaisers Honorius das ganze nördliche Gallien, von der Gränze der Alemannen bis zur Mündung der Somme, in ihre Gewalt gebracht haben. Denn dieses Landes wird von keinem Schriftsteller mehr gedacht; Mainz kommt wohl noch zum Vorscheine; Cöln aber wird kaum noch genannt. Selbst vom Rhein ist selten die Rede, und von Trier, dem alten Kaisersitze, wird angemerkt, daß es zum dritten, zum vierten Mal erobert worden sei. Also dauerte der Krieg fort; der Sieg war bald auf dieser, bald auf jener Seite; im Allgemeinen aber waren die Römer im Nachtheil und auch Trier blieb, obwohl furchtbar zerstört, nach der vierten Eroberung in den Händen der Franken. Von den Verhältnissen des fränkischen Bundes aber findet sich nicht das Geringste in der Geschichte angemerkt. Kein Held, kein Fürst, kein Volk wird genannt; erst von spätern Schriftstellern wird ein König Faramund in diese öde Zeit gestellt, aber nur wie eine verschwimmende Nebelge-

stalt. Nach demselben, etwa um das Jahr 430, wird ein König der Franken, Chlodio, Chlochio, Clodio, Cloio genannt, der im Lande der Tungrer seinen Sitz gehabt und die Stadt Cambrai erobert haben soll. Weiter ist Nichts bekannt.

Inzwischen hatten die Römer auch die schöne Provinz Britannien, etwa im Jahre 426, gänzlich aufgegeben, ihre letzten Truppen zurückgezogen: ein Beweis mehr, daß das nördliche Gallien als gänzlich verloren angesehen ward, und daß man in den Ländern, die noch an dem römischen Namen hingen, alle Hoffnung aufgegeben hatte, die Verbindung mit Britannien wieder her zu stellen. Was wir dagegen über den Zustand der römischen Besitzungen in Gallien angemerkt finden zeugt von einem schrecklichen, sittlichen Verfalle. Diese Besitzungen wurden jeden Tag mehr zusammen gedrängt; die Begebenheiten waren schauderhaft. Dennoch zeigt sich Nichts Edeles, Nichts Ehrenwerthes im römischen Gebiet; es müßte denn die Sehnsucht sein, welche die untersten Menschenclassen nach dem Ausgange, nach der Zerstörung der römischen Herrschaft hegten. Unter dem alten Namen Bagauden zogen überall Banden auf Raub aus, setzten für die Erhaltung des Lebens das Leben auf's Spiel, und arbeiteten den Teutschen in die Hände. Die höhern Menschenclassen aber, die Landpfleger und Beamten, die Reichen und Vornehmen, lebten in der alten Sittenlosigkeit fort. Salvian, ein frommer und eifriger Bischof zu Marseille, im zweiten Viertheile des fünften Jahrhundertes, spricht entschieden vor den Römern das furchtbare Wort aus: „Wir haben unser Unglück verdient; nur unsere Laster haben uns besiegt.“ Zum Beweise dieses Satzes macht er eine Beschreibung von der Völlerei und der Ueppigkeit, die in der Stadt Trier herrschend war: „Diese Hauptstadt der Gallier war drei Male eingenommen und verwüstet worden. Viele, die den Fall der Stadt überlebt hatten, erlagen andern Leiden. Einige starben an schweren Wunden eines langsamen Todes, Andere erduldeten an verbrannten Gliedern schreckliche Schmerzen. Einige kamen vor Hunger und Blöße um, Andere starben an der Abzehrung oder an Er-

starrung. Ich selbst habe gesehen und bezeuge: hin und wieder lagen, ein Gräuel dem Anblicke, Leichen beider Geschlechter nackt, zerrissen, von Vögeln und Hunden zerfleischt; Seuchen waren unter den Lebenden, Leichengeruch ging von den Todten aus. Und was geschah? Wer kann den Wahnsinn begreifen: einige Vornehme der Stadt wandten sich an den Kaiser und baten um die Herstellung der circensischen Spiele."

Auch der Geist der Regierung ward in keiner Hinsicht durch das ungeheuere Unglück besser. Um die morschen Throne standen wilde Leidenschaften in wildem Kampfe: Selbstsucht, List und Lüge. Nach dem Tode des Kaisers Honorius nahm einer der Hofdiener desselben, Johannes, den Purpur an sich, ging aber schon im Jahre 425 vor dem morgenländischen Kaiser Theodosius zu Grunde. Nun ward ein Kind von sieben Jahren zur kaiserlichen Würde erhoben, Valentinian III., ein Sohn der Placidia, welche denselben auf den Namen ihres zweiten Gemahls Constantius geboren hatte, und Valentinian hat fast ein ganzes Menschenalter den kaiserlichen Namen getragen. Seine Mutter Placidia, verworren durch ein verworrenes Leben, den Teutschen stets geneigt, führte die Vormundschaft über den Unmündigen, und sie war nicht im Stand Etwas Heilsames zu unternehmen oder zu fördern. Die Erhaltung des römischen Reiches unter solchen Umständen ist am Meisten und vielleicht allein einem einzigen Mann, Aëtius, zu zu schreiben. Der Sohn eines Gothen Gaudentius und einer reichen italischen Frau, hatte dieser Mann die Verhältnisse seiner Zeit besser begriffen als irgend ein Anderer. Unter den Waffen aufgewachsen, war er durch Alarich's Schule gegangen, und mit den Sitten und Weisen der Hunnen wohl bekannt geworden. Mit einem großen hunnischen Heere war er dem Kaiser Johannes zu Hülfe gezogen und hatte bei dem Sturze desselben an der Spitze einer solchen Macht leicht die Stellung gewonnen, die ihm gebührte. Ueber seinen Charakter und seine Gesinnung mögen die Meinungen verschieden sein; aber Geist und Kraft, Einsicht und Entschluß, Willen und That waren in ihm, und nur Er vermag die Aufmerksam-

keit des denkenden Menschen zu gewinnen in dieser unglücklichen Zeit.

7.

Die Thüringer. Attila König der Hunnen. Die teutschen Völker Attila's Bundesgenossen.

Nach der Ankunft der Hunnen in Europa verlaufen zwei Menschenalter, ohne daß von den Völkern im Innern Teutschland's und von den Hunnen selbst irgend Etwas Anderes berichtet würde, als was bisher erzählt oder berührt worden ist. In Teutschland jedoch erscheint in dieser Zeit ein Volk unter dem Namen Thüringer. Dieser Name kommt zum ersten Male vor im Anfange des fünften Jahrhundertes und zeigt sich alsdann, zuerst dunkel, nach und nach in hellerem Glanze, fortwährend in der Geschichte. Die Schriftsteller, die denselben gebrauchen, nennen ihn ohne Weiteres, wie sie die Namen Franken, Gothen, Sachsen genannt haben, als bezeichne er ein altes Volk. Es scheint daher, daß auch der Name Thüringer schon lange zuvor im Leben gewesen und nur für die Geschichte verborgen geblieben sei, weil die Schriftsteller keine Veranlassung hatten ihn zu nennen. In der That fanden die Sachsen nach der Sage, die früher mitgetheilt worden, bei ihrer Landung in Hadeln schon Thüringer, und diese Sage dürfte wenigstens beweisen, daß die Sachsen nicht geglaubt haben, ihr Name sei älter als der Name der Thüringer. Möglich wäre ja wohl auch, daß der Verein der Thüringer in derselben Zeit entstanden, da die übrigen großen Völkervereine sich in Teutschland bildeten, und daß derselbe den Römern nur unbekannt geblieben, weil er im Innern Teutschland's von den Gothen, den Alemannen, den Franken und Sachsen umgeben und verdeckt ward. Ja es wäre selbst wohl möglich, daß auch die Verbindung der Thüringer bestanden hätte von Alters her. Denn die Thüringer hatten das schöne Land inne, dessen Bewohner vormals Cherusker genannt wurden, das Land zwischen dem Harz und dem Waldgebirge,

das ihren Namen trägt bis diesen Tag; ja sie hatten sich auch wahrscheinlich über beide Gebirge, gewiß über den Harz hinaus gebreitet; und fortan stehen sie den Franken und den Sachsen eben so gegenüber, wie vormals die Cherusker den Chatten und den Chauken gegenüber gestanden hatten. Wäre der Name Cherusker nicht gar zu abweichend von dem Namen Thüringer, so müßte man versucht werden zu glauben, daß die Römer denselben unrichtig aufgefaßt und uns verstümmelt überliefert hätten wie den Namen der Sachsen. Und doch ist auffallend, daß Ptolemäus, obgleich er den Namen Cherusker hat, auch schon in dieser Gegend ein Volk aufführt, welches er Teyriochaimer nennt, und dieser Name ist unläugbar dem Namen Thüringer viel näher als der Name Cherusker. In keinem Falle möchte zu bezweifeln sein, daß die alten Cherusker und die spätern Thüringer durch Nichts von einander verschieden seien, als durch den Namen und durch die Neuerungen in Sitten und Weisen, die etwa im Laufe der Zeit Statt gefunden hatten.

Ueber die Hunnen kommen gleichfalls nur einzelne Andeutungen vor, die nicht über die Berührung der Römer mit denselben hinaus gehen. Die Hunnen machten lange Zeit keine kriegerischen Fahrten, weder gegen das römische Reich noch gegen teutsche Völker. Vielleicht waren ihre Kräfte in dem raschen Kampfe mit den Gothen erschöpft; gewiß wurden ihre Bedürfnisse durch die schönen Weiden befriedigt, welche vom Don bis zum Pruth weit nach Norden hinauf in ihren Besitz gekommen waren. Auch fühlten sie ohne Zweifel die Wirkung fremdartiger Verhältnisse, deren sie nicht Meister werden konnten. Sie selbst in Horden getheilt standen unter verschiedenen Häuptlingen; deßwegen hat es an Uneinigkeiten schwerlich gefehlt. Die Völker, die sich ihnen unterwarfen, hatten auch Nichts mit einander gemein; einige derselben behielten sogar ihre eigenen Fürsten wie ihre eigenen Gesetze. Es mochte schwer sein, alle diese Völker in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Auch haben wohl die alten griechischen Städte an den Küsten des schwarzen Meeres wegen ihres Lebens und ihres Verkehres den Hunnen nicht geringe Verlegenheiten gemacht.

Aus diesem ruhigen Leben aber wurden die Hunnen durch die verworrenen Verhältnisse im römischen Reiche herausgelockt. Die Römer nämlich, welche die Vertheidigung des Reiches gegen teutsche Krieger teutschen Kriegern lange Zeit anvertrauet hatten, suchten endlich Hülfe bei den Hunnen, von welchen sie glaubten, daß sie treue Krieger gegen die Teutschen und im Besondern gegen die Gothen sein würden. Zuerst betrieben die Oströmer, bald auch die Weströmer Werbungen unter den Hunnen, und viele Hunnen folgten der Lockung. Die Hunnen wurden in die Verhältnisse der europäischen Völker verwickelt, nahmen Antheil an ihren Händeln, lernten den Krieg in europäischer Weise und wurden zugleich um so leichter mit dem zerrütteten Zustande der römischen Reiche bekannt, da die Verbindung zu kriegerischen Zwecken auch bald einen mannichfaltigen Verkehr zwischen Hunnen und Römern herbei führte. Die teutschen Völker in der Nachbarschaft der Hunnen, vor Allen die Gothen, bewarben sich nun gleichfalls um die Freundschaft der Hunnen, und die Verbindungen der Hunnen erweiterten sich von Jahr zu Jahr, von Tage zu Tage. Dadurch wurden die Sitten vielleicht nicht in der großen Masse der Hunnen verändert, aber die Häupter und Führer, die mit Römern und Teutschen unterhandelten, die Männer und Jünglinge, die im römischen Kriegsdienste die Länder des Reiches durchzogen und sich an andere Kleidung, andere Waffen, andere Nahrung, andere Sitten gewöhnten, wurden ganz andere Menschen, als ihre Väter gewesen waren.

Unter solchen Umständen erhob sich unter den Hunnen ein Mann, der zu den erstaunenswürdigsten Männern in der Geschichte gehört, der den Zustand der Dinge in Europa zu begreifen, die Aufregung in seinem Volke zu würdigen verstand, der endlich selbst von dieser Aufregung ergriffen auch Kraft genug in sich fühlte, Alles was Europa Großes, Bedeutendes und Neues darbot für sich und sein Volk zu gewinnen und zu benutzen. Es war Attila, Mundiuch's oder Mundzuc's Sohn. Die Ueberlieferungen zeigen uns diesen Mann nur auf der Höhe seiner Macht, als er, der einzige Könige aller Hunnen, das Haupt einer so großen

Verbindung anderer Völker mit den Hunnen, daß in seinem Namen gegen die Perser gekämpft und an der Oder und an der Elbe gerüstet ward, bald die Bewunderung, bald der Schrecken der Welt war; aber sie zeigen nicht, wie er diese Höhe erreicht, diese Macht gewonnen hatte. Es wird versichert, er sei ein Mann gewesen, zur Erschütterung der Welt geboren; aber eine solche Versicherung macht seine Erscheinung und seine Herrschaft nicht begreiflicher. Es wird auch gesagt, daß Niemand zuvor so große Dinge in so kurzer Zeit vollbracht habe; aber die großen Dinge selbst werden nicht angegeben. Ein Grieche, der Sophist Priscus, wurde vom Kaiser Theodosius II. mit einer Gesandtschaft an Attila geschickt. Diese Gesandtschaft ging von Naissus aus über die Donau, setzte ihren Weg fünfzehn Tagereisen weit fort und erreichte alsdann erst Attila's Wohnung. Es war ein Palast aus starkem geglätteten und getäfelten Holz erbauet, mit großen Hallen und Höfen, der Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt, die ganze Einrichtung prachtvoll. In dieser Wohnung sah Priscus den König der Hunnen wirken und walten. In dem ganzen Benehmen desselben war Ernst und Würde. Einfach in seiner Art zu sein und zu leben und ungemein mäßig in seinen Genüssen, stand er weniger gefürchtet als verehrt in seiner Umgebung. Vor seinem Richterstuhl empfingen die streitenden Parteien aus seinem Munde den Schiedsspruch und erkannten die Gerechtigkeit und Billigkeit desselben an. Auch fanden große Gastmale Statt, bei welchen köstlicher Wein aus goldenen Bechern auf das Wohl des Königes getrunken ward: Attila störte die Freude seines Hofes nicht; er mißgönnte der Gesellschaft auch nicht Scherz und Posse; aber er erhielt den Anstand und die Würde und ließ durch Gesang und Saitenspiel die Thaten der Väter feiern und in das Gedächtniß der Anwesenden zurückrufen. Ueberhaupt erregte Alles, was Priscus sah und vernahm, im Besondern was Attila sagte und that eine solche Bewunderung, daß der überraschte Sophist kaum Ausdrücke zu finden wußte um sein Erstaunen aus zu sprechen. Ganz anders lauten die Ueberlieferungen, die in spätern Zeiten, als Attila längst dahin war, zuerst

von Jornandes und alsdann von Andern aufgezeichnet worden sind. Nach diesen war Attila ein gräßlicher Mensch, zur Züchtigung der Welt geboren, ein Abscheu seiner Zeitgenossen, ein Gräuel der spätern Tage. Seine Gestalt war häßlich wie die Gestalten der Hunnen allzumal, sein Gang fest und stolz, sein Blick scharf und vernichtend. Er achtete Nichts, ehrte Nichts und strebte nur, Alles seiner Willkühr zu unterwerfen. Er war Nichts als ein wilder Eroberer, der Schrecken vorauf, die Verwüstung zur Seite, der Fluch der Völker im Rücken. Beide Nachrichten aber möchten nicht frei sein von Uebertreibungen. Die griechischen Gesandten waren nur mit großer Angst in das Land der Barbaren gegangen und hatten dem furchtbaren Feind gegenüber für ihr Leben die größte Besorgniß gehegt. Da sie nun aber von Attila mit Anstand, Freundlichkeit, ja Feinheit empfangen und behandelt wurden, so verloren ihre Gedanken das Gleichgewicht, und die Wagschale schlug über zu Attila's Gunsten. Jornandes aber und die spätern Ueberlieferungen, als Attila schon Gegenstand der Sage und der Dichtung geworden war, erinnerten sich des furchtbaren Eindruckes, den die Hunnen bei ihrer ersten Erscheinung auf die europäischen Völker gemacht hatten; sie gedachten auch der Leiden, welche durch die Hunnen über diese Völker gekommen waren und der unendlichen Angst, die man vor den wilden Horden gefühlt hatte, und häuften Alles auf Attila's Haupt, was durch die Hunnen gefrevelt sein mochte.

Attila aber, während er die Völker zu einem Bündnisse zu vereinigen suchte und alle, die ihm erreichbar waren, mit sich verband, die Gothen und Gepiden jedoch, die in Dacien wohnten und von den Karpathen geschützt wurden, ausgenommen, richtete seine Waffen zunächst gegen das oströmische Reich. Wie früher die gothischen Völker, so umging er Dacien im Osten und im Westen, und seine Hunnen durchschwärmten plündernd und zerstörend die Länder, südlich von der untern Donau. Durch diese wilden Fahrten erhielt er die Mittel zur bessern Führung des Krieges und zur Gewinnung der verbündeten Völker; aber er nöthigte auch die Gothen in Dacien, nunmehr wegen des westgothischen

Reiches in Spanien und Gallien Ostgothen genannt, in seine Bundesgenossenschaft zu treten. Denn da er sich in Mösien festgesetzt hatte und bald auch das weströmische Reich zwang ihm Pannonien zu überlassen, so sahen sich die Gothen und Gepiden von allen Seiten dergestalt umringt und bedrängt, daß sie entweder mit Attila stehen oder vor Attila zu Grunde gehen mußten. Sie wählten das Erste, traten mit Attila in ein Bündniß und erhielten vortheilhafte Bedingungen. Ardarich, der König der Gepiden, und Walamir, ein ostgothischer König, wurden von ihm als Freunde behandelt und bei seinen Unternehmungen zu Rathe gezogen. Und nun stand er so frei und groß da, daß die teutschen Völker allzumal sich um seine Bundesgenossenschaft bewarben, weil auch ihnen keine andere Wahl zu bleiben schien, als sich mit ihm zu befreunden oder zu Grunde zu gehen.

Endlich als die beiden römischen Reiche zur Zinsbarkeit gebracht waren, und die teutschen Völker jeglichen Widerstand aufgegeben zu haben schienen, bereitete Attila eine große Heerfahrt gegen das westliche Europa vor, gegen die Länder, die vormals das römische Reich gebildet hatten, jetzt aber nur noch zu einem kleinen Theil auf dem römischen Namen standen; und als die Vorbereitung vollendet war, unternahm er wirklich die Fahrt.

8.

Attila's Heerfahrten nach Gallien und Italien.

Ueber die Veranlassung zu Attila's großer Heerfahrt und über seine Absicht bei derselben finden sich wunderliche Angaben in den Ueberlieferungen. Sie wird angesehen als ein abenteuerliches Werk ohne Zweck und Ziel. Attila, heißt es, maß nur mit seinem Arm seinen Kreis; und einige Wahrheit ist gewiß in dieser Andeutung. Attila war ein Eroberer. Aufgebläht durch sein Glück und ohne geographische Kenntnisse, drang er unaufhaltsam vor, so weit er vor zu dringen vermochte. Bei jeder einzelnen Unternehmung jedoch ging er mit Vorsicht zu Werke, faßte das Nächste scharf in's Auge

und griff nur da zu den Waffen, wo er was er erreichen wollte auf friedlichem Wege, durch Unterhandlung, Lockung, Ränke und Drohung nicht zu erreichen wußte. Wir lesen ferner: „Der Kaiser des morgenländischen Reiches, Marcian, habe eine starke Sprache gegen Attila geführt, und dieser, erschrocken vor einer solchen Rede, habe für rathsam gehalten dem entschlossenen Kaiser aus zu weichen." Aber Attila kannte die Macht des oströmischen Reiches zu gut, als daß er die Prahlerei des Kaisers im Mindesten beachtet haben könnte. Schon lange zuvor hatte er die Rüstung wider das Abendland betrieben. Weiter: „Honoria Valentinian's Schwester habe sich dem Könige Attila zur Gemahlin angetragen, ihm als Brautpfand einen Ring zugesandt und ihn aufgefordert, mit Heeresmacht nach Italien zu kommen um sie der Gewalt ihres Bruders zu entreissen." Es ist aber unmöglich, daß eine solche Handlung einer sittenlosen Frau irgend einen Einfluß auf Attila's Entschluß gehabt habe. Endlich wird Folgendes angegeben: „Giserich, der König der Vandalen, welcher von den Westgothen in Spanien bedrängt und von einem meuterischen römischen Statthalter gelockt, sein Heer aus Spanien nach Afrika geführt und in diesem Land ein vandalisches Reich gegründet hatte, habe Attila gegen die Abendländer aus Haß wider die Gothen auf zu reizen gesucht und Attila sei der Aufforderung gefolgt." Attila aber stand zu gewaltig und selbständig da, als daß er geneigt gewesen sein könnte, seine Macht zum Dienste fremder Leidenschaft zu verwenden: er folgte wie seinem eigenen Schmerz so seiner eigenen Lust.

Und sein Zweck ist leicht zu erkennen. Er wollte ein großes Bündniß zerstören, das im Abendlande gegen ihn zu Stande gebracht war, vielleicht zum Angriffe, gewiß zum Widerstande. Den Gedanken eines solchen Bündnisses der abendländischen Völker hatte Aëtius gefaßt, der den König Attila am Besten kannte und selbst mit ihm befreundet war. Er bot daher Alles auf um die teutschen Völker in Gallien zu einer Verbindung mit Rom zu bewegen. Die Westgothen gingen zuerst ein; hierauf die Burgundier; alsdann die Franken und wohl auch die Alemannen in Gallien.

Da nun aber selbst die Franken diesseits des Rhein's für das Bündniß gewonnen werden sollten, und da zu gleicher Zeit Attila sich bemühte diese Franken auf seine Seite zu ziehen, so stießen Attila und Aëtius wider einander, und der Erste erkannte, daß es Zeit sei die Entwürfe des Letzten mit den Waffen zu vernichten. Zuvor jedoch schickte er Abgeordnete, sowohl an den Kaiser Valentinian als an die Fürsten der teutschen Völker und versuchte Jenen wie Diese zu überreden, daß seine Absicht wider sie keineswegs feindlich sei. Er erinnerte Alle an ihre alte gegenseitige Feindschaft und erbot sich gegen Jeden ihm Hülfe zu gewähren gegen seine Feinde. Aber die Ränke Attila's scheiterten an Aëtius' Bemühungen und an dem gesunden Sinne der teutschen Völker. Also beschloß er nunmehr mit seiner ganzen Macht gegen Abend zu ziehen und die verbündeten Völker aus einander zu drängen, zu züchtigen, zu unterwerfen.

Im Jahre 450 führte er seine Hunnen in Teutschland herein und ging wahrscheinlich mitten hindurch um die Völker zur Rechten und zur Linken desto leichter um sich zu versammeln. An den Ufern des untern Main's scheint die Vereinigung der Teutschen mit den Hunnen Statt gefunden zu haben. Von allen teutschen Völkern traf der Zuzug ein; jedoch findet sich keine Spur, daß Sachsen und Friesen Theil genommen haben. In seinem Lager sah Attila eine Menge unterworfener oder verbündeter Fürsten um sich vereinigt, die Alle vor seinem Blicke zitterten und seines Winkes harrten. Die Stärke des ganzen Heeres wird auf 500,000, auf 700,000 Mann angegeben. Mit diesem Heere ging er im Frühling 451 über den Rhein und drang in drei Säulen in Gallien vor. Die eine dieser Säulen wandte sich zur Linken, fiel die Burgundier an und gewann den Sieg. Der König der Burgundier, Gundicar, soll im Kampfe gefallen sein. Die zweite Säule zur Rechten, bei welcher sich die Gepiden befanden, zog gegen die Franken: in einer nächtlichen Schlacht mit den Franken sollen in der Gegend von Tongern 90,000 Menschen das Leben verloren haben. Bei der dritten Säule, welche die Mitte hielt, befand sich Attila selbst. Er kam bis vor Orleans und unternahm die

Belagerung dieser Stadt. Hier stand er an der Gränze des westgothischen Reiches.

Inzwischen war Aëtius mit einem römischen Heere nach Gallien geeilt; ein gothisches Heer von dem Könige Theoderich und dessen Sohn Thorismund angeführt hatte sich mit demselben vereinigt. Das vereinigte Heer erschien im Angesichte von Orleans, als die Noth in dieser Stadt schon so hoch gestiegen war, daß der Bischof Anian kaum noch durch Gebet und religiose Widmungen den Muth der Einwohner aufrecht zu erhalten vermochte. Bei dem Anblicke der Gothen und Römer hob Attila die Belagerung auf und zog sich zurück. In einer weiten Ebene, den Catalaunischen Fluren, in der Gegend von Chalons an der Marne, vereinigte er alle Abtheilungen seines Heeres, nahm eine wohl befestigte Stellung und erwartete seine Feinde. Diese zögerten nicht. Beide Heere stellten sich durch einen Hügel getrennt in Schlachtordnung. Auf der einen Seite nahm Theoderich mit seinen Westgothen den rechten Flügel ein, Aëtius mit den Römern und den übrigen Verbündeten den linken; in der Mitte ward ein Haufe Alanen aufgestellt, von ihrem Fürsten oder Könige Sangipan angeführt, gegen welchen der Verdacht herrschte, daß er mit Attila in Verbindung stehe. Auf der andern Seite hielt Attila mit den Hunnen die Mitte; zur Linken standen die Ostgothen unter den Königen Walamir und seinen Brüdern Theodemir und Widemir, zur Rechten der getreue Ardarich mit seinen Gepiden. Die übrigen verbündeten Völker, von ihren Fürsten geleitet, waren der Oberanführung Walamir's und Ardarich's übergeben. Der Gipfel des Hügels zwischen beiden Heeren wurde rasch von Aëtius und Thorismund besetzt und verschanzt; ein Versuch Attila's ihn hinweg zu nehmen mißlang. Dieser Vorfall schien das hunnische Heer zu beunruhigen. Deßwegen versammelte Attila die Führer seiner hunnischen Scharen und hielt an dieselben gegen seine Gewohnheit eine Anrede um ihren Muth zu stärken. „Nach so großen Siegen halte ich Worte für unnöthig. Reden sind für junge Feldherren, für ungeübte Heere. Mir geziemt nicht, Gemeines zu sagen, euch nicht, Gemeines zu hören. Ihr versteht den Krieg.

Für den Tapfern ist Nichts süßer als die Züchtigung des Feindes. Also rasch auf den Feind. Der Angreifende ist immer im Vortheil. Verachtet jene Massen dort. In ihnen ist der Schrecken. Seht, sie erstreben die Höhen: zu spät werden sie Rettung im Gefilde suchen. Ihr kennt die leichten Waffen, ihr achtet nicht die Schlachtordnung und die Schilddächer der Römer. Also werft Euch auf die Alanen und auf die Gothen. Wir müssen den Sieg suchen, wo der Krieg sich hält. Sind die Nerven durchschnitten, so sind die Glieder gelähmt; sind die Knochen zerschlagen, so sinkt der Leib zusammen. Darum erhebt den Geist und zeigt euere alte Wuth. Wer zum Leben bestimmt ist, den trifft kein Geschoß, wer zum Sterben, den findet das Schicksal auch auf ruhigem Lager. Jene zusammengetriebenen Haufen werden eueren Anblick nicht ertragen. Hier ist das Feld unserer Siege. Ich selbst werfe, der Erste, den Speer wider den Feind. Der ist dem Tode verfallen, der sich feig zeigt, wo Attila kämpft."

Alsobald begann die Schlacht. Sie war schrecklich, verworren, hartnäckig und dauerte von drei Uhr Nachmittags bis weit in die stürmische Nacht hinein. Die Nachrichten von dem Gange der Schlacht aber sind nur in späterer Zeit den Gerüchten entnommen, die sich über dieselbe gebildet hatten. „Das ganze Alterthum, heißt es, hat keinen solchen Kampf gesehen; ein kleiner Fluß, der durch das Schlachtfeld lief, wurde vom Blute der Erschlagenen und Verwundeten zu einem Strome, der die Leichname hinwegführte; 162,000, fast 300,000 Krieger fielen auf beiden Seiten." Unter den Todten war Theoderich, der König der Westgothen. Im Schmerz über den Fall ihres Königes wandten die Westgothen ihre Waffen von den Ostgothen hinweg gegen die Hunnen. Attila vermochte ihrem Ungestüm gegenüber die Hunnen nicht zu halten. Er führte sie zurück in seine Wagenburg und ließ einen Scheiterhaufen bauen um durch den Flammentod der Gefangenschaft zu entgehen, wenn etwa auch diese Befestigung keinen Schutz zu gewähren vermöchte. Aber er wurde nicht angegriffen. Thorismund führte zwar seine Gothen vorwärts, stieß aber unerwartet auf die

Wagenburg, wurde hier am Kopfe verwundet, fiel vom Pferd und mußte zurück gebracht werden. Von diesem Augenblick an geriethen die Gothen in große Verwirrung, gaben jeden Versuch auf und kehrten in ihr Lager zurück. Und auch das römische Heer ward unthätig. Hier fehlte gleichfalls der Anführer. Aëtius wurde lange vermißt, traf erst gegen den Morgen des andern Tages wieder ein, gab an, er sei von den Seinigen getrennt, umhergeirrt und habe das Lager nicht auf zu finden vermocht.

Noch unverständlicher sind die Berichte über die Ereignisse der folgenden Tage. Die Westgothen, so wird erzählt, erwarteten, daß Attila am andern Morgen den Angriff erneuern würde; Attila aber erschien nicht; aus seinem Lager dagegen scholl laut das Geräusch der Waffen und der Gesang seines Heeres herüber. Die Westgothen suchten den Leichnam ihres gefallenen Königes auf und bestatteten ihn feierlich unter Wehklagen und Trauergesängen zur Erde. Hierauf begrüßten sie Thorismund den Sohn des gefallenen Königes als König. Thorismund wollte sogleich die Hunnen angreifen um seinen Vater zu rächen. Aëtius aber widersetzte sich dem Angriffe, weil er zu gefährlich sei. Mit mehr Sicherheit, sagte er, würden die Hunnen durch den Hunger zu bezwingen sein. Ja er gab dem Könige Thorismund den Rath heim zu ziehen in sein Reich, damit ihm dasselbe nicht etwa entrissen würde. Solchen Aeußerungen gegenüber verlor Thorismund das Vertrauen zu Aëtius, verließ den zweideutigen Mann und führte sein Heer hinweg. Nach seinem Abzuge wußte Aëtius auch die Franken zum Abzuge zu bewegen. Alsdann brach er selbst auf, und das ganze verbündete Heer zerstreuete sich. Attila dagegen verweilte noch einige Zeit in seinem Lager; endlich aber führte auch er sein Heer auf demselben Weg, auf welchem er heran gezogen war, nach dem Rhein und über diesen Strom.

So die Ueberlieferungen. Das Auffallendste in denselben ist, daß Aëtius die verbündeten teutschen Völker zum Abzuge veranlaßte, während der gemeinsame Feind noch unbesiegt in seinem verschanzten Lager stand; daß er hierauf selbst ohne Attila zu beunruhigen und ohne von At-

tila beunruhigt zu werden den Rückzug antrat; daß endlich auch Attila, obgleich nunmehr Herr seiner Bewegungen, ohne irgend ein kriegerisches oder feindseliges Werk Gallien räumte. Wenn diese Dinge wirklich Statt gefunden haben, so muß nothwendig eine Uebereinkunft zwischen Attila und Aëtius getroffen worden sein, und diese könnte nur in der stürmischen Nacht getroffen worden sein, in welcher Aëtius sich verirrt zu haben behauptete. Vielleicht war er in Attila's Lager gewesen. Schon Jornandes stellt die Vermuthung auf, daß Aëtius die Erhaltung der Hunnen gewünscht habe, weil er befürchtete, nach der Vernichtung der Hunnen würden die Gothen sich des ganzen römischen Reiches bemächtigen. Diese Vermuthung ist nicht ohne innere Wahrheit; aber sie reicht nicht aus. Vielmehr möchte nothwendig sein Folgendes an zu nehmen. Zwischen Aëtius und Attila war ausgemacht: Thorismund sollte in sein Land zurück gehen, und Aetius nach Entlassung der übrigen Bundesgenossen sein Heer nach Italien führen; Attila aber sollte mit seiner ganzen Macht in das Land der Gothen einfallen um dieses verhaßte Volk zu unterwerfen oder zu vernichten. Diese Verabredung war Aëtius in der Voraussetzung eingegangen, daß die Gothen den Hunnen einen furchtbaren Widerstand entgegensetzen, und daß beide Feinde des römischen Reiches ihre Macht gegenseitig dergestalt schwächen würden, daß er selbst im Stande sein möchte sie sämmtlich zu vertreiben und Gallien zum Reiche zurück zu bringen. Attila aber aufgebracht über die Treulosigkeit des Aëtius faßte den Entschluß, ohne die Gothen an zu greifen nach Italien zu gehen, und die Römer zu züchtigen. Gewiß ist, er führte sein ganzes Heer nach Pannonien, blieb in diesem Lande während des Winters und traf alle Vorbereitungen um im Frühlinge des folgenden Jahres 452 in Italien ein zu brechen.

Wirklich zog er über die Alpen und kam unaufgehalten bis vor Aquileia. Diese Stadt aber wurde von den Einwohnern selbst auf das Hartnäckigste vertheidigt. Die Hunnen, an lange Belagerungen nicht gewöhnt, wurden unmuthig und begannen zu murren. Plötzlich bemerkte Attila, daß Störche, die in der Stadt ihre Nester hatten, auszogen

und ihre Jungen hinwegtrugen. In dieser Erscheinung sah er das Schicksal der Stadt; er zeigte seinen Hunnen die abziehenden Vögel und führte sie sogleich zum Sturme. Die Mauern wurden gebrochen, die Stadt gewonnen und mit der größten Wuth zerstört. Mit derselben Wuth brach alsdann das Heer in Italien ein. Wer zu entfliehen vermochte entfloh. Viele Menschen, besonders aus der Provinz Venetien, retteten Leben und Habe hinter die Lagunen des adriatischen Meeres und machten die unendliche Noth dieser Zeit zur Grundlage einer Stadt, die sich in der Folge unter dem Namen Venedig zu Größe, Glanz und Macht auf bewunderungswürdige Weise erhoben hat. Alle Städte des obern Italien fielen in Attila's Gewalt. Selbst das königliche Mailand entging diesem Unglücke nicht. Aëtius erkannte zu spät, daß er dem befreundeten Feinde zu viel getrauet hatte, und bereuete zu spät seine Treulosigkeit gegen die teutschen Bundesgenossen. Attila jedoch machte Halt am Po und warf nur drohende Blicke auf Italien und auf die ewige Stadt; er mochte bedenklich finden weiter in die Halbinsel vor zu dringen und bei der Annäherung des Winters die Alpen in seinem Rücken zu lassen; auch hatte der morgenländische Kaiser Marcian ein Heer zusammen gezogen, mit welchem er die Hunnen in ihren alten Ländern zu bedrohen schien.

Die Römer kamen zu einiger Besonnenheit zurück. Valentinian und der römische Senat schickten eine Gesandtschaft an Attila. Die Gesandten waren der Vater Cassiodor's, der in späterer Zeit so hoch berühmt geworden ist, und Carpilio, des Aëtius eigener Sohn. Attila ging gern in eine Unterhandlung ein, stellte jedoch seine Forderungen in alter drohender Sprache sehr hoch. Den römischen Gesandten blieb nur übrig um diese Bedingungen dem Kaiser zu überbringen einen Waffenstillstand zu schliessen. Hierauf ging eine zweite Gesandtschaft an Attila ab um durch Geld, Geschenke und freundliche Worte einige Milderung von dem Könige zu erhalten; bei derselben befand sich der römische Bischof Leo I. Sie fand Attila in einem Lager an der Mündung des Mincio in den Po, und es gelang ihr den König zum Rückzug aus Italien zu bewegen: was sie ge-

leistet und versprochen ist unbekannt. Der glückliche Erfolg aber, den diese Gesandtschaft hatte, ist von der religiosen Gesinnung der Menschen späterer Zeit der Heiligkeit und der frommen Beredtsamkeit des Papstes zugeschrieben worden. Auch wird erzählt, daß Attila auf die Frage, warum er dem Priester so große Ehrfurcht bewiesen und Alles so schnell bewilligt, die Antwort gegeben habe: dem Papste sei ein anderer Mann im priesterlichen Gewande, von schöner Gestalt, mit glänzenden Haaren, zur Seite gestanden und habe ihm mit einem bloßen Schwerte den Tod gedroht. Die Kirche hat nicht versäumt auch diese Erzählung fest zu halten und den Mann, der mit dem Schwerte neben dem Papste gestanden haben soll, als den Apostel Petrus zu bezeichnen, der seine Kirche so wunderbar gerettet habe. Attila aber verließ alsobald das verwüstete Italien und ging über die Alpen zurück.

Und selbst diese ungeheuern Ereignisse gingen an den Römern wirkungslos vorüber. Sie wurden in dem Wirbel des Unglückes desto schneller umgetrieben, je kleiner der Kreis geworden war, in welchem sie sich bewegten. Kaum war Attila jenseits der Alpen, so erhob sich unter den Römern die wildeste Zwietracht. Dem Patricius Aëtius wurde die Rechnung über sein Verfahren gemacht. Ihm wurde vorgeworfen, daß er arglistig die Vernichtung der Hunnen in Gallien hintertrieben und Attila nach Italien gelockt habe. Der schwache Kaiser Valentinian ward um so furchtbarer aufgebracht, je weniger er im Stande war, die Verhältnisse zu beurtheilen. Aëtius fühlte wohl, daß Rom keinen Mann hatte, der ihm an Geist und Gewandtheit nahe kam; auch mochte er sich seiner guten Absichten bewußt sein; also trat er den Anklagen und Einflüsterungen trotzig entgegen und erinnerte den feigen Kaiser an frühere Verheissungen. Valentinian stieß ihn nieder mit eigener Hand. Mit Aëtius aber war der letzte Geist und die letzte Kraft dahin; fortan herrschten nur die wildesten und verworrensten Leidenschaften. Valentinian selbst wurde schon im folgenden Jahre, der Letzte aus dem Hause des großen Theodosius, durch die Hand der Rache ermordet. Sein Mörder Maximus stieg über die

blutige Leiche hinweg auf den kaiserlichen Thron. Zu derselbigen Zeit war Giserich, der König der Vandalen, mit einer Flotte an der Küste Italien's erschienen um das Unglück aus zu beuten, das durch Attila über Italien gebracht war. Von den Vorgängen in Rom unterrichtet, landete er und zog gegen die Stadt. Der Kaiser Maximus ward erschlagen; die Thore wurden geöffnet; Giserich, König von Karthago, zog ohne Schwertstreich ein und rächte unbewußt den Frevel furchtbar, den Rom vor sechs Hundert Jahren an Karthago begangen hatte. Die kostbarsten Dinge, die Rom noch einschloß, Werke der Kunst und der Pracht, wurden auf die vandalische Flotte gebracht, und Eudoxia, die Gemahlin der beiden letzten Kaiser, mußte mit ihren Töchtern dem Barbaren folgen. Das südliche Italien aber war den Räubereien und den Mißhandlungen der Vandalen Preis gegeben. Nachdem hierauf Avitus in Gallien den Purpur angenommen hatte, bald aber durch seinen Feldherrn Ricimer, einen Teutschen, gezwungen worden war, denselben mit der Bischofsmütze zu vertauschen, beherrschte dieser Ricimer sechszehn Jahre lang das zusammenbröckelnde Reich. Er ließ Kaiser auf den Thron steigen und stieß sie wieder hinab; er trieb mit dem römischen Namen und der kaiserlichen Würde nicht ohne Geist und Kraft ein wahrhaftig grausames Spiel.

9.

Attila's Tod; Sturz der hunnischen Herrschaft; große Veränderungen in der Stellung der Völker. Die Bayern.

Attila hatte sein Heer durch Pannonien über die Donau nach Dacien geführt. Aber schon im Jahre 453 schied er aus dem Leben. Die Art seines Todes ist ungewiß. Die Mähr, die sich so gern an seinen Namen hing, hat ihn auch nicht im Tode verlassen. Er soll zu der Zahl seiner Gemahlinnen noch eine Frau, die schöne Ildiko, hinzugefügt haben und in der Hochzeitsnacht an einem Blutsturze gestorben sein; aber man findet auch in den Ueberlieferungen, daß er meuchlerisch durch die Hand eines Weibes ermordet

worden sei. Jedes Falles war sein Tod ein großes Ereigniß; das ganze ungeheuere Reich der Hunnen hatte nur auf seinen Schultern geruht, nur von seinem Geiste Leben empfangen.

Die Todtenfeier, nach der Weise der Hunnen unter Trauern und Wehklagen mit Pracht und Herrlichkeit begangen, war das letzte Zeugniß von Attila's Macht und Größe. Schon über seinem Grabe erhoben seine Söhne, von verschiedenen Frauen geboren, widerstreitende Ansprüche auf die Herrschaft. Bald führten diese Zwiste zu jeglicher Feindseligkeit. Solche Umstände riefen in den teutschen Völkern von Neuem den Geist der Freiheit auf. Ardarich, der König der Gepiden, erhob zuerst die Fahne des Vaterlandes, trat in die Mitte der teutschen Völker, die mit Attila seine Fahrten gemacht hatten, und leitete ihren Zorn in dieselbe Richtung. Ihm gebührte, den ersten Schritt zu thun, weil er in dem Ruf all zu großer Treue gegen Attila gestanden hatte; auch vermochte er in seiner Stellung zu den Hunnen den Werth des Augenblickes am Besten zu erkennen. Die übrigen gothischen Krieger stellten sich sogleich zu ihm; andere folgten dem Beispiel; einige jedoch blieben aus Verzagtheit zu ihrem Verderben auf der Seite der Hunnen. Bei einem Flusse, der Netad genannt wird, kam es zu einer Schlacht. Die Hunnen und ihre Anhänger wurden geschlagen; 30,000 Hunnen sollen gefallen, Attila's ältester und geliebtester Sohn, Ellak, unter den Gefallenen gewesen sein. Die Uebrigen entflohen unter Ellak's Brüdern weit die Donau hinab. Die Teutschen feierten Alle mit Freude den Sieg; den schönsten Ruhm aber gewann Ardarich, der König der Gepiden. Attila's Söhne, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatten, machten zwar noch neue Versuche die teutschen Völker zur Unterwürfigkeit zurück zu bringen; aber umsonst. Nur an den Ufern des schwarzen Meeres erhielt sich noch einige Zeit der Name der Hunnen, von Keinem geachtet, von Keinem gefürchtet.

Dieser plötzliche Zusammensturz einer so ungeheuern Herrschaft fand nicht ohne die größte Erschütternng aller frühern Verhältnisse, nicht ohne die gewaltsamsten Veränderungen Statt. Wir aber vermögen nicht ein Mal die

Dinge zu erkennen, die an der Donau vorgingen; von den Ereignissen an den Ufern der Oder oder der Weichsel enthalten die Ueberlieferungen nicht das Mindeste. Die spätere Geschichte jedoch setzt es außer Zweifel, daß die Nachwirkung des großen Umsturzes alle Völker mehr oder minder getroffen hat, die zwischen dem Rhein und der Wolga, dem baltischen und dem schwarzen Meer ihre Sitze hatten. Zuvörderst leidet es keinen Zweifel, daß die slavischen Völker, die zwei Jahrhunderte unter teutscher Herrschaft gestanden hatten und hierauf unter hunnische Herrschaft gerathen waren, nunmehr ihre Freiheit erlangt und den ersten Schritt auf ihrer geschichtlichen Laufbahn gethan haben, deren Ziel auch jetzt ein menschliches Auge noch nicht zu erkennen vermag. Die Macht der Teutschen in diesen eroberten Ländern war durch die Hunnen gänzlich zerstört; also fiel die Freiheit den slavischen Völkern von selbst zu. Und wieweit die Macht der Hunnen nicht mehr zu fürchten war, wandten die befreieten Slaven ihre Waffen fortan gegen ihre alten Herren, die Teutschen, und drangen mehr und mehr nach Norden und nach Westen in die germanische Welt vor. Die Menge kleiner teutscher Völker, die nur in dem großen Bunde der Gothen stark gewesen waren, vermochte nicht zu widerstehen, und jede Unterstützung von ihren westlichen Volksgenossen blieb aus. Die Sachsen, schon längst eifersüchtig auf die siegreichen Franken, hatten um dieselbe Zeit, da Attila gegen das westliche Europa rüstete, ihren Blick auf Britannien gerichtet. Zwei Männer, Hengst und Hors genannt, waren mit einem kleinen Haufen sächsischer Männer in drei Schiffen auf der Küste dieser Insel gelandet und hatten ihrem Volk eine weite Bahn eröffnet zu That und Eroberung. Um so mehr suchten sie ihre Verbindung zu erweitern und nach Westen hin, wider die Franken, aus zu dehnen. Sie scheinen daher auf die Noth gar nicht geachtet zu haben, die von Osten her drohte. Die Franken setzten den Kampf in Gallien fort und warfen ihren Blick nicht zurück auf Teutschland's östliche Völker, die ja ohnehin nicht ihre Nachbarn waren, deren Name, Gothen, sich ihnen sogar in Gallien verhaßt gemacht hatte. Die Thüringer, von drei

großen und eroberungslustigen Eidgenossenschaften eingeschlossen, waren zu besorgt für ihre eigene Erhaltung, als daß sie sich in einen Kampf mit wild aufgeregten Völkern hätten einlassen dürfen, deren Macht sie nicht zu würdigen, deren Verbreitung über ferne und unfreundliche Länder sie nicht zu übersehen vermochten. Die Heere endlich, die mit Attila nach Gallien und Italien gezogen waren und den Kampf gegen die Hunnen bestanden hatten, konnten die Bande nicht willkührlich zerreissen, von welcher sie sich umschlungen fühlten; sie waren außer Stande zurück zu kehren in ihre Heimath, ihren Vätern und Brüdern Hülfe zu bringen, und eben dadurch genöthigt das Land, das den Römern an der Donau entrissen war, das Attila als seine Eroberung betrachtet hatte, zu ihrer Heimath zu machen und in demselben ein neues Leben zu begründen. Sobald sie aber diese Nothwendigkeit erkannt hatten, ward eine Theilung des Landes und eine Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche Bedürfniß, damit ihre Erhaltung und ihr friedliches Bestehen neben einander möglich und gesichert würde. Die Ausgleichung gegenseitiger Ansprüche scheint jedoch nicht ohne langen und mannichfaltigen Streit zu Stande gebracht zu sein, und manche kleine Haufen mögen sich in demselben gänzlich verloren haben. Diejenigen aber, welche den Streit bestanden und irgend einen Landstrich als Lohn oder Entschädigung empfingen, legten den Namen ihres Volkes auf dieses Land und behaupteten dasselbe, so weit ihre Kräfte reichten als einen selbstständigen Besitz, während ihr Volk vor der Gewalt der Slaven in dem Lande der Väter zu Grunde ging. So ist es gekommen, daß alte teutsche Volksnamen, die früher an den Ufern der Elbe oder an den Gestaden des baltischen Meeres gehört worden waren, fortan im Norden verschwinden und nunmehr an den Ufern der Donau wieder erscheinen, wie die Namen Vandalen und Burgundier in Afrika und Gallien fortlebten, als die Völker, von welchen dieselben herstammten, längst unter der Herrschaft der Slaven Namen und Freiheit verloren hatten.

Durch die Theilung des eroberten Landes fiel ein großer Theil des alten Dacien, das früher den Ostgothen gehört

hatte, von der östlichen Gränze her den Gepiden zu. Die Ostgothen erhielten, Theils als Entschädigung, Theils als Belohnung, das Land der Jazygen und fast ganz Pannonien bis zum Ausflusse der Save, so daß Wien und Sirmich ihnen unterworfen waren. Die drei königlichen Brüder, Walamir, Widemir und Theodemir, behielten die getheilte Verwaltung des Landes, jedoch zu Rath und Vertheidigung vereinigt. Die Langobarden bekamen das Land, das über dem Gebiete der Ostgothen gegen Norden lag, etwa vom Gran bis zu der obern Theiß und bis zu den Karpathen. Westlich von den Langobarden wurde Herulern und Rugiern ihr Theil zugewiesen. Die Heruler wurden Nachbarn der Langobarden, etwa zwischen dem Gran und der March; das Rugenland lag auf beiden Seiten der Donau, westlich von den Herulern und den Ostgothen. Auch die Turcilinger und Sciren wurden nicht vergessen, sondern mit einem Landstriche südlich vom Rugenland abgefunden. Durch alle diese Ausgleichungen aber hatten die Quaden ihr Land verloren, und selbst die Markmannen waren nicht ohne Verlust geblieben. Und doch hatten beide Völker, so wie ihre westlichen Bundesgenossen, die Narisker und andere Sueven, zum Sturze der hunnischen Herrschaft wesentlich beigetragen. Sie erhielten daher ihre Entschädigung auf der rechten Seite der Donau, westlich vom Rugenland und dem Lande der Sciren zwischen der Ens und dem Lech bis in die Alpen hinein. Sie besaßen dieses Land fortan unter dem Namen der Bayern.

Dieser Name kommt zum ersten Male bei einem Ereignisse vor, dessen Jornandes gedenkt, und das etwa in das Jahr 472 gehören möchte. Jornandes hat Bajobaren, und führt auch diesen Namen ein ohne irgend eine Erläuterung. Seit dieser Zeit wird der Name, mannichfach verändert, von Zeit zu Zeit gehört, bis er endlich Bayern geschrieben worden ist. Er hat ursprünglich kein eigenes Volk bezeichnet, sondern nur das Kriegsheer, das von den Markmannen und ihren Nachbarn ausgegangen war. Wie der Name entstanden, ist eben so ungewiß als was er bedeutet. Nach andern Erscheinungen, deren gedacht worden, möchte man glauben, er heisse Bojenwehren oder Bojenwahrer. In

dem Lande nämlich, in welchem die Menschen lebten, die den Namen erhalten, hatte ursprünglich, vor der römischen Eroberung, ein Theil des gallischen Volkes der Bojen gewohnt. Ob dieser Name während der römischen Herrschaft fortwährend im Leben geblieben und die neuen Herren des Landes deßwegen Bojenwehren genannt worden sind, ist allerdings ungewiß; aber das Land der Markmannen, von welchem das Heer der Bojenwehren größtes Theiles ausgegangen war, hatte auch den Namen Bojenheim, Bojohemum, vor der markmannischen Herrschaft erhalten und dieser Name hat bei den Teutschen fortgedauert. Daher wäre wohl möglich, daß die Krieger der Markmannen und ihrer Bundesgenossen, welche die neue Erwerbung vertheidigen sollten, Bojenwehren, Bojovaren, Bajovaren, Bavaren, Bayern genannt worden seien. Im Fortgange der Zeit aber verschwanden die Markmannen, die Quaden und Narisker den Blicken der Männer, welche die Geschichte geschrieben haben, weil die Bayern und die übrigen neuen Herren des eroberten Landes vor ihnen standen und sie verbargen; später aber wurde das Vaterland der Bayern, das Land der Markmannen und der Quaden, von den vordringenden slavischen Völkern in Besitz genommen und hörte auf, ein teutsches Land zu sein. Alsdann wurde der Name Bayern der Name eines eigenen Volkes, so wie die Namen Salier und Ripuarier gewiß eigene Völker bezeichnet haben würden, wenn sie nicht unter dem Namen Franken vereinigt worden und große gemeinschaftliche Eroberungen gemacht hätten. Das Land der Bayern aber erstreckte sich fortan weit über die Donau herüber, weil das Land der Narisker von den Slaven nicht erobert ward und der Name Bayern auch auf dieses Land überging. So entstand später der bayerische Nordgau. Uebrigens mögen, als die Slaven siegreich in Böhmen eindrangen, viele Familien der Markmannen entflohen sein und bei ihren Söhnen und Brüdern, den Bayern, Aufnahme und Schutz gesucht und gefunden haben. Und da die Markmannen fast 500 Jahre lang in Böhmen geherrscht hatten, da in ihre Sprache ohne Zweifel Manches aus der Sprache der alten bojischen Einwohner übergegangen war, und da auch in dem neuen Bayern

vor Alters bojische Gallier gewohnt hatten: so erklärt sich leicht genug, wie sich gallische Wörter und Wendungen in der bayerischen Volkssprache lange zu erhalten vermocht haben.

Der Name Alemannen, dessen Ausdehnung nach Osten und Norden in früherer Zeit nicht zu bestimmen war, erhielt durch diese Veränderung eine bestimmte Gränze im Osten: er begann, wo der Name der Bayern aufhörte. Ursprünglich ein Kriegsheer, ausgegangen von den Völkern suevisches Stammes, hatten die Alemannen die Aufgabe gehabt das römische Zehntland zu erobern und diese Aufgabe redlich gelöst. Diese Eroberung blieb ihnen; und wenn sie gegen Morgen etwa einen Theil ihrer Eroberung aufgeben mußten, so hatten sie dafür das Land zwischen dem Rhein und den Vogesen, zwischen der Donau und den hohen Alpen weit in die helvetischen Hochlande hinein gewonnen und blieben Herren dieser Eroberungen. In denselben wurden sie ein eigenes suevisches Volk.

Weiter nach Norden hin ist die Veränderung nicht zu verfolgen. Die Thüringer sollen sich über den Main ausgebreitet haben; aber die Andeutungen der Geschichte sind so ungewiß, daß mit Bestimmtheit Nichts zu erkennen ist. Möglich indeß wäre wohl, daß die Thüringer sich zwischen dem Lande, das später der bayerische Nordgau genannt ward, und den Besitzungen der Alemannen eines Keiles bemächtigt hätten. Noch weniger aber ist irgend eine Veränderung bei den Sachsen und Friesen zu erkennen. Die benachbarten östlichen Völker jedoch scheinen sich aus Besorgniß vor den andringenden Slaven den Sachsen angeschlossen zu haben, im Besondern die Langobarden. Dadurch hat sich der Name dieses Volkes an der Elbe in den Namen Sachsen verloren, bis endlich die Langobarden, die an der rechten Seite des Flusses wohnten, entweder von den Slaven unterworfen worden oder vor denselben ausgewichen sind.

Unter den teutschen Völkern dagegen, die sich in Gallien festgesetzt hatten, scheint der Abzug der Hunnen keine bedeutenden Veränderungen hervorgebracht zu haben; die Burgundier jedoch breiteten sich weiter nach Norden und nach Süden aus, so daß sie im Süden das Land zwischen den Alpen und dem Rhodan als Nachbarn der Gothen gewannen und im

Norden etwa die Quellen der Maas und der Mosel erreichten. Von der Ausdehnung der westgothischen Herrschaft bis zum Rhodan im Osten und zur Loire im Norden ist schon früher gesprochen worden. Was aber endlich die Franken betrifft, so ist von ihnen wieder fast ein Menschenalter herdurch kaum die Rede. Nach dem Könige Chlodio oder Chlochio wird ein König Meroveus aufgeführt, der ein Sohn desselben gewesen sein soll. Aber auch von diesem Meroveus wird Nichts berichtet; das Merkwürdigste an ihm ist sein Name: denn die spätern Könige, welche die sämmtlichen Franken vereinigten, sind allzumal Merovinger oder Merofinger genannt, und dieser Name ist zurück geführt worden auf diesen König Meroveus. Aber der Stammbaum der spätern Könige kann mit Sicherheit nicht bis zu der Fabelgestalt des Meroveus erhöht werden. So wenig als man wußte, woher der Name Franken entstanden war, so wenig wußte man, warum Chlodwig und seine Nachfolger Merovinger genannt worden sind. Ein König Francio half dort aus der Noth, ein König Meroveus, Merwich, hier: denn die Vorzeit der Franken wie die Vorzeit der Merovinger war vergessen und konnte um so leichter mit Mährchen aller Art ausgefüllt werden. So lange das königliche Geschlecht durch That und Tugend seine Herrlichkeit behauptete, so lange sah man mit Verehrung und Bewunderung auf dasselbe hin und stellte keine Frage; als aber aus dem königlichen Geschlechte die alte Tugend verschwand, da übten Witz und Spott ihre Gewalt, wie an den schwachen Enkeln, so auch an den Vätern, deren Leben vom Dunkel der Zeit bedeckt war.

Meroveus soll einen Sohn gehabt haben, Childerich genannt, welcher wegen seiner Ausschweifungen aus dem Reiche der Franken vertrieben worden. Er entfloh, heißt es, nach Thüringen zu einem Könige Bisin, dessen Gemahlin Basina genannt wird. Daselbst verlebte er acht Jahre. Inzwischen erhoben die Franken den römischen Feldherrn Egidius zu ihrem König. Endlich erhielt Childerich von einem Freunde die Nachricht, daß der Römer sich den Franken verhaßt gemacht habe, und daß seine Laster vergessen seien. Alsobald kehrte er zurück und ward hergestellt in seinem Reiche. Die Königin

der Thüringer Basina folgte ihm; er machte sie zu seinem Weib, und Chlodoveus oder Chlodwig war ihr Sohn. So die eine Mähr. Anders eine andere. Childerich ward in seiner Jugend von den Hunnen hinweg geführt, aber von einem Franken Wiomad gerettet. Dieser Franke erhielt sein Andenken aufrecht, während Childerich sich in Thüringen befand, und wußte durch List und Trug den Egidius so verhaßt zu machen, daß die Franken Childerich's Zurückkunft ersehnten. Childerich erschien, ward mit Jauchzen empfangen und behauptete sich in vielen und großen Schlachten als König der Franken. Uebrigens war auch nach dieser Erzählung Basina seine Gemahlin und Chlodwig sein Sohn. Aus solchen Sagen aber geht als geschichtliche Wahrheit nur hervor, daß von den Franken in dieser Zeit Nichts geschehen ist, was im Andenken der Menschen geblieben war, und daß sie im Besondern ihre Eroberungen nicht ausgebreitet haben.

10.

Der letzte römische Kaiser im Abendlande. Gänzliche Eroberung des weströmischen Reiches.

Weiter hat sich von dem Sturze des hunnischen Reiches an bis zum Aufhören des römischen Kaiserthumes kaum Etwas ereignet, das uns verständlich überliefert wäre. Nur Folgendes scheint sich aus den abgerissenen und widerspruchsvollen Andeutungen, die größtes Theiles nur in späterer Zeit aufgezeichnet worden sind, zu ergeben.

Von den teutschen Völkern und Heeren, welche in den Ländern an der Donau größere oder kleinere Besitzungen erhalten hatten, geriethen die Ostgothen mit dem oströmischen Reiche bald in neue Händel, jenen Händeln gleich, die vor Attila's Zeit zwischen den Teutschen und den Römern Statt gefunden hatten. Zugleich entstanden Zwiste zwischen den Ostgothen und den kleinern teutschen Völkern, die denselben in der Seite und im Rücken saßen. Diese Händel scheinen daraus hervorgegangen zu sein, daß die kleinen Völker eifersüchtig waren auf die Gothen, wohl auch besorgt

vor der Uebermacht derselben, und daß diese Eifersucht, diese Besorgniß benutzt wurden um die kleinen Völker gegen die Gothen auf zu reizen. Die Gothen hielten daher mehr und mehr für nothwendig, die kleinen Völker mit sich zu vereinigen oder zu unterwerfen; die kleinen Völker suchten den Bestrebungen der Gothen durch eine festere Verbindung unter einander zu begegnen. Also entstanden Feindseligkeiten jeglicher Art, die zu wirklichen Kriegen geführt zu haben scheinen. Endlich entschlossen sich die zunächst Wohnenden lieber aus zu weichen, als zu Grunde zu gehen vor ihren alten Bundesgenossen. Ein scirischer Fürst, Odovaker, versammelte die Unzufriedenen unter den Sciren, Rugiern, Turcilingern und Herulern um sein Glück in Italien zu versuchen.

Nach Ricimer's Tode im Jahre 472 war Olybrius, Valentinian's III Schwiegersohn, Kaiser geworden. Drei Monate später hatte Glycerius, ein gemeiner Soldat, zu Ravenna den Purpur erhalten. Dieser wurde durch Julius Nepos, den Constantinopel nach Italien gesendet hatte, verdrängt. Zu derselbigen Zeit langte Odovaker mit seinem teutschen Geleit in Italien an. Der Kaiser Nepos suchte sich mit demselben ab zu finden, und Odovaker scheint in die Dienste desselben getreten zu sein. Wegen dieser Verbindung des Kaisers mit dem teutschen Fürsten scheint aber ein römischer Feldherr Orestes sich gegen denselben erhoben zu haben. Orestes warf den Kaiser Nepos vom Thron und schmückte seinen eigenen Sohn, der noch ein Kind war, mit dem kaiserlichen Namen. Der jugendliche Kaiser soll Romulus geheißen haben, wird aber gewöhnlich von seinen Zeitgenossen nur Augustulus genannt. Bald zog Odovaker heran um den Kaiser, dem er Treue gelobt hatte, da er ihn zu retten nicht vermocht, wenigstens zu rächen. Zwischen ihm und Orestes kam es zu einer Schlacht bei Pavia. Orestes erlag vor den Waffen der Teutschen. Hierauf fiel der junge Augustulus zu Ravenna in die Hand des Siegers, und Odovaker versetzte denselben ohne Aufsehen und ohne Schwierigkeit in die Verhältnisse des Privatlebens, in welchem er bald vergessen worden ist. Der entwürdigte kaiserliche Thron, längst ein gemeiner Stuhl, blieb unbeachtet stehen. Das rö-

mische Volk dachte nur an die Noth und die Lust des Augenblickes, das widerwärtige Spiel mit dem kaiserlichen Namen hörte auf, und Odovaker, der letzte Sieger, beherrschte mit dem königlichen Namen beehrt Italien von einem Ende bis zum andern. Es war im Jahre 476.

Von dem ganzen weströmischen Reiche war nur noch ein einziger Landstrich übrig, der sich nicht in der Gewalt der Teutschen befand. Dieser Ueberrest lag mitten in Gallien und ward eingeschlossen von den Gothen, den Burgundiern, den Alemannen, den Franken und dem Meer. In diesem Reste zuckte zehn Jahre lang wie in einem abgerissenen Gliede noch einiges römisches Leben fort. Die Verwaltung im Namen des Kaisers hatte zuerst jener Egidius, welcher der Sage nach früher acht Jahre lang König der Franken gewesen war. Nach dem Aufhören des kaiserlichen Namens versuchte Syagrius, Egidius' Sohn, dieses Land zu behaupten und wurde von den teutschen Völkern König der Römer genannt. Sein Sitz soll Soissons gewesen sein. Gegen denselben aber verband sich Chlodwig, Chilperich's Sohn, König der salischen Franken mit einem andern fränkischen Könige, Ragnachar, seinem Verwandten, und zog im fünften Jahre seines Königthumes aus zum Krieg. Ein dritter König der Franken, Chararich, der gleichfalls zu Hülfe gerufen war, hielt sich entfernt und erwartete den Ausgang. Im Jahre 486 kam es zu einer Schlacht bei Soissons; Chlodwig gewann einen vollkommenen Sieg, und Syagrius entfloh zu Alarich, dem Könige der Westgothen. Die Franken bemächtigten sich des ganzen Landes bis zur Loire, der Gränze des westgothischen Reiches. Hierauf schickte Chlodwig Gesandte an Alarich und ließ demselben die Wahl zwischen der Auslieferung des Syagrius und dem Krieg. Alarich, zum Kriege nicht gerüstet und durch das Glück der Franken erschreckt, überlieferte dem jungen Sieger den König Syagrius. Derselbe ist in den Banden der Franken gestorben. Auf solche Weise gründete Chlodwig die Herrschaft der Franken. Das ganze weströmische Reich war teutschen Herren und teutschen Heeren unterworfen.

Sechstes Buch.

1.

Die germanische Welt nach dem Untergange des weströmischen Reiches.

Rom war gefallen, das römische Reich zerstört; über dem ungeheuern Schutt herrschte das Schwert der Teutschen. Der Sieg aber war nur gewonnen nach einem sechshundertjährigen Kampf, in einer Weise, die Niemand gewollt, Niemand voraus zu sehen vermocht hatte. Rom, obwohl auf das Jammervollste gedemüthigt, hatte seine alte Herrschaft, den Namen der ewigen Stadt nicht vergessen, und der Name römisches Reich verschwand nicht aus dem Gedächtnisse der Menschen: auch ward er in Constantinopel aufrecht erhalten. Ueberdieß war der römische Geist den Völkern des Abendlandes so tief eingeprägt, daß derselbe fortwährend unter den Trümmern wirkte und wühlte. Die teutschen Völker vermochten sich nicht los zu reissen von dem Gedanken an Rom und an das römische Reich; sie scheinen erkannt zu haben, daß sie bisher nur in diesem Gedanken Etwas Bindendes, Etwas Gemeinsames gehabt hatten, das ihnen jetzt fehlte. Alle teutschen Heere, die Sieger im römischen Reiche, standen vereinzelt und verstreuet auf einem feindlichen Boden, in einer feindlichen Umgebung, nicht bloß durch Berge, Flüsse und Meere von einander getrennt, sondern auch durch verschiedene Bestrebungen und mannichfaltige Leidenschaften feindlich wider einander gestellt. Dennoch besaßen sie Alle nur mit Sicherheit was sie unter ihrem Schwerte hielten. Von den Bewohnern der eroberten Länder, auch wo sie ersehnt

waren, als Fremdlinge, als Barbaren angesehen, konnten sie selbst den Besiegten gegenüber ihre Barbarei nicht abläugnen. Alle Verhältnisse waren verworren und gewaltsam.

Gegen Morgen hatten die Gepiden im alten Dacien die entferntesten Sitze auf den Vorposten gegen die wilden Horden aus Asien. Durch ihr Hunnenvar suchten sie ein abermaliges Andringen hunnischer Schwärme zu verhüten. Die Karpathen waren ihr Schutz gegen die slavischen Völker, die Donau und der Verfall des Reiches gegen die Römer. Dennoch war ihre Lage höchst gefährlich, weil sie nur gegen Abend mit der teutschen Welt zusammen-hingen. Aber auch hier waren ihre Nachbarn, die Ostgothen und die Langobarden, feindlich gesinnt. In beiden Völkern lebte eine starke Eifersucht auf den Ruhm, den sie im Kampfe gegen die Hunnen gewonnen hatten, und wegen der großen, schönen Besitzungen, die ihnen zu Theil geworden. Auch hatten die Ostgothen ihr Ziel sehr hoch gestellt: weil sie Vieles erreicht hatten, hielten sie keine Unternehmung für zu groß. Mit dem oströmischen Reich im beständigen Streite, wurden ihre Kriege mit Glück und in derselben Weise geführt, in welcher die Teutschen und im Besondern die Gothen immer gegen die Römer gekämpft hatten.

Odovaker, Herr von ganz Italien, befand sich in einer sehr unsichern Stellung. Er wurde König genannt; Niemand wußte weß Volkes. Er fühlte das Bedürfniß mit den teutschen Völkern in Verbindung zu bleiben um sein Heer zu verstärken; daher wandte er seine Waffen gegen die Donau um sich der Alpen zu bemächtigen, stieß aber durch diese Unternehmung mit den Gothen zusammen, und seine schwierige Lage wurde gefährlich.

Am Abenteuerlichsten standen die Vandalen. Losgerissen von ihrem Volke, waren sie auf eine seltsame Weise hin und her geworfen, bis sie endlich nach Afrika hinüber geschleudert an dem Sande der libyschen Wüste die Schranke ihrer Fahrten gefunden hatten. In Afrika aber lebten sie, ein kleines Heer, wie wurzellose Setzlinge in einem unfruchtbaren Boden und konnten nur so lange leben als der Saft vorhielt, den sie von der Mutterwurzel eingesogen hatten.

In Spanien waren die Sueven von den Westgothen in den nordwestlichen Winkel des Landes zusammen gedrängt. Die Westgothen selbst hatten ihre Kraft dadurch geschwächt, daß sie Spanien und Gallien zugleich beherrschen wollten. Auch hatten sie in ihrer Liebe für höhere Bildung, für Wissenschaft und jeden geistigen Aufschwung, ihren ketzerischen Glauben den katholischen Einwohnern in Spanien und Gallien schroff entgegen gestellt. Uebrigens waren sie von den Burgundiern und den Franken nur durch Flüsse gesondert, die keine Wehr bildeten, weder auf dieser noch auf jener Seite.

Die Burgundier, eingekeilt zwischen größern Mächten, fanden weder in sich selbst noch in der Beschaffenheit ihres Landes die Mittel zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit. Gegen Italien zwar hatten sie die Alpen; aber die Vogesen waren leicht zu übersteigen, und nach Norden gegen die Franken liefen die Gränzen ihres Landes mitten über die Fluren hinweg. Das Land ihrer Heimath war von den Slaven unterjocht. Sie konnten sich nur auf ihre eigenen schwachen Kräfte verlassen.

Die Alemannen und Franken in Gallien befanden sich in viel günstigern Verhältnissen. Zwar waren auch sie Eroberer, aber sie hatten ihre Eroberungen unmittelbar vom vaterländischen Boden aus gemacht und sie gleichsam an das alte Vaterland festgekettet. Im Fall eines Unglückes konnten sie leicht die Heimath ihres Volkes wieder gewinnen und im Glück ihre Kräfte aus dem nahen Vaterlande verstärken. Auch standen sie ganz anders zu den Bewohnern des eroberten Landes. Diese Bewohner waren vor Cäsar's Ankunft in Gallien sämmtlich Teutsche gewesen. Die Römer hatten in den Unterworfenen die alte volksthümliche Gesinnung zu unterdrücken, sie in Römer zu verwandeln gesucht, aber vergeblich. Der Anblick Teutschland's hatte die Erinnerung an die alte Freiheit erhalten; der beständige Verkehr mit den Teutschen im Frieden und im Kriege hatte den nationalen Geist genährt und die teutsche Sprache belebt. So lange die Römer im Siege gewesen, hatten sie die gefangenen Teutschen zunächst in dieses Land geführt; in der

Zeit aber, da Claudius Civilis den großen Aufstand bewirkte, waren die Einwohner allgemein zu vaterländischer Sitte, Sprache und Weise zurückgekehrt; und die spätern Ansiedelungen teutscher Menschen in diesen Ländern, die beständigen Einfälle teutscher Krieger hatten alsdann römische Sprache und Weise mehr und mehr verdrängt. In den Städten und Burgen, die von den Römern gegründet, besetzt und bevölkert gewesen, mochte die römische Sprache im Gebrauche gewesen sein: bei den Bewohnern des Landes war die teutsche Sprache herrschend geblieben oder wieder herrschend geworden. Die Franken und Alemannen befanden sich also in einem großen Theil ihrer Eroberungen unter ihren Volksgenossen und hatten keine Feindschaft derselben zu fürchten. Die Franken und Alemannen standen daher allein in Verhältnissen, die eine Zukunft versprachen; aber sie standen auch mit gleich großen Ansprüchen neben einander und wider einander.

In welchem Verhältnisse aber die erobernden Franken und Alemannen zu den Völkern, von welchen sie ausgegangen, gestanden haben, ist völlig unbekannt. Ursprünglich waren die Geleite, welche sich in Teutschland zu kriegerischen Fahrten bildeten, als unabhängige Gesellschaften betrachtet worden. Seitdem aber die teutschen Völker den Entschluß gefaßt hatten Rom's Herrschaft zu brechen, scheinen die Völker die Geleite errichtet und alsdann auch einen größern Einfluß auf die Unternehmungen derselben erhalten zu haben. Dem Ziel jedoch war man nur sehr langsam näher gekommen; die erobernden Geleite hatten sich nach und nach in Gallien festgesetzt. Sie hatten nicht nöthig gehabt, sich fortwährend aus den vaterländischen Gauen zu verstärken, sondern sie hatten die nöthige Mannschaft unter ihren Volksgenossen in dem eroberten Lande gefunden. Seitdem hatten sich die Eroberer zwar nicht von den Gauen ihres alten Vaterlandes losgerissen, aber sie waren doch ihnen entfremdet worden. Sie standen neben den alten Gauen des Vaterlandes als Freunde, aber als selbstständige Freunde, etwa dem Sohne gleich, der das väterliche Haus verlassen hat und in einem eigenen Hauswesen besteht und gedeiht.

Und auch dieses Verhältniß konnte kaum von Dauer sein. Das neue Leben der Eroberer wich durchaus von dem alten Leben der teutschen Völker ab. Diese erfreueten sich der Freiheit, Jene betrachteten sich als gemeinsame Herren des gemeinsam eroberten Landes. In den alten Gauen ruhte die Freiheit auf angestammten Grundbesitz, in Gallien stand die Herrschaft auf dem Schwerte.

Von den Völkern, die östlich von den Franken und Alemannen wohnten, von Thüringern, Friesen und Sachsen, ist wenig bekannt. Der Name Thüringer ist um die Mitte des fünften Jahrhundertes zuerst in der Geschichte gehört worden. Bald nachher ist Thüringen als ein Reich erschienen, in welchem Bisin den königlichen Namen trug. Ueber die Entstehung dieses thüringischen Reiches enthalten die Ueberlieferungen nicht das Geringste. Merkwürdig jedoch ist, daß die Germania unter den Cheruskern ein Reich entstehen läßt, dessen erster König Italicus Armin's Neffe gewesen sein soll. Wäre das Reich der Thüringer ein neues Reich, so müßten entweder die Vereine der Franken, Alemannen und Sachsen, oder die große Erschütterung, welche nach Attila's Tode Statt fand, die Veranlassung zur Errichtung desselben gegeben haben. Auch die Friesen mögen Antheil gehabt haben an dem letzten Kampfe gegen die Römer; aber ihr Name ist durch den Namen der Sachsen verdunkelt worden. Nunmehr nach der Zerstörung des Reiches in alter Sitte und Weise fortlebend, scheinen sie sich nur an den Küsten ausgebreitet und hier und dort bis weit über die Elbe hinweg festgesetzt zu haben. Das Leben am Meere war ihnen Bedürfniß, der Kampf mit dem Meer ihre Lust; mit Freude und Verstand benutzten sie den Ertrag ihrer Seefahrten. Während die übrigen Völker große Besitzungen in fremden Ländern oder auch im Vaterlande zu gewinnen suchten, klammerten sie sich fest an den Rand der See, suchten sich der Gestade zu bemeistern und an der lebendigen Fluth den Sinn für die alte Freiheit lebendig zu erhalten. Die Sachsen endlich hatten aus dem Kampfe gegen das römische Reich mannichfaltigen Vortheil gezogen; eine dauernde Einwirkung auf den Gang des Lebens aber hat

nur die Eroberung sächsischer Männer in Britannien gehabt. Die kleine Zahl, die sich ursprünglich an dieses Eiland festgehängt hatte, erhielt aus der alten Heimath für und für Verstärkung. Ein furchtbarer Kampf war in Britannien entstanden, der sich durch Jahrhunderte zog, endlich aber den schönsten Theil des Eilandes in die Gewalt der Sachsen brachte und einen beständigen Verkehr zwischen Sachsen und Britannien zur Folge hatte. Inzwischen lebten auch die Sachsen fort in alter Sitte und Weise und erfreueten sich der angestammten Freiheit.

Ueber die Sachsen und Thüringer hinaus nach Osten wird eines teutschen Volkes kaum noch gedacht. Die slavischen Völker setzten ihren Kampf gegen ihre frühern Herren fort und brachten Diejenigen, welchen sie vormals gedient hatten, mehr und mehr zur Unterwürfigkeit. Sie erscheinen bald an der Oder, an der Elbe, an der Sale, und selbst ganz Böhmen gerieth in ihre Gewalt. Thüringer und Sachsen standen gegen sie auf dem Kampfplatz und waren die Vorfechter der teutschen Welt. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Sachsen im Norden starke und kühne Nachbarn hatten, die mit ihnen aus Einer Wurzel stammten, auf deren Verhältnisse zu ihnen aber die tiefste Nacht liegt, in welche erst das Christenthum nach Jahrhunderten einiges Licht getragen hat. Das jedoch leidet keinen Zweifel, daß die Stellung der Sachsen zu ihren nächsten Nachbarn, die später zuerst unter dem allgemeinen Namen der Nordmannen, alsdann der Dänen in der Geschichte erscheinen, immer ungewiß geblieben ist und Vorsicht nothwendig gemacht hat.

So stellt sich die germanische Welt gegen das Ende des fünften Jahrhundertes dar. Das teutsche Volk war durch seine Siege über die Römer und Hunnen in die größten Wirrnisse hinein gerathen und seine Kräfte auf eine unglückselige Weise zu versplittern genöthigt gewesen. Seine alten Gränzen waren auf der einen Seite sehr zusammen gedrängt, nach den übrigen Seiten gegen alle Gesetze der Natur ausgedehnt und verschwommen. Die teutschen Heere, die auf den Trümmern des römischen Reiches Herrschaften gegründet und in denselben den Schein von Völkern erhalten hatten,

schienen größtes Theiles dem Untergange nicht entgehen zu können. Die teutschen Völker auf dem alten Boden des Vaterlandes standen durch die Eroberer und mit den Eroberern in mannichfaltigen und ungewissen Verhältnissen. Sie wurden hier gelockt und dort gezogen, richteten, in dem langen Kampfe wider Rom zu verkehrten Ansichten gebracht, ihre Blicke sehnsuchtsvoll Diese nach Süden, Jene nach Westen und vergaßen Alle, daß sie nur nach Norden und nach Osten ihre Stärke mehren und ihre Größe befestigen konnten.

2.

Kriege der ostgothischen Völker wider das oströmische Reich und wider einander.

In den fröhlichen Tagen der Siege über die Hunnen war dem ostgothischen Könige Theodemir von Erelieva seinem Kebsweib ein Sohn geboren, den er Theoderich genannt hatte. Sieben oder acht Jahre später wurde zwischen den Gothen und dem oströmischen Kaiser Leo I. ein Friede abgeschlossen, durch welchen der Kaiser den Gothen große Landstriche in Illyrien und Mösien bewilligte, Theodemir aber dem Kaiser seinen Sohn als Geissel für die treue Bewahrung des Friedens überlieferte. Theoderich wurde nach Constantinopel gebracht und erregte am kaiserlichen Hofe, weil er schön, kräftig und verständig war, bald eine große Theilnahme. Er blieb zehn Jahre in Constantinopel, ward in griechischer Kunst und Wissenschaft unterrichtet und bewies Sinn, Fleiß und Eifer für alles Schöne und Gute; sein Herz aber blieb rein und frei seinem Volke zugewandt und stieß alles Schlechte und Verderbliche, das in Constantinopel bestand und herrschte, von sich hinweg. Etwa im Jahre 470 ward er seinem Vater zurück gegeben, und kaum war er angelangt, so fand er auch Gelegenheit den Geist zu bewähren, der in ihm lebte, die Kenntnisse geltend zu machen, die er erworben hatte, zuerst an der Seite seines Vaters, bald nach dem Tode desselben als einiger König der Ostgothen.

Durch die neuen Erwerbungen, welche die Gothen in Mösien gemacht hatten, waren sie Nachbarn jener Therwinger und Greuthunger geworden, welche vor 100 Jahren, durch die Hunnen vertrieben, Wohnsitze in Mösien und Thracien von Theodosius dem Großen erhalten hatten. Diese Völker, die kleinern Gothen oder die Mysogothen genannt, galten noch jetzt für römische Bundesgenossen, ihr Land wurde zum römischen Reiche gerechnet; auch lebten sie nach eigenen Gesetzen und unter eigenen Fürsten. Um diese Zeit stand ein Fürst an ihrer Spitze, der gleichfalls Theoderich hieß, Strabo, der Schielende, beigenannt. Die beiden gothischen Völker begrüßten sich mit Freuden als Nachbarn und faßten, als Freunde und Brüder, gemeinsam Entwürfe gegen das römische Reich. Wegen dieser Verbindung gerieth Constantinopel in Besorgniß und bot sofort Alles auf, dieselbe zu zerstören. Die schlauen Künste gelangen. Theoderich Strabo wollte bald als älterer Mann nicht unter dem Jünglinge Theoderich stehen; der Ostgothe glaubte als der Stärkere dem Schwächern voran gehen zu müssen. Also begann eine lange Kette von Unterhandlungen und Lockungen, von Bündnissen und Abfällen, von Kriegen und Friedensschlüssen. In dieselbe griffen die Ereignisse in Italien ein, unter welchen der Name der römischen Kaiser verschwand und Odovaker zur Herrschaft über dieses Land gelangte; auch griffen die Wirrnisse ein, welche zwischen den Ostgothen und den kleinen teutschen Völkern an der Donau entstanden waren.

Der Kaiser Leo I hatte einen gothischen Mann Aspar, einen Verwandten des Fürsten Theoderich Strabo, aus Mißtrauen hinrichten lassen. Strabo verlangte Aspar's Erbschaft für sich selbst, für sein Volk aber weitere Wohnsitze in Thracien; zugleich nahm er die Anführung des gothischen Heeres in Anspruch, welches unter Aspar im römischen Dienste gestanden hatte. Der Kaiser Leo zauderte. Sogleich drang Strabo mit einem gothischen Heere vor und verwüstete weithin das Land. Der Kaiser Leo erschrak: die Zeiten Alarich's schienen wieder zu kehren. Daher fügte er sich den Umständen und schloß einen Frieden mit den Gothen, in welchem er einen jährlichen Zins von 2000 Pfund Goldes

versprach, den Fürsten Theoderich zum Oberanführer der beiden größten Heere des Reiches erklärte und den Gothen von Neuem zugestand, daß sie ungehindert unter eigenen Gesetzen und eigenen Fürsten leben sollten; die Gothen versprachen dem Kaiser als treue Bundesgenossen zu dienen gegen jeglichen Feind.

Im Vertrauen auf dieses Bündniß mit den kleinern Gothen entzog der Kaiser Leo den Ostgothen das frühere Jahrgeld. Die Ostgothen traten unter die Waffen, begannen den Krieg, drangen bis Thessalonich vor und erfüllten Alles mit der äußersten Besorgniß. Während dieses Krieges starb der Kaiser Leo, und sein Enkel Leo II erhielt das Reich unter der Vormundschaft seines Vaters Zeno. Nach einem Jahre war auch Leo II vom Leben geschieden, und Zeno selbst setzte sich auf den Thron. Der neue Kaiser schickte eine Gesandtschaft an Theoderich, den Ostgothen, um einen Frieden. Die Gesandtschaft leitete ihre Unterhandlung mit der Nachricht ein, daß der Kaiser den König Theoderich für seinen Freund erklärt und mit den höchsten Würden des Reiches beehrt habe. Der Friede wurde geschlossen, und den Gothen eine Landschaft in Illyrien, an der Gränze Macedonien's eingeräumt. Zeno glaubte, dieselben in eine solche Stellung gebracht zu haben, daß Theoderich Strabo sich vor ihnen fürchten müßte, während sie selbst von mehr als einer Seite großen Gefahren bloß gestellt wären.

Strabo fühlte sich durch diese Verbindung des Kaisers mit den Ostgothen gekränkt. Er verhehlte seinen Unmuth nicht und machte den Kaiser so bedenklich, daß derselbe den Ostgothen Theoderich mit neuen Geschenken und Verheissungen noch fester an sich zu ketten für nothwendig hielt: er soll ihn an Kindes Statt angenommen haben. Hierauf stellte Strabo drohend hohe Forderungen. Der Kaiser wies seine Forderungen ab, erklärte ihn für einen Feind des römischen Reiches und forderte den Ostgothen auf, die Aechtung zu vollziehen. Theoderich übernahm dieselbe, da der Kaiser ihm versprach, daß zwei römische Heere sich am Fuße des Hämus mit ihm vereinigen sollten. Er drang in die Wohnsitze der kleinern Gothen vor, kam an die Engpässe des Hämus, fand

aber die römischen Heere nicht. Dennoch ging er mit den Wegweisern, die Zeno gesandt hatte, weiter in das Gebirg. Plötzlich erblickte er auf dem steilen Berge Sontis das Lager des Feindes. Strabo ritt nahe heran und rief dem Ostgothen bittere Worte zu: „Du treuloser Mensch, Feind und Verräther deines eigenen Geschlechtes, Wahnsinniger, siehst du denn nicht, worauf die Anschläge der Römer gerichtet sind? Sie wollen in feiger Ruhe das Vergnügen geniessen, durch Gothen Gothen vernichtet zu sehen, damit sie auf die Ueberlebenden leicht ihr hartes Joch zu legen vermögen. Sie haben dich herangelockt und hier dem Verderben bloß gestellt. Du aber bist bethört und siehst nicht und hörst nicht." Das ostgothische Heer bezeugte dem feindlichen Fürsten seinen Beifall. Am folgenden Morgen erschien Strabo auf dem Vorsprung eines Felsens. „Bösewicht, rief er, warum richtest du die Meinigen zu Grunde? Warum machst du die Frauen zu Wittwen? Warum führst du freie Männer wie Sklaven hinweg, die nicht schlechteres Stammes sind als du selbst? Warum zerstörst du das Vermögen Derer, mit welchen vereint du das Gold mit Scheffeln zu messen vermöchtest?" Die Ostgothen bestürmten ihren König, daß er Frieden machen sollte; sie drohten ihn zu verlassen. In demselben Augenblicke wurde dem Könige die Nachricht gebracht, römische Heere seien im Anzug und nahten sich, ihm zur Seite und im Rücken, dem Gebirge. Sogleich schickte er eine Friedensbotschaft an Strabo. Es erfolgte eine Zusammenkunft der beiden Fürsten. Sie schwuren gegenseitig, keinen Krieg wider einander zu führen; ein Bündniß aber zu einem gemeinsamen Kriege wider die Römer kam nicht zu Stande.

Nach dem Abschlusse des Friedens führte der Ostgothe, den bittersten Zorn in der Seele, sein Heer aus den Schluchten des Hämus wider die Römer. Das römische Heer wich zurück, und die Ostgothen verwüsteten die ganze Gegend. In derselbigen Zeit schickten beide gothische Fürsten Gesandte nach Constantinopel und stellten einzeln ihre Forderungen. Der Kaiser Zeno war in Verlegenheit; aber sein Zorn war am Größten gegen den schwächern Feind.

Er ließ daher dem Ostgothen die größten Anerbietungen machen, wenn er den Krieg gegen Strabo wieder aufnehmen und allein bestehen wollte. Theoderich verwarf den Antrag. Also blieb dem Kaiser nur übrig bei Strabo zu versuchen, was bei dem Ostgothen mißlungen war. Strabo nahm in seinem Unmuth, aus Mißtrauen gegen den König der Ostgothen, die Anträge des Kaisers an. Ihm wurden große Ehren bewilligt, große Geldsummen gezahlt, große Verheissungen gegeben; der ostgothische König dagegen wurde seiner Ehren und Würden entsetzt, und eine gemeinschaftliche Unternehmung wider denselben zwischen Zeno und Strabo verabredet. Als nun aber dieser Fürst nach Illyrien aufbrach um den Ostgothen im Rücken zu fassen, da hatte er das Unglück in seinem eigenen Lager von den Schlägen eines wilden Pferdes in die Spitze einer Lanze getrieben zu werden und in solcher Weise, wahrscheinlich im Jahre 481, seinen Tod zu finden. In Theoderich Strabo verloren die kleinern Gothen die Seele, und von dieser Zeit an sind sie ohne Bedeutung und verlieren sich aus der Geschichte. Der Ostgothe Theoderich dagegen hatte nunmehr völlig freie Hand; er trieb unaufhaltsam die Römer vor sich her und breitete seine Macht von einem Meere bis zum andern aus. Der Kaiser Zeno versuchte was möglich war. Bald griff er zu den Waffen, bald nahm er zu Unterhandlungen seine Zuflucht; bald hoffte er mit drohendem Trotze, bald in schlauer oder feiger Nachgiebigkeit Etwas zu erreichen. Alles umsonst. Sieben oder acht Jahre verliefen in schmachvoller Weise für die Römer, in unsicherer und verderblicher für die Gothen. Theoderich stand bald mit den ersten Würden des Reiches beehrt auf der höchsten Stufe am kaiserlichen Thron und ward als Vertheidiger und Hort des Reiches gefeiert; bald trat er als verderblicher Feind Dem gegenüber, der ihn noch kurz zuvor seinen Freund, seinen Sohn, genannt hatte. Bis vor die Thore von Constantinopel trug er sein Schwert, und die Flammen benachbarter Städte und Dörfer erfüllten die Einwohner mit Schrecken und Angst. Endlich als Zeno keine Hülfe und keine Rettung mehr sah, und als Theoderich Nichts mehr zu rauben und zu zerstören

fand, während er an der Eroberung von Constantinopel selbst verzweifelte, bot sich in den Verhältnissen Italien's das Mittel dar zu einer Uebereinkunft zwischen Zeno und Theoderich.

3.

Gründung des ostgothischen Reiches in Italien durch Theoderich den Großen.

Odovaker war in großer Verlegenheit. Neben ihm war Niemand Herr in Italien; aber er hatte Nichts an die Stelle der Gewalt zu setzen, von welcher bisher der kaiserliche Name umgeben gewesen war. Zwar gehorchte ihm Italien von den Alpen bis zum Meer Anfangs nicht ohne Freude, weil einige Ruhe eintrat, bald nur mit geheimem Widerwillen gegen den Barbaren, den Ketzer. Um sein Heer zu befriedigen, um eine teutsche Welt in Italien zu gründen sah er sich genöthigt, einen großen Theil des Landes als Preis seiner Eroberungen an sich zu nehmen. Desto stärker erhoben sich Leidenschaften aller Art, die von Constantinopel aus genährt und gepflegt wurden. Odovaker machte den Versuch, eine Aussöhnung mit dem Kaiser Zeno zu bewirken: er erbot sich als kaiserlicher Feldherr und Patricius das unterworfene Italien in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Als Zeno sein Verlangen weder abschlug noch gewährte, faßte er nothgedrungen den Entschluß, seine Herrschaft frei und selbstständig zu behaupten und zu befestigen. Da sich aber die Zahl seiner teutschen Krieger mit jedem Tage verminderte, so unternahm er um sie zu verstärken eine Fahrt nach den Alpen und bis zur Donau. Die teutschen Völker scheinen ihn als ihren Landsmann freundlich begrüßt zu haben und mit ihm aus Besorgniß vor den Ostgothen in Verbindung getreten zu sein. Er vermochte die Engpässe der Alpen besetzt zu halten und mit einem weit größern Heere nach Italien zurück zu kehren, als mit welchem er heran gezogen war. Aber eben dieser Erfolg seiner Unternehmung erregte den Zorn Theoderich's, des Königes der Ostgothen. Er sah sich in seiner Herrschaft verkürzt, in seinen Entwürfen gestört,

in seinem Rücken bedroht. Während er die Gegend von Constantinopel nicht wohl verlassen konnte, schien sich längs der Donau eine Macht zu bilden, die ihm den Untergang bringen mochte: denn selbst die Langobarden und die Gepiden, die alten Feinde der Ostgothen, dachten an eine Verbindung mit Odovaker. Die Gepiden gingen über die Donau und bemächtigten sich der Stadt Sirmich und des Landes ringsher.

Bei dieser Lage der Dinge traten Zeno und Theoderich in Unterhandlung. Theoderich versprach, als des Kaisers Freund und Sohn alles eroberte Land bis auf Illyrien zu räumen und als kaiserlicher Feldherr und Patricius sein Heer nach Italien zu führen um Odovaker's Herrschaft zu vernichten; Zeno versprach dem Könige Theoderich Italien als eine selbstständige Herrschaft unter der Hoheit des römischen Reiches zu überlassen. Theoderich nahm mit seinem Heere die Richtung nach der Donau um die große Straße aus Pannonien nach Italien zu erreichen, die Gepiden aus Sirmich zu vertreiben, die Slaven zu schrecken, die kleinen teutschen Völker an der Donau zu seiner Bundesgenossenschaft oder zur Unterwerfung zu bringen; es war im J. 488. Im folgenden Winter betrieb er die nöthige Rüstung; auch suchte er Pannonien zu sichern und solche Anstalten zu treffen, daß ihm im Fall eines Unglückes der Rückzug möglich blieb. Im Frühlinge brach er auf. Nach den Ueberlieferungen folgten ihm auch die wehrlosen Menschen im ostgothischen Volke, Greise, Weiber und Kinder. Eine Welt, heißt es, wanderte mit Theoderich nach Ausonien. Aber Theoderich hat einer solchen Masse wehrloser Menschen gewiß nicht verstattet, sich seinem Heer an zu hängen. Die Ueberlieferungen haben zusammen geworfen was weit aus einander lag. Die Gothen waren Fremdlinge in Pannonien und Mösien gewesen und geblieben. Als die kriegerische Mannschaft mit Theoderich nach Italien zog, geriethen die wehrlosen Menschen in diesen Ländern allerdings in Gefahr. Deßwegen waren sie wohl geneigt ihren Vätern, Söhnen und Brüdern zu folgen; aber die Erlaubniß zu folgen erhielten sie erst, als das Unternehmen gelungen war.

Theoderich kam über die iulischen Alpen bis zu dem Flusse Isonzo. Daselbst stand Odovaker in einem festen Lager. Bald griff er an; Theoderich erfocht einen großen Sieg. Odovaker versuchte das Glück von Neuem in den Gefilden von Verona; aber auch in diesem harten Kampfe verlor er den Sieg. Er ging nach Ravenna und schloß sich in diese Festung ein. Theoderich verfolgte den fliehenden Feind nicht, sondern brachte die bedeutendsten Städte im obern Italien, Verona, Mailand, Ticinum, in seine Gewalt. Die Bestürzung war allgemein; viele von Odovaker's Kriegern stellten sich von ihrem Könige getrennt unter Theoderich's Fahne. Die meisten Völker Italien's boten ihre Unterwerfung an. Selbst Tufa, Odovaker's erster Feldherr, trat auf die Seite des Siegers. Nach und nach aber kehrte die Besinnung zurück. Odovaker's Unglück fand Theilnahme; Teutsche und Römer erkannten, daß Theoderich's Macht nicht so groß war als sie ihnen im Augenblicke seiner Siege geschienen hatte. Die Teutschen fingen an, sich ihrer Verzagtheit zu schämen, die Römer besorgten, daß sie an Theoderich einen weniger milden Herrn erhalten möchten. Tufa gab den Ausschlag. Er wurde von Theoderich mit Truppen gegen Ravenna gesendet; gothische Männer waren ihm zur Seite gestellt. Er aber hatte mit Odovaker zu Faenza eine Unterredung; in Folge derselben nahm er die Gothen, die ihn begleitet hatten, gefangen, überlieferte sie dem König Odovaker und stellte sich mit seinen Kriegern auf die Seite seines alten Freundes. Sogleich erneuerte Odovaker den Krieg und drang rasch vor bis Mailand. Seine alten Krieger, die sich auf Theoderich's Seite gestellt hatten, gingen wieder zu ihm über; die Bewohner Italien's zeigten sich dem Ostgothen feindselig; endlich brachen die Burgundier unter ihrem Könige Gundobald in Ligurien ein und bemächtigten sich dieses Landes: sie hatten erkannt, daß ihre Stellung gefährlicher werden würde als zuvor, wenn die Ostgothen ihre Nachbarn gegen Morgen würden, wie die Westgothen ihre Nachbarn gegen Abend waren. Theoderich kam ins Gedränge. Er versammelte sein ganzes Heer bei Pavia oder Ticinum, und da hier bald Krankheiten im Heer ausbrachen und die

nöthigen Lebensmittel schwer herbei zu schaffen waren, so führte er dasselbe schnell vorwärts gegen Odovaker. Dieser stand an der Adda. Eine neue Schlacht: Odovaker ward auch jetzt überwunden und zum dritten Male zur Flucht genöthigt. Er zog sich abermals nach Ravenna zurück. Zu derselbigen Zeit wurden die Burgundier von den Westgothen, die Theoderich gewonnen hatte, angegriffen und sahen sich genöthigt Ligurien zu verlassen.

Theoderich theilte seine Macht; mit einem Theile besetzte er die wichtigsten Städte, mit einem andern durchzog er Italien und schreckte das Land zur Unterwerfung; den dritten Theil endlich stellte er vor Ravenna auf. Ganz Italien unterwarf sich seinen Waffen; selbst Sicilien ergab sich dem Sieger. Nur Odovaker wankte nicht. Von wenigen Getreuen umgeben, von den Einwohnern der Stadt unterstützt setzte er den Krieg fort, gewiß ohne Hoffnung auf Erfolg, gewiß nicht ohne Hoffnung auf Achtung und Ehre. Drei Jahre lang kämpfte er um den kleinen Raum. Kein glückliches Ereigniß kam ihm zu Hülfe; aber die Macht Theoderich's vermochte auch Nichts gegen ihn und gegen Ravenna's Lage und Werke. Selbst nach drei Jahren, als in der Stadt die Noth auf das Höchste gestiegen war, erschien Odovaker dem Könige Theoderich noch so achtbar, daß er gern die Hand zu einem Vergleiche bot. Die Bedingungen desselben sind mit Bestimmtheit nicht an zu geben; es scheint aber, daß Theoderich dem König Odovaker die Mitherrschaft über Italien für die Zeit seines Lebens zugestanden habe. Odovaker öffnete im Jahre 493 dem Ostgothen die Thore von Ravenna, Theoderich zog ein, und beide Fürsten lebten eine Zeitlang in Gemeinschaft mit einander. Der Geist dieser Männer jedoch war zu groß für eine getheilte Herrschaft; der harte Kampf, den sie wider einander bestanden hatten, wirkte nach. Ihr Verhältniß zu einander wurde bald gewaltsam zerrissen. Odovaker war von Theoderich zu einem Gastmahle geladen. Was bei dem Mahle vorgefallen ist unbekannt; Theoderich aber zog sein Schwert und stieß den König Odovaker nieder mit eigener Hand.

Diese Unthat ist vielleicht dem größten Theile der Menschen unbekannt geblieben; sie ist wohl auch verschleiert worden; wahrscheinlich würde auch ein großer Theil ihrer Häßlichkeit verschwinden, wenn wir von den Umständen besser unterrichtet wären. Gewiß ist jedes Falles, die That wurde dem Könige Theoderich weder bei den Teutschen noch bei den Römern nachtheilig; vielmehr ward ihm fortan allein die Herrschaft über ganz Italien zugestanden. Und kaum hatte er sie übernommen, so warf er die Würden von sich, mit welchen der Kaiser Zeno ihn beehrt hatte, legte das königliche Gewand an und herrschte als selbständiger Fürst über alle Länder, die sich seinen Waffen unterworfen hatten. Ein ganzes Menschenalter herdurch behauptete er diese Herrschaft. Er breitete sein Reich aus bis zu dem Alpenkranz, der Italien von Teutschland und Gallien sondert, selbst über die Alpen hinweg, in Teutschland bis zu den Ufern der Donau, in Gallien längs der Küste des Meeres bis zum Rhodan, der Gränze der westgothischen Herrschaft. Und auch Illyrien und Pannonien wurden behauptet, so daß sich das ostgothische Reich um das adriatische Meer herum legte, diesen großen Busen wie einen ungeheuern Hafen umfassend, eins der schönsten Reiche, die jemals die Welt gesehen hat. In diesem Reiche hat er viele vortreffliche Einrichtungen getroffen. Auch hat er die Verhältnisse der Völker seiner Zeit klarer überschauet als irgend ein Anderer. Sein Wunsch ist gewesen alle teutschen Völker unter sich zu vereinigen und mit seinem Geiste zu durchdringen; ja selbst der Gedanke hat ihm nicht zu groß geschienen, das Kaiserthum her zu stellen und den Teutschen die Herrschaft durch dasselbe zu sichern. Aber zu läugnen ist nicht: Theoderich stellte seine Rechnung falsch; er maß mit seinem eigenen Maß. Er vergaß, daß die Herrschaft der Teutschen auf den Trümmern des römischen Reiches überall gewaltsam war, daß sie nur auf dem Schwerte stand, aller sittlichen und geistigen Grundlage ermangelnd. Ja, sein eigenes Reich ward nicht dadurch verstärkt, daß er es erweiterte; es würde mächtiger geworden sein, wenn er es auf Italien zu beschränken vermocht hätte. Je weiter er es ausdehnte, desto

weniger konnte er es mit seinem Geiste füllen, desto mehr mußte er die Kraft der Gothen theilen, desto weniger war das Reich im Stande seine Gränzen zu schützen.

4.

Vereinigung der Alemannen in Gallien mit den Franken. Chlodwig's Vermählung und Uebergang zum Christenthum.

In derselben Zeit, in welcher Theoderich sein Reich gründete, verfolgte Chlodwig, der Salier, den Sieg von Soissons. Er unterwarf alles Land zwischen der Loire, dem Meere, der Maas und dem ardenner Walde, die Städte Armoricum's, des nordwestlichen Winkels von Gallien, ausgenommen. Das neue Reich der salischen Franken aber hatte noch keine Gränze gefunden; auch genügte dem Geist und dem Glücke des jungen Königes seine Eroberung nicht; er warf auf neue Thaten sinnend seinen Blick nach Mittag und nach Morgen.

Dem Könige Theoderich konnte die Bedeutung des neuen Reiches der Franken nicht entgehen. Er aber war außer Stande der Ausbreitung desselben Einhalt zu thun: deßwegen bemühte er sich mit Chlodwig selbst, so wie mit den Fürsten aller teutschen Völker so weit als möglich in verwandtschaftliche Verbindung zu kommen und dadurch einen Einfluß auf die germanische Welt zu gewinnen, der seinem großen Gedanken förderlich sein könnte. Er vermählte sich selbst mit einer Schwester des Königes Chlodwig und sorgte dafür, daß alle jungen Fürstinnen seines Hauses, Schwestern, Töchter, Nichten, mit teutschen Königen vermählt wurden. Dadurch gewann er als Vater, Bruder, Oheim der Königinnen ein großes Ansehen unter den teutschen Völkern und wurde von den kleinern oder bedrängten als Halt und Hort angesehen und verehrt. Nur Chlodwig ging seinen eigenen Weg und verkümmerte dem Ostgothen seine Entwürfe.

Chlodwig, schon Vater eines Sohnes Theuderich, nahm eine burgundische Fürstin Chlotilde Chilperich's Tochter zu

seiner zweiten Gemahlin. Diese Vermählung hat große Folgen gehabt. Deßwegen ist sie so oft und so verschieden erzählt worden, daß sich die Geschichte nach und nach in ein interessantes Mährchen verloren hat. Gundiuch, der König der Burgundier, so wird erzählt, hinterließ vier Söhne, Gundobald, Godegisel, Chilperich und Godomar. Diese vier Brüder übernahmen gemeinsam die Verwaltung des kleinen Reiches. Gundobald war ein tüchtiger, ein ausgezeichneter Mann: daher trat sein Name allein vor, wo alle vier Fürsten hätten erscheinen sollen. Unzufriedenheit und Eifersucht bei den Brüdern, Zwist und Zwietracht. Chilperich und Godomar nahmen die Waffen gegen ihren Bruder. Gundobald blieb Sieger; und er, ein Mann, von dem im Uebrigen Gutes und Verdienstliches nachgerühmt wird, der aber den ketzerischen Lehren des Arius anhing, soll seinen Sieg auf eine schauderhafte Weise mißbraucht haben. Godomar flüchtete sich auf einen Thurm zu Vienne; Gundobald ließ eine Masse Holz um den Thurm aufhäufen, dasselbe in Flammen setzen und seinen Bruder verbrennen. Chilperich wurde von Gundobald niedergehauen, seine Gemahlin, einen Stein am Hals, ins Wasser gestürzt, seine beiden Söhne ermordet, seine beiden Töchter verurtheilt ins Elend zu gehen: die älteste aber ging in ein Kloster, und nun wurde der zweiten, Chlotilde, wegen ihrer Jugend geschont. Dieselbe lebte seitdem an Gundobald's Hofe zu Lyon und bekannte sich im Geheimen zur katholischen Religion. In Lyon sahen Gesandte des Königes Chlodwig die unglückliche Fürstin, eine schöne und verständige Jungfrau. Chlodwig wünschte sie zu seiner Gemahlin zu erhalten. Gundobald trug Bedenken sie dem heidnischen und kriegerischen Könige der Franken zu gewähren; sie ward ihm jedoch halb durch List und halb durch Drohung abgerungen. Chlodwig empfing sie zu Soissons.

Zu dieser Zeit kann das Christenthum den Franken nicht mehr unbekannt gewesen sein. In Gallien war die neue Lehre seit drei Jahrhunderten eingedrungen, seit anderthalb Jahrhunderten herrschend gewesen. Viele Tausend Franken waren als römische Krieger dem Adler und dem Kreuze gefolgt; Hunderte hatten römische Staatsämter verwaltet, um-

geben von den Zeichen und der Feier des Christenthumes; seit 100 Jahren war das nördliche Gallien in der Gewalt der Franken geblieben, und alle Teutsche waren, sobald sie den vaterländischen Boden verlassen hatten, schnell zu der neuen Religion übergegangen. Auch finden wir angemerkt, daß eine Schwester Chlodwig's, Lanthild, der arianischen Ketzerei angehängt habe. Dennoch ist möglich, daß die Fürsten der Franken ihre kriegerischen Geleite von der christlichen Religion fern gehalten haben, damit sich die feindselige Gesinnung gegen die Römer in ihnen nicht vermindern, die alte Tapferkeit und Tugend nicht erschlaffen möchte. Chlodwig und seine Krieger stehen wenigstens in den Ueberlieferungen als Heiden da. Die Erzählung von des Königes Bekehrung schließt sich der Erzählung von seiner Vermählung an; die Mähr aber wird zur Legende, der Sinn wird erhabener; die Wunder des Herrn werden gefeiert um die Menschen für die neue Religion zu begeistern, nicht durch die Erkenntniß der Wahrheit, sondern durch den Glauben an die Macht, mit welcher Gott über die Bekenner seines Sohnes waltet. Für die Geschichte ist das Wichtigste, daß die Franken das Glück hatten jene Ketzerei zu vermeiden, durch welche die andern teutschen Völker von den Bewohnern der unterworfenen Länder zu ihrem eigenen Verderben getrennt waren. Deßwegen wurde der König der Franken auch von der katholischen Kirche ihr ältester Sohn genannt. Im Uebrigen läuft das Wesentlichste der Ueberlieferungen auf Folgendes hinaus.

Chlotilde war kaum zu Soissons angelangt, als sie mit Eifer an der Bekehrung ihres Gemahls zu arbeiten begann. Sie ermahnte denselben, daß er von den Göttern aus Stein, Holz und Metall, daß er von Saturn, Jupiter, Mars und Mercur ablassen und sich dem wahren Gott zuwenden möchte, der Himmel und Erde erschaffen und bereitet habe. Chlodwig widerstand. Als ihm jedoch ein Sohn geboren wurde, verstattete er die Taufe des Kindes. Aber das Kind starb; Chlodwig blieb verstockt. Dennoch setzte Chlotide durch, daß auch ihr zweiter Sohn die Taufe erhielt. Das Kind wurde krank, gelangte jedoch auf das Gebet der Mutter zur Ge-

nesung. Chlodwig beharrte noch immer in seines Herzens Härtigkeit. Bald nach diesem Vorgang aber brach im Jahre 496 ein Krieg aus zwischen den Alemannen und den ripuarischen Franken in Gallien. Der König der Ripuarier hieß Siegbert und hatte seinen Sitz in Cöln; der König der Alemannen wird nicht genannt. Die Alemannen drangen in das Land der Ripuarier ein. Bei Tolbiacum, Zülpich, kam es zu einer Schlacht. Der König Siegbert ward am Knie so schwer verwundet, daß er sein Leben lang hinkend blieb, und die Alemannen gewannen den Sieg. Hierauf zog Chlodwig zum Kriege wider sie aus. In seinem Heere befanden sich neben seinem heidnischen Geleit auch christliche Männer, die in Gallien gewonnen oder aufgeboten waren. Es kam zu einer Schlacht. Auf beiden Seiten fiel eine große Menge. Chlodwig's Heer wankte: er schien dem Verderben nicht entgehen zu können. Als er nun erschüttertes Herzens da stand, weil er erkannt hatte, daß dieser Augenblick über die Herrschaft in Gallien entscheiden würde, nahte sich ihm ein Römer, Aurelian, durch frühere treue Dienste wohl bekannt, und erinnerte ihn an den Gott den Chlotilde ihm gepredigt hatte. Da rief Chlodwig, Augen und Hände zum Himmel erhebend, mit lauter Stimme: „Jesus Christus, den Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes verkündigt, dich flehe ich demüthig um Rettung an. Wenn du mir den Sieg über diese Feinde verleihst, so will ich mich taufen lassen auf deinen Namen und an dich glauben mein Leben lang." Sogleich erfolgte ein neuer Angriff, von den zaudernden Christen in seinem Heere kraftvoll unterstützt. Die Alemannen hielten den Stoß nicht aus. Ihr König fiel; das Heer gerieth in unaufhaltsame Flucht. Chlodwig verfolgte die Fliehenden, drang in das Land der Alemannen ein, kam bis zum Rhein, ging zwischen diesem Fluß und den Vogesen bis zu den Alpen vor und nahm nach und nach die bezwungenen Krieger, die ihn als ihren Fürsten anerkannten, in sein Geleit auf.

Inzwischen kam eine Gesandtschaft von Theoderich, dem Könige der Ostgothen, zu Chlodwig; sie überbrachte demselben ein freundliches Schreiben, und ein Sänger, der bei

seinem Gesange kunstvoll in die Saiten zu greifen verstand, begleitete sie. In dem Schreiben ermahnte Theoderich seinen Schwäher, das Glück des Augenblickes nicht zu mißbrauchen. „Glaube mir, schrieb er, dem vielerfahrenen Mann, die Kriege sind am Glücklichsten für mich ausgefallen, die ich mit Mäßigung geendigt habe, und dein Heil ist mein Ruhm.“ Zugleich aber verlangte er von Chlodwig, daß er die Alemannen, die in den Gränzen seines Landes lebten, unangefochten lassen sollte. Nämlich Theoderich betrachtete die Gränze Italien's als die Gränze seines Landes, er mochte sie schon gewonnen haben oder nicht, und als die Gränze Italien's sah er die hohen Alpen an. Chlodwig hielt nicht für gut sich der Gefahr eines Krieges mit Theoderich aus zu setzen: er traf ein Abkommen wie mit den Alemannen so mit Theoderich. Jenes faßt ein alter Schriftsteller in einem Ausrufe zusammen, den er den Alemannen sogleich nach Chlodwig's erstem Sieg in den Mund legt: „Laß nicht ferner, großer König, das Volk umkommen; wir sind dein;“ in geschichtlichen Worten: die alemannischen Geleite in Gallien, deren König gefallen war, begrüßten Chlodwig auch als ihren König und erklärten sich für seine Leute; aber nach und nach, so wie sie die Ueberlegenheit des fränkischen Königes an zu erkennen gezwungen wurden. Ein anderer alter Schriftsteller sagt: „Chlodwig nahm die Alemannen auf in seine Treue und machte ihr Land zinsbar;“ in geschichtlichen Worten: die alemannischen Krieger wurden Chlodwig's Leute, und das Land, das sie in Gallien erobert hatten, gehörte fortan zum fränkisch-salischen Reich. Ueber den Rhein aber ging Chlodwig nicht. Was dagegen das Abkommen mit Theoderich betrifft, so blieben die Alpen dem Könige der Ostgothen so weit sie von den Alemannen erobert und besetzt waren. Also gränzte nunmehr das fränkisch-salische Reich an das ostgothische Reich gegen Südosten wie das westgothische Reich gegen Südwesten seine Gränze war.

Nach diesen Vorgängen begab sich Chlodwig zu seiner Gemahlin nach Reims. Chlotilde hatte alle Vorkehrungen getroffen um ihn sogleich zu der Erfüllung seines Gelübdes zu bewegen. Der Bischof Remigius von Reims erschien

vor dem König um von ihm das Bekenntniß des Christenthumes zu empfangen und ihm die Taufe zu ertheilen. Chlodwig war noch bedenklich. „Das Volk, sagte er, das mir folgt, wird nicht dulden, daß ich seine Götter verlasse; indeß will ich mit demselben reden nach deinem Worte.“ Sobald ihn aber seine Krieger erblickten, riefen sie ihm mit Einem Mund entgegen: „Frommer König, wir sind bereit den unsterblichen Gott zu bekennen, den Remigius predigt.“ Hierauf wurde die Taufe des Königes mit großer Pracht vorgenommen. Als Chlodwig sich dem geweihten Wasser nahte, ein neuer Constantin, redete Remigius ihn mit den Worten an: „Beuge dein Haupt in Demuth, Sigamber; bete an was du verbrannt, verbrenne was du angebetet hast;“ und nachdem der König den allmächtigen Gott in der Dreieinigkeit bekannt hatte, ward er im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes getauft und in der Gestalt des Kreuzes mit heiligem Oele gesalbt. Zwei Schwestern des Königes empfingen mit ihm die Taufe nach katholischem Brauch: Albofledis ging vom Heidenthum über zum Christenthum, Lanthild von der Ketzerei des Arius zu der Lehre der katholischen Kirche. Von dem Heere Chlodwig's liessen sich mehr als 3000, dem Beispiele des Königes folgend, die Taufe ertheilen. Nach einer Sage aus späterer Zeit, als die Kirche Chlodwig's Bekehrung mit Wundern aller Art zu umgeben suchte, ist die Oelflasche, aus welcher Chlodwig gesalbt wurde, durch eine Taube vom Himmel herab gebracht. Deßwegen ist dieselbe hoch und hehr gehalten; mit dem Oele dieser Ampulla sind die spätern Könige Frankreich's in der Kirche zu Reims gesalbt worden.

5.

Ausbreitung des fränkischen Reiches über das südliche Gallien.

Bis zu dem Tage, da Chlodwig die Taufe nach katholischem Brauch empfing, war die katholische Lehre in steter Gefahr gewesen unter den teutschen Völkern vor der ariani-

schen Ketzerei zu Grunde zu gehen; durch Chlodwig's Taufe war ihre Erhaltung verbürgt, in ihrer Erhaltung ihr Triumph. Daher war die Freude über seine Bekehrung groß unter allen alten Einwohnern der Länder, die zum römischen Reiche gehört hatten; sie wandten dem Könige der Franken ihre Seelen zu: die Herrschaft der Franken war entschieden. Wie die Stimmung nicht nur im Reiche der Franken, sondern auch in den übrigen teutschen Reichen Gallien's gewesen, geht aus einem Briefe hervor, den der Bischof Avitus von Vienne an Chlodwig geschrieben hat. „Wir stellen, sagt der Bischof, unser Schicksal der Ewigkeit anheim; wer Recht hat wird die Zukunft entscheiden. Aber die göttliche Vorsehung hat auch für unsere Zeit einen Schiedsrichter aufgestellt. Indem Ihr für euch wählt, entscheidet Ihr für Alle; euer Glaube ist unser Sieg. Weil nun Gott euer Volk zu dem seinigen machen wird, so werdet auch Ihr unter den entferntern Völkern aus dem Schatz eueres Herzens den Samen des Glaubens ausstreuen. Ihr seid eine Sonne geworden, an deren Glanze sich Alles erfreuet. Euere Triumphe wird die Welt feiern, und wo Ihr siegt, da siegen wir." Der Bischof nennt seinen eigenen Herrn den König Gundobald schon einen Krieger Chlodwig's und diesen selbst den Vater aller Gläubigen. Aber nicht bloß in Worten äußerte sich die Freude, sondern auch in der That. Die Armoriker hatten bisher den Waffen der Franken tapfern Widerstand geleistet, jetzt erkannten sie Chlodwig's Herrschaft freiwillig an; die letzten Reste römischer Soldaten, die sich bisher noch in festen Burgen hier und dort vertheidigt hatten, öffneten die Thore der Festungen und stellten sich unter die Fahne des katholischen Königes.

Solche Erscheinungen bewogen den jungen König sein Glück weiter zu versuchen; auch ward er vielfältig dringend aufgefordert die Herrschaft der ketzerischen Könige zu vernichten, seine Glaubensgenossen von dem Joche derselben zu befreien. Das Reich der Burgundier reizte zunächst. Es war das schwächste, von zwei Seiten durch die Franken zu fassen; die Königin Chlotilde, von der Begierde nach Rache an dem Könige Gundobald erfüllt, trieb zur That; der Bu-

stand der Dinge in Burgundien versprach einen leichten Sieg. Denn der alte Zwist unter den Königen war nicht ausgesöhnt; Godegisel fürchtete das Schicksal seiner Brüder und stand mit Mißtrauen und Argwohn dem herrschsüchtigen Gundobald gegenüber. Er hatte schon mit Chlodwig im Geheimen ein Bündniß geschlossen. Chlodwig zog im J. 500 mit seinem Heere wider Burgundien. Gundobald forderte seinen Bruder auf sich zu ihm zu stellen. Godegisel folgte feig und verworren. Bei Dijon stießen die Heere auf einander. Sobald aber die Schlacht begonnen war, ging Godegisel mit seinem Heere zu den Franken über. Betreten über diesen Verrath, trat Gundobald eiligst den Rückzug an und fand nicht eher eine feste Stellung, als bis er die Stadt Avignon erreicht hatte. Vor diesem Gange der Dinge scheint Godegisel selbst erschrocken zu sein: denn er blieb in Vienne und überließ dem Könige der Franken die Verfolgung seines Bruders. Chlodwig erschien vor Avignon und fing an diese Stadt zu belagern. Hier aber endigte der Krieg, weil Theoderich der Ostgothe sich dem Könige der Franken zum zweiten Mal entgegen stellte. Diesem großen Könige war daran gelegen, die Franken von den Ufern des mittelländischen Meeres fern zu halten, damit nicht die Ostgothen von den Westgothen auf eine gefährliche Weise getrennt würden. Deßwegen bemächtigte er sich der höchsten Alpen vom Meer herauf und nahm eine solche Stellung, daß er den Franken in die Seite fallen konnte. Chlodwig aber mußte auch jetzt einen Krieg mit Theoderich um so bedenklicher finden, da er schon längst mit Alarich, dem Könige der Westgothen, in feindselige Verhältnisse gekommen war. Also wurden Unterhandlungen gepflogen und ein Abkommen zu Stande gebracht. Theoderich behielt die hohen Alpen; Gundobald bekannte, daß er überwunden sei, versprach dem Könige der Franken einen jährlichen Zins, ihm in seinen Kriegen Hülfe zu leisten und seinen Bruder Godegisel nicht zu bekämpfen.

Kaum aber hatte Chlodwig sich entfernt, so begann Gundobald den Krieg gegen Godegisel; er zog mit Heeresmacht gegen Vienne, belagerte die Stadt und bemächtigte sich derselben durch List und Gewalt. Ein großes Gewürge

fand Statt; die vornehmsten Römer und Burgundier wurden erschlagen; Godegisel selbst flüchtete sich in eine Kirche und fand an heiliger Stelle neben dem arianischen Bischofe seinen Tod. Gundobald ward einiger König der Burgundier. Aber sein Thron stand über den Leichen von drei Brüdern; auch war sein Herz erschüttert und sein Sinn verworren. Um einige Ruhe wieder zu finden traf er gesetzliche Anordnungen zur Milderung der Sitten seines Volkes und zur Schonung der Römer. Er neigte sich selbst zum katholischen Glauben hin, trat mit dem Bischof Avitus in Verkehr, legte demselben ein rechtgläubiges Bekenntniß ab und wünschte von ihm im Geheimen die Taufe nach katholischem Brauche zu empfangen. Aber in seiner Verlegenheit wagte er nicht öffentlich aus zu sprechen was er im Geheimen bekannt hatte; er fürchtete, alles Vertrauen bei seinem Volke zu verlieren, ohne Vertrauen bei den Römern zu gewinnen. Dagegen veranstaltete er eine Unterredung der katholischen und arianischen Bischöfe in seinem Land, an welcher er selbst Theil nahm. Wahrscheinlich hoffte er, die Arianer würden überzeugt oder doch zur Nachgiebigkeit gebracht werden; seine Hoffnung jedoch ging nicht in Erfüllung; vielmehr wurden beide Parteien nur in ihren Meinungen bestärkt: sie gingen in alter Feindseligkeit aus einander. Deßwegen beharrte auch Gundobald in seiner Unentschlossenheit.

Inzwischen ward ein neuer Krieg des Königes Chlodwig gegen die Westgothen vorbereitet. Der König der Westgothen war Alarich, eines mächtigen Vaters stolzer Sohn, Eidam des ostgothischen Königes Theoderich, tapfer und kühn, gerecht und gut. Die Feindschaft zwischen den Franken und den Gothen war alt. Schon bei der ersten Ankunft der Gothen in Gallien vor fast hundert Jahren entstanden, war sie seit dem Siege der Franken bei Soissons beständig gewachsen. Die Absicht der Gothen, sich Gallien's zu bemächtigen und von Toulouse aus Gallien und Spanien zu beherrschen, war durch Chlodwig's Sieg vereitelt worden. Alarich, ein Kind, als der Franke den Sieg bei Soissons gewann, hatte seine junge Seele bei den Klagen der Seinigen über ihre zerstörten Hoffnungen mit Zorn und Haß ge-

gen den glücklichen König der Franken angefüllt. Am Tiefsten aber hatte auf ihn und die Gothen Chlodwig's Uebertritt zum katholischen Christenthume gewirkt; er wirkte um so gewaltiger fort, da die Gothen, ihrem alten Streben nach höherer Bildung getreu, sich als ein edleres Geschlecht ansahen und die Franken als rohe Barbaren verachteten. Es mag zu mancherlei Händeln gekommen sein. Denn der Ostgothe Theoderich suchte auf vielfältige Weise den Ausbruch zu verhindern. Er schrieb an Alarich: „Deine Macht ist groß, aber laß dich nicht im Vertrauen auf dieselbe durch eine blinde Leidenschaft hinreissen. Mäßigung erhält die Völker; Gerechtigkeit macht die Könige stark. Nur in der äußersten Noth darf man zu den Waffen greifen, und wenn diese Noth eintritt, werde ich dir nicht fehlen." Er schrieb an Gundobald: „Es ist unerlaubt, daß so große Könige, wie Chlodwig und Alarich, einen so unseligen Streit führen, dessen Folgen Niemand zu übersehen vermag; deßwegen bitte ich dich mit mir an einer Ausgleichung zu arbeiten." Er schrieb an die Könige der Thüringer: „Schickt auch ihr Gesandte an Chlodwig um ihn auf zu fordern, sich des Krieges gegen die Westgothen zu enthalten und sich nach den Gesetzen der Völker zu richten. Wenn Chlodwig meine und euere Entscheidung verachten zu dürfen glaubt, so muß er von uns allen angegriffen werden: denn wer ohne Gesetz handelt, der beweis't, daß er Alles zu erschüttern vorhat. Glaubt mir, Chlodwig wird, wenn er die Westgothen besiegt hat, auch euch angreifen." Er schrieb endlich an Chlodwig selbst: „Die Verwandtschaft der Könige soll die Ruhe der Völker sichern. Diese Verwandtschaft ist Etwas Heiliges, und heilig ist was Niemand verletzen darf. Daher wundere ich mich, wie du über geringe Dinge so aufgebracht sein kannst gegen Alarich. Die Eifersucht der Könige ist ein schweres Verderben für die Völker. Deßwegen überlaß du deine Forderungen erwählten Schiedsrichtern. Ich bitte dich als Freund; wer aber meine Ermahnungen verachtet, der wird mich stets als Feind wider sich erblicken." Solche Bemühungen bewirkten eine Zusammenkunft Chlodwig's und Alarich's auf einem Eiland in der Loire bei

Amboise. Die beiden Könige benahmen sich höflich und freundlich gegen einander und versprachen sich gegenseitige Freundschaft. Aber der Krieg wurde nur verschoben, nicht abgewendet. Als Chlodwig zurück gekehrt war, wurde das Drängen der katholischen Bischöfe im Reiche der Gothen heftiger als zuvor. Durch diese Schürungen aufgereizt, auf die Mitwirkung der katholischen Geistlichkeit rechnend, von seiner eigenen Kriegslust getrieben, erklärte Chlodwig: „Diese Arianer dürfen ferner keinen Theil haben an dem schönen Gallien.“ Seinen Kriegern aber rief er zu: „folgt mir wider die Ketzer; Gott ist mit uns; ihr Land ist in unsere Hand gegeben.“ Die Franken folgten im Jahre 507 mit Lust und Vertrauen ihrem König. An der Fahrt nahmen auch die ripuarischen Franken Theil; Chloderich, Siegbert's des hinkenden Sohn führte sie an.

Das vereinte Heer nahm seinen Weg über Tours. Ueberall wurde Chlodwig von den Einwohnern der Städte und des Landes mit Freude und Verlangen empfangen. In der Kirche zu Tours sangen die Priester bei seinem Einzuge die Worte des heiligen Dichters: „Herr, du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streite; du kannst unter mich werfen, die sich wider mich setzen. Du giebst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstöre.“ Auch fehlte es nicht an Wundern. Durch die angeschwollene Vigenne zeigte eine Hindin dem König einen sichern Weg, und die Spitze des Domes zu Poitiers leuchtete wie eine Feuersäule. Hinter Poitiers, in der Ebene von Vouglé stand das gothische Heer. Alarich hatte sich so weit zurück gezogen um die Ankunft eines ostgothischen Heeres zu erwarten; er würde sich noch weiter zurück gezogen haben, wenn sich nicht sein Heer widersetzt hätte. „Wir bedürfen keiner Hülfe, rief man dem Könige zu. Wir stehen den Vätern an Tapferkeit nicht nach und werden auch allein den Sieg gewinnen.“ Daher stellte sich Alarich dem Feind. In der Schlacht aber zeigten sich viele Gallier im gothischen Heere treulos. Die Gothen wandten nach hartem Streite den Rücken und suchten ihr Heil in der Flucht. Alarich folgte nicht den Fliehenden; in seiner Verzweifelung drang er, nur von zwei

Getreuen begleitet, gegen Chlodwig vor und wagte wider denselben einen persönlichen Kampf. Chlodwig erschlug den König Alarich.

Nach dem Siege schickte er seinen ältesten Sohn Theuderich nach Süd und Ost um das Land der Gothen in Besitz zu nehmen. Der König der Burgundier, Gundobald, der bisher gerüstet den Ereignissen zugesehen hatte, vereinigte nunmehr seine Mannen mit dem Heere des glücklichen Siegers. Chlodwig selbst wandte sich nach Westen und Norden. Den Winter über blieb er in Bordeaux; im Frühlinge begab er sich nach Toulouse, und die Schätze Alarich's fielen in seine Hand. Die Einwohner Angouleme's empörten sich wider die Gothen; sie überwanden die Besatzung, öffneten die Thore und überlieferten die Stadt den Franken. Diese Verrätherei ist durch Gerücht und Sage zu einem Wunder des Herrn umgestaltet worden: die Mauern, hieß es, seien bei dem Erscheinen des frommen Königes der Franken zusammen gestürzt wie die Mauern von Jericho vor Josua. Aber der Fortgang des Krieges ist unbekannt, und über den Ausgang findet sich keine sichere Angabe; nur Folgendes scheint außer Zweifel zu sein. Theoderich, der König der Ostgothen, mit dem oströmischen Kaiser Anastasius in schwere Händel verwickelt, hatte den Westgothen nicht früh genug Hülfe zu leisten vermocht. Im Sommer des Jahres 508 aber sandte er ein Heer über die südlichen Alpen nach Gallien. Damals wurden Arles und Carcassonne von den Franken und den Burgundiern belagert. Bei der Ankunft des ostgothischen Heeres wurden diese Belagerungen aufgehoben, und Theoderich schlug das Land zwischen den Alpen, dem Rhodan, dem Meer und der Durance zu seinem Reich, es mochte den Burgundiern gehört haben oder den Westgothen. Das Küstenland aber vom Rhodan bis zu den Pyrenäen und einen Landstrich längs der Pyrenäen hinweg bis zum atlantischen Meere sicherte er dem westgothischen Reiche. Hierauf mögen mannichfaltige Unterhandlungen zwischen Theoderich und Chlodwig Statt gefunden haben, bis endlich ein Friede gewonnen worden ist. Während dieser Verhandlungen, die Niemand kennt, erhielt Theoderich als Vormund und Schutz-

herr seines Enkels Amalarich, des jungen Königes der Westgothen, die höchste Entscheidung auch im westgothischen Reiche. Dadurch ward er so stark, daß Chlodwig Bedenken trug den Krieg gegen die vereinigte Macht aller Gothen fort zu setzen. Er ging einen Frieden ein, durch welchen die Franken wie von den Küsten des mittelländischen Meeres, so von den Zugängen der Pyrenäen entfernt gehalten wurden.

6.

Vereinigung aller Franken in Gallien mit Chlodwig's Reich. Sein Tod.

Chlodwig kehrte nach dem nördlichen Gallien zurück. Zu Tours erwarteten ihn Gesandte des oströmischen Kaisers Anastasius, die ihm seine Ernennung zum römischen Consul, ein Purpurgewand und ein Diadem überbrachten. Chlodwig ließ sich in der Abtei des heiligen Martin mit dem Purpur bekleiden und setzte sich das Diadem auf das Haupt. Hierauf ritt er durch die Straßen der Stadt, warf Geld unter die Menge und wurde Consul, ja wohl auch Augustus genannt.

In Constantinopel hielt man den Gedanken fest, daß das römische Reich noch immer in seiner ganzen Ausdehnung vorhanden sei; die teutschen Eroberer wurden als Eindringlinge betrachtet, als gewaltsame Besitzer, keineswegs als rechtmäßige Herren der Länder. Schon seit Alarich's Zeiten hatten die Römer ihr Recht auf die eroberten Länder des Reiches dadurch zu wahren gesucht, daß sie die siegreichen teutschen Fürsten mit ihren Heeren in römische Dienste nahmen, zuerst gegen einen Sold, ein Jahrgeld, später gegen die Ueberlassung römischer Provinzen zu beliebiger Benutzung. Bei diesem Verfahren war den Römern Vieles daran gelegen, daß eine nicht geringe Zahl teutscher Fürsten sich mit ihren Heeren im römischen Reiche festsetzten; denn sie hofften, diese Fürsten würden gegenseitig ihre Kräfte zerreiben und alsdann um so leichter besiegt werden. Dem kaiserlichen Hofe war auch noch gelungen den großen König Theoderich

aus der Nähe von Constantinopel zu entfernen und ihn als römischen Consul und Adoptivsohn des Kaisers mit seinem furchtbaren Heere nach Italien zu lenken: Theoderich aber hatte sich nach Odovaker's Besiegung von aller Verbindung mit dem Hof in Constantinopel frei gemacht und sich dem Kaiser feindselig gegenüber gestellt. In Constantinopel mochte man daher über Theoderich's Absichten sehr betreten sein; man mochte ihm um so größere Entwürfe zutrauen, je verwegener der gewaltige König mehr und mehr die Sprache eines römischen Kaisers redete, die Völker nahe und fern an Rom, römische Sitten und römische Gesetze erinnerte, und kein Bedenken trug sein eigenes Geschlecht ein kaiserliches Geschlecht zu nennen. Also bemühte man sich dem Könige Theoderich überall Feinde zu erwecken. Durch den Ausgang des Krieges zwischen den Franken und den Westgothen aber war Theoderich's Macht auf eine nicht zu berechnende Weise vergrößert worden: er hatte die ganze Nordküste des mittelländischen Meeres in seiner Gewalt und konnte über die Kräfte der Westgothen in Spanien verfügen wie über die Kräfte der Ostgothen in Italien. Ihm gegenüber stand kaum noch ein Volk, das mit ihm den Krieg auf zu nehmen vermocht hätte. Nur der König der salischen Franken, Chlodwig, konnte vielleicht noch zu einem solchen Versuche gereizt werden, weniger durch seine Macht, als durch das Glück, das ihn bisher begleitet hatte. Man hielt daher in Constantinopel für gut, den König Chlodwig durch einen neuen Reiz in seinem Glauben an sein Glück zu bestärken und ihn von jeglicher Nachgiebigkeit gegen Theoderich ab zu ziehen: er wurde zum römischen Consul ernannt und mit dem Purpur und dem Diadem geschmückt. Chlodwig nahm die Ehren an. In den Augen der Franken konnte er durch die Anlegung des Purpurs und des Diadems nicht verlieren; bei den Einwohnern Gallien's hingegen konnte sein Ansehen nur gewinnen, weil seiner Gewalt durch den Kaiser der Stempel der Rechtmäßigkeit aufgedrückt zu sein schien. Chlodwig selbst aber erkannte bald, daß seine Macht durch die neuen Würden nicht vermehrt worden war; deßwegen kamen sie auch eben so bald in Vergessenheit.

Von Tours begab er sich nach Paris und errichtete in dieser Stadt den Sitz seines Reiches. Hier mag er die Trennung der Franken in seiner Nähe unter mehrern Fürsten nicht ohne Verdruß bemerkt und die Nothwendigkeit der Vereinigung aller Franken in Gallien erkannt haben, wenn sein Reich bestehen sollte. Er unternahm die Fürsten der Franken im nördlichen Gallien durch Unterhandlung oder durch Gewalt zu entfernen und sich als den einigen König aller Franken anerkennen zu lassen. In welcher Weise ihm gelungen ist, dieses große Ziel zu erreichen, berichtet die Geschichte nicht. Erst als er längst Abschied vom Leben genommen hatte, als seine Söhne eine getheilte Herrschaft ausübten, als durch die Schwäche dieser Könige und durch wilde Leidenschaften großes Unglück über das Reich gekommen war: erst alsdann ist unter dem Namen des Bischofes Gregor von Tours eine wirre Mähr in die Geschichte eingetragen worden, die sich unter dem wachsenden Unglücke der Zeit durch Sage und Gerücht gebildet hatte, die sich aber auch, obgleich sie seit 1200 Jahren in der Geschichte steht, dem unbefangenen Blick sogleich als Lügenmähr darstellt.

Chlodwig schickte, so lautet die Fabel, heimlich Botschaft an Chloderich Siegbert's Sohn: „Dein Vater ist alt und lahm; wäre er todt, so würden die Franken dir bei meiner Freundschaft gewiß das Reich übertragen." Chloderich ließ seinen Vater erschlagen und sandte an Chlodwig: „Mein Vater ist todt, seine Schätze und sein Reich sind in meiner Hand. Sende Getreue zu mir: das Beste will ich dir überschicken." Chlodwig's Getreue erschienen. Ein großer Kasten enthielt lauter Goldmünzen. „Stecke doch ein Mal die Hand hinein, sagten sie, damit wir sehen, ob es lauter Goldmünzen sind." Chloderich bückte sich, und einer der Gesandten schlug ihm den Kopf ein. Chlodwig eilte zu den Ripuariern und sprach vor dem versammelten Volke: „Chloderich hat seinen Vater durch Straßenräuber ermorden lassen; er selbst ist von einem Unbekannten erschlagen worden. Das sind sündhafte Dinge; da sie nun aber geschehen sind, so wendet euch zu mir und stellt euch in meinen Schutz." Das Volk hob ihn jauchzend auf einen Schild und begrüßte

ihn als seinen König. Hierauf wandte sich Chlodwig gegen den König Chararich, nahm ihn und seinen Sohn gefangen und ließ den Vater zum Presbyter, den Sohn zum Diaconus weihen. Chararich weinte; der Sohn rief tröstend aus: „Das Laub ist abgestreift, der Stamm ist grün; er kann noch neue Blätter treiben.“ Chlodwig ließ Beiden die Köpfe abschlagen und gewann Chararich's Reich, Schätze und Volk. Ragnachar, König zu Cambray, lebte in Zügellosigkeit und Ausschweifung. Chlodwig sandte allerlei Waffenschmuck aus gemeinem Metall mit Gold überzogen an einige von Ragnachar's Leuten. Hierauf zog er, der freigebige König, mit Heeresmacht wider Ragnachar. Dieser wollte eine Schlacht wagen; sein Heer aber wandte den Rücken; er selbst wurde mit seinem Bruder Richard von den Bestochenen gefangen genommen und die Hände auf dem Rücken gebunden dem Könige Chlodwig ausgeliefert. Chlodwig rief ihm zu: „Wie? so erniedrigst du die königliche Würde? Warum hast du solcher Schande nicht den Tod vorgezogen?“ Zugleich spaltete er ihm den Kopf. Hierauf zu Richard: „Warum hast du deinem Bruder nicht Hülfe geleistet?“ In demselben Augenblicke schlug er ihn nieder. Ein zweiter Bruder hatte dasselbe Schicksal. Chlodwig gewann wie Ragnachar's Reich so seine und seiner Brüder Schätze. Inzwischen hatten die Verräther Chlodwig's Betrug mit seinen Geschenken entdeckt. Sie beklagten sich. Chlodwig wies sie zurück: „Falsche That, falsches Gold.“ Allen diesen Gräueln ist hinzu gefügt: Chlodwig habe noch viele andere Könige so wie seine nächsten Verwandten ermordet; alsdann habe er vor seinen versammelten Kriegern sein Unglück beklagt, daß er jetzt ein Fremdling unter Fremdlingen stehe und keinen Verwandten habe, der ihm im Unglücke Hülfe zu leisten vermöge; aber er habe Dieses nur aus Arglist gesagt, ob er vielleicht noch Jemand fände den er morden könne. Endlich ist mitten in die Erzählung, nachdem Siegbert und Chloderich ermordet worden und Chlodwig von den Ripuariern das Königthum erhalten hatte, folgende Bemerkung eingeschaltet: „Gott nämlich warf täglich seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, weil er vor ihm mit

frommem Herzen wandelte und that was wohlgefällig ist in seinen Augen."

Uebrigens überlebte Chlodwig die Vereinigung der Franken nicht lange. Vier Jahre nach der Schlacht bei Vouglé, im J. 511, starb er zu Paris in einem Alter von 45 Jahren, nachdem er 30 Jahre König gewesen war. Er hat nicht den Ruhm eines guten Mannes gewonnen, aber er ist ein gewaltiger Fürst gewesen und hat den Beinamen des Großen nicht unverdient erhalten. Wenige haben mit so geringen Mitteln so Großes vollbracht, und auf dem Reiche, das er gegründet hat, steht zunächst wie das Schicksal der germanischen Welt so die Förderung des Christenthumes und die Pflege der Bildung.

7.

Theilung der königlichen Würde im Reiche der Franken. Streit im Reiche der Thüringer. Krieg der Franken mit den Burgundiern.

Chlodwig's früher Tod hat nicht zu berechnende Folgen gehabt. Seine Schöpfung war noch ein verworrenes Werk; Vieles war begonnen, Nichts vollendet. Aus der Rohheit der Zeit, aus der Zerwerfung aller alten Verhältnisse, aus der Vermischung der Nationen, aus der Stellung des Christenthumes zu der heidnischen Welt mußten sich mancherlei Reibungen und Kämpfe entwickeln, die erst nach langer Zeit die nöthigen Ausscheidungen bewirken und eine neue Ordnung der Dinge gestalten konnten. Für den Fall seines Todes aber hatte Chlodwig keine Vorsicht getroffen; die Franken befolgten daher die alte teutsche Sitte, nach welcher den Söhnen eines ausgezeichneten Vaters auch als Jünglingen die Würde eines Fürsten zugestanden ward. Er hatte vier Söhne hinterlassen: Theuderich, Chlodomer, Childebert und Chlotar. Der erste, von einer unbekannten Mutter geboren, war ein Jüngling von etwa 24 Jahren; die drei andern, deren Mutter Chlotilde, waren noch Knaben. Diese vier Brüder empfingen gemeinschaftlich das Reich ihres Vaters.

Nicht das Land, über welches Chlodwig als Haupt und Herzog des Geleites seine Herrschaft verbreitet hatte, wurde getheilt unter die Brüder, sondern diese Herrschaft, die königliche Würde. Das Reich sollte fortan Ein Reich der Franken bleiben, aber von den vier Brüdern verwaltet werden, und die Leute Chlodwig's, auf welchen das Reich ruhte, wurden den vier Brüdern nach einer gleichen Vertheilung zugewiesen. Anfangs scheint Paris der gemeinsame Sitz der vier Könige gewesen zu sein; später, als die Brüder zur Mündigkeit gelangten und durch ihre Vermählungen eine eigene Haushaltung, ein eigenes Hofwesen, ein zu richten genöthigt waren, nahmen dieselben aus Bedürfniß und zur Bequemlichkeit ihren Aufenthalt in verschiedenen Städten. Vier Städte wurden bezeichnet, und das Loos entschied wem jede zufallen sollte. Theuderich erhielt Metz, Chlodomer Orleans, Childebert Paris, Chlotar Soissons.

Durch dieses Verfahren der Franken sind zwei folgenreiche Grundsätze in das Leben gekommen; zuerst: die königliche Würde ist im Hause der Merovinger erblich; zweitens: alle Söhne des Königes haben gleiche Ansprüche auf das Reich. Der erste hat einige Stätigkeit in das Leben gebracht, eine gewisse Ordnung herbei geführt; der andere ist der Quell ungeheuerer Zerrüttungen geworden. Im Fortgange der Zeit sind die Theilkönige in mannichfaltige Uneinigkeit und Feindseligkeit gerathen; edele und gemeine Leidenschaften haben sich eingemischt; Mittel jeglicher Art sind auf dieser wie auf jener Seite angewendet worden um in den Steitigkeiten die Oberhand zu gewinnen: der Sieg aber konnte nur gewonnen werden durch die Leute, durch die bewaffneten Massen, durch welche Gallien erobert war und behauptet wurde. Die Theilkönige suchten daher sich gegenseitig die Leute zu entfremden; die Leute traten zu dem Könige, der ihnen den größten Vortheil bot, und sie thaten dieses um so unbedenklicher, da sie Eid und Treue nicht zu verletzen glaubten, weil sie ja fest am Reiche, fest am königHause hielten und That und Treue nur lieber diesem Sohne des königlichen Hauses zuwandten als jenem. Dadurch lernten sie mit Wort und Eid spielen; sie trieben Handel mit

ihrem Schwert und ihrer Treue und wurden um so verdorbener, je fester sie sich dennoch einbildeten ehrenhafte Männer zu sein.

Indem aber die Leute Chlodwig's Söhnen die königliche Würde ohne Tugend und Verdienst überliessen, haben sie sich auch selbst nicht vergessen: sie haben auch den Ihrigen, Kindern, Eltern, Verwandten, den Ertrag ihrer Fahrten und ihrer Thaten zu sichern gesucht. Daher ist nicht unwahrscheinlich, daß den Gefährten des hingeschiedenen Königes, seinen Leuten und Getreuen, die Landgüter, in deren Besitze sie fortan erscheinen, als Belohnungen für ihre Thaten und Verdienste zugesichert und nach und nach zugetheilt worden sind; nicht unwahrscheinlich, daß hier der Ursprung des Lehenwesens zu suchen sei.

In den ersten Zeiten nach Chlodwig's Tode kennt die Ueberlieferung keinen Nachtheil aus der Theilung des Reiches. Die alten Einwohner Gallien's, fern von Gedanken der Freiheit, ertrugen ruhig die fränkische Herrschaft; von den benachbarten Völkern wurde nicht der geringste Versuch zum Angriffe gemacht. Vielmehr erhielten die Franken bald durch die Thüringer Veranlassung ihre Waffen über den Rhein zu tragen. Von den Zuständen in Thüringen nämlich ist seit Childerich's Abenteuern kaum Etwas bekannt. Es treten aber plötzlich in Thüringen drei Könige hervor, die Brüder Balderich, Hermenefrid und Berthar, welche des Königes Basin Söhne gewesen sein sollen. Hermenefrid war mit Amalaberga, einer Nichte des großen Theoderich, seit dem J. 509 vermählt. Diese Fürstin wird sehr verschieden dargestellt. Nach italiänischen Schriftstellern war sie wohl unterrichtet, von feinen Sitten und weiblicher Würde; nach fränkischen Schriftstellern war sie eine stolze, grausame, boshafte Frau, die das königliche Haus in großes Unglück, ja in's Verderben gebracht habe. Es scheint aber, daß Amalaberga heillose Verhältnisse in Thüringen vorgefunden und in dieselben leidenschaftlich eingegriffen habe. Denn bei den Thüringern waren auch schon die unseligen Folgen der Theilung des Reiches eingetreten, welche die Burgundier längst erfahren hatten und welche den Franken nahe bevorstanden.

Unter den königlichen Brüdern hatten Streitigkeiten Statt gefunden; denn Berthar sollte von Hermenefrid ermordet worden sein. Dieses Gerücht war ohne Zweifel falsch; denn Berthar hinterließ eine Tochter Radegunde, die noch in spätern Jahren eine liebevolle Anhänglichkeit an ihren Oheim Hermenefrid bewiesen hat. Dennoch scheint das Gerücht vielfältig Zorn und Haß gegen Hermenefrid aufgeregt zu haben. Bald aber traten zwischen Hermenefrid und seinem Bruder Balderich neue Zwiste ein, die von Amalaberga angeregt sein sollen. Die Erzählung ist mährchenhaft. Einst, so lautet sie, kam Hermenefrid zur Tafel und fand dieselbe nur zur Hälfte gedeckt. Ueber diese Unschicklichkeit verwundert, fragte er nach der Ursache. „Ein König eines halben Reiches, antwortete Amalaberga, muß sich mit einem halb gedeckten Tische begnügen.“ Dieses Wort drückte einen Stachel in Hermenefrid's Brust; er beschloß, auch seinen Bruder Balderich zu vernichten, sich zum König aller Thüringer zu machen. Um desto gewisser zu siegen bot er dem Könige der Franken zu Metz, Theuderich, die Hälfte von Balderich's Reich an, wenn er ihm Hülfe leisten wollte. Theuderich führte ein fränkisches Heer über den Rhein nach Thüringen. Vor der vereinten Macht der verbündeten Könige ging Balderich zu Grunde. Theuderich aber war genöthigt schnell über den Rhein zurück zu kehren, ehe er den Lohn für seine Hülfe in Besitz zu nehmen vermocht hatte. Als er später diesen Lohn verlangte, wies Hermenefrid die Forderung ab. So entstand zwischen Theuderich und Hermenefrid eine bittere Feindschaft.

Der König Theuderich war durch folgende Vorgänge veranlaßt worden, Thüringen schnell zu verlassen. In Burgundien war Gundobald im J. 517 gestorben. Nach ihm hatten seine Söhne Siegmund und Godomar, Beide katholisches Glaubens, das Reich übernommen. Das Schicksal aber, das Gundobald auf das königliche Haus herab gerufen hatte, war noch nicht versöhnt. Neue Leidenschaften und Unthaten erzeugten neue Wirrnisse, und durch dieselben verloren die Burgundier auch das Wohlwollen Theoderich's des Königes der Ostgothen. Diese Umstände suchte die Königin

Chlotilde Chlodwig's Wittwe zu benutzen um für Gundobald's Frevel wider ihre Aeltern und Geschwister an seinen Söhnen Rache zu nehmen. Da ihr Stiefsohn Theuderich sich mit Suavegotta Siegmund's Tochter vermählt und dadurch ihren Zorn gereizt hatte, so wünschte sie die Rache ihren eigenen drei Söhnen zu übertragen und ihnen das burgundische Reich zu verschaffen. Sie begab sich von Poitiers, wo sie sich nach dem Tod ihres Gemahls einem heiligen Leben gewidmet hatte, nach Paris, versammelte hier ihre drei Söhne, stellte denselben die alten Gräuel von Neuem vor Augen und forderte sie auf zu Sieg und Rache. Die drei Brüder zogen wider Burgund, die beiden Könige der Burgundier entgegen. Die Burgundier wurden geschlagen; Siegmund, in ein Kloster geflüchtet, das er selbst gestiftet hatte, wurde von Chlodomer gefangen genommen, nach Orleans geführt und hier nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern ermordet. Godomar, der andere König der Burgundier, setzte den Kampf fort, und die Franken wurden genöthigt Burgund zu räumen, etwa im Jahre 523. Beim Fortgange des Krieges gerieth Chlodomer in die Gefangenschaft der Burgundier und empfing für seinen Frevel gegen Siegmund die Strafe. Godomar dagegen behauptete auch dieses Mal das Reich, und die Franken hielten für gut ihm dasselbe in einem Frieden von Neuem zu überlassen.

Welchen Einfluß der König Theuderich auf diesen Ausgang des Krieges gehabt habe, ist nicht zu bestimmen; das aber möchte keinen Zweifel leiden, daß der Streit durch seine Zurückkunft über den Rhein entschieden worden sei. Das Versprechen jedoch, das ihm von Hermenefrid gemacht worden war, vergaß er nicht. Er stellte demselben bald die Forderung, zu erfüllen was er versprochen, und da diese Erfüllung nicht eintrat, so rüstete er sich zu einer neuen kriegerischen Fahrt nach Thüringen. Er trat dieselbe an, sobald seine Gegenwart im Reiche der Franken nicht mehr nöthig zu sein schien, mit großem Vertrauen, weil er seinen Bruder Chlotar zur Theilnahme an derselben gewonnen hatte, und weil auch inzwischen der gefährlichste Feind der Franken

Theoderich, der große König der Gothen, im Jahre 526 gestorben war.

8.

Vereinigung des Reiches der Thüringer mit dem Reiche der Franken und deren Folgen.

Der neue Krieg ist von großer Bedeutung. Er hat Folgen gehabt, die damals Niemand ahnte, und die jetzt Niemand zu berechnen vermag. Durch denselben ist der christlich-katholischen Religion das Innere Teutschland's geöffnet, ein Zustand der Dinge, der eine gänzliche Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse nothwendig gemacht hat, eingeleitet, endlich auch der Grund zur Vereinigung aller teutschen Völker in ein einiges Reich gelegt worden. Dennoch ist die Geschichte dieses Krieges fast völlig unbekannt. Die Nachrichten, die Gregor von Tours etwa ein halbes Jahrhundert später aufgezeichnet hat, enthalten nur ärmliche Bruchstücke und sind von spätern Schriftstellern ungewiß gemacht und entstellt worden. Dagegen hat sich das Andenken an die Ereignisse durch mündliche Ueberlieferungen unter den Völkern im nördlichen Teutschland erhalten, und auf diesem Wege hat sich hier die Wahrheit der Geschichte in eine merkwürdige Sage verloren. Ein sächsischer Geschichtschreiber, der Mönch Widukind von Corvei, hat diese Sage fast 500 Jahre später in die Geschichte gebracht.

Theuderich, so lautet Gregor's Erzählung, suchte seine Franken durch eine wilde Rede zum Zorn und zum Ingrimm gegen die Thüringer auf zu reizen; er beschuldigte sie der schandbarsten Treulosigkeiten, der grausamsten Gewalthaten gegen die Franken und zählte als den letzten Frevel auf, daß Hermenefried sich geweigert habe, übernommene Verpflichtungen zu erfüllen. Hierauf führte er, von seinem Sohne Theudebert und von seinem Bruder Chlotar begleitet, sein und dieses Königes Heer, wahrscheinlich im J. 530, über den Rhein nach dem Lande der Thüringer. Die Thüringer waren im Innern ihres Landes vereinigt. Vor ihrem

Lager hatten sie tiefe Gräben gezogen und mit Rasenschollen verdeckt. Die Franken unternahmen arglos den Angriff, und Viele, Roß und Mann, stürzten in die Gräben. Hierauf wurde mit größerer Vorsicht verfahren. Nach einer Schlacht sahen sich die Thüringer zum Rückzuge genöthigt. An dem Flusse Onestrud stellten sie sich zu einer neuen Schlacht und erlitten eine neue, große Niederlage; der Fluß wurde mit Leichnamen angefüllt, so daß die Franken hinüber zu gehen vermochten. Sie bemächtigten sich des ganzen Landes und unterwarfen es ihrer Herrschaft. Der Geschichtschreiber fügt hinzu: Chlotar habe eine Tochter des Königes Berthar, Radegunde, hinweg geführt und zu seiner Gemahlin gemacht; da er aber den Bruder derselben habe ermorden lassen, so habe Radegunde sich dem Herrn geweiht und zu Poitiers ein Kloster gegründet.

Die Dinge in Thüringen sind aber nicht so, und nicht so schnell beendigt worden; vielmehr scheint Hermenefrid vertragsmäßig einen Theil seines Landes behalten zu haben: denn er soll sich nach einer andern Ueberlieferung in eine Festung geworfen und in derselben vertheidigt haben. Ja, Gregor selbst erzählt: Hermenefrid sei, von Theuderich eingeladen, in der Stadt Zülpich erschienen, sei hier ehrenvoll empfangen, alsdann aber treuloser Weise von der Mauer der Stadt hinab gestoßen worden. Nach griechischen Ueberlieferungen rettete sich Amalaberga Hermenefrid's Gemahlin mit ihren Kindern nach Italien zu ihrem Bruder Theudat dem Könige der Ostgothen und wurde hier bald Zeuge und Opfer des großen Schicksales, das über ihr Geschlecht herein brach. Ihr Sohn Amalafrid wurde von Belisar als Gefangener nach Constantinopel geführt und vom Kaiser Justinian zum Feldherrn ernannt; ihre Tochter wurde dem Könige der Langobarden Audoin zur Gemahlin gegeben. Endlich hat ein Dichter Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, ein Zeitgenosse, im Namen der thüringischen Fürstin Radegunde ein Klaglied über den Fall des thüringischen Reiches gesungen, das als einsame Stimme menschlicher Theilnahme aus der Nacht dieser Zeiten erschütternd an die menschliche Brust schlägt. In diesem Gedicht erscheint der

Fall Thüringen's nicht als eine gerechte Strafe früherer Schuld, sondern als ein ungeheueres Unglück, das königliche Haus nicht angefüllt mit Haß, Blut und Mord, sondern mit Wohlwollen, Treue und Liebe.

Widukind berichtet in einer ganz andern Weise. Amalberga Erminfrid's Gemahlin war die einzige Tochter Chlodwig's des Königes der Franken. Nach Chlodwig's Tod aber hatten die Franken den Thiadrich seinen Sohn von einem Kebsweibe zu ihrem Könige gemacht. Dieser neue König bat Erminfrid den König der Thüringer um seine Freundschaft. Erminfrid und seine Räthe waren nicht abgeneigt; die stolze Königin Amalberga aber wies jede Gemeinschaft mit dem Bastard zurück. Sie gewann Hiring, einen kühnen Mann, scharfes Geistes, großer Beredtsamkeit, und bewog durch denselben ihren Gemahl Thiadrich's Antrag ab zu lehnen. Thiadrich zog mit einem großen Heere nach Thüringen. Zwischen ihm und Erminfrid kam es zu einer Schlacht bei Runenberg. Zwei Tage lang schwankte der Sieg; am dritten zogen sich die Thüringer in eine Festung Schidingen am Flusse Unstrode zurück. Thiadrich hielt einen Kriegsrath. Es wurde der Vorschlag gemacht: nach dem Verluste vieler Tausend müsse man, den Krieg aufgebend, über den Rhein zurück gehen. Ein Sklav aber, um seine Meinung befragt, sprach folgende Worte: „Unsere Väter sind groß geworden, weil sie was begonnen war mit Standhaftigkeit hinaus geführt haben. Eine Festung ist Nichts, wenn die Männer fehlen und wenn es den Männern an Muth gebricht. Die Franken haben großen Verlust erlitten, die Thüringer keinen geringern. Ihr Führer hat sie wie ein verfolgtes Wild in eine Höhle eingesperrt; aber an Geld fehlt es ihm nicht, und wer Geld hat, der findet leicht Fäuste und Waffen. Also müssen wir ausharren, oder Alles ist verloren." Diese Worte wirkten. Um aber des Erfolges gewiß zu sein beschloß der König Thiadrich, die Sachsen zu Hülfe zu rufen.

Früher ist erzählt worden, wie Widukind die Sachsen in Teutschland eingeführt hat. Nach jener blutigen Arglist gegen die Thüringer hat er Nichts von ihnen zu berichten

gewußt; nur des Einen gedenkt er, daß die Sachsen durch die Briten, von den Römern verlassen, von Scoten und Picten bedrängt, zu Hülfe gerufen seien und sich nach wechselnden Vorgängen des Eilandes Britannien bemächtigt haben. Hierauf folgt ohne Weiteres diese Erzählung, die in folgender Weise fortgesetzt wird.

Thiadrich versprach den Sachsen, ihnen einen Theil des Landes der Thüringer zu übergeben, wenn sie Erminfrid besiegten, Schidingen eroberten. Sogleich wählten die Sachsen durch das Loos neun Herzoge, welche Jeder mit einem Geleit von 1000 Mann nach Thüringen zogen. Mit je 100 Mann begaben sie sich zu Thiadrich, die übrige Mannschaft blieb in einem Lager. Die Franken erstaunten bei dem Anblicke der Sachsen: es waren Männer von sehr hoher Gestalt, ihr Haar lang und wild, ihre Kleidung ein Mantel, ihre Waffen ein langer Spieß, ein kleiner Schild, ein großes Messer. Der König schloß mit ihnen einen Bund. Alsdann nahmen die sämmtlichen Sachsen eine Stellung südlich von Schidingen; am folgenden Tage begannen sie den Kampf. Der erschrockene König Erminfrid schickte den schlauen Hiring mit allen seinen Schätzen an Thiadrich um ihn zum Frieden zu bewegen. Hiring bestach die vornehmsten Franken. Thiadrich nahm den Antrag des Königes der Thüringer an. Man kam überein, daß man mit vereinter Macht die Sachsen zurück treiben wollte. Diese Uebereinkunft wurde den Sachsen von einem Thüringer verrathen. Die Sachsen erschracken. Hathagast aber, ein Greis, der Vater der Väter genannt, ergriff die heilige Fahne seines Volkes, zeigte auf das Sinnbild derselben, einen Löwen, einen Drachen, über Beiden einen fliegenden Adler, und mahnte kräftig und stark an den Geist und die Tapferkeit der Väter: „Bis zum heutigen Tage habe ich unter Helden gelebt, niemals habe ich Sachsen auf der Flucht gesehen. Zu kämpfen verstehe ich; zu fliehen habe ich nicht gelernt. Mir nach. Ich setze mein graues Haupt zum Pfande, wir werden Sieg und Rache gewinnen." In der folgenden Nacht erstiegen die Sachsen Hathagast voran die Mauern der Burg. Mit wildem Geschrei drangen sie ein. Die

Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht; aber fast alle geriethen in die Gewalt der Sachsen: die Erwachsenen wurden dem Tode geweiht. Der König Erminfrid entkam mit seiner Gemahlin, seinen Söhnen und einem kleinen Geleit. Als der Morgen erschien und das erste Licht auf den blutigen Gräuel fiel, da pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem östlichen Thor auf, errichteten einen Siegsaltar, begannen eine religiose Feier und sangen das Lob der Helden ihres Volkes, vor Allen das Lob Hathagast's ihres greisen Führers: Es war am Ersten October's. Sogleich wurde den Sachsen die Burg Schidingen so wie das Land übergeben, das ihnen von Thiadrich versprochen war.

Erminfrid aber, der entflohene König der Thüringer, sandte Hiring an Thiadrich um irgend ein Abkommen zu erwirken. Hiring verrieth seinen König; für Geld und Ehrenstellen übernahm er, denselben zu ermorden. Erminfrid wurde zu Thiadrich eingeladen; bei seiner Erscheinung begleitete ihn Hiring wie sein Waffenträger mit entblößtem Schwert. Als nun Erminfrid sich zu Thiadrich's Füßen warf, da stieß ihm der Verräther das Schwert durch den Rücken. Sogleich Thiadrich: „Nichtswürdiger Mensch, hinweg aus meinen Augen, ich will nicht Theilnehmer an deinem Verbrechen sein.“ „Ja, ich bin ein nichtswürdiger Mensch, erwiderte Hiring. Ehe ich aber gehe, will ich die Unthat sühnen.“ Mit diesen Worten stieß er dasselbe Schwert dem Könige der Franken in die Brust und warf Erminfrid's Leichnam auf Thiaderich's Leichnam. Hierauf machte er sich Bahn mit seinem Schwert und verschwand aus den Augen der Menschen.

Ob dieser Erzählung einige geschichtliche Wahrheit zum Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Der erste Theil ist entschieden unrichtig, der zweite Theil sehr verdächtig. Wahrscheinlich sind die Sachsen bei dieser Gelegenheit noch nicht bis an den Harz und über den Harz gekommen. Da Widukind Jahrhunderte später geschrieben hat, so mögen Sagen von sehr verschiedenen Begebenheiten zusammen geworfen sein. Der Name Thüringen hat sich wenigstens noch durch Jahrhunderte weit über den Harz hinweg erhalten. Dennoch

ist die Erzählung nicht ohne Werth, weil sie zeigt, wie sich die Zeit, von welcher hier die Rede ist, in den Vorstellungen der Sachsen gestaltet hatte, weil sie auch einigen Aufschluß giebt über die Sitten, Weisen und Bräuche derselben. Als reine geschichtliche Wahrheit aber bleibt nur eine Thatsache übrig: die Franken haben ihre Herrschaft in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts mitten durch Teutschland in unbestimmbaren Gränzen bis zur Sale, bis zur Elbe ausgedehnt.

In frühern Tagen hatten die Römer in der Fülle ihrer Macht einen langen und harten Kampf zu bestehen gehabt um ihre Herrschaft über Teutschland zu verbreiten, und allen ihren Anstrengungen war es nicht gelungen, dieselbe länger als einige Jahre zu behaupten. Den Franken gelang in einem einzigen Feldzug oder doch in einem Kriege von wenigen Jahren, das große Volk der Thüringer zu bezwingen und sich mitten in Teutschland fest zu setzen. In der Wissenschaft der Waffen und des Krieges standen die Franken tief unter den Römern; eben so tief in den Künsten der Eroberer. Auch würde die Annahme, daß die Teutschen in dieser Zeit entartet, weniger kraftvoll und stark, weniger von der Liebe zu That und Freiheit beseelt gewesen seien als ihre Väter vor 500 Jahren nicht zu rechtfertigen sein. Der leichte Sieg der Franken möchte daher auffallen. Zuerst aber war der Krieg zwischen den Franken und den Thüringern von ganz anderer Art als der Krieg zwischen den Römern und den Cheruskern mit ihren Bundesgenossen. Die Römer, ein fremdes Volk, an Sprache und Sitten gänzlich von den Teutschen verschieden, bedrohten diese mit der Vernichtung von Allem, was ihnen eigenthümlich, theuer und heilig war; hinter den römischen Heeren zogen die Knechtschaft und das römische Recht einher. Die Franken waren Volksgenossen der Thüringer, Brüder aller Teutschen, denselben gleich in Sprache und Sitte. Sie erstrebten Vereinigung, nicht Unterwerfung; zugleich eröffneten sie den Thüringern eine schöne Aussicht auf Glück, Ruhm, Ehre: das unterworfene Gallien bot einen reichen Gewinn an Gütern und Besitz. Zweitens war der Krieg der Thüringer

gegen die Franken kein Volkskrieg, sondern ein Krieg von Königen gegen Könige. Auch die Könige der Thüringer hatten kriegerische Männer unter ihrem Befehl, und mit diesen Geleiten führten sie den Krieg. Die Krieger in Thüringen und die Nationen der Thüringer werden in den Ueberlieferungen bestimmt unterschieden. Daher wurde zwar das königliche Haus und die königliche Hausmacht in Thüringen zu Grunde gerichtet, das Volk der Thüringer aber wurde nicht als unterworfen angesehen. Drittens blieb der religiose Zustand in Thüringen nicht ohne Einfluß auf den Gang der Dinge. Die alte vaterländische Religion bestand noch, aber nicht mehr in ihrer Kraft und Lebendigkeit: das Heidenthum war schon wankend geworden durch das Christenthum. Christliche Priester hatten sich längst bemüht die Lehre vom ewigen Heil in Teutschland zu verbreiten, und die Königin Amalaberga hatte ihr Ansehen auch in Beziehung auf religiose Angelegenheiten geltend gemacht; da sie aber den ketzerischen Lehren des Arius zugethan war, so ist von ihren Bemühungen und deren Erfolg bei den katholischen Schriftstellern keine Rede. Also standen die Thüringer den christlichen und siegreichen Franken nicht ohne Ungewißheit und Wirrniß gegenüber. Endlich waren die slavischen Völker in allgemeiner Bewegung, drangen, die teutschen Völker, bisher ihre Herren, unterwerfend, mehr und mehr nach Westen vor und näherten sich der Gränze von Thüringen. Den Thüringern mußte daher erfreulich sein mit den Franken vereinigt zu werden um der Knechtschaft slavischer Völker zu entgehen.

Nunmehr aber, da die Franken des mittlern Teutschland's sich bemächtigt hatten, waren sie genöthigt gegen Norden das Meer, gegen Süden das hohe Gebirg zu erstreben. Daher dürften sie sogleich eine neue und engere Verbindung ihres Reiches mit den freien Gauen der Franken in Teutschland bewirkt haben; aber die Ueberlieferungen unterrichten uns nicht ein Mal, in welches Verhältniß das eroberte Thüringen zu dem Reiche der Franken gestellt worden ist, und noch weniger sprechen sie von dem Verhältnisse der alten fränkischen Gaue zu dem Reiche der Franken.

Nach der Natur der Dinge jedoch und nach spätern Erscheinungen ist wahrscheinlich, daß die fränkischen Gaue in eine Art von Bundesgenossenschaft zu dem Reiche der Franken gekommen sind, welche die Vereinigung vorbereitete und herbei führte. Völlig unabhängig und selbständig waren daher im nördlichen Teutschland nur noch die Friesen und die Sachsen; im südlichen die Schwaben und die Bayern, wieweit diese beiden Völker nicht unter die Herrschaft der Gothen gefallen waren.

Im Fortgange der Zeit treten zwei Namen bei den Franken hervor, welche für die Entwickelung der Verhältnisse nicht ohne Bedeutung geblieben sind, die Namen Austria, Austrasia, und Neustria, Neustrasia. Als die Franken von zwei Seiten her den größten Theil von Gallien unterwarfen, scheinen sie auf die einfachste Weise nach der Himmelsgegend unterschieden worden zu sein. Die Ripuarier, die sich des Landes längs des Rhein's bemächtigt hatten, wurden Osterleute, die Salier, die von der Maas und vom Meere her vordrangen, Westerleute genannt. Nachdem aber die Heimath der Eroberer sich dem eroberten Reich angeschlossen hatte, erhielten die alten fränkischen Gaue in Teutschland den Namen Altfranken und das eroberte Land jenseits des Rhein's den Namen Neufranken. Also gab es fortan zwei ursprünglich verschiedene Benennungen, die eine Zeit lang neben einander fort liefen, nach und nach aber mit einander verwechselt, in einander verschlungen wurden. Von der ersten Benennung ist das Wort Ostfranken, Ostland, Austria, Austrasia, von der zweiten das Wort Neufranken, Neuland, Neustria, Neustrasia gebildet worden. Die Gränze zwischen Austrasien und Neustrasien ist um so weniger an zu geben, da noch die ursprüngliche Bedeutung des ersten Wortes lange neben der spätern fortbestand. Das Wort Austrasien bezeichnet bald das Land zwischen der Maas und dem Rhein, bald zugleich alle Länder, die auf der rechten Seite des Rhein's zum Reiche der Franken gerechnet wurden; das Wort Neustrasien dagegen bedeutet bald bloß das nordwestliche Land in Gallien bis zur Loire, bald aber auch alles westliche und südliche Land in Gallien, das von den

Franken unterworfen war. In spätern Tagen, als ganz Gallien und ganz Teutschland zum Reiche der Franken gehörten, und als die Franken in Gallien ihre teutsche Volksthümlichkeit nach und nach verloren, gebrauchte man das Wort Westfranken, Neufranken oder Neustrasier für die mit Römern und Galliern vermischten, durch Sitten und Sprache dem teutschen Volk entfremdeten Franken in Gallien; das Wort Ostfranken oder Austrasier hingegen wurde die Benennung der rein teutschen Franken so wie der teutschen Völker, welche diesseits des Rhein's in alter eigenthümlicher Weise fortbestanden. Ja, die Benennung Ostfranken und Westfranken ist auch alsdann noch lange geblieben, als Teutschland und Frankreich von einander getrennt waren und besondere Reiche bildeten.

9.

Todeskampf der Ostgothen.
Ganz Gallien von den Franken erobert.

Nach der Lage der Dinge und nach der Beschaffenheit des Landes schienen die Franken, als sie das westliche und mittlere Teutschland zu ihrem Reiche gebracht hatten, zuvörderst das nördliche Teutschland bis zum Meer erstreben zu müssen; Ereignisse jedoch, die in Italien und in Gallien vorgingen, zogen sie zuerst nach dem Süden hin, und gewährten den Sachsen und Friesen noch eine Reihe von Menschenaltern ihre alte Freiheit und ihre väterliche Sitte.

Theoderich, der große ostgothische König, hatte sein Reich nur mit großer Anstrengung zu erhalten vermocht; kaum war er vom Leben geschieden, so begann dasselbe in allen seinen Theilen zu wanken. Die Länder, die von ihm als König oder Pfleger beherrscht worden waren, erstreckten sich von Griechenland's Gränzen bis zu Lusitanien's Gestaden. In diesen weit gedehnten Ländern hatte er mit bewunderungswürdiger Kraft gewirkt und alle Gegensätze aus zu gleichen, alles Feindliche zu versöhnen gesucht: teutsche Eigenthümlichkeit mit römischen Weisen, teutsche Sitten mit rö-

mischen Gesetzen, teutsche Freiheit mit römischer Polizei, teutsche Kriegslust mit römischer Wissenschaft, endlich die hartnäckigste Ketzerei mit der unduldsamsten Rechtgläubigkeit. Eine solche Bestrebung aber hatte mannichfaltiges Aergerniß erzeugt, große Leidenschaften, ein verworrenes Getreibe, eine dumpfe Gährung. Mitten in der Wirrniß war der König gestorben, und Niemand hatte ihn zu ersetzen vermocht.

Zu derselbigen Zeit war Justinian zu dem oströmischen Reiche gelangt, ein Mann der ohne große Thaten, ohne Tugend und Tüchtigkeit eine große Berühmtheit bei Welt und Nachwelt erhalten hat: denn er verstand, durch seine Gemahlin und deren Anhang in die Künste der Schlauheit und Ränke eingeweiht, aus allen menschlichen Verhältnissen für den Augenblick seinen Vortheil zu ziehen. Das luftige und verworrene Reich der Vandalen eilte seinem Untergang entgegen: Justinian sandte seinen Feldherrn Belisar mit geringer Macht nach Afrika, und Belisar warf das Reich in derselben Zeit, in welcher das Reich der Thüringer vor der Macht der Franken hinsank, zusammen. Dieser leichte Sieg erzeugte in Constantinopel die Hoffnung, die germanischen Herrschaften im römischen Reich, überall ohne feste Grundlage errichtet, würden sämmtlich eben so leicht zu zerstören sein. Das Reich der Ostgothen in Illyrien und Italien lag am Nächsten. Der Zustand desselben nach Theoderich's Tode war einladend; auch unterliessen die katholischen Einwohner Italien's nicht, in Constantinopel zu wirken und zu treiben. Justinian ging gern in die Vorschläge, in die Bitten ein, und hielt mit desto größerer Zuversicht den Gedanken fest, das ganze römische Reich wieder her zu stellen. Und ihm gelang, durch seine Feldherren Belisar und Narses das Reich der Ostgothen zu zertrümmern, aber erst nach einem so furchtbaren Kampfe, daß die Kräfte des alten Reiches gänzlich erschöpft wurden. Der Krieg begann im Jahre 535; er dauerte zwanzig Jahre. Kaum kennt die Geschichte einen unglückseligern Krieg. Die Zerstörung wogte wie ein aufgestürmtes Meer durch ganz Italien auf und ab. Viele Städte wurden durch die Wuth der Kämpfenden zertrümmert, eine große Menge der schönsten Denkmäler von Rom's

alter Größe und Herrlichkeit, Werke der Kunst und der Wissenschaft jeglicher Art vernichtet, zuweilen aus Muthwillen und Ingrimm, meistens in Noth und Drang zu Angriff oder Vertheidigung. Fünf Könige der Gothen gingen zu Grunde. Das ungeheuere Unglück hob den Geist des Volkes; sie zeigten vor Welt und Nachwelt, daß sie den Heldensinn der Väter nicht verloren hatten: ihre Thaten in diesen Tagen unerhörtes Jammers, größer als die Thaten der Väter in den Tagen des Glückes, waren eines bessern Ausganges werth; aber ihr Schicksal war nicht ab zu wenden; sie wurden begraben unter der Gewaltsamkeit ihres eigenen Werkes.

Die teutschen Völker ringsher blieben nicht gleichgültig bei den Vorgängen in Italien: Theoderich's Hand hatte zu weit gegriffen. Schon vor dem Anfange des Krieges hatten die Völker an der Donau um sich von den Gothen frei zu machen die Waffen genommen; Godomar, der König der Burgundier, hatte die Städte wieder erobert, die durch Theoderich vom burgundischen Reich abgerissen waren. Das Erste zog die Aufmerksamkeit der Franken auf sich, das Zweite verdroß sie, weil sie das burgundische Reich nicht mehr aufgeben konnten. Die Brüder Theuderich's rüsteten daher gegen Burgund und zugleich gegen die Westgothen, die bisher nur durch Theoderich's mächtigen Arm in ihren Besitzungen diesseits der Pyrenäen geschützt waren. Als nun der König Theuderich, aus Thüringen zurückgekehrt, von seinen Brüdern zum Krieg aufgefordert wurde, verlangten auch seine Leute gegen die Burgundier geführt zu werden. Theuderich mochte die Burgundier wegen seiner Verwandtschaft mit dem Könige nicht bekriegen; seine Leute aber erklärten ihm, daß sie in das Geleit seiner Brüder treten würden, wenn er bei dieser Weigerung beharre. Hierauf übernahm Theuderich, seine meuterischen Getreuen zum Kriege wider die Westgothen zu führen, während er seinen Brüdern den Krieg gegen die Burgundier überließ. Die Kriege begannen. Godomar der König der Burgundier wurde geschlagen, ganz Burgundien von den Franken in Besitz genommen. Der König selbst verliert sich in dem wilden Getreibe dieser Zeit; das

burgundische Reich, vor etwa 120 Jahren gegründet, hatte ein Ende. Der burgundische Name indeß bleibt in der Geschichte; das Land wurde noch lange als ein Ganzes im Reiche der Franken angesehen, wenn gleich die Burgundier verpflichtet waren, dem Rufe der Könige des fränkischen Reiches Folge zu leisten. Daher ist wahrscheinlich, daß Godomar in seinem Unglücke von seinen Leuten verlassen worden, und daß diese Leute nicht ohne Bedingungen auf die Seite der fränkischen Könige getreten sind. Inzwischen hatte auch Theuderich im Lande der Gothen überall gesiegt, und wo die Macht der Franken nicht zureichend gewesen war, da hatte die List ausgeholfen. Das fränkische Reich ward ausgebreitet bis an das mittelländische Meer, von den Hochgebirgen der Alpen bis gegen die Pyrenäen. Nur am Fuße dieses Gebirges blieb noch ein geringer Landstrich unter der Herrschaft der Westgothen; und auch hier würden die Franken wohl das Gebirg selbst in ihre Gewalt gebracht haben, wenn nicht eine lange Reihe von Gräueln im königlichen Hause Statt gefunden, heillose Verwirrungen unter den Franken bewirkt und sie auf der Bahn der Eroberung aufgehalten hätte.

Zuerst trat ein Mann, Mundarich genannt, mit der Behauptung auf, er gehöre zum königlichen Geschlecht und habe dieselben Rechte auf die königliche Würde wie Theuderich. Da er glückliche Tage versprach, so fand er großen Zulauf, und nur durch einen Meuchelmord konnte er bezwungen werden. Hierauf traten Zwiste zwischen den königlichen Brüdern ein. Zwei schlossen wiederholt Verbindungen gegen den Dritten und wechselten dieselben, wie ein neuer Vortheil sich dem Einem oder dem Andern dar zu bieten schien. Ferner erregten die Kinder Chlodomer's, die von ihrer Großmutter Chlotilde mit Sorgfalt erzogen wurden, die Besorgniß ihrer Oheime. Um nicht mit diesen Kindern einst das Reich theilen zu müssen kam Childebert auf den Gedanken, es sei das Beste weil das Kürzeste die Kinder aus dem Wege zu räumen. Chlotar theilte diese Meinung. Also ermordeten beide Brüder zwei Söhne Chlodomer's; der dritte, Chlodovald, wurde gerettet und fand später im Priesterkleide

Schutz vor seinen Oheimen. Bald nachher starb Theuderich; sein Sohn Theudebert trat an seine Stelle. Childebert und Chlotar suchten auch diesen jungen König zu verdrängen; die Leute des Vaters aber blieben in der Treue des Sohnes und nöthigten die Raubgierigen von ihrem Beginnen ab zu stehen. Theudebert war ein tüchtiger junger Mann: unter den Königen aus dem Geschlechte der Merovinger wird fortan Keiner gefunden, der ihm gleich gestellt werden könnte. Tapferkeit und Kriegskunde hatte er schon bewährt; an Frömmigkeit und Freigebigkeit stand er Keinem nach; auch vergaß er der Armen und Bedrängten nicht; wenn sein Leben nicht rein war, so war er doch edeln Gefühlen niemals fremd nnd ehrte in einer Zeit großer Verirrungen die Sitte. Die Grundsätze seiner Politik sind freilich nicht zu loben. Er hatte kaum einen andern Gedanken als Krieg und Eroberung; wegen der Mittel war er keineswegs bedenklich. Aber Theudebert war ein Kind des Sieges, ein Zögling des Lagers, und lebte in einer Zeit der Treulosigkeit und des Verrathes. Ein solcher Mann, gewann Theudebert bald ein großes Ansehen unter allen Franken. Seine Oheime bewarben sich daher eifersüchtig um eine Verbindung mit ihm; Childebert brachte ihn auf seine Seite. Hierauf zogen Childebert und Theudebert mit vereinter Macht wider Chlotar; sie würden ihn vernichtet haben, wenn es nicht der alten Königin Chlotilde gelungen wäre, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Aber die Franken hatten doch eine geraume Zeit herdurch die Waffen in der Faust wider einander gestanden, und waren verhindert worden die Bahn der Eroberung zu verfolgen.

10.

Einmischung der Franken in den gothischen Krieg. Gewinnung der Alpen.

Während dieser Wirrnisse im Reiche der Franken hatte der Krieg in Italien zwischen den Oströmern und den Ost-

gothen seine schreckliche Natur zu enthüllen begonnen. Beide Theile hatten erkannt, daß sie wechselseitig einen Feind zu bekämpfen hatten, der für ihre Kräfte furchtbar war. Sie sahen sich nach einer Hülfe um, die den Ausschlag geben könnte. Keine Macht war näher und stärker zugleich als die Macht der Franken. Den Franken war ein auswärtiger Krieg Bedürfniß; Gothen und Römer aber waren ihnen gleich verhaßt. Die Gothen hatten ihnen wiederholt die Herrschaft über Gallien streitig gemacht, die Römer durch ihre neuesten Unternehmungen in Afrika und Italien Besorgnisse erregt. Also faßten sie den Entschluß, weder dem einen noch dem andern Theile Hülfe zu leisten, aber jeglichen Vortheil für sich selbst aus dem Krieg ihrer Feinde zu ziehen.

Am Frühesten bewarb sich der Kaiser Justinian um ihre Bundesgenossenschaft. Er suchte sie durch Geld und durch die Erinnerung an die Ketzerei der Gothen zu gewinnen. Die Franken nahmen das Geld des Kaisers, versprachen ihre Theilnahme an dem Krieg, erfüllten aber ihr Versprechen nicht. Bald kamen auch Abgeordnete von Theodat, dem Könige der Ostgothen, mit großen Geldsummen und noch größern Versprechungen. Die Franken zeigten sich den Anträgen nicht abgeneigt; und nach Theodat's Tode schlossen sie mit seinem Nachfolger Vitig wirklich ein Bündniß ab, in welchem die Alemannen, die durch den großen Theoderich unter die Hoheit des gothischen Reiches gekommen waren, den Franken überlassen wurden, die Franken aber, weil sie schon mit dem Kaiser ein Bündniß eingegangen wären, nur freiwillige Geleite aus den besiegten Völkern zu senden versprachen. Hierauf gingen 10,000 Burgundier nach Italien. Als dieses Heer ankam, wurde Mailand, das sich gegen die Ketzer empört und den Römern die Thore geöffnet hatte, von den Gothen belagert. Die Burgundier nahmen Theil an der Belagerung, und bald wurde die Stadt im J. 538 durch Waffen und Hunger bezwungen. Die Gothen, um an Mailand ein schreckendes Beispiel für alle Italiäner auf zu stellen, erfüllten die Stadt mit allen Gräueln, welche der Krieg hat, und zerstörten sie von Grund aus. Die erwach-

senen Männer wurden niedergewürgt, die Frauen der Freiheit beraubt und den Burgundiern als Sklavinnen überlassen.

Als Justinian die Nachricht von diesem Vorgang erhielt, gab er sich von Neuem große Mühe, die Franken von jeglicher Theilnahme für die Gothen zurück zu bringen. Er gewährte ihnen große Vortheile; er scheint selbst den Ansprüchen des römischen Reiches an Gallien entsagt zu haben. Die Franken aber wurden weder durch Lohn noch durch Bewerbungen von ihrem Gedanken, zu erobern und zu gewinnen, zurück gebracht. Sie rüsteten ein großes Heer, das 100,000 Mann stark gewesen sein soll; mit demselben ging der König Theudebert im Jahre 539 über die Alpen durch Ligurien. Zu derselbigen Zeit standen ein römisches und ein gothisches Heer gegen einander gelagert in der Nähe von Pavia. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Franken jauchzten die Gothen laut auf, weil sie mit diesen Bundesgenossen sich des Sieges gewiß hielten; und als sie dem Lager der Gothen nahe kamen, wurden sie mit dem freudigsten Zuruf empfangen. Sie aber griffen die Gothen an und gaben vielen den Tod. Die betäubten Gothen suchten durch die Flucht dem Verderben zu entkommen. In ihrer Angst nahmen sie den Weg nahe am römischen Lager hinweg. Die erstaunten Römer glaubten, Belisar, der Oberfeldherr, müsse das gothische Lager erobert haben und die fliehenden Feinde verfolgen. Also nahmen sie die Waffen und gingen dem siegreichen Feldherrn entgegen. Sogleich wurden sie von den Franken angegriffen und in eine unaufhaltsame Flucht getrieben. Die Franken wurden Meister des Landes am Po. Aber ihre Freude über solche Siege dauerte nicht lange. Die Gegend war durch den Krieg verwüstet, die befestigten Städte wurden ihnen von Gothen und Römern verschlossen; vom Lande retteten sich die Menschen in diese Städte. Bald fehlten die nöthigen Lebensmittel; eine bösartige Ruhr richtete furchtbare Verwüstungen an. Der König Theudebert sah sich gegenöthigt, das sieche Heer über die Alpen zurück zu führen.

Von dieser Zeit an nahmen die Franken keinen besondern Antheil mehr an dem Kriege zwischen den Gothen und

den Römern. Zwar war Theudebert's Verdruß über das Mißlingen seiner Entwürfe groß und wurde durch mancherlei Versuche, ihn zu einer neuen Bundesgenossenschaft zu bewegen, unterhalten und genährt; auch stiegen in seinem Kopfe noch neue und große Entwürfe auf: aber die Franken hatten einen unüberwindlichen Widerwillen gegen einen Krieg in Italien gefaßt, dem Lande des Verderbens. Theudebert begnügte sich daher die Umstände mit Klugheit zu benutzen und sich der nächsten Länder im obern Italien zu bemächtigen, die er behaupten zu können glaubte. Er brachte einige Oerter in Ligurien, die cottischen Alpen, den größten Theil von Venetien in seine Gewalt, so daß nur die Seestädte in der Hand der Römer, nur wenige Städte im Innern des Landes in der Hand der Gothen blieben. Totila, der König der Gothen, überließ den Franken durch einen Vertrag all dieses Land und versprach ihnen noch größern Besitz; Theudebert versprach, sich fortan nicht in den Krieg der Römer und der Gothen ein zu mischen.

Im Jahre 547 aber starb der König Theudebert; sein einziger Sohn Theudevald, ein Knabe von schwächlicher Natur, folgte ihm. Dieses Ereigniß benutzte der Kaiser Justinian; er verlangte ein Bündniß wider die Gothen, oder die Zurückgabe des Landes in Italien, das die Franken dem römischen Reich entrissen hatten. Sein Gesandter jedoch erhielt folgenden Bescheid: „Wir stehen mit den Gothen in einem Bund und können sie nicht verlassen; unsere Besitzungen in Italien haben wir euch nicht entrissen; sie sind uns von dem Könige Totila urkundlich abgetreten. Wenn die Gothen euch das Land geraubt hatten, so solltet ihr euch billig darüber freuen, daß wir den Räubern das Geraubte wieder abgenommen haben.“ Aber das Unglück verfolgte die Gothen für und für. Totila, ihr König, fand im Jahre 552 in einem ruhmwürdigen Kampfe seinen Tod. Teja, ein Mann der ihm gleich war, stark, kühn, gewaltig, übernahm die Leitung des wankenden Reiches; zehn Monate nach seiner Erhebung aber starb auch er in der Schlacht bei Cumä den Tod der Helden, und die Gothen kämpften einen furchtbaren Kampf über seiner Leiche und über der Leiche

des Reiches. Die Römer breiteten sich über ganz Italien aus; die Gothen fanden in diesem Lande, seit zwei Menschenaltern ihr Vaterland, keinen Raum mehr zu einer Versammlung um einen andern König zu erwählen. Zerstreuet und verscheucht unterwarfen sie sich, kämpften nur noch hier und dort in einzelnen Städten, oder verliessen das Land ihres Ruhmes und ihres Unglückes um bei andern teutschen Völkern eine Zuflucht zu suchen.

Alles aber war noch nicht geendigt. Ein neuer Feind trat auf, sich selbst zum Verderben, den Gothen nicht zur Rettung, für die Römer furchtbar genug um ihrer neuen Herrschaft in Italien einen nachwirkenden Stoß zu versetzen. Zwei Brüder, Leuthar und Butilin, Herzoge der Alemannen und Schwaben genannt, zogen, durch neue Bitten gothischer Männer bewogen, mit einem großen Geleit aus Schwaben, Alemannen und Franken gebildet, in Italien ein. Sie kamen zu spät; der Krieg war schon entschieden. Dennoch setzten sie ihren Zug fort, nahmen die Stadt Parma in Besitz und vernichteten einen römischen Heertheil, der sich unvorsichtig der Stadt genaht hatte. Kaum erscholl das Gerücht von diesem Vorgange, so erhoben sich die zerstreuten Gothen, eilten dem teutschen Heere zu oder öffneten ihm die Städte, die noch nicht von den Römern besetzt waren. Ihre Hoffnung jedoch ward auf eine traurige Weise getäuscht. Was die beiden Herzoge groß und kühn begonnen hatten, ging über in ein abenteuerliches Werk und endigte mit ungeheuerem Unglück. Die Veranlassung zu dieser Wendung gab der Gothe Aligern, ein Bruder des gefallenen Königes Teja. Derselbe übergab die Stadt Cumä, welche er noch besetzt hielt, und in welcher sich die Kleinodien des gothischen Reiches befanden, dem kaiserlichen Feldherrn Narses. Dieser Vorgang wurde von den Franken als eine arge Verrätherei betrachtet, und auf die Gothen machte er einen tiefen Eindruck. Jene faßten in ihrem Zorne den Entschluß, den Krieg fort zu setzen um wenigstens Italien aus zu beuten und sich für ihre Fahrt bezahlt zu machen. Sie drangen, Butilin das tyrrhenische Meer zur Rechten, Leuthar das adriatische zur Linken, weder Heiliges noch

Gemeines schonend, ganz Italien hinab bis zur Meerenge. Aber die Rache blieb nicht aus. Wegen der Beute entstanden Uneinigkeiten, Viele fielen durch das Schwert; das Klima und unmäßige Genüsse erzeugten bösartige Krankheiten. Leuthar trat zuerst den Rückzug an, erlitt aber bei Fanum einen großen Verlust an Menschen, einen noch größern an seinem Raube. Nur mit Mühe kam er über den Po. Der Zustand seines Heeres nöthigte ihn in Venetien, das damals unter den Franken stand, Halt zu machen. Hier starb er selbst im Wahnsinn; alle seine Leute gingen jammervoll zu Grunde. Und auch in Butilin's Heer wüthete die Seuche. Dennoch beschloß er gegen Narses eine Schlacht zu wagen, damit er nicht fern von seinem Vaterlande thatlos und unrühmlich mit seinem ganzen Geleite zu Grunde ginge. Die Schlacht fiel vor in der Nähe von Capua. Die Teutschen fochten wie tapfere Männer; aber sie hatten sich selbst ihr Schicksal bereitet. Alle starben im Kampfe; nur fünf Mann sollen entkommen sein von dem ganzen Heere. Narses war Herr von Italien.

11.

Vereinigung der Bayern und Schwaben mit dem Reiche der Franken. Krieg mit den Sachsen.

Die Ereignisse in Italien haben wahrscheinlich die nächste Veranlassung zur Vereinigung des ganzen südlichen Teutschland's mit dem Reiche der Franken gegeben, welche fortan besteht, von welcher jedoch keine Ueberlieferung irgendwie berichtet. Zu dem Reiche der Franken aber gehörten das alemannische Land jenseits des Rhein's, Thüringen, die alten fränkischen Gaue und die alemannische Provinz Rhätien; auch hatten sich die Franken in Venetien festgesetzt. Seitdem umgaben sie das Land der Schwaben und der Bayern von drei Seiten. Diese beiden teutschen Völker saßen wie ein Keil in dem Körper ihres Reiches. Zu derselbigen Zeit war auch Alles nach Osten hin in Bewegung. Die Langobarden, die Gepiden, die slavischen Völker waren nicht

unthätig; ein jedes suchte die Verhältnisse zur Erhaltung, zur Vergrößerung zu benutzen; in Illyrien, in Dalmatien fand zwischen den Oströmern und den Ostgothen ein Kampf Statt, der nicht minder hart war als der gleichzeitige Kampf in Italien; in der spätern Zeit dieses Krieges waren die Heerzüge der Römer selbst um das adriatische Meer nach Italien gegangen, und der Kaiser Justinian hatte, wie bei den Franken, so überall gelockt, gerührt, gewühlt um sich Freunde, den Gothen Feinde zu machen, um die Völker so zu beschäftigen, daß sie nicht störend ein zu greifen vermöchten. Diese Umstände machten es für die Franken zur Nothwendigkeit, das Land der Schwaben und der Bayern mit ihrem Reiche zu vereinigen, durch die Kräfte beider Völker ihre Macht zu verstärken. Und auch die Bayern und die Schwaben müssen erkannt haben, daß es ihnen unmöglich sein würde sich in ihrer Selbständigkeit zu erhalten. Die Fürsten mögen sich daher mit Zustimmung der Völker an die Könige der Franken gewendet und sich um eine gewaltsame Unterwerfung ab zu wenden zur freiwilligen Anerkennung der Hoheit des fränkischen Reiches erboten, die Könige der Franken mögen sich mit Zustimmung ihrer Leute um so wichtige Länder schnell und friedlich zu erwerben zu großen Zugeständnissen in der Hoffnung auf günstigere Zeiten verstanden haben. Also machten sich die Bayern und Schwaben durch einen Vertrag verbindlich, fortan auf den Ruf des Königes zur Vertheidigung des Reiches unter die Waffen zu treten und treu und redlich zu den Franken zu halten; dagegen ward ihnen zugestanden, daß ihnen die Gestaltung ihrer besondern Verhältnisse überlassen bleiben, daß ihnen unter eigenen Fürsten nach eigenen Gesetzen in der Weise der Väter fort zu leben verstattet sein sollte; ihren Fürsten aber wurde die Erblichkeit ihrer Würde bewilligt. Für die Richtigkeit dieser Ansicht zeugen nicht nur die spätern Begebenheiten, sondern auch Manches aus dieser Zeit.

Wäre die Vereinigung der Bayern und Schwaben mit dem Reiche der Franken durch einen Krieg bewirkt worden, so würde desselben ohne Zweifel eben so gewiß in den Ueberlieferungen gedacht worden sein als der Kriege wider die

Alemannen, die Burgundier, die Thüringer; und von einem Krieg ist nirgends die Rede. Leuthar und Butilin, welche die letzte Fahrt nach Italien unternahmen, werden Herzoge der Alemannen und der Schwaben genannt: denn diese Namen werden häufig verwechselt, die römischen und griechischen Schriftsteller gebrauchen den ersten, den kriegerischen Namen Alemannen, fast überall, wo sie den Volksnamen Sueven, Suaven oder Schwaben hätten gebrauchen sollen. Die beiden Brüder aber, einheimische teutsche Fürsten, waren nicht von einem Könige der Franken als Herzoge eingesetzt, sondern sie waren Herzoge der Geleite aus eigenem Recht. Auch schlossen sie ein Bündniß mit den Gothen gegen den Willen des Königes Theudevald. Aus den Gesetzen der Alemannen, die in späterer Zeit gesammelt sind, geht hervor, daß die herzogliche Würde erblich war, daß dieselbe wie die königliche Würde im Reiche der Franken unter die Söhne des Herzoges vertheilt werden konnte, daß zwar der König dem Herzoge die Würde bestätigen mußte, daß aber das alemannische Volk zuvor den Herzog zu wählen oder an zu erkennen hatte, daß endlich unter dem Herzoge vom Volk erwählte und vom Herzoge bestätigte Grafen standen, welchen nach alter Weise für Recht und Frieden im Lande zu sorgen oblag. Alles dieses ist eben so wenig mit der Stellung eines unterworfenen Fürsten vereinbar, als es aus der alten teutschen Sitte hervorgegangen war, und möchte nur aus einem Vertrage zu erklären sein, den die Schwaben mit den Franken abgeschlossen hatten. Bei den Bayern kommt in dieser Zeit ein Herzog Garibald vor, der von spätern Schriftstellern oft der König der Bayern genannt wird; und den Namen König, den auch zuweilen der Herzog der Alemannen erhält, pflegen nur Fürsten zu erhalten, die nicht in dem Schatten eines Höhern stehen. Ohne Zweifel also wurden die Fürsten der Bayern und der Alemannen von ihren Völkern als selbständige Herren, die nur mit den Franken in einem Bündnisse ständen, betrachtet, während die Könige der Franken ihnen nur um sie an Abhängigkeit zu gewöhnen den Namen Herzog ertheilten. In den Gesetzen der Bayern aber, die

unter dem Einflusse der Könige der Franken abgefaßt worden sind, findet sich folgende Bestimmung: „der Herzog, der dem Volke vorsteht, ist immer aus dem Geschlechte der Agilolfinger und muß es sein, weil die Könige der Franken es also zugestanden haben.“ Die Geschichte kennt keinen Agilolf und weiß nicht, woher das Geschlecht der Agilolfinger stammt; Agilolf aber muß als Garibald's Ahn wie Merwich als Chlodwig's Ahn angesehen worden sein. Die Fürsten der Bayern können den Stammnamen nur, weil sie vertragsmäßige Erbrechte zu wahren hatten, eingeführt und ihn nur wie die Westgothen, die Ostgothen und die Franken die Namen Balthen, Amaler und Merovinger festgehalten haben. In demselben Vertrag aber scheinen auch noch andern Geschlechtern in Bayern, neben den Mitgliedern des herzoglichen Hauses, besondere Vorrechte eingeräumt zu sein, weil sie sich etwa bei dem Abschlusse des Vertrages besondere Verdienste erworben hatten. Denn in dem Gesetze werden fünf Geschlechter als bevorrechtet namentlich aufgeführt.

Jedes Falls steht fest, alle Teutschen bis an die Elbe, die Sale, die böhmischen Wälder und den Inn waren nunmehr mit dem Reiche der Franken vereinigt, und nur der Winkel Teutschland's zwischen dem Harz, dem teutschen Meer und der Ostsee, wieweit er von Sachsen und Friesen bewohnt wurde, blieb noch frei. Was über die angegebene Gränze östlich hinaus liegt, das ist entweder in der Gewalt slavischer Völker, oder doch in Gefahr bald in die Gewalt derselben zu gerathen. Im Reiche der Franken aber starb schon im J. 554 der junge König Theudevald. Er hinterließ keinen Sohn; seine beiden Großoheime wurden daher die Könige aller Franken. Sie aber geriethen wegen Theudevald's Erbschaft in einen Krieg wider einander, der lediglich in Gallien geführt keinen Einfluß auf die Verhältnisse der teutschen Völker gehabt hat. Ein anderer Krieg hingegen, den Chlotar gegen die Sachsen zu führen hatte, würde von größerer Bedeutung sein, wenn er nach Ursprung und Art besser beschrieben worden wäre. Die unzusammenhängenden, nicht unmerkwürdigen Nachrichten können höchstens

beweisen, daß zwischen den Franken und Sachsen schon jetzt eine große Feindschaft bestand, und daß die Stellung beider Völker zu einander nicht von Dauer sein konnte. In dem Jahre, so wird erzählt, in welchem Theudevald starb, erneuerten die Sachsen den Krieg. Der König Chlotar zog gegen dieselben; er vernichtete einen großen Theil und brachte auch große Verwüstungen über Thüringen, weil die Thüringer den Sachsen Hülfe geleistet hatten. Von dem Ausgange des Krieges ist keine Rede. Aber eine andere Erzählung folgt. Chlotar erfuhr, daß die Sachsen sich geweigert hätten den gewöhnlichen Zins zu entrichten. Er zog daher gegen sie mit Heeresmacht. Die Sachsen sandten Boten an ihn und erklärten sich bereit auch ihm zu geben, was sie seinen Brüdern und Neffen gegeben hätten. Der König berieth sich mit seinen Leuten; er selbst war dem Frieden geneigt, die Leute verlangten Krieg. Von den Sachsen wurden noch größere Anerbietungen gemacht. Chlotar bat seine Leute ab zu stehen vom Krieg: es sei Sünde wider Gott, unter solchen Verhältnissen einen Krieg zu beginnen. Seine Leute weigerten sich. Die Sachsen brachten Kleider, Vieh, Alles was sie hatten; sie erboten sich sogar den Franken für den Frieden die Hälfte ihres Landes zu überlassen. Hierauf erklärte Chlotar seinen Leuten: wenn sie noch immer den Krieg forderten, so möchten sie ihn allein führen; er selbst werde keinen Theil nehmen. Auf dieses Wort zerrissen die Leute in wilder Wuth, unter den ärgsten Schmähungen das Zelt des Königes, schleppten ihn heraus und wollten ihn ermorden. Um zu entkommen versprach der König sie in den Krieg zu führen. Als es aber zur Schlacht kam, wurden die Franken in die Flucht geschlagen, und Chlotar sah sich genöthigt von den Sachsen selbst den Frieden zu erbitten.

Wenige Jahre später starb der König Childebert, Chlotar's letzter Bruder, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Chlotar, Chlodwig's jüngster Sohn, wurde daher 47 Jahre nach dem Tode seines Vaters im J. 558 einiger König aller Franken.

12.

Untergang der Gepiden. Gründung des Reiches der Langobarden in Italien.

Ueber die östliche Gränze des fränkischen Reiches hinaus ist im Norden kaum noch Etwas von teutschen Völkern, von teutscher Sitte und Weise zu entdecken; im Süden herrschten fortwährend teutsche Völker weit die Donau hinab bis zur östlichen Gränze des alten Dacien, die Langobarden und die Gepiden. Die Geschichte beider Völker aber ist unbekannt oder dunkel. Aus den griechischen Schriftstellern geht im Wesentlichen nur hervor, daß zwischen den Römern und diesen Völkern gleiche Verhältnisse Statt gefunden haben wie früher zwischen den Römern und Gothen: bald Krieg, bald Bündniß, immer Feindschaft; List, Lockung, Schürung auf der einen Seite, Trotz, Raub und Gewalt auf der andern; überall Jammer und Noth, Verwüstung und Zerstörung. Die Geschichte der Langobarden aber ist auch etwa sieben Menschenalter nach dieser Zeit von einem Langobarden, dem Diaconus Paulus Warnefrid's Sohn beschrieben worden. Diesem Manne fehlt es nicht an Geist, nicht an einer gewissen Anmuth der Erzählung; aber er ist dem Dichterischen zu sehr ergeben und hat eine größere Liebe zum Mährchenhaften und Wunderbaren, zu großen Katastrophen, tragischen Auftritten und seltsamen Verkettungen, als zu der Wahrheit der Geschichte. Dennoch sind seine Nachrichten nicht ohne Werth, weil auch sie beweisen, wie sich die Vorzeit durch Sage und Mähr in den Köpfen ausgezeichneter Menschen späterer Tage gestaltet hatte.

Die Langobarden, sagt Paulus, hiessen ursprünglich Winiler. Germanien dehnte sich vom Don bis zum Ocean aus. Der Winiler Sitz war die Insel Scandinavia. Wegen der Uebervölkerung derselben wurde beschlossen: nach der Entscheidung des Looses solle ein Drittheil der Menschen auswandern. Zwei Brüder übernahmen die Anführung. Die Auswanderer kamen nach Scoringa dem Lande der Vandalen. Daselbst ward ihnen die Wahl gelassen zwischen Zinsbarkeit und Krieg. Sie wählten den Krieg. Hierauf

flehten sie um Sieg zu Wodan, der bei den Römern Mercurius hieß und von allen Germanen als Gott verehrt wurde. Wodan versprach Denen den Sieg, die er beim Aufgange der Sonne zuerst erblicken würde. Deßwegen wandte sich Gambara, die Mutter der beiden Anführer, an Wodan's Gemahlin Frea und flehte sie an für ihre Söhne und ihr Volk. Frea gab den Rath: die Frauen sollten ihr Haar aufgelös't wie Bärte auf die Brust herab hängen lassen und sich neben ihren Männern früh, das Gesicht nach Morgen gewendet, in einer Gegend aufstellen, auf welche Wodan aus dem Fenster zu schauen pflegte. Als nun Wodan beim Aufgange der Sonne diese Weiber erblickte, fragte er: Wer sind jene Langobarden? Frea erwiderte: Du hast ihnen den Namen gegeben, du mußt ihnen auch den Sieg verleihen. Wodan verlieh ihnen den Sieg. So haben die Winiler den Namen Langobarden von Lang und Bart erhalten, und unter diesem Namen sind sie weiter gezogen. Sie haben seltsame Fährlichkeiten bestanden und sind in unbekannte Länder gekommen. Nach dem Tod ihrer beiden ersten Führer haben sie sich Könige gesetzt und unter fünf Königen ihre Fahrten bestanden. Als der fünfte, Gudehok, ihr Haupt war, hatte Odoachar die Rugen besiegt. Deßwegen rückten sie, als Odoachar nach Italien zurückgekehrt war, ins Rugenland ein. Unter Gudehok's Enkel, Tato, zogen sie weiter nach Osten in offene Fluren, das Feld genannt, und hier geriethen sie nach drei Jahren mit Rodulf dem Könige der Heruler in einen Krieg, der diesem Könige den Tod, seinen Kriegern den Untergang und seinem Reich ein plötzliches Ende brachte. Auf diese Weise hat Paulus Diaconus sein Volk endlich in ein Land geführt, das nicht gänzlich außer dem Kreise der Geschichte liegt.

Während des Krieges der Römer und der Gothen in Italien und Illyrien nahmen die Langobarden Pannonien in Besitz, und die Gepiden breiteten sich in Illyrien aus. Römer und Gothen gaben sich jegliche Mühe, beide Völker zur Theilnahme an ihrem Kriege zu bewegen. Sie jedoch nahmen wie die Franken Land, Geld und Geschenke ohne sich in den Krieg ein zu lassen. Deßwegen versuchte der Kaiser

Justinian sie in Händel mit einander zu verwickeln um nicht zuletzt an sie zu verlieren was er über die Gothen gewann. Durch jährliche Geldzahlungen, bald gegeben bald versagt, dem einen entzogen, dem andern verliehen, regte er die Leidenschaften auf, und bald hatte er die Freude beide Völker im Kampfe zu erblicken.

Paulus erzählt: Wacho ein Neffe des Königes Tato habe diesen getödtet; Tato's Sohn Hildechis habe seinen Vater zu rächen gesucht, sei aber von Wacho besiegt worden und habe bei den Gepiden eine freundliche Aufnahme gefunden. Das sei der Ursprung der Feindschaft zwischen den Langobarden und den Gepiden gewesen. Wacho's Enkel Audoin habe alsdann die Langobarden nach Pannonien geführt. Der König der Gepiden Turisend habe diese Besitznahme nicht dulden wollen. So sei es zum Kriege gekommen. In einer Schlacht seien Alboin Audoin's Sohn und Thurismod Thurisend's Sohn auf einander gestoßen. Alboin habe Thurismod mit seiner Lanze durchbohrt und über die Gepiden eine große Niederlage gebracht. Nach griechischen Schriftstellern hingegen bewarben sich beide Völker, die Langobarden und die Gepiden, bei dem Kaiser Justinian um Hülfe wider einander. Justinian wies die Gepiden zurück und schloß ein Bündniß mit Audoin. Zur Befestigung desselben gab er diesem Könige die Tochter des unglücklichen Königes der Thüringer Hermenefrid zur Gemahlin, und sandte alsdann Truppen zu Roß und zu Fuß den Langobarden zu Hülfe. Aber eine Entscheidung wurde nicht herbei geführt. Die Langobarden und Gepiden verständigten sich noch ein Mal, und Justinian sah sich genöthigt von Neuem Zuflucht zu seinen alten Künsten zu nehmen. Es erfolgte eine lange Reihe von Wirrnissen und Wechselfällen. Endlich kam es zu einem Frieden zwischen den Langobarden und den Gepiden, welcher, gegen das Ende des gothischen Krieges in Italien geschlossen, eine Reihe von Jahren fortbestand, weil Justinian bei seinem Alter und bei der Erschöpfung seines Reiches denselben nicht mehr zu stören wagte. Vielmehr zahlte der Kaiser Jahrgelder an beide Völker und die Jünglinge derselben dienten im römischen Heer.

Inzwischen starb der König der Gepiden Thurisend und ihm folgte sein Sohn Kunimund; es starb der König der Langobarden Audoin, und sein Sohn Alboin wurde König; auch der Kaiser Justinian starb im J. 565 und Justin II bestieg den Thron. Um dieselbige Zeit war ein neues rohes Volk, die Avaren, aus Asien nach Europa gekommen und hatte sich der Länder östlich und nördlich von den Gepiden bemächtigt; es waren Hunnen oder Verwandte der Hunnen. Ihr Fürst wurde Chagan genannt; ihre Macht vermochte Niemand zu übersehen. Als sie in den letzten Jahren des Kaisers Justinian die Ufer der untern Donau erreicht hatten, kam eine Gesandtschaft von ihnen nach Constantinopel: „ihr Volk sei das tapferste und zahlreichste aller Völker; es sei unbesiegt und unbesiegbar: der Kaiser würde wohl thun ihnen ein fruchtbares Land an zu weisen und ein Bündniß mit ihnen zu schliessen." Justinian hielt für das Sicherste, den neuen Feind durch Gaben und Geschenke jenseits der Donau zu halten. Nach seinem Tod erschienen abermals Gesandte der Avaren in Constantinopel und forderten drohend dieselben Gaben, dieselben Geschenke. Da nahm der Kaiser Justin die schwachen Kräfte seines Geistes zusammen und sprach das kräftigste Wort, das jemals aus seinem Munde gekommen ist: „Solche Geschenke bekommt ihr nicht; ich will euch aber ein größeres Geschenk geben: Mäßigung und Besonnenheit. Geht und nehmt an Statt des Geldes zu euerem Heil Achtung und Furcht vor dem römischen Reiche mit euch hinweg." Diese Worte sollen stark auf die rohen Menschen gewirkt haben. Gewiß ist: sie gingen nicht über die Donau, sondern wandten ihre Waffen nach Norden und Westen hinter den Gepiden und den Langobarden hinweg. Man findet in fränkischen Ueberlieferungen in der That zwei Einfälle der Hunnen in das fränkische Reich angemerkt, deren später gedacht werden soll.

Alboin aber, der König der Langobarden, wandte sich an die Avaren und schloß mit denselben ein Bündniß gegen die Gepiden. Alboin's Leidenschaft mag groß gewesen sein gegen das feindliche Brudervolk; aber seine Verlegenheit war gewiß nicht minder groß. Die Macht der Langobarden

war gering; in den bisherigen Kämpfen und Fahrten hatten sie sehr gelitten. Auf der einen Seite stand der alte arglistige Feind, der noch Mittel genug besaß, sie in unendliche Wirrnisse zu verwickeln und dadurch zu Grunde zu richten; auf der andern, jenseits der Karpathen, hatten bisher die slavischen Völker desto furchtbarer gedroht, je stärker sie sich in der neu gewonnenen Freiheit wähnten, und zu diesen Slaven waren jetzt die schrecklichen Avaren gekommen. Aus Teutschland aber konnte Alboin keine Hülfe erwarten; denn das weit gedehnte fränkische Reich war seiner eigenen Kräfte nicht mächtig. In dieser Lage der Dinge bewiesen die Gepiden die höchste Feindseligkeit gegen die Langobarden. Daher griff Alboin nach allen Seiten aus und schloß das Bündniß mit den Avaren, vielleicht nicht in der Absicht die Gepiden zu Grunde zu richten, sondern in der Absicht die Gepiden zu nöthigen sich fest an ihn an zu schliessen. Die Entwickelung aber wird von dem langobardischen Geschichtschreiber auf folgende Weise erzählt.

Die Avaren drangen von der einen Seite in das Land der Gepiden ein, die Langobarden von der andern. Kunimund ließ den Avaren freie Hand und wandte seine ganze Macht gegen die Langobarden. Es kam zur Schlacht. Die Langobarden erfochten einen großen und entscheidenden Sieg; aber der Sieg blieb ihnen erst unbestritten, als das ganze Heer der Gepiden vernichtet worden war. Der König Kunimund fiel; seine Tochter Rosimund wurde mit einer großen Menge Menschen verschiedenes Alters und Geschlechtes gefangen genommen. Alle, die den Krieg überlebten, wurden entweder den Langobarden unterworfen, oder mußten das Joch der Hunnen auf sich nehmen. Alboin's Name aber wurde hoch berühmt unter den Völkern; bei den Bayern, bei den Sachsen, bei andern Völkern teutscher Sprache wurde seine Freigebigkeit, seine Tapferkeit, seine Kriegskunde im Gesange gefeiert.

Vieles ist in diesen Angaben ungewiß; Manches, dessen hier nicht gedacht worden, ist mährchenhaft. Das aber leidet keinen Zweifel: das Reich der Gepiden ist zu Grunde gegangen, die Avaren sind fortan im Besitze des ganzen

alten Dacien so wie des Landes zwischen der Theiß und der Donau; dasselbe Volk, das vor hundert Jahren gegen Attila's Söhne zuerst die Fahne der Freiheit erhoben, den teutschen Völkern das alte Gut vorgehalten hatte, ist unter die Herrschaft eines hunnischen Volkes gerathen ohne bei teutschen Völkern Hülfe zu finden. Erst nach sieben Menschenaltern hat ein großer König Rache an ihren Unterdrückern genommen.

Die Lage der Langobarden aber war nicht sicherer geworden. Während sie von den Avaren mit Angriffen bedroht waren, blieben die Römer ihren alten Künsten getreu. Nur zwei Dinge hatte Alboin erreicht, die ihm, wohl benutzt, zum Vortheil gereichen mochten. Zuerst hatte er sich als Kriegsfürsten einen großen Namen gemacht; zweitens war er Meister seiner Bewegungen geworden und durfte nicht fürchten, bei einer neuen Unternehmung Hindernisse zu finden, weder durch die Römer noch durch die slavischen Völker. Diese Verhältnisse wohl erkennend, wünschte Alboin sein Volk in ein anderes Land zu führen, das Sicherheit versprach, weil es leicht zu vertheidigen war. Dieses Land war Italien; und in Italien waren die Zustände von solcher Art, daß ihm die Eroberung nicht schwer werden konnte.

Italien war in dem langen Kriege zwischen den Gothen und den Römern auf das Furchtbarste verwüstet; die menschliche Gesellschaft war in die jammervollste Zerrüttung gerathen. Die Einwohner durch alte Erinnerungen getäuscht, durch religiosen Eifer fortgerissen, durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft betrogen, hatten die kaiserlichen Adler mit Freude begrüßt; aber der wechselvolle Krieg von zwanzig Jahren hatte Täuschungen und Hoffnungen zerstört, unermeßliches Unglück gebracht. Nach der Beendigung des Kampfes erfolgten neue Leiden. Pestartige Krankheiten entwickelten sich aus der Verwilderung des Lebens und brachten neue Angst, Noth, Verwüstung. Die römische Verwaltung bewies ihre alte Härte ohne Rücksicht auf das Elend der Menschen: Italien sollte bezahlen was die Eroberung gekostet hatte; der erschöpfte kaiserliche Schatz war neuer Zu-

flüsse bedürftig. Auch scheint Narses, der Sieger, alt und grämlich, vernachlässigt und mißtrauisch, mit ungebührlicher Strenge verfahren zu sein; man hielt ihn für geizig und glaubte, daß er aus der Armuth Italien's große Schätze sammele. Am Verderblichsten jedoch für das unglückliche Land waren vielleicht die Ränke und die Leidenschaften am Hofe zu Constantinopel, und neben denselben der unbegreifliche Eifer für theologische Meinungen, der keine religiösen Gefühle der Menschen zu achten vermochte.

Alboin war wohl bekannt mit den Zuständen in Italien wie mit der Natur dieses Landes: denn zwischen den Gothen und den Langobarden hatte mannichfacher Verkehr Statt gefunden, und während des gothischen Krieges in Italien hatten viele Langobarden im Dienste der Römer gekämpft. Also faßte er den Entschluß, mit seinem ganzen Volke Pannonien, das Land der Gefahr, zu verlassen und nach Italien zu ziehen. Er traf große Vorbereitungen; er soll auch Krieger aus vielen Völkern um sich versammelt haben; am Bedeutendsten aber scheint die Nachricht zu sein, daß er von „seinen alten Freunden" den Sachsen 20,000 Mann mit ihren Weibern und Kindern für seinen Zug nach Italien gewonnen habe: denn diese Nachricht weis't auf die alten Wohnsitze der Langobarden an der Elbe zurück und berechtigt zu der Vermuthung, daß diese Sachsen Langobarden gewesen sind, aus jenem Volke, von welchem die Langobarden in Pannonien einst ausgezogen waren. Die Nachricht selbst scheint keinen Zweifel zu leiden, weil das spätere Schicksal der 20,000 Sachsen wiederholt in den Ueberlieferungen erzählt oder angedeutet wird.

Der Geschichtschreiber der Langobarden berichtet den Hergang in folgender Weise. Die Römer in Italien beklagten sich bei dem Kaiser Justin und seiner Gemahlin Sophia, daß sie sich unter den Gothen besser befunden hätten als jetzt unter der kaiserlichen Herrschaft; sie würden durch Narses zu schwer bedrückt; sie vermöchten diesen Zustand nicht länger zu ertragen; der Kaiser möge sie aus solcher Hand befreien, oder sie würden genöthigt sein sich an Fremde zu wenden. Der Kaiser sandte einen neuen Präfecten,

Longin, nach Italien und befahl Narses zurück zu kehren; die Kaiserin Sophia aber ließ dem alten Sieger spöttisch entbieten: „er möge nur nach Constantinopel kommen, er solle es gut haben; denn er solle den Mägden die Wolle zum Spinnen austheilen.“ Narses erwiderte: „er wolle der Kaiserin ein Gewebe weben, welches sie auf zu trennen nimmer vermögen werde.“ Sogleich legte er sein Amt nieder, begab sich nach Neapel und sandte eine Einladung an Alboin: er möge mit seinem Volke Pannonien's arme Fluren verlassen und Italien's reiche Gefilde in Besitz nehmen. So Paulus. Wie viele Wahrheit in dieser Erzählung liegt, muß ungewiß bleiben. Ganz unwahrscheinlich ist sie im Wesentlichen nicht. Gewiß hat Narses' Einladung den König Alboin nicht zu der Fahrt nach Italien bestimmt, weil diese Fahrt schon lange vorbereitet war; möglich aber ist, daß das Unternehmen durch eine solche Einladung beschleunigt, daß es auch von Narses begünstigt worden sei. Bei Alboin's Ankunft in Italien waren alle römischen Truppen entfernt, und zur Sicherung der Gränze war nicht die mindeste Vorkehrung getroffen. Narses aber wurde durch einen plötzlichen Tod von jeglicher Verantwortlichkeit befreiet.

Nach demselben Geschichtschreiber überliessen die Langobarden Pannonien vertragsmäßig den Avaren unter der Bedingung, daß ihnen das Land wieder eingeräumt werden sollte, wenn sie jemals zur Rückkehr genöthigt wären. Am 3 April des Jahres 568 zogen sie aus dem Lande hinweg, in welchem sie 42 Jahre herdurch ihre Wohnsitze gehabt hatten. In Friaul ließ der König Alboin seinen Neffen Gisulf als Herzog zurück und verstattete demselben zur Vertheidigung dieser gefährdeten Mark die tüchtigsten Faren, Geschlechter, der Langobarden aus zu wählen und in derselben seßhaft zu machen. Der Einzug in Venetien fand kein Hinderniß. Die meisten Städte wurden ohne Widerstand in Besitz genommen. Schon im Monate September war Mailand, welche Stadt durch Narses aus ihrer Asche erstanden war, in ihrer Gewalt. Erst vor Pavia begann ein Kampf, der bald furchtbar wurde; Pavia wurde drei

Jahre lang vertheidigt, und gab durch diese Vertheidigung ein großes Beispiel. Italien wurde von Neuem die Bühne eines heillosen Krieges, der selten unterbrochen, kaum jemals aufgehört hat, so lange die Langobarden ein selbständiges Volk waren. In diesem Krieg aber verirrten sich dieselben bald von der richtigen Bahn, weil sie, zuerst von ihrem Glücke berauscht, später durch den Widerstand erbittert, in große und verderbliche Leidenschaften geriethen, in welchen sie ihre Kräfte theilten. Daher geschah, daß sie mit allen ihren großen Thaten niemals ganz Italien gewannen, sondern daß sie den römischen Kaisern Länder zur Rechten und zur Linken überlassen mußten, welchen ihre Seiten geöffnet blieben; aber es geschah auch, daß sie niemals zur Ruhe, zu Festigkeit und Sicherheit gelangten und darum zuletzt in die Gewalt eines Eroberers fielen, der es nie gewagt haben würde sie an zu greifen, wenn sie einig zu sein und Italien zu vereinigen verstanden hätten.

Siebentes Buch.

1.

Vorbemerkungen.

Die Wanderung der Langobarden nach Italien ist für die Geschichte der Teutschen von großer Bedeutung geworden. Sie sind die Letzten, die auf den Trümmern des vormals römischen Reiches ein neues Reich gegründet haben. Durch ihren Abzug ist auch der letzte Ausbau der germanischen Welt aufgegeben, und diese Welt ist nach Osten hin durch eine fast gerade Linie begränzt worden: Pannonien wurde sogleich von den Avaren in Besitz genommen, und zwischen diesem wilden Volk und den Bayern war die Ens fortan die Gränze; weiter nach Norden schieden die böhmischen Berge und die Elbe die Teutschen von den slavischen Völkern. Endlich haben die Langobarden im Fortgange der Zeit das teutsche Volk von der Gewinnung seiner natürlichen Gränzen im Norden und Osten hinweg in die Wirrnisse Italien's gezogen und dadurch die Bildung eines einigen teutschen Reiches und eines einigen teutschen Volkes behindert. Das fränkische Reich aber ist zunächst und auf lange Zeit der Halt aller teutschen Völker. Zu demselben gehörten schon jetzt alle Völker, die noch auf dem vaterländischen Boden in alter teutscher Sitte fortbestanden, mit Ausnahme der Sachsen und der Friesen; in demselben waren schon zu der Zeit, als Chlotar I einiger König wurde, die Keime zu neuen gesellschaftlichen Verhältnissen gelegt, die nach und nach von Gallien aus über ganz Teutschland verpflanzt worden sind.

Früher ist über die gesellschaftlichen Zustände im alten Teutschland nach römischen Schriftstellern gesprochen worden. Zwischen der Zeit, auf welche sich jene Bemerkungen beziehen, und der Zeit, in welcher Chlotar I einiger König wurde, sind fast 500 Jahre verlaufen. In dieser Zeit ist nicht nur eine neue Welt entstanden, sondern diese Welt hat auch im Ganzen und im Einzelnen große und mannichfache Veränderungen erfahren. In den 500 Jahren aber hat sich Niemand gefunden, der über das Leben und die Weisen der teutschen Eroberer, über die Ursachen so wechselvoller Erscheinungen, über die Mittel zu so großen Thaten, über die Einrichtungen für Erhaltung und Gedeihen in den neuen Reichen berichtet hätte. Begreiflich. Während des langen Kampfes war in den Römern der Sinn für die Geschichte immer mehr erstorben. Der Blick der Wenigen, die sich noch um die Ereignisse bekümmerten, ging nicht über das Getümmel der Schlachtfelder hinaus. Diejenigen, welche die Entscheidung überlebten, zogen sich in den Frieden des Hauses zurück und nahmen ihre Zuflucht zu den Tröstungen der christlichen Religion, oder sie traten in die Dienste der neuen Herren ihres Vaterlandes. Die griechischen Schriftsteller standen den teutschen Völkern zu fern und waren zu beschränkt in ihren Kenntnissen. Auch war die Verachtung der Barbaren noch nicht gewichen und der Stolz auf höhere Bildung nicht verschwunden. Also haben sie von den Sitten und Einrichtungen der teutschen Völker höchstens einen einzelnen Zug hervor gehoben, der, zufällig und entstellt zu ihrer Kenntniß gekommen, etwa durch seine Seltsamkeit die müssige Neugierde reizen zu können schien. Als endlich in den neuen Reichen, im Besondern im Reiche der Franken selbst, das allein für die Geschichte der Teutschen in Betracht kommt, Schriftsteller aufstanden, da war Keiner im Stand, in die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse ein zu gehen, noch weniger die Entstehung und Ausbildung derselben zu entwickeln. Denn diese Schriftsteller waren Geistliche, die selbst von dem Zustande der Dinge um sie her selten mehr erfuhren, als wieweit ihr Kloster, ihre Kirche mit demselben in Berührung kam, und auch Dieses sahen sie nur

mit klösterlichen, mit kirchlichen Augen an. Was aber bei den Schriftstellern vermißt wird, das kann durch Nichts ersetzt werden. Urkunden klären nicht auf; die Gesetze der Völker sind nur in Sammlungen aus spätern Tagen auf uns gekommen, und in den Gesetzen ist vom öffentlichen Rechte fast gar nicht die Rede.

Dennoch ist möglich, zu bestimmten Ansichten von dem Ursprung und der Entwickelung der Dinge im Reiche der Franken zu gelangen, die wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Erstens. Die gesellschaftlichen Einrichtungen im alten freien Teutschland, die früher nach römischen Schriftstellern dargestellt worden sind, bilden die Grundlage der Erscheinungen in späterer Zeit und berechtigen, von einzelnen Nachrichten und Andeutungen aus der folgenden Zeit unterstützt, zu Folgerungen über den Zustand, der sich im Wechsel der Ereignisse gebildet hat. Zweitens. Im Reiche der Franken lebten Eroberer und Unterworfene neben einander: jene eine geringe Zahl kräftiger, aber wenig gebildeter Männer; diese eine große Masse in verschiedenen Verhältnissen, zum Theil von arger Rohheit, zum Theil von hoher Bildung, wohl bekannt mit feinen Genüssen und mit allen Künsten römischer Herrschaft und Verwaltung. Drittens. Schon im Anfange des Reiches wurden die Eroberer für das katholische Christenthum gewonnen, und haben bald Alles zu erhalten und zu fördern gestrebt, was zur Ausübung und Belebung dieser Religion nothwendig zu sein schien. Darüber aber stand nur den Priestern dieser Religion die Entscheidung zu; deßwegen wurden die Eroberer von den Priestern geistig abhängig. Viertens. Bald nach der Eroberung Gallien's haben die Franken ihre Waffen über den Rhein zurück getragen und rein teutsche Völker Theils überwunden, Theils friedlich mit sich vereinigt. Hier hat sich die alte Sitte der Teutschen den erobernden Franken von Neuem vor die Seele gestellt; die vaterländische Sprache ist bei ihnen lebendig angeregt und der alte Geist des Vaterlandes hat sich ihnen von Neuem offenbart. Fünftens. Der Zustand der spätern Zeit ist uns bekannt. Dieser Zustand aber hat sich entwickelt aus dem

Zustande der gegenwärtigen Zeit. Deßwegen berechtigt er zu Schlüssen über die Einrichtungen und die Verhältnisse derselben.

2.

Erste Einrichtungen der Franken in Gallien bis zur Schlacht bei Soissons.

Aus der Erzählung von dem Uebergange des Königes Chlodwig mit seinen Kriegern zum Christenthum ergeben sich drei geschichtliche Wahrheiten. Zuerst. Die Krieger Chlodwig's waren sein Geleit; er nennt sie ein Volk, das ihm folgt, und dieses Volk wird zugleich sein Heer genannt. Zweitens. Das Heer war nur zum Theil in des Königes Nähe: das ganze Volk, das ihn umgab, rief mit Einem Mund, es wolle den wahren Gott verehren und die Taufe empfangen; aber nur 3000 von seinem Heere wurden wirklich getauft. Der größte Theil des Heeres war mithin abwesend und ohne Zweifel in dem unterworfenen Lande vertheilt. Drittens. Der König war abhängig von seinen Kriegern; selbst zu Dingen, die sein heiligstes, persönliches Interesse angingen, glaubte er der Zustimmung seiner Krieger zu bedürfen.

Aber es ist noch eine andere Erzählung von großer Bedeutung aufbehalten. „Als Chlodwig die Römer bei Soissons besiegt hatte, wurden von seinen Kriegern viele Kirchen geplündert. Aus einer dieser Kirchen hatten dieselben einen großen und schönen Krug geraubt. Der Bischof schickte Boten an den König mit der Bitte, daß er doch der Kirche diesen Krug zurück geben möchte. Der König befahl den Boten, ihm nach Soissons zu folgen, wo Alles vertheilt werden würde was die Franken erworben hätten; zugleich versprach er, daß der Bischof den Krug wieder erhalten sollte, wenn er denselben durch das Los erhielte. Zu Soissons wurde die ganze Masse der Beute zusammen gestellt. Der König bat seine Krieger vor der Verlosung, ihm jenes Gefäß zu überlassen. Alle willigten freudig in

das Verlangen. Ein Einziger jedoch schlug mit seiner Streitaxt an den Krug und rief dem Könige zu: Du sollst Nichts bekommen als was das Los Dir zutheilt. Hierauf wurde geloset; der König empfing den Krug und übergab ihm den Boten. Aber er vergaß die Beleidigung nicht. Nach dem Ablauf eines Jahres hielt er Heerschau auf dem Märzfeld. Er durchging alle Reihen der Krieger und kam auch zu dem Manne, der an den Krug geschlagen hatte. Zu diesem sprach er: Keiner hat so schlechte Waffen als du; deine Lanze taugt nicht, dein Schwert taugt nicht, die Streitaxt taugt nicht. Er riß ihm die Streitaxt aus der Hand und warf sie zur Erde. Der Krieger bückte sich um sie auf zu nehmen; der König aber schlug ihm seine Streitaxt in den Kopf. So, sprach er, hast du an den Krug bei Soissons geschlagen. Der Mann starb, und die Furcht war groß unter den Kriegern." Auch aus dieser Erzählung scheinen sich drei geschichtliche Wahrheiten zu ergeben. Zuerst. Das Geleit Chlodwig's bildete ein geschlossenes Heer, von dem Geschichtschreiber eine Phalanx genannt. Zweitens. Ueber dieses Heer gebot der König als Herzog mit der ganzen Gewalt eines Feldherrn; in Dienstsachen hatte er unumschränkte Gewalt; das Geleit muß also dem Könige wie in alten Tagen dem Herzoge zum Gehorsam verpflichtet gewesen sein. Drittens. Das Geleit erhielt sich, ein militarisches Gemeinwesen, durch den Ertrag seiner kriegerischen Fahrten; was durch That und Raub gewonnen war, das war ein gemeinschaftliches Eigenthum, und erst alsdann durfte der Einzelne Etwas als sein besonderes Eigenthum betrachten, wenn es ihm durch das Los zugefallen war.

Von solchen Heeren war das nördliche Gallien unterworfen worden, Land und Leute. Sie hatten diese Eroberungen keineswegs für ihr altes Vaterland gemacht, sondern für sich selbst. Sie sahen dieselben als ihr gemeinschaftliches Eigenthum an: Menschen, Land und Dinge. Nun liessen sie zwar die Menschen in ihren Wohnungen und im Besitze des Landes, aber nur, weil sie wollten, daß das Land bebauet werden sollte, keineswegs, weil sie die Menschen noch als Eigenthümer betrachteten. Sie selbst sahen

sich vielmehr als den Gesammteigenthümer alles Grundes und Bodens an, wie Alles dessen, was sich auf dem Grund und Boden befand. Nach ihren teutschen Begriffen konnten die alten Eigenthümer des eroberten Landes fortan nur ihre Hintersassen sein, die ihnen für die Erlaubniß der Benutzung von Grund und Boden zu Zins und Dienst verpflichtet waren.

Für diese Stellung der Eroberer zu den Unterworfenen zeugt die ganze Geschichte der spätern Zeit; aber sie findet auch ihre Bestätigung in den Gesetzen der Franken. In diesen Gesetzen kommen zwei Classen von Römern vor; die erste wird Besitzer genannt, die andere zinsbar. Die Ersten sind im Rechte den Liten oder Hintersassen auf dem Gut eines teutschen Grundherrn, die Andern sind den Leibeigenen fast gleichgestellt. Römer, die den Franken im Rechte gleich gewesen wären, giebt es nicht, und doch haben die Könige der Franken sich bald mit Römern umgeben und sie zu ihren Tischgenossen gemacht, folglich mit Hofämtern bekleidet; ja, sie haben römischen Männern die wichtigsten Reichsämter anvertrauet, weil sie selbst nicht die nöthigen Kenntnisse hatten um diese Aemter gehörig zu verwalten; die Aemter der christlichen Kirche, zu welcher sich die Franken bekannten, blieben lange Zeit lediglich in römischer Hand, und der Franke bewies den Priestern seines neuen Glaubens eine hohe Ehrfurcht: dennoch ist kein Römer den Franken im Rechte gleich gesetzt worden. Der Grund dieser Ungleichheit im Rechte liegt in den Verhältnissen, die hier angegeben sind: denn nach den Begriffen der Teutschen gehörte zur vollen Freiheit eines Menschen ein Grundeigenthum, und da nun das fränkische Geleit der einzige Eigenthümer des ganzen Landes war, und da mithin alle Römer auf dem Grund und Boden der Franken lebten: so konnte auch kein Römer frei, folglich dem Franken im Rechte nicht gleich sein; er konnte im besten Falle nur die Rechte eines teutschen Hintersassen haben.

Chlodwig's Geleit aber war nicht mehr in den alten Gauen der Franken gebildet worden: es bestand aus salischen Franken, und salische Franken treten in der Geschichte nur

zwischen der Maas und der Waal, der Somme und dem Meer auf. Die Bataver, die Caninefaten und die Bewohner der seeländischen Inseln mögen daher die eigentlichen Stammväter der Salier gewesen sein; aber erst an der andern Seite des Rheines und der Waal kommt der Name zum Vorschein. Dieses nördliche Gallien war schon länger als 100 Jahre vor Chlodwig für die Römer verloren. In demselben hatte ein langer wechselvoller Kampf Statt gefunden; es war sehr verwüstet und von den meisten Bewohnern, die nicht teutsches Stammes waren, längst verlassen. Dagegen behandelten die fränkischen Geleite ihre Volksgenossen allzumal, mochten sie die Enkel der Männer sein, die vor 400 Jahren gegen Cäsar gekämpft hatten, oder mochten sie in späterer Zeit von den Römern Ansiedelungen erhalten haben, wie aus Volksgefühl so aus Klugheit, mit gleicher Schonung; sie liessen und bestätigten ihnen ihren alten Grundbesitz mit vollem Eigenthumsrecht. Aber die Stellung der Geleite zu diesen freien Grundeigenthümern wurde doch sehr verschieden von der Stellung der Grundeigenthümer zu den Geleiten in den alten fränkischen Gauen. In diesen Gauen waren die Grundeigenthümer Herren und Gebieter, und die Geleite hatten nur Einfluß, wiefern sie durch ihre Thaten Ruhm und Reichthum gewonnen hatten; in dem neugewonnenen Lande waren die Geleite Herren und Gebieter, und die teutschen Einwohner erhielten ihre Freiheit und ihr Grundeigenthum nur als Geschenk von den Siegern. Daher mußten sie sich den Anordnungen der Sieger unterwerfen und nach den Gesetzen leben, welche die Sieger ohne ihre Zustimmung auf zu stellen für gut fanden. Aber unter den teutschen Bewohnern des Landes trugen auch wohl Manche Bedenken sich bei dem häufigen Wechsel der Dinge entschieden für die fränkischen Eroberer zu erklären. Diese Menschen wurden von den Siegern nur wie Römer und Gallier behandelt. Daher die verschiedenen Menschenclassen teutsches Stammes, die im Reiche der Franken erscheinen: zuerst salische Franken, die Mitglieder der siegreichen Geleite, die das Reich gegründet hatten und behaupteten; ferner Barbaren, die nach dem salischen Gesetze leben, jene

teutschen Menschen, die vor der Ankunft der Eroberer Grundeigenthümer gewesen und von den Eroberern als freie Volksgenossen begrüßt waren; endlich römische Barbaren, jene teutschen Einwohner Gallien's, die nicht gewagt hatten ihr Schicksal an das Schicksal der Eroberer zu knüpfen und deßwegen den Römern gleich gestellt waren.

Aber es gab in Gallien vieles Land, das römisches Staatsgut gewesen, und vieles, das wüste lag, weil die Eigenthümer verschwunden waren. Dieses Land wurde nach Zeit und Gelegenheit von den Eroberern an teutsche Familien hingegeben, die sich unter dem Schutz ihrer Waffen in Gallien an zu siedeln wünschten. Indeß erhielten diese Ansiedler das Eigenthumsrecht nur bedingungsweise. Der König oder das Geleit, dessen Haupt der König war, behielt sich ein Bannrecht über diese Güter vor: die neuen Eigenthümer mußten sich bei Strafe des Verlustes ihres Eigenthumes verpflichten, Alles zu thun und zu leisten, was zur Förderung der Zwecke des Geleites als nothwendig erkannt ward, im Besondern, das Reich als treue Wehren zu vertheidigen. Diese pflichtigen Freien wurden Baren, Barone, genannt. Denn das Wort Bar scheint das teutsche Wehr zu sein, das durch War und Var hindurch in Gallien zum Bar geworden ist. Die Barone oder Baren waren also königliche Wehren oder solche freie Grundbesitzer, die unter dem Banne des Königes standen.

Aber auch das Land oder die Güter, in deren Besitze die beiden freien Menschenclassen in Gallien waren, die nicht zum Geleite gehörten, werden mit verschiedenen Namen bezeichnet. Jedes freie Grundeigenthum heißt Alod, a Lod, ein Los. Denn bei der Vertheilung der Staatsgüter oder herrenloser Ländereien an teutsche Ansiedler verstatteten die Franken keineswegs ein willkührliches Zugreifen, sondern sie theilten die Ländereien in gewisse gleichmäßige Abschnitte und wie sie selbst ihre gemachte Beute durch das Los zu vertheilen pflegten, so wiesen sie auch diese Ländereien den Ansiedlern nach der Entscheidung des Loses an. Und als auf diese Weise die Wörter Alod und Alodien entstanden waren, wurden dieselben im Fortgange der Zeit mehr und

mehr von allem wahren Eigenthum, von jedem Erbe, zuletzt selbst von beweglichen Dingen gebraucht. Aber es gab zwei Arten von Alodien: die eine wird lediglich mit diesem Worte bezeichnet, die andere mit dem Zusatze: salisches Land. Alodien, ohne Zusatz, sind die Besitzungen derjenigen Teutschen, welche die Franken als Grundeigenthümer vorgefunden hatten; Alodien mit dem Zusatze: salisches Land, sind die Besitzungen, welche teutschen Menschen von dem Gesammteigenthume der Franken nach der Entscheidung des Loses bedingungsweise eigenthümlich zugestanden waren: die Güter, deren Eigenthümer als Baren oder Barone erscheinen. Daher die berühmte und arg mißverstandene Bestimmung im salischen Gesetze, daß vom salischen Lande Nichts an Frauen kommen, sondern das ganze Erbe bei dem männlichen Stamme des Besitzers bleiben solle. Weil nämlich auf diesen Alodien salisches Landes Verpflichtungen lagen, so sollte die Theilung derselben verhütet werden, damit den Nachkommen des ersten Erwerbers die Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit nicht unmöglich gemacht würde.

Aus diesen Bemerkungen über den Zustand der Dinge in Gallien unter der Herrschaft der Franken bis zur Schlacht von Soissons ergiebt sich um es kurz zu wiederholen Folgendes. Es gab zwei Menschenclassen, Freie und Unfreie. Die Freien bestanden zuerst aus den Männern des erobernden Geleites, aus den eigentlichen Franken oder den salischen Franken, und zweitens aus den Barbaren oder den Teutschen, die nach salischem Rechte lebten. Die Ersten waren in ihrer Gesammtheit die Grundeigenthümer des ganzen eroberten Landes; die Andern waren in diesem eroberten Lande freie Eigenthümer bestimmter Grundstücke oder Alodien. Ein Theil von ihnen besaß dieses Eigenthum als altes erbliches Gut, einem andern Theile, den Baren oder Baronen, waren Lose aus dem salischen Lande bedingungsweise zur Ansiedelung erblich zugestanden. Die öffentliche Gewalt war bei der Gemeinde der Eroberer oder bei dem Geleite. Das Haupt des Geleites, der König, war in allen Dingen die nicht den Kriegsdienst betrafen abhängig von

der Entscheidung des Geleites, gebot aber in Allem was zum Kriegsdienste gehörte mit der ganzen Gewalt eines Feldherrn oder Herzoges und stand mit der Entscheidung des Geleites allen übrigen Menschen als Herr und Gebieter gegenüber. Die Unfreien hingegen bestanden zuerst aus den Römern, die vor der Ankunft der Franken Grundbesitzer gewesen waren; ferner aus den Liten oder Hintersassen teutsches Stammes, die nirgends fehlten, wo sich ein freies Gehöfte bildete, und aus den römischen Barbaren oder aus solchen Teutschen, die nicht nach salischem Rechte lebten; endlich aus Römern, die schon früher zinspflichtig gewesen waren, und aus Leibeigenen oder Knechten.

3.

Weitere Einrichtungen im Reiche der Franken bis zu Chlodwig's Tode.

Nach dem Siege bei Soissons fiel das ganze Land bis zur Loire in die Gewalt der Franken. In den spätern Kriegen brachte Chlodwig auch die Alemannen, den größten Theil der Gothen und die sämmtlichen Franken in Gallien zur Anerkennung seines Reiches und seiner Herrschaft. Und so weit die Waffen der salischen Franken kamen, wurden Menschen und Güter in dieselben Verhältnisse gebracht, die schon im nördlichen Gallien bestanden. Aber diese Verhältnisse erlitten doch wesentliche Abänderungen.

Das innere, das westliche und südliche Gallien hatte in dem langen Kriege nicht so viele Drangsale erlitten als das nördliche und östliche. In denselben erhob sich eine Menge von Städten, deren alte Herrlichkeit zwar dahin war, die aber zum Theil noch einen Rest vormaliges Reichthums und Glanzes bewahrt hatten. Diesen Städten gegenüber hatten Chlodwig und seine Krieger eine gefahrvolle Stellung. An eine Verteutschung war nicht zu denken; und doch sollte das eroberte Land behauptet, die alten Einwohner sollten in Unterwürfigkeit erhalten, jeder Feind von den Gränzen zurückgewiesen werden. Daher war ein festes Zusammenhalten der

Eroberer nothwendig: sie mußten ein stehendes, stets vollständiges und wachsendes Geleit werden. Die Verbindung der Leute mit dem Könige wurde daher durch neue Schwüre der Treue und des militarischen Gehorsames befestigt; die Leute des Königes wurden die Heermannen der Franken, und der König nannte sie seine Getreuen. Sie standen in diesen Tagen bleibender Gefahr wie ein einziger Familienkeil um den König und bildeten in diesem Sinne die königliche Familie oder das königliche Haus. In den eroberten Ländern fand man überall Jünglinge und Männer teutsches Stammes, die selbst oder deren Väter von den Römern aus den Gauen des Vaterlandes hinweg geführt oder in Schlachten Gefangene der Römer geworden waren. Die Ketten dieser Sklaven wurden gebrochen, und sie selbst in die Gemeinde ihrer Retter aufgenommen. Von den besiegten Gothen traten gewiß Manche in das königliche Geleit der Franken; die besiegten Alemannen riefen dem Könige Chlodwig zu: wir sind Dein; die Ripuarier in Gallien, ebenfalls ein Geleit des Königes Siegbert, wurden Leute des Königes Chlodwig; die übrigen Franken in Gallien, deren Könige vor Chlodwig zu Grunde gingen, versagten gleichfalls ihren Arm und ihre Treue nicht; endlich mögen auch manche Römer, die durch wahren oder erheuchelten Eifer für die Sache der Eroberer wichtige Dienste geleistet hatten, um so lieber in das Geleit aufgenommen worden sein, je brauchbarer sie durch ihre Kenntniß der Sprache, der Schrift und der Sitten des Landes zu sein schienen. Also wurde die Macht des Königes groß: aber sie wurde nur groß zur That, nur zu Krieg und Schlacht; dagegen blieben die Könige beschränkt in ihrem Wollen und in ihren Entschlüssen. Wegen jedes Krieges, wegen jedes Dienstes, wegen jeder öffentlichen Angelegenheit mußte der König seine Getreuen zu Rathe ziehen, ihre Meinung vernehmen und sich nach ihrer Entscheidung richten. Daher war jedes Feldlager ein Reichstag und jeder Reichstag ein Feldlager; daher galten dienende Männer für freie Männer: der Dienst stand höher als die Freiheit, und das Herrnthum verdrängte das Volksthum. In den teutschen Gauen ruhte die Freiheit auf dem Grundeigenthum, und das Haus

der Familie beschützte sie; in dem neuen Reiche der Franken hing die Freiheit an dem beschworenen Dienst, und die Fahne des Königes war ihr Schirm.

Aber für beständigen Dienst gehörte beständiger Lohn. Dieser Lohn, früher durch den Krieg gewonnen, konnte jetzt nicht mehr auf die alte Weise gewährt werden. Daher ward eine gemeinschaftliche Casse errichtet, in welche der Ertrag des großen gemeinschaftlichen Eigenthumes gesammelt, aus welcher die Bedürfnisse des Reiches, so wie des Königes und seiner Leute befriedigt wurden. Diese Casse hieß der Fiscus. Da dieselbe den ganzen Ertrag des eroberten Landes als gemeinschaftliches Eigenthum des Königes und seiner Leute umfaßte, so ward auch alles Land zum Fiscus gerechnet, das nicht als freies Eigenthum einzelnen Menschen gelassen oder übergeben war. Also enthielt der Fiscus das unbewegliche wie das bewegliche Eigenthum der Eroberer. Und wenn ein freies Eigenthum, ein wahres Erbe zu dem gemeinschaftlichen Eigenthume der Eroberer gezogen ward, etwa weil der Eigenthümer ein Verbrechen begangen hatte, oder weil er keinen Erben hinterließ, so wurde dasselbe confiscirt oder mit dem Gesammteigenthume der Eroberer vereinigt. Je bedeutender aber der Fiscus war, desto nothwendiger ward eine geordnete Verwaltung desselben, welche dem Könige weder angesonnen noch überlassen werden konnte. Deßwegen ward alljährlich von den Leuten auf dem allgemeinen Reichstage, der im Monate März gehalten und das Märzfeld genannt ward, ein Verwalter des Fiscus, nach unserer Art zu reden ein Finanzminister gewählt, welcher die Verwaltung im Namen des Königs und des königlichen Hauses zu besorgen hatte und dem König und den Leuten selbst rechnungspflichtig blieb. Dieser Mann, welchem nach dem Könige das wichtigste Geschäft für die Erhaltung des Reiches oblag, weil das Band, das die Leute umschlang, seine Stärke nur durch den Fiscus erhielt, wird in dieser Zeit noch nicht mit einem besondern Namen genannt, ja es wird seiner gar nicht gedacht; nach einiger Zeit aber tritt derselbe wie ein alter Reichsbeamter unter dem Namen Major Domus in die Geschichte ein. Der teutsche Name für denselben war

Hausmeister (magister domus regiae). Denn der König wurde der Senior der Leute genannt, die er zur Vertheidigung und Erweiterung des Reiches anführte; der Verwalter des Fiscus, aus welchem die Gesammtheit der Leute, das königliche Haus, die Möglichkeit des Bestehens gewann, erhielt daher schicklich genug den Namen Major des königlichen Hauses. Im Fortgange der Zeit aber wird der Major Domus um seine hohe Stellung, seine große Gewalt noch mehr hervor zu heben abwechselnd mit den Namen: Comes des königlichen Hauses, Wächter und Schirmer des Reiches, Unterkönig, Consul des Reiches der Franken, Major des königlichen Hauses in der Pfalz und im ganzen Reiche, beehrt: denn wie der Fiscus aus dem ganzen Reiche seine Einnahme erhielt, so war auch das königliche Haus durch das ganze Reich vertheilt, und nur ein kleiner Theil befand sich um die Person des Königes zur Ehre und zur Sicherheit; mithin befand sich das königliche Haus in der königlichen Pfalz und im ganzen Reich, und der Verwalter des Fiscus führte mit Recht den Namen: Meister des königlichen Hauses in der Pfalz und im ganzen Reiche.

Die Vertheilung der Leute aber in die Provinzen und an die Gränzen des Reiches geschah zur Erhaltung der Ruhe und zur Vertheidigung der Gränzen. Die einzelnen Abtheilungen erhielten ein bestimmtes Standlager. Aus den Kreisen, die der Wirksamkeit dieser Abtheilungen untergeben waren, sind die Gaue entstanden, welche jedoch häufig andere Gränzen erhalten haben, weil man im Fortgange der Zeit die bischöflichen Sprengel mit der militarischen Kreiseintheilung in Uebereinstimmung zu bringen suchte. Der Mann, dem der Befehl über eine solche Abtheilung von Leuten übergeben wurde, mußte im Angesichte derselben noch einen besondern Eid der Treue in die Hand des Königes schwören und ward alsdann ein Betraueter, ein Antrustio des Königes genannt. Er hieß auch Herzog, weil er einen militarischen Oberbefehl hatte; er hieß Graf, weil ihm die Sorge für Ruhe und Ordnung und die Pflege des Rechtes oblag.

Zugleich mit der Vertheilung des Geleites wurden Einrichtungen getroffen, welche die Grundlage der spätern Gau-

verfassung geworden sind. Denn die Franken fanden bei der Ausbreitung des Reiches fortwährend Menschen teutsches Stammes, welchen sie, wie früher so jetzt, wenn dieselben etwa nicht in das Geleit oder in die Heermannei eintreten wollten oder konnten, Grundeigenthum, Alodien, vom salischen Land ertheilten. Auch zogen gewiß aus den Gauen Teutschland's immer einzelne Menschen und Familien dem Glücke der Franken nach und erhielten gleichfalls, wenn sie für die Waffen im Geleite nicht geeignet waren, freies Grundeigenthum vom salischen Land. Um so nothwendiger war es, eine bestimmte rechtliche Ordnung für die teutsche Welt in Gallien zu schaffen. Großes und Wichtiges wurde von den Einrichtungen in den Gauen Teutschland's beibehalten: die Eigenthümer mußten in Tagen der Gefahr als Wehre unter die Waffen treten; sie durften öffentliche Gautage halten um über ihre Angelegenheiten Rath zu pflegen und die Vorsteher zu wählen, die im Frieden die Gesetze in Anwendung zu bringen und im Kriege die Wehren zum Kampfe zu führen hatten. Aber die neuen Verhältnisse führten auch zu großen Neuerungen. In den teutschen Gauen gab es einen Adel des Grundbesitzes, auch einen Adel der Aufopferung, der That und des Ruhmes: dieser Unterschied der Menschen wird im Reiche der Franken nicht gefunden; kein Vorzug irgend einer Art fand Statt unter den Freien. Jener Unterschied der Menschen in den teutschen Gauen war durch den Wechsel der Dinge im Ablaufe von Jahrhunderten erzeugt; im Reiche der Franken war Alles Menschenwerk, Alles neu und gleich in Ursprung und Stellung; das Grundeigenthum war nicht angestammt und vom Vater auf den Sohn und den Enkel vererbt, sondern es war ein freies Geschenk der Eroberer. Auszeichnungen aber und Ruhm gab es nur unter den Eroberern. Diese Eroberer mochten sich daher als Höhere ansehen, weil sie die Herren waren und die Güter vertheilten: unter den Empfängern konnte es kein Höher und kein Niedriger geben: sie waren Alle gleich in der anerkannten Freiheit. Ebenso fiel auch die Willkühr hinweg, die in den teutschen Gauen dem einzelnen freien Manne zustand. In seinem Haus, auf seinem

Hofe war der neue Grundbesitzer noch Herr und Gebieter, zu seinen Hintersassen und zu seinem Gesinde hatte er die alte Stellung: über allen andern gesellschaftlichen Verhältnissen schwebte der königliche Bann. Der freie Wehr im Reiche der Franken, Bar oder Baron genannt, mußte mit seinen Hintersassen unter die Waffen treten, wenn die königliche Fahne aufgestellt war; er mußte in der Versammlung der Gemeinde erscheinen, zu der er berufen ward, am vorgeschriebenen Tage, zur bestimmten Stunde; er mußte aufgefordert zu Gericht sitzen. Versäumte er den Befehl, so ward er rechtlich bestraft. Uebrigens wurde der neue Gau im Reiche der Franken nach der Weise der Gauen in Teutschland gegliedert, in kleinere Kreise abgetheilt: in Marken und Gemeinden. Die Gemeinde hieß eine Zehnt, die Mark eine Hundert: der Mark stand ein Obmann vor, welcher den Namen Hundertmann, Centenar, Centgraf, der Gemeinde ein Obmann, welcher der Zehntmann, der Zehntner und in der verdorbenen lateinischen Sprache der Tungin genannt wurde. Die Centenare und die Tungine wurden von den Marken und Gemeinden gewählt und von dem Grafen im Namen des Königes bestätigt.

Diese Einrichtung der Gaue aber reichte nicht aus für die Städte und das städtische Leben. Auch wurden die Städte nicht in die Ordnung der Gaue hinein gezogen; vielmehr liessen die Franken die Städte in der Verfassung bestehen, in welcher sie dieselben fanden. Sie sahen sich allerdings wie im Lande so in den Städten als die Herren der Menschen und der Dinge an, aber es gab für sie keine bessere Benutzung dieses Eigenthumes als die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse. Die Städte in Gallien mögen daher in Hinsicht ihrer Gewerbe und ihres Handels verloren haben; aber sie haben in Hinsicht ihres innern Lebens nicht verloren, wenn gleich selbst der vornehmste Einwohner einer Stadt den Franken gegenüber nur einem teutschen Lit im Rechte gleich blieb. Wahrscheinlich haben sie sogar gewonnen. Die Städte in Gallien nämlich hatten ursprünglich kleine Gemeinwesen gebildet, welche zwar zu Steuern und Kriegsdiensten verpflichtet waren, welchen aber ihre eigenen Ange-

legenheiten selbst zu berathen und zu besorgen zustand. Sie hatten ihr Gebiet, ihre Einkünfte, ihre Ordnung, ihre Gliederung gehabt; die Verwaltung ihres Vermögens war ihnen selbst überlassen gewesen; für Ruhe und Sicherheit hatten sie selbst die nöthigen Anstalten getroffen: nur die Hoheit hatte dem Reich und dem Kaiser gebührt, und die Rechtspflege war dem kaiserlichen Statthalter vorbehalten gewesen. So waren sie bestanden, gewachsen, gediehen, besonders in der Ruhe des zweiten Jahrhundertes. Die Stürme im dritten Jahrhunderte hatte auch sie getroffen, aber im Wesentlichen war der alte Zustand geblieben. Seit Constantin dem Großen aber waren wie das ganze Reich so auch die Städte in Gallien durch die neuen Einrichtungen dieses Kaisers immer mehr in Zerrüttung und Verfall gerathen. Daher war die Sehnsucht der Menschen nach ihrer Erlösung vom römischen Joche durch die Barbaren, vor Allen durch die rechtgläubigen Franken längst allgemein in den Städten Gallien's geworden. Daher wurden auch die Franken überall mit Freuden empfangen. Durch diese Sieger wurden dann zwar den Römern alle teutschen Sklaven, die sich in einer Stadt befanden, genommen und in Freiheit gesetzt; überdieß trat an die Stelle des kaiserlichen Statthalters ein königlicher Antrustio, welcher die Hoheit der Eroberer zu wahren und für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte; endlich wurden auch die eroberten Städte der Einquartirung unterworfen, so wie die Heerzüge der Franken dieselbe nöthig machten. Dagegen aber blieb den Einwohnern alles Uebrige das sie besaßen: das römische Recht, auf welchem ihre gesellschaftlichen Einrichtungen standen, wurde nicht verletzt; in ihren Wirken und Treiben wurden sie nicht gestört, und der Druck der Steuern hörte auf, weil die Bedürfnisse der Franken weniger groß waren und weil sie auch die Künste nicht kannten, welche die römische Herrschaft so verderblich gemacht hatten; endlich wurden die Städte von der Verpflichtung zum Kriegsdienste befreiet. Dennoch blieb die Stellung der Städte immer unsicher, weil die Franken keinen Vertrag eingingen und durch Nichts gebunden waren. Die Noth war ihr Gesetz, der Vortheil ihr Maß. Daher

sind auch die Städte in einzelnen Fällen großen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen; im Allgemeinen jedoch wurden sie im Anfange durch das Verfahren der Franken geschont und dadurch gewonnen. Uebrigens war es eine natürliche Folge, daß auch die Römer, die außerhalb der Städte lebten, in ihren Verhältnissen zu einander das römische Recht behielten, während sie wie die Einwohner der Städte in ihren Verhältnissen zu den Franken dem fränkischen Recht unterworfen wurden.

Noch ist eines wichtigen Verhältnisses zu gedenken, das wesentlich zur Befestigung des fränkischen Reiches beigetragen hat: des Verhältnisses der Franken zu den christlichen Kirchen oder vielmehr zu der katholischen Priesterschaft.

Das Christenthum hatte sich nach und nach in Gallien verbreitet; vor der Mitte des zweiten Jahrhundertes ist es kaum zu bemerken, und erst in der zweiten Hälfte desselben hatte es seine ersten Märtyrer. Von der Mitte des dritten Jahrhundertes an ging die Bekehrung zum Christenthume mit großer Schnelligkeit weiter. Denn das Reich wich immer mehr aus seinen Fugen, und in die Spalten klammerte sich die neue Lehre mit jedem Tage fester, weil den Menschen kein Trost übrig blieb als eine freudige Aussicht in die Ewigkeit. Nach Constantin dem Großen beförderten auch weltliche Interessen häufig den Uebergang zum Christenthum. Alle, die bei dem Heer oder bei der Verwaltung in einem Amte standen, mußten Christen werden; Alle die besorgt waren wegen ihres Vermögens erhoben die Hände zum Kreuze. Noch ehe durch Theodosius den Großen heidnische Opfer bei Todesstrafe verboten wurden, hatte der heilige Martin, Bischof von Tours, in seinem Sprengel alles heidnische Wesen mit Feuer und Schwert ausgerottet und allen Bischöfen Gallien's ein großes Beispiel gegeben. Zugleich war das Land mit christlichen Kirchen und Klöstern angefüllt. Die Zahl der Geistlichen wurde groß, und sie gewannen einen gewaltigen Einfluß auf die Verhältnisse des Lebens, nicht bloß weil sie einen festen Verein bildeten, sondern auch weil sie große Besitzungen gewannen. Denn Constantin hatte den Kirchen erlaubt, Eigenthum durch Kauf, Schenkung und Erb-

schaft zu erwerben; und bei dem Verfalle des Reiches, bei der Verminderung der Volkszahl und der Verarmung so vieler Menschen ward es leicht, zu geringen Preisen große Güter an die Kirchen zu bringen. Und an Schenkungen fehlte es auch nicht. Constantin selbst hatte aus Frömmigkeit oder Klugheit Vieles an die Kirchen hingegeben; manche Menschen jegliches Standes, von Frömmigkeit getrieben, von ihrem Gewissen gequält, durch unlöbliche Künste verlockt, folgten dem Beispiele des großen Kaisers: es wurde nach und nach Sitte, es wurde gleichsam Ehrensache die Kirchen zu bedenken. Diese Güter zwar besaßen die Geistlichen nicht steuerfrei; aber zur Zahlung einer persönlichen Steuer war kein Geistlicher verpflichtet. Auch war jeder Geistliche von der Uebernahme eines weltlichen Amtes entbunden. Ueberdieß war der Geistliche der bürgerlichen Obrigkeit entzogen, und nur ein schweres Verbrechen warf die untern Geistlichen in die Hand der weltlichen Obrigkeit zurück: auch hatten die Kirchen das Recht allen Verbrechern einen Schutzort zu gewähren. Endlich war der Kirchenbann den jeder Bischof aussprechen durfte eine mächtige Waffe, die selbst die Größten und Höchsten zum Zittern brachte. Wegen solcher Vortheile war der Zudrang zu den geistlichen Würden groß, und nicht Alle weihten sich aus bloß geistigen Gründen dem Dienste des Altars. Im Besondern aber suchten solche Männer, die Etwas von Wissenschaft und Gelehrtheit in sich trugen, Rettung gegen den Sturm dieser Zeit hinter den heiligen Mauern der Klöster.

So war der Zustand der christlichen Kirchen, als Chlodwig und seine Franken das Bekenntniß des christlichen Glaubens ablegten. Was sie auch zu dem Uebertritte zum Christenthume bewogen haben mag: Chlodwig konnte seinen Siegen keine bessere Stütze geben als die Rechtgläubigkeit, die von einer so starken und gewaltigen Priesterschaft in Gallien vertreten, gehalten und getragen wurde. Daher ließ er auch das Kirchenwesen in dem Zustand, in welchem dasselbe bestand. Die Bischöfe, von den Geistlichen und den Gemeinden gewählt, wie die untern Geistlichen von den Gemeinden selbst, wurden zwar vom Könige bestätigt; in einzelnen Fällen

griff der König auch willkührlich ein, und Bischöfe wurden abgesetzt oder vertrieben: im Wesentlichen aber blieb in der Kirche Alles römisch, die Verfassung wie das Recht, die Sprache wie der Brauch. Das Vermögen der Kirche wurde nicht vermindert, sondern gemehrt: die Geistlichen wußten sich sogar bald von der Grundsteuer zu befreien. Im Monat Julius des Jahres 511 fand eine Versammlung gallischer Bischöfe, die erste kirchliche Versammlung unter der Herrschaft der Franken, mit Chlodwig's Zustimmung zu Orleans Statt. Nach dem Wunsche des Königes sollte dieselbe eine Aussöhnung zwischen den Katholiken und den Arianern zu erleichtern und zu vermitteln suchen. Die ehrwürdigen Väter aber benutzten diese Gelegenheit um ihre alten Freiheiten rechtlich fest zu stellen, und die Freiheit der Kirchengüter von allen Steuern für ein unveräußerliches Recht der Kirche zu erklären. Diese Erklärung wurde dadurch noch bedeutender, daß Chlodwig schon ein Paar Monate nach dem Schlusse der Versammlung starb, und daß nach seinem Tode die Theilung und Schwächung der königlichen Macht eintrat. Später wollte der König Chlotar wieder gewinnen, was dem Reiche durch die Bischöfe entzogen war: er befahl, daß alle Kirchen seines Reiches den dritten Theil ihres Einkommens an den Fiscus entrichten sollten; aber an dieser Uebertreibung scheiterte der Versuch. Ein Bischof Injuriosus rief ihm zu: „Wenn du das Eigenthum des Herrn raubst, so wird der Herr das Reich von dir nehmen. Du solltest aus deinem Speicher den Armen ernähren, und du willst deinen Speicher mit dem Pfennige der Armen füllen?“ Vor diesen Worten erschrocken, verwarf der König was er gethan hatte und suchte den zornigen Bischof durch Geschenke zu bewegen, daß er für ihn zum heiligen Martin beten möchte.

Uebrigens errichtete schon Chlodwig einen königlichen Hof, umgab sich mit königlicher Pracht. So lange er, den Degen in der Faust, von Eroberung zu Eroberung zog, war er in den Augen der Römer nur der barbarische Führer barbarischer Scharen, dem man ausweichen, vor dem man sich niederwerfen müßte, bis der Sturm vorüber wäre. Seine Schöpfung war ein Gebäude ohne Säule und Wand; nur

wo er sich selbst befand, wo seine Leute das Schwert schwangen, war sein Reich. Nachdem aber Chlodwig seinen Sitz in Paris genommen und seine Gemahlin in die königliche Pfalz eingeführt hatte, bekam das Reich einen Herd und die Herrschaft einen Halt. Ein Stern der Ordnung war aufgestellt für alle Gewalten, und Franken und Römer wußten, wohin sie, wenn sie den König suchten, ihr Auge zu richten hatten. Bei der Einrichtung des neuen Hofes diente der kaiserliche Hof zum Vorbild; aber die Sitten des alten Vaterlandes mischten sich gleichfalls ein. Das neue Hofwesen vereinigte sonderbare und widerspruchsvolle Dinge; dennoch erkannten die Römer, daß sie einen neuen Herrn hatten und vergaßen nach und nach des Kaisers. Vornehme Männer geistliches und weltliches Standes drängten sich an den Stuhl hinan, der nunmehr zum Thron aufgeschmückt war, und fanden im Hofleben Unterhaltung und Beschäftigung. Die Franken aber liessen sich die neue Herrlichkeit gefallen. Der Glanz, der ihren König umgab, war ja eine Feier ihrer eigenen Thaten; er war der Stempel den der König auf die Siege seines Geleites gesetzt hatte.

4.

Des Lehenwesens Ursprung, Natur und Entwickelung.

Bei der Theilung der königlichen Würde nach Chlodwig's Tode kam es auf zwei Dinge an: auf die Leute und auf den Fiscus. Die Leute mußten nach der Größe der Gefahr vertheilt, der Fiscus mußte jedem Theile verhältnißmäßig zugewiesen werden. Im Innern Gallien's und gegen das Meer hin war die Gefahr weniger groß als an den Gränzen; dort waren weniger Leute nothwendig als hier; die Reiche konnten im Westen und Norden kleiner sein als im Osten und Süden. Der Fiscus bestand aus zwei Theilen: aus den Steuern der Römer und aus dem Ertrage des Landes, welches als unmittelbares Eigenthum der Eroberer von fiscalischen Knechten und Mägden bebauet wurde. Der Ertrag der Steuern war im Innern Gallien's größer als in

den Ländern an den unsichern und verödeten Gränzen: deßwegen mußte den Königen, welchen das Loos die Gränzländer zuwarf, eine größere Landmasse eingeräumt werden. Uebrigens erhielt der getheilte Fiscus auch eine getheilte Verwaltung, und neben jedem König ward ein eigener Hausmeister aufgestellt.

Durch die Theilung der königlichen Würde erkannten die Leute den Grundsatz an, daß diese Würde erblich sei und auf die sämmtlichen Söhne eines Königes übergehe. Dadurch wurde das Schicksal des königlichen Hauses in menschlicher Weise festgestellt. Aber die Lage der Leute blieb ungewiß: sie standen auf ihren Thaten und hingen ab von ihren Siegen; die Eroberung von ganz Gallien hatte ihr Schicksal keineswegs entschieden. Daher erschien ihnen dasselbe nunmehr bedenklich. Der einzelne Leut, durch Alter, Krankheit, Wunden genöthigt, dem Dienst unter den Waffen zu entsagen, hatte bisher eine Grundbesitzung eigenthümlich als Alod erhalten; aber er selbst, der Getreue, war mit der Annahme einer solchen Belohnung in ein geringeres Verhältniß getreten: er war Baron, der Herr ein Gehorchender geworden. Auch schmolz das Gemeingut des Geleites durch die beständige Ertheilung von Alodien bald um so schneller zusammen, je geschickter die frische Kraft des neuen Glaubens von den Geistlichen zur Vermehrung ihres Grundbesitzes benutzt ward. Inzwischen war den Alemannen in Gallien, obgleich sie Chlodwig's Leute geworden, das Land das sie früher erobert hatten gelassen: sie waren in diesem Land alle seßhaft geblieben, weßwegen sie vielleicht neben dem Namen Alemannen den Namen Alesaten, Alsassen, Elsassen erhalten haben, wie ihr Land den Namen Alesatia, Alsatia, Elsaß. Die Westgothen, von den Franken unterworfen, waren gleichfalls Grundeigenthümer, und doch waren viele in das königliche Geleit eingetreten. Bald fand in Burgundien dasselbe Statt, und endlich trat den Franken in Thüringen, in den fränkischen Gauen, in Schwaben, in Bayern das alte Leben der Teutschen von Neuem entgegen: der Grundbesitz zeigte ihnen seinen Reiz und sein Recht. So ward in ihnen die Sehnsucht nach Grundbesitz immer stärker aufgeregt.

Und noch ein anderer Umstand wirkte ein. Seit der Theilung der königlichen Würde war die ursprüngliche, völlig gleiche Lage der Leute verschieden geworden. Der Eine von den Theilkönigen that Vieles mit seinen Leuten, der Andere Nichts; jener eroberte, dieser genoß. Die Schuld der Leute war es nicht, daß sie in That und Gewinn nicht gleich blieben. Daher Eifersucht, Mistgunst, Mißtrauen, Unzufriedenheit. Diesem Uebel konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß die Ansprüche und Wünsche der sämmtlichen Leute gleichmäßig befriedigt wurden. Eine solche Befriedigung aber war nur möglich durch die Ertheilung eines untheilbaren Grundbesitzes, welcher die Dienste vergalt, die der Leut dem Reiche zu leisten hatte, gleichviel, ob sie von allen Leuten gleichmäßig gefordert wurden oder nicht.

Der Fiscus war reich. Ein jeder Leut konnte von dem Gesammteigenthum ein Gut erhalten, das groß genug war um ihm ein häusliches Leben möglich zu machen und durch seinen Ertrag, was er für das Reich zu thun verpflichtet war, würdig zu vergelten. Aber das Gut durfte nicht als Belohnung für geleistete Dienste betrachtet werden, sondern als Belohnung für die Verpflichtung zum fortlaufenden Dienste. Das Geleistete mochte dem Leut einen Anspruch auf ein solches Gut geben: der Besitz desselben mußte ein Mittel bleiben zur Erhaltung des Geleites und zu steter Erfüllung der Pflichten desselben. Eben deßwegen durfte das Gut dem Leut keineswegs als freies Eigenthum überliefert werden, sondern nur als ein Eigenthum des Fiscus: wenn er aufhörte die Dienste zu leisten, zu welchen er sich verpflichtet hatte, so mußte das Gut zu neuer Verfügung an den Fiscus zurück fallen. Auch bei dem Tode des Leut mußte der Eigenthümer des Gutes, der Fiscus, dasselbe wieder in Besitz nehmen um es einem andern Leut zu überlassen, der die Verpflichtung des Verstorbenen auf sich nahm.

Die Ausführung einer solchen Maßregel hatte unermeßliche Schwierigkeiten; dennoch ist sie ausgeführt worden. Zuverlässig aber ist mehr als ein Menschenalter verlaufen, ehe die Ausführung vollendet war. Die Geschichte schweigt.

Eine Einrichtung von der größten Wichtigkeit hat keine Aufmerksamkeit gefunden, oder man hat für das Beste gehalten ihres Ursprunges und ihrer Art nicht zu erwähnen. Gewiß aber ist: die Einrichtung steht bald im Leben da; sie zeigt sich in einer solchen Gestalt, daß die Entstehung kaum in einer andern Weise Statt gehabt haben kann; sie zeigt sich aber auch so früh ausgebildet, daß dieselbe in die Zeit zwischen Chlodwig's Tod und der Mitte des sechsten Jahrhundertes gesetzt werden muß.

In den ersten Zeiten behielten die Güter der Leute den Namen Fiscus, weil sie fort und fort als Theile des Fiscus angesehen werden sollten. Bald wurde ihnen der zweideutigere Name fiscalische Güter beigelegt, und nur die Könige hielten den Namen Fiscus noch lange fest. Alsdann wurde der Name Dienstlohn, Beneficium, für ein solches Gut gebräuchlich. Die Leute zogen diesen Namen vor, weil sie das Gut als eine billige Vergeltung für geleistete Dienste angesehen wissen wollten; die Könige gebrauchten denselben gern in einer solchen Wendung, als verdankten die Leute das Gut nur ihrem Wohlwollen. Noch lieber nannten die Leute das Gut, das ihnen ertheilt war, ihre Ehre, ihren Dank; die Könige vermieden diese Benennung lange, oder gebrauchten sie nur, wenn sie besonders ausgezeichnete Verdienste belohnen oder ausgezeichnete Männer zu großen Verdiensten anreizen wollten. Und auch für die Leute kam ein neuer Name auf. Sie wurden Vassen, Veste, genannt, weil sie durch den Besitz eines Beneficium gleichsam in der Verbindung festgehalten wurden: daher ist auch dieses Wort am Längsten im Leben geblieben, und die Könige und Fürsten haben in späterer Zeit bis zu unsern Tagen herab ihre Leute mit dem Namen Veste angeredet. Bald aber ist das Wort Vassen häufig in Vassallen verwandelt, endlich vor diesem jüngern Worte gänzlich verschwunden. Und auch der Name Leute ist nach und nach zurück getreten: selbst solche Leute, die noch kein Beneficium erhalten hatten, wurden mit dem Namen Vassallen beehrt. Dagegen wurde der alte Name: Getreue aufrecht erhalten, weil derselbe ein anerkanntes Zeugniß und zugleich eine Erinnerung an Eid und Pflicht

enthielt. Uebrigens geriethen die Römer, welche auf einem fiscalischen Gute gelebt hatten, in das Verhältniß entweder der Litschaft oder der Hörigkeit zu dem neuen Vassen, dem dieses Gut zugetheilt wurde.

Und nun änderten sich alle Verhältnisse des Lebens. Zuvörderst wurden die Vassallen, auf ihre neuen Güter zerstreuet, Landwirthe, legten die Waffen aus der Hand und ergriffen sie nur wieder, wenn sie zum Dienste berufen wurden. Als Landwirthe und als Bewohner irgend eines Gaues kamen sie unter die Gerichtsbarkeit des Tungins, des Centenars, des Grafen; als Glieder des Geleites hingegen, also in allen militarischen Angelegenheiten, blieben sie den Beschlüssen des Königes und ihrer Genossen unterworfen und wurden nach den Gesetzen des Geleites gerichtet. In dieser Hinsicht konnten sie sich des Ungehorsams, der Widerspänstigkeit, des Treubruches, der Verrätherei schuldig machen. Am Häufigsten mußten sie sich bei ihrer Landwirthschaft zur Vernachlässigung des Heerdienstes versucht fühlen. Schon das Erscheinen auf den Reichstagen konnte nicht immer Allen bequem sein; die Mittheilungen der Beschlüsse kam ihnen nicht selten ungelegen; und wenn diese Beschlüsse einen Krieg betrafen, und in Folge derselben den Vassallen der Befehl zuging, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zum Dienste zu erscheinen: so griff dieser Heerbann meistens zerstörend in das Leben ein und erregte Unwillen und Verdruß. Deßwegen bemühte sich Mancher dem Heerbann aus zu weichen; er erschien entweder gar nicht bei dem Heer, oder verließ dasselbe bald um zu seinen friedlichen Geschäften zurück zu kehren. Je gefährlicher aber eine solche Versäumniß des Heerdienstes für das Reich war, mit desto härterer Strafe wurde sie gerächt. Sie zog immer den Verlust des Beneficium nach sich und ward in den ersten Zeiten selbst mit dem Tode bestraft.

Ferner kamen die Geistlichen in neue Verhältnisse. Indem der Grundsatz in Ausführung gebracht wurde, daß Dienste, die dem Reiche geleistet würden, mit Landgütern belohnt werden sollten, unterliessen die Geistlichen nicht, daran zu erinnern, daß auch sie dem Reiche große

Dienste geleistet und die Waffen desselben auf eine nicht zu berechnende Weise verstärkt hätten, daß auch sie fortführen die Herrschaft der Franken zu befestigen, daß es mithin billig scheine sie gleichfalls durch fiscalische Güter oder Beneficien zu belohnen. Und die Franken waren um so weniger karg gegen die Geistlichen, je fester sie an dem Glauben hielten, daß sie durch Bereicherung der Kirchen zugleich für das Wohl des Reiches und für das Heil ihrer Seele sorgten. Seitdem bestanden die Kirchengüter aus zwei wesentlich verschiedenen Theilen: aus ächtem Eigenthum oder Alodien, und aus fiscalischen Gütern oder Beneficien. Dadurch wurden auch die Geistlichen von den Beschlüssen der Reichstage abhängig, überhaupt mehr in die Angelegenheiten dieser Welt verflochten und von ihrem heiligen Berufe hinweg gezogen.

Endlich änderten sich die Verhältnisse der beiden Männer, die am Höchsten im Reiche der Franken gestellt waren, des Königes und des Hausmeisters wesentlich. Bisher war den Leuten eine Entschädigung für ihre Dienste, nach unserer Art zu reden ein Sold, ausgezahlt worden, jetzt ward ihnen ein Gut zur Benutzung verliehen; was früher von den Einnahmen des Fiscus übrig geblieben war, hatte zur Verfügung des Königes gestanden, und der Hausmeister hatte es in seiner Hand gehabt, die Größe dieses Ueberschusses zu berechnen und zu bestimmen; jetzt mußte der König auch in fiscalischen Gütern erhalten, was er für seine Familie und für seinen Hof bedurfte, damit er nicht unsicherer gestellt würde als der Geringste der Vasallen. Deßwegen wurden dem königlichen Hofe von der Masse der nicht vertheilten fiscalischen Güter als Domaine bestimmt und zugewiesen was angemessen zu sein schien, und der Ueberrest dieser Masse wurde gleichfalls auf den königlichen Namen gestellt. Der Hausmeister aber blieb der Vorsteher und der Verwalter des gesammten Fiscus. Die Vertheilung der fiscalischen Güter mochte auf Reichstagen bestimmt werden: die Ausführung ihrer Beschlüsse hatte der Hausmeister zu besorgen; auch mußte demselben die Aufsicht über die Vasallen überlassen werden, und die Anklage der Pflichtvergessenen konnte nur von ihm ausgehen. Der Hausmeister kam also mit der Geist-

lichkeit, mit den Vasallengeschlechtern, mit Allem was groß und vornehm war in mannichfaltige Verbindung, und sein Einfluß auf die Verhältnisse des Reiches lag über alle Berechnung hinaus; der König selbst war mit einem großen Theile der Bedürfnisse seines Hofes gleichfalls an ihn gewiesen; seine Domainen konnten durch den Hausmeister heimlich und öffentlich geschmälert und gemehrt werden, und der König konnte des Wohlwollens dieses Reichsbeamten nicht entbehren. Wegen aller dieser Verhältnisse aber durfte das Amt des Hausmeisters auch nicht oft wechseln, weil die nöthige Einsicht und Uebersicht nicht leicht zu gewinnen war. Man wählte vielleicht alle Jahre von Neuem; aber man war genöthigt gewöhnlich denselben Mann wieder zu wählen, bis endlich das Amt auf Lebenszeit ertheilt ward. Also wurde der Hausmeister der wichtigste Mann im Reiche der Franken.

So war die Entstehung und die Natur der Verfassung des fränkischen Reiches, welche in späterer Zeit das Lehenwesen, Feudalismus, genannt worden ist. Es war ein Werk der Umstände und des Bedrängnisses. Die Gewalt der Dinge machte ein stehendes Heer nothwendig; aus der freien Verbrüderung der fränkischen Krieger mußte ein Zwangsdienst werden. Dazu bedurfte es eines anlockenden und nachhaltigen Bindemittels, und dieses Mittel fand man in der Ertheilung von Beneficien oder fiscalischen Gütern. Durch diese Ertheilung aber kamen, so weit sich das Reich verbreitete, Freiheit und Eigenthum, die beiden Angeln des Lebens der Teutschen, in die größte Gefahr; sie mußten, wenn das Reich bestand, nothwendig zu Grunde gehen. Die Franken, die das Reich gegründet hatten, die das Reich waren, hatten durch ihre Verpflichtung zum Kriegsdienste der Freiheit entsagt und durch die Annahme von Beneficien auf ächtes Eigenthum Verzicht geleistet. Es war unmöglich, daß sie eine andere, eine edlere Freiheit anerkannten als den Dienst, und ein anderes, ein besseres Eigenthum als das Beneficium. Ihnen blieb nur das Herrnthum übrig, das sie über die Freiheit errungen hatten, und ein nur bodenloses Herrnthum, das keine sittliche Grundlage hatte, sondern lediglich auf dem Schwerte stand. Sie stürzten sich um so unbedingter

hinein, je weniger sie in der Verworrenheit, von welcher sie umgeben waren, eine feste Stellung zu finden wußten: Trotz und Gewalt mußten sie trösten über den Verlust des gesicherten Besitzes, Stolz und Dünkel entschädigen für das verlorene Hochgefühl, das in der Brust freier Männer lebt. Um so mehr mußte ihre Bestrebung sein, alles ächte Eigenthum auf zu heben, und alle freie Menschen in ihre Dienstbarkeit zu bringen, damit sie die Ersten blieben und als unbeschränkte Herren alle übrigen Menschen in ihrer Willkühr hielten. Es ist gewiß: in der Natur des Lehenwesens lag nur Herrnthum und Dienstbarkeit; die Vassallen selbst bildeten eine Gesellschaft dienstpflichtiger Menschen ohne Freiheit und Eigenthum, außerhalb der Vassallenwelt konnte es nur Knechtschaft geben.

Mit dem Untergange der Freiheit und des ächten Eigenthumes würde auch alles geistige Leben, jede Pflege des Geistes und in derselben alle Hoffnung auf bessere Tage zu Grunde gegangen sein, wenn sich die Vassallen nicht aus Noth und Bedürfniß einen Genossen zugesellt hätten, der ihnen zwar Anfangs und lange, um durch Theilnahme an ihrem Raube Grund und Boden zu gewinnen, große und freundschaftliche Hülfe leistete, der aber, sobald er sich stark genug fühlte, nothwendig ihr Feind werden und das Netz der Dienstbarkeit, das sie über das Leben geworfen hatten, zu schütteln, zu lüften, zu zerreissen suchen mußte. Es war die christliche Geistlichkeit, die Kirche. Zwar gab es noch keine Geistlichkeit, sondern nur Geistliche, keine Kirche, sondern nur Kirchen, christliche Gemeinden; aber der Gedanke einer allgemeinen Kirche, eins in der Lehre, im Glauben, in der Zucht, war längst gefaßt, eine bestimmte Gliederung der Diener des Altars bestand für und für; der Bischof von Rom, schon lange für den ersten Bischof im Abendlande gehalten, mußte um so gewisser der erste Bischof, das Oberhaupt der Kirche, werden, je weniger die Behauptung, daß er auf dem Stuhle des Apostels Petrus sitze, in Zweifel gezogen wurde. Während die Geistlichen, nicht Alle, aber Viele, ihres heiligen Berufes eingedenk, immer eine höhere Bildung erstrebten und die Pflege des Geistes nicht versäumten,

um den Männern vom Schwert entgegen in Schrift und Wort ihre Ueberlegenheit zu behaupten und zu vermehren, arbeiteten sie unaufhörlich, gewöhnlich nur von augenblicklichen und irdischen Interessen geleitet, an dem großen Baue der Einen und allgemeinen Kirche, und die weltlichen Herren, die Könige, Beamten und Vasallen, boten freundlich die Hand um ihnen die Mittel zu gewähren und die Wege zur Herbeischaffung derselben zu ebnen. Denn die Geistlichen, sämmtlich von unfreier Abkunft, wehrlos und zerstreuet, erregten bei jenen Herren nicht den mindesten Verdacht; sie wurden von denselben nur als ihre Diener betrachtet, für diese Welt zur Erleichterung ihrer Herrschaft, für die Ewigkeit zur Sicherung des Heiles ihrer Seele. Für diese Dienste empfingen sie ihren Lohn, der, wie er gegeben war, so genommen, wie vergrößert, so geschmälert werden konnte: war ja doch das Priesterthum vom Reiche, die kirchliche von der weltlichen Entscheidung getrennt, und war doch alle Gewalt bei dem Reiche, das in den Vasallen bestand. Aber die Trennung selbst war aus einem ewigen Widerstreit zwischen dem Reiche Gottes und den Reichen von dieser Welt hervor gegangen. In derselben lagen viele Keime von Reibungen, Zerwürfnissen, Zwietracht und Feindseligkeiten, welche schon seit der Gründung des Christenthumes ihr Dasein und die Kraft ihrer Entwickelung mannichfaltig offenbart hatten: sie mußten sich, wie überall, so im Reiche der Franken weiter entwickeln und im Fortgange der Zeit nothwendig Zwist, Streit und Kampf erzeugen. Wenn die Vasallen in einem solchen Kampf ihren Sieg jedes Falles für unzweifelhaft gehalten haben, so sind sie durch die bisherigen Zustände zu einem schweren Irrthume verleitet worden. Der Kampf mußte mit verschiedenartigen Waffen geführt werden: vom Reiche mit irdischen, vom Priesterthume mit geistigen. Aber das Schwert kann nur den Sieg gewinnen gegen das Schwert, wenn es schärfer ist und schwerer niederfällt; der Geist ist mit dem Schwerte nicht zu erreichen, und der Glaube wird selbst mit dem Tode Dessen nicht vernichtet, der für denselben gestritten hat. Wenn es gelang eine einige römisch-katholische Kirche zu begründen, so konnte das Reich den Streit

mit dem Priesterthume nimmer siegreich bestehen. Das Reich war nothwendig durch fremde Reiche und Völker, wie durch Meere, Gebirge und Wüsten, in bestimmte Gränzen eingeschlossen, über welche hinaus es nur Feinde erblickte; die Kirche, sich gleichmäßig über Völker, Land und Meer hinweg wölbend, schloß alle Gläubigen ein. Innerhalb jener Gränzen des Reiches mochten sich die Dinge noch schlimmer gestalten. Für das Reich waren nur Diejenigen, welche das Reich bildeten, die Beamten und Vassallen; und diese Beamten und Vassallen, nur um irdische Interessen bekümmert, von Ruhmsucht, Ehrgeiz, Habgierde getrieben, konnten niemals einig sein und mußten häufig in offenen Streit gerathen. Die Kirche hatte die ganze Menschenmasse auf ihrer Seite. Sie betrachtete Alle als gleiche Kinder Gottes, durch den Glauben zu Einem ewigen Heile bestimmt; selbst die Vassallen bekannten sich zu dem Glauben und konnten, in der Besorgniß um das Heil ihrer Seele, unmöglich mit vollem Herzen wider die Kirche stehen. Also war eine Niederlage der Kirche, so lange sie nicht mit sich selbst zerfiel, nicht zu fürchten; vielmehr mußte der Kampf siegreich für den Geist laufen. In demselben mußte sich eine neue Freiheit entwickeln, das Lehenwesen mußte die Verderblichkeit, die in ihm lag verlieren, endlich vor der neuen Freiheit gänzlich zu Grunde gehen. Dieses Schicksal hatte die Vassallenwelt sich selbst bereitet; diesen Segen hat die christliche Kirche in die Welt gebracht.

5.

Das Kriegswesen.

Die fränkischen Gesetze zeigen den Lit neben seinem Herrn im Feld und vor dem Feinde. Der Lit ist der Hintersasse, der Herr der freie Grundeigenthümer, der Baron, der Barbar, der nach fränkischem Gesetze lebte. Die Römer waren den Liten gleich; sie waren Lite; ihr Herr war die Gesammtheit der Franken: also durften die Römer nicht fehlen, wenn die Franken ins Feld zogen. Sie wurden in

solcher Menge aufgeboten, als ihr Herr für nöthig hielt. Alle, Freie, Lite, Römer, wurden unter die Anführung der Männer gestellt, die im Frieden über Recht und Ordnung zu wachen hatten, des Tungin, des Centenar, des Grafen. Aber über ihren Gau hinaus erstreckte sich die Verpflichtung der Freien und ihrer Lite nicht. Die Römer mochten so weit geführt werden, als ihr Herr ging. Die Einwohner der Städte waren nur zur Vertheidigung derselben verpflichtet. Der Burggraf hatte die Leitung. Kriege aber, die in fremden Ländern geführt wurden, bestand der König gewöhnlich mit den Vassallen, wie in frühern Tagen der Herzog mit seinem Geleite; der Unterschied bestand darin, daß die freien und wechselnden Geleite der frühern Zeit zu einem stehenden Geleite, der frei gewählte Herzog zu einem erblichen Könige geworden war; darin, daß sich ein wahrer Kriegerstand gebildet hatte.

In den rein teutschen Provinzen des Reiches, in Bayern und Schwaben galt noch die alte Kriegsverfassung; die Vertheidigung des Landes lag den sämmtlichen freien Männern ob; welche sich, von den Herzogen aufgerufen, unter die Fahne des Vaterlandes zusammen stellten. Die Herzoge jedoch, die sich selbst gern Könige nannten, scheinen auch auf eigene Kosten ein Geleit gehalten zu haben. Die Mitglieder desselben wurden nach fränkischer Weise Vassen oder Vassallen genannt, weil auch sie von den Herzogen die Belohnung für ihre Dienste in Grundbesitzungen erhalten mochten. In Thüringen und in den fränkischen Gauen dürften ähnliche Verhältnisse Statt gefunden haben; Etwas Bestimmteres aber ist in den Ueberlieferungen nicht zu finden.

Auch über die Art und die Kunst, mit welcher die Franken ihre Kriege geführt, finden sich nur wenige Angaben, die beiläufig gemacht werden und sich auf einzelne Vorgänge beziehen. So finden wir angemerkt, daß die Franken weit lieber im Winter Krieg führten als im Sommer. Diese Versicherung eines griechischen Schriftstellers aber hat nur einige Wahrheit, wenn sie lediglich von den Kriegen der Franken in Italien verstanden wird; denn in Gallien und Teutschland begannen sie ihre Kriege im Frühling und nicht

im Herbste. Größere Wahrheit hat eine andere Versicherung, daß die Reiterei bei den Franken selten gewesen sei und daß ihre ganze Stärke im Fußvolke bestanden habe. Schon der Name Phalanx, welcher auch von fränkischen Schriftstellern dem Heere gegeben wird, scheint dafür zu zeugen; von einem Reitereigefecht ist kaum jemals die Rede; ja der König selbst erscheint wiederholt zu Fuß im Heer, und das Gesetz der Bayern verlangt von dem Herzog eben so wohl, daß er im Heere zu Fuß einher zu gehen, als daß er sich auf das Pferd zu schwingen vermöge. In frühern Zeiten hatte es bei den nördlichen teutschen Völkern nicht an Reitern gefehlt. Die batavische Reiterei wurde hochgepriesen; die Reiterei der Tenchterer und Usipeten zeigte sich furchtbar, und selbst in dieser Zeit werden die thüringischen Pferde gerühmt. Die Chatten aber, das Hauptvolk der Franken, hatten nach der Germania auch in den Tagen der teutschen Freiheit ihre ganze Stärke im Fußvolke gehabt.

Von der Kleidung und von der Bewaffnung der Krieger finden sich nur einzelne Angaben. „Die Bewaffnung der Franken, sagt ein griechischer Schriftsteller, ist sehr einfach. Panzer und Schienen sind ihnen unbekannt. Die Meisten haben den Kopf unbeschirmt, und nur Wenige tragen einen Helm. Brust und Schultern sind nackt bis zur Hüfte; um Schenkel und Beine schmiegen sich leinene oder lederne Hosen. An der Hüfte hängt ein Schwert, an der linken Seite ein Schild. Bogen und Schleuder haben sie nicht. Dagegen führen sie zweischneidige Beile und eigenthümliche Speere, Angeln genannt, mit welchen sie das Meiste ausrichten. Diese Angeln sind Spiesse, so wohl zum Wurf aus der Ferne als zum Eindringen in Schlachtreihen geeignet. Der größte Theil dieser Waffe ist mit Eisen umgeben und oben treten an jeder Seite gebogene Spitzen hervor, die wie Angelhaken gekrümmt sind und sich nach unten neigen. Diese Angel wirft der fränkische Krieger, wenn er im Gefecht ist. Trifft er nun den Leib eines Feindes, so dringt die Spitze ein, und der Haken hindert ihn heraus zu ziehen. Hefftet er sich aber in einen Schild, so hängt er an demselben herab, und der Getroffene muß den Speer mit sich fort schleppen. Hier-

auf tritt der Franke heran, stemmt den Fuß auf den Schaft, reißt dem Feinde den Schild ab und tödtet den Unbeschirmten entweder mit dem Beil, oder mit einem andern Speere." Was in dieser Beschreibung über die Kleidung der Krieger gesagt wird, ist von den Franken im Allgemeinen verstanden ganz falsch; vielleicht aber haben einzelne Erscheinungen in den Heeren unter Leuthar und Butilin in Italien Veranlassung zu der Bemerkung gegeben. Die Beschreibung der Waffe hingegen, welche nur ihrer Form wegen die Angel genannt wird, ist unverkennbar die alte Framea, die zur Zeit Armin's so blutig in die Reihen der römischen Legionen gedrungen war. Vielleicht war sie im Laufe der Zeit verbessert und hatte deßwegen wohl auch den alten Namen verloren. Sie hieß wahrscheinlich bei den Franken jetzt der Doppelhaken, und da sie von den Franken als Nationalwaffe angesehen wurde, so erhielt sie bei fremden Völkern den Namen Franziska. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Waffe in das Wappen des fränkischen Reiches aufgenommen worden sei: denn die drei Figuren in diesem Wappen, die man für Lilien zu halten pflegt, haben in ihrer alten Einfachheit vollkommen die Gestalt, welche die Angel oder die Franziska gehabt haben muß.

Ueber die Aufstellung der fränkischen Krieger zu Kampf und Schlacht enthalten die Ueberlieferungen Nichts. Derselbe griechische Geschichtschreiber aber, der die Nationalwaffe der Franken beschrieben hat, hat in der Erzählung von der Schlacht zwischen Narses und Butilin bei Capua über die Stellung der Teutschen Folgendes angemerkt: „Die Gestalt derselben war ein Keil; sie war einem Dreieck ähnlich; man könnte sagen, sie stellte einen Eberkopf dar. Die Spitze war überall mit Schilden umschlossen und gedeckt; die Flanken aber, deren Tiefe auf beiden Seiten durch Reihen und Rotten, die sich seitwärts hinausstreckten, gebildet wurden, traten immer weiter aus einander, so daß in der Mitte ein leerer Platz entstand und die Rücken der Männer in der Reihenfolge unbedeckt erschienen. Denn sie wandten sich von einander ab, zeigten dem Feinde die Stirn, hielten

ihre Schilde vor und deckten sich gegenseitig durch ihre Stellung, Rücken gegen Rücken."

6.

Das salische Gesetz.

Ueber das Recht, das im alten Teutschland galt, und über die Gesetze, nach welchen die Verhältnisse der Menschen geordnet waren, bei Störungen wieder hergestellt wurden, enthalten, wie früher gezeigt worden ist, die römischen Schriftsteller nur einzelne allgemeine Bemerkungen. Nunmehr sind die Gesetze der Völker, welche zum fränkischen Reiche gehörten, nach und nach zusammen getragen. Aus diesen Sammlungen ist das alte rein teutsche Recht im Wesentlichen zu erkennen. Wann die Sammlungen gemacht worden sind, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen: denn die Beschaffenheit der Gesetzbücher selbst beweis't, daß keins derselben auf ein Mal oder im öffentlichen Auftrage zusammen gestellt, sondern daß jedes nach und nach wie das Bedürfniß sich fühlbar machte, ergänzt, erweitert und wohl auch abgeändert ist. Die ersten Versuche, Gesetze schriftlich ab zu fassen, dürften sehr früh Statt gefunden haben; die Gestalt aber, in welcher die Gesetzbücher vor uns liegen, haben sie nicht vor der Zeit Karl's des Großen erhalten.

Der Grund zur schriftlichen Abfassung der Gesetze scheint zunächst in den Verhältnissen der Franken zu den Römern gelegen zu haben. In ihren vaterländischen Gauen hatten die Teutschen keines fest stehenden Rechtes bedurft; bei ihren einfachen Verhältnissen entschied in bürgerlichen Rechtssachen die Volksgemeinde unbedingt nach dem Vertrage zwischen den Parteien; war der Vertrag nicht aus zu mitteln, so wurde das ganze Rechtsgeschäft als nicht vorhanden betrachtet, und der Streit nach Billigkeit gütlich ausgeglichen. Bei Vergehen, Frevel und Verbrechen hingegen entschied die Volksgemeinde stets über den gegebenen Fall, wie es ihr gut und gerecht zu sein schien: die Volksgemeinde war das lebendige Gesetz, ihr Zweck, durch die Entscheidung jeden Nachtheil

von der Gesellschaft ab zu wenden. Dieser Zweck war bei der Stärke des Familienbandes am Sichersten zu erreichen, wenn der Verletzte, oder im Fall einer Tödtung die Familie, die ganze Verwandtschaft Desjenigen, gegen welchen der Frevel verübt war, durch eine Entschädigung beruhigt und auf solche Weise abgehalten ward um Ersatz und Rache Etwas Feindseliges gegen den Frevler zu verüben. In den neuen Verhältnissen der Franken in Gallien aber, den Römern gegenüber und in Streitigkeiten mit den Römern, reichte diese einfache Weise das Recht zu finden und zu pflegen nicht aus: denn die Römer, an geschriebenes Recht gewöhnt, erwarteten vom Richter den Spruch nach einem bestimmten Gesetze. Daher scheinen die Franken für nöthig gehalten zu haben, was in streitigen Fällen Recht sein sollte schriftlich in lateinischer Sprache nieder zu schreiben. Der Anfang dieser Niederschreibung mag in das erste Viertheil des fünften Jahrhundertes fallen. Aeltere und erfahrene Männer scheinen aus ihrem Gedächtniß oder, wenn das Gedächtniß fehlte, nach ihrer Einsicht die vaterländischen Weisen in einzelnen vorkommenden Fällen angegeben zu haben; andere Fälle, mit diesen in Verbindung stehend, sind hinzu gefügt; neue Erfahrungen haben eingewirkt und zu Veränderungen geführt. So hat sich das Recht nach und nach gebildet, wie es uns in den Gesetzbüchern der Völker überliefert worden ist.

Die salischen Franken haben den Anfang gemacht. Ihrem Beispiele sind die Ripuarier halb freiwillig halb gezwungen gefolgt. Die Völker auf vaterländischem Boden durften auch nicht zurück bleiben, sobald sie zum Reiche der Franken gebracht waren. Die Sieger aber, die salischen Franken, kamen nicht auf den Gedanken, alle Völker des Reiches einem einigen Rechte, dem salischen Gesetze nämlich, zu unterwerfen: wie sie den Römern das Recht liessen, unter welchem dieselben bisher gestanden hatten, so trugen sie auch kein Bedenken den teutschen Völkern, die von ihnen überwunden waren oder sich ihnen angeschlossen hatten, ihr altes Recht zu gewähren. Nur solche Abänderungen wurden eingeführt, welche durch ihre Stellung zum Reich und durch das Christenthum nothwendig geworden. Das Letzte war

die Angelegenheit der Geistlichen; sie selbst, die salischen Franken, sorgten nur dafür, daß zuerst in den besondern Rechten der Völker Nichts vorkomme, was dem Reiche zum Nachtheil hätte gereichen können, und daß zweitens in solchen Fällen, wo ein Franke mit dem Genossen eines andern Volkes in ihrem Reiche vor Gericht stand, alle Rechte dem salischen Gesetze weichen mußten. Daher ist das salische Gesetz, obgleich ursprünglich nur für die salischen Franken in Gallien bestimmt und dem eigentlichen Teutschland fremd, auch für die Geschichte des gesammten teutschen Volkes von großer Wichtigkeit: es enthält nur rechtliche Bestimmungen in rein teutscher Sitte und Weise und ist im ganzen Reiche der Franken wie die übrigen Gesetze teutscher Völker in Anwendung gekommen. Denn in diesem Reiche galt der Grundsatz, daß ein jeder Mensch nach dem Rechte gerichtet werden müsse, unter welchem er geboren worden, nach dem Rechte seines Volkes; das Recht wurde nicht betrachtet als auf dem Lande liegend, sondern als ein gesellschaftliches Verhältniß. Uebrigens hat das salische Gesetz vielleicht dadurch einen unglücklichen Einfluß gehabt, daß es in der lateinischen Sprache abgefaßt war; denn deßwegen sind auch die Gesetze der übrigen teutschen Völker in dieser Sprache aufgeschrieben worden, und durch die lateinische Sprache hat das teutsche Recht sein Leben im teutschen Volke nach und nach verloren.

Im salischen Gesetze finden sich nur sehr wenige Bestimmungen, welche wir zum bürgerlichen oder zum Privat-Rechte rechnen würden. Diese Bestimmungen aber sind nicht ohne Bedeutung für die Erkenntniß des Lebens der Teutschen, wie in der gegenwärtigen so in der frühern Zeit.

Früher ist angemerkt worden, daß das ganze gesellschaftliche Leben der Teutschen von den Verhältnissen der Familie ausgegangen sei. Die ganze Familie leistete der Gesellschaft Gewähr für jedes ihrer Glieder, vertrat aber auch jedes ihrer Glieder gegen jeden Fremden, ja gegen die ganze Gesellschaft. Daher war nothwendig, die Verwandtschaft rein zu erhalten und ihre Verhältnisse zur Gesellschaft wohl zu ordnen. Nach dem salischen Gesetze gehört jeder

Mensch durch seine Geburt einer Verwandtschaft an, und in der Verwandtschaft ist er verpflichtet für die Gesammtheit derselben zu stehen, aber auch berechtigt, von jedem Mitgliede zu verlangen was er selbst zu leisten verbunden ist. Stirbt ein Hausvater, so beerben ihn seine Kinder. Testamente giebt es nicht. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, so folgen die nächsten Verwandten in der Erbschaft, zuerst der Vater und die Mutter, hierauf die Geschwister, alsdann entferntere Verwandte; Töchter und Frauen sind nicht ausgeschlossen: nur das salische Land muß in männlicher Hand bleiben. Schenkungen sind verstattet, aber nur wenn Kinder und Verwandte fehlen; auch sind sie an gerichtliche Verhandlungen gebunden und müssen drei Male wiederholt werden. Eine Erschleichung der Erbschaft war nicht möglich. Ward aber ein Mann erschlagen, so war jedes Mitglied der Verwandtschaft berechtigt an der Vergütung Theil zu nehmen, die der Todtschläger an die Familie zu leisten hatte, und zwar in derselben Weise, in welcher er zur Erbschaft berechtigt war. Dagegen mußte aber auch jedes Mitglied der Verwandtschaft in demselben Verhältnisse zu der Vergütung beitragen, die ein Mann aus seiner Verwandtschaft an eine andere Familie zu leisten hatte. Diese letzte Verpflichtung hatte zu zwei Vorsichtsmaßregeln geführt. Zuerst. Eine Erweiterung der Familie durch Verheirathungen durfte nur mit Einwilligung beider Verwandtschaften, des Bräutigams und der Braut, Statt finden. Zweitens. Jedem Mitglied einer Familie war verstattet sich öffentlich von der Verwandtschaft los zu sagen, um für Niemand verpflichtet zu sein als für sich selbst und zu Nichts berechtigt als zu der eigenen Kraft und dem eigenen Vermögen. Starb ein solcher Mann ohne Kinder, so war der Fiscus sein Erbe.

Außer diesen wenigen Bestimmungen enthält das Gesetz kaum Etwas dieser Art von einiger Bedeutung. Dagegen ist es reich an Vorschriften, welche den Zweck haben, der Menschen Leben, Freiheit, Ehre und Eigenthum gegen Bosheit, Muthwillen und Fahrlässigkeit zu sichern. Es stellt eine lange Stufenleiter von Vergehungen und Verbrechen

auf und neben derselben eine eben so lange von Bußen und Strafen. Das Gesetz will dem Verbrecher keineswegs einen Schmerz oder irgend ein Uebel zufügen, sondern es will nur den Verletzten oder Beleidigten durch eine Buße, die ihm zu zahlen ist, aussöhnen und dadurch die Verwandtschaft desselben von Rache und neuen Verbrechen abhalten; es hat, wie es selbst sagt, keinen andern Zweck, als den Frieden in der Gesellschaft zu erhalten oder her zu stellen. Unter den Strafen kommt allerdings auch die Todesstrafe vor: aber nur dann, wenn für das Leben des Verbrechers gar kein Raum mehr in den gesellschaftlichen Verhältnissen gefunden wurde. Dagegen waren körperliche Züchtigungen ganz unzulässig: nur der Sklave war denselben unterworfen. Uebrigens hieß die Buße, welche für irgend einen Frevel gegen eines Menschen Leib, Ehre und Gut bezahlt werden sollte, die Beilegung, Composition, weil eben die Sache ausgeglichen, beigelegt werden sollte; nur bei einem Todtschlage hieß sie Wehrgeld. Und wie der Beleidigte oder Verletzte die Composition erhielt, so erhielt die Verwandtschaft des Getödteten das Wehrgeld. Aber der Verbrecher mußte noch über die Composition und das Wehrgeld hinaus eine Strafe an den Fiscus zahlen, welche einem Drittheile der Buße gleich stand und das Friedgeld, Fredum, genannt wurde.

Bei näherer Beachtung des Verhältnisses der Bußen und Strafen zu den verschiedenen Verbrechen verdienen zwei Dinge besondere Aufmerksamkeit: die Höhe der Bußen und ihr Verhältniß zu einander.

Die Bußen sind berechnet in Solidis und Denariis, für welche Münzen man die teutschen Namen Schillinge und Pfennige häufig gebraucht hat. Der Metallgehalt ist nicht zu bestimmen: im Gesetze der Ripuarier aber ist festgesetzt, daß bei der Zahlung der Bußen eine gesunde Kuh für einen Schilling, ein gesunder Stier für zwei Schillinge, ein gesundes Pferd für sechs Schillinge gerechnet werden solle. Und die Bußen steigen von sieben Pfennigen, deren vierzig bei den Saliern einen Schilling ausmachen, bis zu 1800 Schillingen. Wenn der Verbrecher unvermögend ist, die Zahlung zu leisten, so soll er, nachdem er dargethan hat,

daß er Nichts mehr hat weder unter der Erde noch über der Erde, nackt und blos mit einem Stab in der Hand seine Wohnung verlassen, und seine Verwandten sollen zur Zahlung des Fehlenden verpflichtet sein. Denjenigen unter diesen Verwandten, der seinen Theil der Zahlung nicht zu leisten vermag, soll dasselbe Schicksal treffen. Hat aber der Verbrecher keine Verwandte, so soll er an vier Gerichtstagen öffentlich als Sklav ausgeboten werden; und wenn sich Niemand findet, der ihn um einen solchen Preis kaufen mag als zur Erfüllung der Buße nothwendig ist, so soll er des Todes sterben. Die Todesstrafe soll von dem Feinde desselben, welcher ihn soweit verfolgt hat, vollzogen werden.

Diese gesetzlichen Bestimmungen scheinen allerdings bis zur Grausamkeit hart, um so härter, weil sie einen argen Unterschied zwischen Reichen und Armen begründen: denn der reiche Mann mochte das Wehrgeld zu entrichten im Stande sein, der Aermere niemals. Aber das Gesetz dürfte selten in Anwendung gekommen sein. Kein Verbrecher nämlich wurde von einer öffentlichen Behörde verfolgt, sondern die öffentliche Gewalt trat nur ein, wenn sie von dem Verletzten angerufen war; es galt der Grundsatz: kein Kläger, kein Richter. Daher verfolgte die öffentliche Gewalt auch den Verbrecher nur so weit als der Kläger die Verfolgung verlangte; die Verfolgung hörte auf, wenn der Kläger sich für befriedigt erklärte, oder wenn der Friede hergestellt war. Also hat das Gesetz wohl nur die Aussöhnung zwischen dem Verbrecher und dem Verletzten zu befördern beabsichtigt. Der Verbrecher ward im Bewußtsein seiner Schuld durch das harte Gesetz angetrieben, dem Verletzten jegliche Genugthuung, die er irgend zu geben im Stande war, an zu bieten; der Verletzte wurde durch das Gesetz geneigt gemacht, die Verfolgung auf zu geben, weil er den öffentlichen Verkauf, die Tödtung seines Feindes und das ganze Unglück der Angehörigen desselben vor Augen hatte: er konnte nicht Urheber solches Gräuels sein wollen.

Die Vergleichung der Bußen, welche auf die einzelnen Verbrechen gesetzt sind, eröffnet die innern Zustände des Lebens und zeigt die Stellung der Menschen, so wie ihre

Leidenschaften, ihre sittlichen Gefühle, was sie hatten, was sie begehrten.

Das Wehrgeld eines freien Menschen ist 200 Schillinge. Alle freien Menschen sind gleich, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Franken und Barbaren, die nach salischem Gesetze leben. Das Wehrgeld mußte aber mehrfach erlegt werden, wenn der Verbrecher eine besondere Grausamkeit bewiesen, oder seine Unthat in feige Heimlichkeit gehüllt hatte. Ein Knabe unter zwölf Jahren und eine Frau in den Jahren ihrer Fruchtbarkeit mußten mit 600 Schillingen gebüßt werden. Hatte aber der Mörder den Leichnam des Getödteten versenkt, verdeckt, verbrannt um die Ünthat zu verheimlichen, so mußte er dieselbe neunfach büßen. Liten, Barbaren, die nicht nach salischem Rechte lebten, Römer, die vor der Eroberung Gallien's freie Grundeigenthümer gewesen waren, und die Bürger der Städte hatten die Hälfte des Wehrgeldes freier Männer, 100 Schillinge.

Das Wehrgeld stieg um das Dreifache, sobald der Mann ein öffentliches Amt erhielt, oder in den Dienst des Reiches trat. Der Graf stand zu einem Wehrgelde von 600 Schillingen. Dasselbe Wehrgeld erhielt der freie Franke, wenn er dem Feinde gegenüber stand. Liten und Römer stiegen in derselben Lage zu einem Wehrgelde von 300 Schillingen. Die Geistlichen wurden betrachtet als im Dienste des Reiches stehend. Weil aber die Kirche nach römischem Rechte lebte, so stand nach der kirchlichen Gliederung der Diaconus mit 300, der Presbyter mit 600 und der Bischof mit 900 Schillingen im Wehrgelde. Der zinsbare Römer, der auf einem Gute saß, welches früher das Eigenthum eines andern Römers gewesen war, hat ein Wehrgeld von 45 Schillingen. Das Leben eines Sklaven endlich ist seinem Herrn gegen einen Fremden mit einem Wehrgelde von 35 Schillingen versichert. Verstand aber der Leibeigene eine Kunst, ein Handwerk, so erhielt der Herr für den Ermordeten 70 Schillinge.

Nach dem Verhältnisse dieses Wehrgeldes ist auch ohne Zweifel die Composition berechnet gewesen, welche für Ver-

gehungen an dem Leib eines Menschen, für Verletzungen, Verwundungen, Verstümmelungen gezahlt werden mußte. Die Zerstörung eines Hauptgliedes, einer Hand, eines Fußes, eines Auges, wurde mit der Hälfte des Wehrgeldes gebüßt. Der Daum eines freien Menschen war dem Leben eines zinsbaren Römers gleich gesetzt, der Zeigefinger dem Leben eines Leibeigenen. In demselben Verhältnisse wurden auch Angriffe auf die Ehre des Menschen, Beleidigungen in That und Wort gebüßt. Als die schwersten Beschimpfungen wurden Vorwürfe von Feigheit, Dieberei und Hexerei betrachtet. Auf die falschen Beschuldigungen, Jemand habe vor dem Feinde die Flucht ergriffen oder den Schild hinweg geworfen, oder er habe einen Diebstahl begangen, ist eine Buße von 45; auf die Beschuldigung, eine Frau sei eine Hexe, von 187 Schillingen gesetzt; wenn aber auf dem Verbrechen selbst, dessen Jemand fälschlich beschuldigt war, das volle Wehrgeld stand, so mußte eine Buße dem vollen Wehrgelde gleich entrichtet werden.

Die Bestimmungen des Gesetzes über die Verhältnisse der Geschlechter zu einander liefern den Beweis, daß die Begriffe von ehelicher Treue, Züchtigkeit und Scham noch immer rein und zart bewahrt wurden. Jemand, der einer Frau nur die Hand drückte, mußte eine Buße von 15 Schillingen zahlen, und jede weitere Zudringlichkeit steigerte die Buße. Der Vorwurf der Unzüchtigkeit kostete 45 Schillinge. Die Entführung eines freien Mädchens kostete 62 Schillinge, und die Gehülfen des Entführers mußten, die drei ersten je 30, die übrigen je 5 Schillinge erlegen. Eine Gewaltthat wider eine Frau wurde mit 200 Schillingen, dem ganzen Wehrgelde, gebüßt. Ein königlicher Bursch oder ein Lit, der ein solches Verbrechen beging, mußte des Todes sterben; folgte aber eine Frau einem solchen Menschen freiwillig, so verlor sie die Freiheit.

Alles Eigenthum, es mochte einem Franken, einem Liten oder einem Römer gehören, war auf gleiche Weise geschätzt. Als Grundsatz stand fest, daß alles Geraubte oder Gestohlene zurück gegeben, alles Vernichtete oder Beschädigte ersetzt und die Unterbrechung des Besitzes gut gemacht wer-

den mußte. Die Buße ward also lediglich für das Verbrechen selbst entrichtet, durch welches ein Mitglied der Gesellschaft in seinem Frieden und in seinen Geschäften gestört war. Eine Verschiedenheit trat indeß beim Raub ein. Der Römer, der einen Franken beraubte, mußte mit 62, ein Franke, der einen Römer beraubte, nur mit 30 Schillingen büßen. Wenn aber der Räuber einen schlafenden Menschen beraubt hatte, so mußte er die Hälfte des Wehrgeldes zahlen. Die Beraubung eines Todten vor der Beerdigung desselben steht der Beraubung eines Lebenden gleich. Wer aber den Frieden des Grabes störte, der mußte das volle Wehrgeld entrichten.

Das fiscalische oder königliche Eigenthum stand höher in der Buße als das Eigenthum der Einzelnen, zum Theil in einer fünffachen. Das Haus, in welchem von Alters her der teutsche Mann unbeschränkter Herr gewesen war, ist gleichfalls durch hohe Buße vor Brand und Einbruch gesichert; eben so Speicher und Ställe, Mühlen, Scheunen und Hürden. Nicht minder sind Gärten und Felder, Wiesen und Waldung, Flüsse und Teiche, Schiff und Geschirr durch schwere Bußen gegen Beschädigung und Beraubung gedeckt. Nur einzelne Bußen mögen als Beispiel angeführt werden. Auf den Diebstahl eines Schweines aus einer verschlossenen Kobe stehen 35 Schillinge, eben so viel als auf das Leben eines Leibeigenen; für dieselbe Buße konnten von einer Heerde 12 Schweine, 2 Schafe, 1 Kuh mit dem Kalbe, 1 Ochs, 1 Stier und 1 Wallach gestohlen werden. Auf den Diebstahl eines Leithundes, eines Habichts im Bauer, eines eingehegten Bienenstockes, eines zahmen Hirsches und eines Hengstes steht eine Buße, welche dem Wehrgeld eines zinsbaren Römers gleich ist, 45 Schillinge. Dieselbe Buße mußte Jeder entrichten, der Etwas aus einem Hause stahl, der in fremder Wildbahn jagte oder in fremdem Wasser Fische mit einem Netze fing. Brandstiftung in irgend einem Gebäude mußte mit 62 Schillingen gebüßt werden; eben so viel mußte für jeden Menschen, der sich in dem Gebäude befunden hatte, für jeden Menschen aber, der in dem Gebäude verbrannt war, mußte das volle Wehrgeld erlegt werden.

200 Schillinge kostete auch die Anzündung einer Kirche, und eben so viel der Diebstahl irgend eines heiligen Geräthes aus einer Kirche.

Noch ist eines besondern Gräuels zu gedenken. Ein Sklave, der Etwas stahl, das ein Freier mit 15 Schillingen zu büßen gehabt hätte, erhielt 120 Geisselhiebe; er konnte jedoch seinen Rücken frei kaufen mit 3 Schillingen. Das Gestohlene mußte der Herr des Sklaven ersetzen. Für einen Diebstahl, den ein Freier mit 45 Schillingen zu büßen hatte, sollte der Sklave mit dem Tode bestraft werden. Läugnete derselbe den Diebstahl, so mußte sein Herr ihn dem Ankläger zur Marterung stellen, und der Ankläger durfte ihm 120 Stockstreiche auf der Marterbank geben. Warf er die That auf seinen Herrn, so durfte Niemand ihm glauben; gestand er die That, so mußte er die angegebene Strafe erdulden; blieb er bei seinem Läugnen, so konnte der Ankläger größere Martern anwenden, aber er mußte alsdann den Sklaven behalten, er mußte ihn seinem Herrn bezahlen. Und Nichts konnte den armen Menschen retten von solchen Scheuslichkeiten als der gute Wille seines Herrn. Dieser nämlich brauchte den Leibeigenen nicht zur Marterbank zu stellen; aber alsdann mußte er das Verbrechen mit der ganzen Buße büßen, die ihm obgelegen hätte, wenn dasselbe von ihm selbst vollbracht worden wäre.

Nach der Versicherung römischer Ueberlieferungen mißhandelten die Teutschen keinen Sklaven, ausgenommen im Zorn und in der Aufwallung. Durch den langen Krieg waren sie nach und nach verwildert, und das ungeheuere Unglück, in welches sie hinein gerissen waren, hatte die Menschlichkeit und den angestammten Edelmuth unterdrückt. Auch waren sie durch den Anblick von Mißhandlungen, die unter den Römern vorkamen, nach und nach dergestalt abgestumpft, daß sie selbst den Gedanken solcher Gräßlichkeiten zu fassen und solches Scheusal zu ertragen vermochten.

7.

Die Gesetze der übrigen teutschen Völker im Reiche der Franken.

Die Gesetze der übrigen teutschen Völker, die schon jetzt zum Reiche der Franken gehörten, sind im Geist und Zwecke dem salischen Gesetze gleich. Auch stimmt, was bei diesen Völkern altes teutsches Recht war, im Wesentlichen mit dem salischen Gesetz überein; was hingegen durch die neuen Verhältnisse nöthig geworden, das weicht von diesem Gesetz ab. Die wichtigsten Abweichungen, die über den Zustand des Lebens Zeugniß geben, dürften folgende sein.

Im Gesetze der Ripuarier steht auf die Untreue gegen den König die Todesstrafe und die Einziehung aller Güter. Es verbietet bei Todesstrafe jedem Beamten des Reiches, der einem Gericht im ripuarischen Lande vorsitzt, dem Major Domus, dem Grafen, dem Canzler, zur Verkehrung des Rechtes ein Geschenk an zu nehmen. Es befiehlt, daß das Friedgeld nicht eher, als bis die Buße für das Verbrechen erlegt worden ist, erhoben, und daß der dritte Theil desselben von dem Richter vor Zeugen an den Fiscus abgegeben werden soll. Ueberdieß unterwirft das Gesetz die Ripuarier allzumal dem königlichen Banne, sowohl gegen den Feind als zu jeglichem Nutzen des Königes, bei einer Strafe von 60 Schillingen für den freien Mann, und von 30 Schillingen für den Römer und jeden Hintersassen auf Gütern des Fiscus und der Kirche. Und bei derselben Strafe wird ihnen die Verpflichtung aufgelegt, einem Jeden, der in Geschäften des Königes reis't, Herberge und Unterhalt zu geben.

Einen Unterschied zwischen freien Menschen kennt auch das Gesetz der Ripuarier nicht. Die Unfreien sind außer den Knechten Lite, Römer und Menschen, die auf fiscalischen Gütern, hier königliche Güter genannt, oder auf Gütern der Kirche leben. Knechte konnten durch ihre Herren in den Stand der Lite oder in den Stand der Freien, wenn sie Teutsche waren, nach ripuarischem, wenn Römer, nach römischem Recht, erhoben werden. Eine Verheirathung ungleicher Menschen brachte stets Nachtheil für die Freiheit.

Die Kinder eines freien Mannes und einer unfreien Frau waren unfrei wie die Mutter; die freie Frau theilte das Los des unfreien Mannes, und ein freier Mann, der eine Sklavin zum Weibe nahm, fiel in die Knechtschaft. Verband eine freie Frau sich mit einem Knechte, so ward ihr die Wahl gelassen zwischen einem Schwert und einer Kunkel; wählte sie das Schwert, so mußte sie den Knecht mit demselben tödten, wählte sie die Kunkel, so mußte sie ihre Liebe mit der Freiheit bezahlen.

Das Band der Verwandtschaft umschlang die Menschen bis zur fünften Stufe; über dieselbe hinaus gab es keine Verpflichtung und keine Berechtigung, Eine freiwillige Austretung aus der Verwandtschaft kennt das Gesetz nicht.

Die Braut brachte dem Bräutigam kein Heirathsgut; was ihr bei der Verlobung von dem Bräutigam durch eine Urkunde zugestanden war, das blieb ihr unter allen Umständen. War keine Urkunde dieser Art vorhanden, so erhielt sie als Wittwe eine Abfindung zu ihrer Versorgung; sie erhielt den dritten Theil von Allem, was während der Ehe erworben war, und überdieß, was ihr junger Gemahl ihr am ersten Morgen der Ehe als Morgengabe geschenkt hatte. Was im salischen Gesetz über das salische Land bestimmt ist, das bestimmt das Gesetz der Ripuarier über angestammtes Land, jedoch nur auf so lange als Erben männliches Geschlechtes vorhanden sind. Wenn aber Eheleute ohne Kinder waren, so konnte der Mann die Frau und die Frau den Mann auf Lebenszeit in den Besitz des gegenseitigen Vermögens setzen. Uebrigens mußten die Schulden eines Verstorbenen von Denjenigen bezahlt werden, die im Fall seiner Tödtung das Wehrgeld empfangen haben würden.

Am meisten weicht das Gesetz der Ripuarier von dem salischen Gesetze darin ab, daß es in Hinsicht der Bußen einen Unterschied macht nach der Stellung Dessen, der sie verwirkt hat. So wie der Lit, der Römer und Derjenige, der gegen Zins und Dienst auf fiscalischen oder kirchlichen Gütern saß, nur die Hälfte des Wehrgeldes eines freien Ripuariers hatte, nämlich 100 Schillinge: so ist er auch nur zur Hälfte der Buße verpflichtet, die auf einen Freien

gelegt ist; und einen Leibeigenen trifft nur eine Buße, die zu der Buße des Freien in demselben Verhältnisse steht, in welchem sein Leben zu dem Leben des Freien angeschlagen ist. Die Todesstrafe wird daher selten ein Knecht erduldet haben; auch ist er keiner Marterung unterworfen; sein Herr konnte ihn vielmehr gegen die Anklage eines Verbrechens auf dieselbe Weise vertheidigen, auf welche er sich gegen dieselbe Beschuldigung selbst vertheidigt haben würde.

Unter den Bestimmungen im Gesetze der Alemannen, die aus den neuen Verhältnissen derselben zu dem fränkischen Reiche hervor gegangen sind, dürften folgende nicht ohne Bedeutung sein. Jedem freien Manne soll erlaubt sein, um Gott zu dienen und seine Seele zu retten, sein Vermögen einer Kirche zu schenken; die Schenkung soll durch eine, das Jahr und den Tag derselben angebende, von dem Schenkenden und sieben Zeugen unterschriebene Urkunde geschehen, die auf dem Altar der beschenkten Kirche nieder zu legen ist; wenn etwa behauptet würde, die Urkunde sei verbrannt oder verloren gegangen, und der Erbe des Schenkenden schwört mit fünf Zeugen in der Kirche, der angebliche Schenkgeber habe eine solche Urkunde nicht ausgestellt, so soll das Gut dem gesetzlichen Erben bleiben. Knechte wie Freie sollen einen Zufluchtsort in den Kirchen finden; der Geistliche aber, der einen Knecht aufnimmt, soll für denselben bezahlen, wenn er ihn entkommen läßt; für die Ermordung eines Freien im Innern der Kirche soll, außer dem gewöhnlichen Wehrgeld, eine Buße von 60 Schillingen an die Kirche und ein eben so hohes Friedgeld an den Fiscus gezahlt werden. Wer den Tag des Herrn schändet, soll drei Mal einen Verweis erhalten, zum vierten Male den dritten Theil seines Erbes verlieren, alsdann bei neuen Vergehungen mit dem Verluste der Freiheit bestraft werden, und als Knecht im Dienste der Kirche bleiben sein Leben lang.

Diese und ähnliche Bestimmungen zeugen dafür, daß die Geistlichen von den Franken vielfach begünstigt wurden; aber sie beweisen auch, daß die Alemannen nicht ohne Grund mißtrauisch gegen die Geistlichen waren. Andere Bestimmungen beweisen, daß die weltlichen Dinge unter den Ale-

mannen durch die Franken wesentlich geändert waren, und geben ein Zeugniß für die Richtigkeit der Vermuthung, daß die Alemannen durch einen Vertrag ihres Fürsten mit dem Könige der Franken zum Reiche derselben gebracht worden seien.

Das Gesetz sucht die Empörung eines Sohnes des Herzoges durch harte Strafen zu verhüten. Der Diebstahl von Sachen, die dem Herzoge gehören, ist mit dreifacher Buße belegt; mit dreifacher Composition sind auch die Frauen im Dienste des Herzoges vor Beleidigungen gesichert; mit dreifachem Wehrgeld Ermordungen von Menschen angesetzt, die am Hofe des Herzoges lebten, sich zum Herzoge begaben, oder vom Hofe des Herzoges zurückkamen; die Verletzung des herzoglichen Siegels soll mit 12 Schillingen gebüßt, ein Anschlag auf das Leben des Herzogs aber mit dem Tode bestraft werden. Endlich macht das Gesetz einen Unterschied unter den freien Menschen: es kennt freie Alemannen, mittlere Alemannen und erste Alemannen. Ein Freier, der einen Freien tödtet, soll eine Buße von 160 Schillingen entrichten; ist aber der Getödtete ein Mittel-Alemann, so soll die Buße auf 200 Schillinge steigen. Ein späterer Zusatz bestimmt die Buße für ein anderes Verbrechen, je nachdem dasselbe an einem gemeinen freien Alemann, Minoflid genannt, an einem Mittel-Alemann oder an einem ersten Alemann vollbracht wird, zu 170, zu 200, zu 240 Schillingen. Wenn nun auch ungewiß ist, welche Menschen mit den Ausdrücken Minofliden, Mittel-Alemannen und erste Alemannen bezeichnet worden sind, so ist doch der Unterschied selbst vorhanden gewesen, und dieser möchte wohl nur aus einem Vertrage zu erklären sein, welchen der Herzog der Alemannen mit den Franken ohne Zustimmung des gesammten Volkes, aber nicht ohne Zustimmung von Anhängern und Getreuen geschlossen hatte.

Aber auch in dem Theile des Gesetzbuches, der im Wesentlichen aus der Sitte früherer Zeiten entsprungen war, ist der Einfluß veränderter Verhältnisse nicht zu verkennen. Die Buße für die Tödtung einer Frau ist in allen Fällen das Doppelte der Buße für die Tödtung eines Mannes.

Der Buße für Lite und Leibeigene wird nicht gedacht; für Hirten und Handwerker ist das Wehrgeld auf 40 Schillinge gesetzt, den vierten Theil des Wehrgeldes eines Freien. Die Leibeigenen der Kirche wurden drei Mal so hoch gebüßt als andere Leibeigene, und der Hintersasse der Kirche stand dem fiscalischen oder königlichen Hintersassen gleich. Eine wunderliche Bestimmung aber ist folgende. Wenn ein Hund einen Menschen tödtet, so soll der Herr desselben die Hälfte des Wehrgeldes erlegen; weigert er sich, so sollen alle Thüren seines Hauses bis auf eine verschlossen werden; durch diese Thür soll er eingehen und ausgehen und über derselben soll der Hund neun Fuß hoch aufgehängt werden und hängen bleiben, bis er verfault herabfällt; wenn aber der Herr den Hund hinwegschafft, oder eine andere Thür im Hause eröffnet, so soll er für den getödteten Menschen das ganze Wehrgeld erlegen.

In den Bestimmungen bürgerliches Rechtes findet sich gleichfalls manche Eigenthümlichkeit. Wer sich mit einer Jungfrau verlobt hatte, dieselbe verließ und eine andere heirathete, mußte der Verlassenen 40 Schillinge zahlen und durch einen Eid erklären, daß ihn lediglich die Liebe zu einer andern von seiner Verlobten hinweg gezogen habe. Vermählte sich aber Jemand mit einer Jungfrau, die einem Andern verlobt war, so mußte er die Frau zurück geben und an ihren ersten Bräutigam 200 Schillinge zahlen; wenn er sie nicht zurück geben wollte, oder nicht zurück geben konnte, so mußte er sie mit 400 Schillingen lösen. Fand eine Vermählung Statt gegen den Willen des Vaters der Jungfrau, so mußte der Mann die Frau gleichfalls zurück geben und dem Vater 40 Schillinge zahlen; starb aber die Frau, ehe sich der Mann mit dem Vater derselben abgefunden hatte, so hatte er dem Vater 400 Schillinge zu entrichten; und wenn die Frau inzwischen schon Mutter geworden war, so mußten ihre Kinder dem Vater ausgeliefert, oder wenn sie nicht mehr lebten, mit dem vollen Wehrgelde bezahlt werden. Entführte ein freier Mann die Frau eines Andern, und dieser forderte die Frau zurück, so mußte Jener sie zurück geben und seinen Frevel mit 80 Schillingen büßen; weigerte er sich

der Rückgabe, oder konnte er die Frau nicht zurück geben, so hatte er den Beraubten mit 400 Schillingen ab zu finden; wenn die Entführte inzwischen Kinder geboren hatte, so mußten auch diese an den Mann gegeben werden, dem die Frau entführt worden; konnten sie nicht zurück gegeben werden, so hatte der Räuber für jedes Kind das volle Wehrgeld zu bezahlen.

Testamente und Schenkungen kennt das Gesetz nicht. Die Kinder waren die Erben der Aeltern. Das Grundeigenthum, es mochte vom Vater herrühren oder von der Mutter, kam nur an die Söhne und ward unter ihnen zu gleichen Theilen vertheilt. Hatte die Frau keinen Sohn geboren, so fiel ihr Vermögen an ihre Verwandten zurück; wenn sie aber einen Sohn geboren und dieser auch nur eine Stunde gelebt hatte, so gehörte die mütterliche Erbschaft dem Vater des verstorbenen Sohnes. Waren keine Söhne vorhanden, so fiel das väterliche Erbe zu gleichen Theilen an die Töchter. Wenn sich aber eine der Töchter mit einem Ungleichen verheirathete, so verlor dieselbe ihren Antheil an dem Grundbesitz und theilte nur die fahrende Habe des Vaters zu gleichen Theilen mit ihren Schwestern. Starb der Mann ohne Kinder, so blieb die Wittwe bis zu ihrem Tod im Besitz des ganzen Vermögens. Wollte sie sich wieder verheirathen, so erhielt sie zurück was sie eingebracht und nicht selbst während der Ehe verthan oder veräußert hatte. Ueberdieß erhielt sie eine Abfindung von dem erworbenen Vermögen des Mannes, und endlich was ihr als Morgengabe ausgesetzt war, was jedoch nicht über 12 Schillinge betragen durfte.

Das Gesetz der Bayern ist dem Gesetzbuche der Alemannen am Meisten ähnlich; aber es ist besser geordnet und erscheint in vielen Bestimmungen als verabschiedet zwischen dem Könige der Franken und dem Herzoge der Bayern, oder als willkührlich von dem Könige der Franken erlassen. Was zuvörderst die Kirche betrifft, so ist jedem Bayer frei gestellt, sein Vermögen zum Heile seiner Seele der Kirche zu übergeben; aber der Vater mußte mit seinen Söhnen zu gleichen Theilen theilen, und nur über seinen Theil stand ihm die

freie Verfügung zu. Für einen Diebstahl am Kirchengute soll ein neunfacher, und wenn das Gestohlene zum Kirchendienste gehörte, oder aus der Kirche selbst gestohlen war, ein drei Mal neunfacher Ersatz gegeben werden. Die untern Geistlichen stehen nach ihrer Abkunft in einer zwiefachen Composition. Ebenso die Mönche und die Nonnen. Auf die Tödtung eines Bischofes aber ist eine wunderliche Buße gesetzt: dem Verbrecher soll ein Wams von Blei angelegt werden; dieses Wams soll er um sich zu lösen mit Gold aufwiegen; wenn sein Vermögen nicht ausreicht, so soll er mit Frau und Kindern so lange in der Leibeigenschaft der Kirche bleiben, bis die Schuld abgetragen ist. Dagegen war auch der Bischof bei den Bayern, nach römischer Weise der oberste Priester genannt, nicht vor Strafen sicher. Die höchste Strafe war Absetzung und Verbannung. Auch ist den Geistlichen untersagt, fremde Frauen in ihrem Hause zu haben. Nur ihre Mütter, Töchter und leibliche Schwestern durften außer ihren Weibern bei ihnen wohnen.

Die Hintersassen der Kirchen in Bayern, deren Lasten am Leichtesten waren, mußten von allem Ertrag ihres Grundbesitzes den Zehnten entrichten; sie mußten für die Kirche einen Getreideacker, eine Wiese und einen Weinberg bearbeiten; sie mußten Holz hauen, Steine brechen und Kalk fahren; sie mußten endlich Botengänge und Fuhren 50 Stunden verrichten. Aber freilich ist in diesen Bestimmungen wohl nur der höchste Satz für solche Hintersassen angegeben, welchen das meiste Land eingeräumt war.

In Hinsicht der bürgerlichen und weltlichen Verhältnisse stellt das Gesetz der Bayern den Grundsatz auf, daß kein Bayer ohne ein Capitalverbrechen sein Alod oder sein Leben verlieren soll; und als Capitalverbrechen werden drei Dinge bezeichnet: der Anschlag auf das Leben des Herzoges, die Einführung von Fremden in das Land und die Ueberlieferung einer Stadt in die Hand des Feindes; jedes andere Verbrechen soll mit Bußen gelöſ't werden; wer die Buße nicht zu entrichten vermag, der soll so lange in die Knechtschaft gehen bis sie getilgt ist; selbst bei Capitalverbrechen soll der Tod nur erfolgen, wenn die Buße nicht erlegt wer-

den kann. Auf dem Leben des Herzogs steht eine Buße von 960 Schillingen. Die Verwandten des Herzogs, aus dem Geschlechte der Agilolfinger, stehen um ein Drittel niedriger als der Herzog selbst. Fünf Geschlechtern ist, „als gleichsam den ersten nach den Agilolfingern", eine Buße bewilligt, die um die Hälfte niedriger ist als die Buße der Agilolfinger und um die Hälfte höher als die Buße für einen freien Mann. Der Tod einer freien Frau ist doppelt so hoch angesetzt als der Tod eines freien Mannes; ein Freigelassener dagegen hat eine Buße von 40 und ein Knecht von 20 Schillingen. In demselben Verhältnisse stehen alle übrigen Bußen für Vergehungen gegen den Leib, die Ehre und das Eigenthum freier Menschen, also wohl auch der Unfreien. Wenn der freie Mann die einfache Buße erhielt, so bekamen die fünf ersten Geschlechter das Doppelte, die Agilolfinger die vierfache und der Herzog die sechsfache. Das Gesetz führt die Verschiedenheit dieser Bußen bei den bevorrechteten Geschlechtern ausdrücklich auf die verschiedene Ehre zurück, die der König der Franken ihnen zugestanden habe. Daher spricht auch das Gesetz der Bayern von geringerem Volke, von Gemeinen und von Vornehmen oder Edlern: aber es zeigt zugleich, daß dieser Zustand der Dinge noch nicht die Macht der Gewohnheit für sich hatte, sondern daß derselbe noch viele Gegner fand, ohne Zweifel, weil er durch eine fremde Macht eingeführt war, die selbst wieder ein großes Mißtrauen gegen die Bayern hegte.

Das Gesetz sagt: „sollte ein Herzog dieses Landes den Befehl des Königes verachten, so soll er des Geschenkes der Würde dieses Herzogthumes verlustig sein und des Todes sterben." Ferner: „wenn ein Sohn des Herzoges seinen Vater entehren und ihm mit Gewalt das Reich entreissen wollte, so soll er der Erbschaft seines Vaters verlustig sein und auch von dem Vermögen desselben Nichts erhalten; dem König und dem Vater soll vielmehr das Recht zustehen ihn ins Elend zu schicken; wenn er aber der einzige natürliche Erbe des Vaters wäre, so soll es in der Macht des Königs stehen, ihm die Erbschaft desselben zu geben oder zu entziehen." Aber das Gesetz schreibt noch weiter vor: der Ur-

heber eines Aufruhrs gegen den Herzog soll mit 600 Schillingen, die Theilnehmer, die mit dem Urheber Rath gepflogen haben, mit je 200 Schillingen, und die Geringern im Volke, die zu dem Frevel fortgerissen sind, mit 40 Schillingen bestraft werden. Ebenso soll mit 600 Schillingen büßen, wer solchen Zwiespalt im Heer erregt, daß es zu einem wirklichen Kampfe gekommen ist; und wer im Heer einen Andern mißhandelt, verwundet oder tödtet, soll in die Willkühr des Königs oder des Herzoges verfallen. Das Heer aber erscheint in den Gauen des Landes, hier Grafschaften genannt, von den Bewohnern derselben getrennt. Es besteht folglich aus Geleiten und ohne Zweifel aus den Vasallen des Königs und des Herzogs. Auch verbietet das Gesetz Gewaltsamkeiten, Plünderungen und Brandstiftungen ohne Befehl des Herzogs, und verordnet, daß gegen einen Menschen, der auf den Befehl des Königs oder des Herzogs einen andern Menschen getödtet hat, keine Untersuchung Statt finden soll. Ferner kommt das Verbot vor, einen Freien in die Dienstbarkeit zu bringen ohne ein Capitalverbrechen, und doch ist armen Freien verstattet zugleich ein freies Erbe zu haben und dienstbar zu sein; ja verstattet, ihr Eigenthum auf zu geben und freiwillig in die Knechtschaft zu treten. Endlich ist der Befehl auffallend, daß die Volksgemeinde sich an bestimmten Tagen versammeln, und daß alle Freie, auch die Vasallen des Königs oder des Herzoges bei einer Strafe von 15 Schillingen in derselben erscheinen sollen.

Noch mag eines Gesetzes gedacht werden, das in diese Zeit gesetzt zu werden pflegt, das aber wahrscheinlich einer spätern, der Zeit Karl's des Großen angehört. Schon die Ueberschrift erregt Bedenklichkeiten: „Gesetz der Anglier und Weriner das ist der Thuringer": sie scheint von einem später lebenden Manne, der durch Vermuthungen geleitet wurde, her zu rühren. Der Inhalt giebt nicht die mindeste Auskunft, weder über die Zeit der Abfassung noch über das Land und das Volk: es sind nur Bruchstücke aus einem Gesetzbuche, die von einem bevorrechteten Manne zu seiner eigenen Erbauung gemacht sein dürften. Dennoch möchte die Ueberschrift nicht ohne Wahrheit sein. Die Sprache weis't nach

dem nördlichen Teutschland hin; durch den rechtlichen Unterschied der Menschen wird man an das Gesetz der Sachsen erinnert, von welchem später die Rede sein wird. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Bruchstücke aus einem Gesetzbuche der Nordthüringer genommen sind, der Thüringer die nördlich vom Harze wohnten, die in den Kampf der Sachsen gegen Karl den Großen verwickelt waren, und deren rechtliche Verhältnisse durch diesen Kaiser in ähnlicher Weise wie die Verhältnisse der Sachsen festgestellt sein mögen, jedoch in milderer Weise, weil sie den Zorn des Kaisers weniger erregt hatten. Die Bemerkungen, die später über das Gesetz der Sachsen gemacht werden sollen, dürften daher auch auf dieses Gesetz der Thüringer ihre Anwendung finden. Hier mag nur der Inhalt kurz angegeben werden.

In dem Gesetze treten drei Menschenclassen hervor: Adalinge, Freie und Leibeigene. Auf die Tödtung eines Adalings steht eine Buße von 600, auf die Tödtung eines Freien von 200, auf die Tödtung eines Leibeigenen von 30 Schillingen. Alle Verletzungen und Verstümmelungen sollen in demselben Verhältnisse gebüßt werden, je nachdem sie einem Adaling, einem Freien oder einem Leibeigenen zugefügt worden sind. Welche Menschen Adalinge gewesen sind und was sie zu Adalingen gemacht hat, sagt das Gesetz nicht, und die Jahrbücher klären nicht auf. Auffallend aber ist der rechtliche Vorzug der Adalinge vor den Freien. Aller Unterschied der bei den Franken gesetzlich vorkommt, hat, wie in alten Tagen, seinen Ursprung nicht in der Geburt, sondern in der Beamtung, im Dienste. Bei den Alemannen und den Bayern sind allerdings einigen Geschlechtern rechtliche Vorzüge erblich zugestanden; aber diese Vorzüge können nur aus der Eroberung der Franken, aus der vertragsmäßigen Vereinigung der Alemannen und Bayern mit dem Reiche der Franken entsprungen sein. Daher dürfte auch der Unterschied zwischen Adalingen und Frilingen im Gesetze dieser Thüringer nur in der Herrschaft der Franken seinen Ursprung gehabt haben. Nun aber ist das Wehrgeld eines Freien in Thüringen eben so hoch als das Wehrgeld eines freien Franken, das Wehrgeld eines Adalings eben so

hoch als das Wehrgeld eines Antrustionen bei den Franken. Also ist fast nothwendig, daß die Adalinge entweder Beamte des Reiches gewesen sind, oder daß ihnen der rechtliche Vorzug von den Franken zugestanden sei um die Thüringer unter einander zu entzweien, das gleiche Recht zu zerstören und die menschlichen Leidenschaften auf zu regen, um den grundherrlichen Geschlechtern, die von Alters her im nördlichen Teutschland den Namen Adalinge erhalten hatten, einen rechtlichen Vorzug, eine Ehre zu bewilligen, welche sie den vornehmsten Franken gleich machte, um sie los zu reissen von ihrem Volk, um sie mit Hochmuth gegen das Volk und das Volk wider die Adalinge mit Eifersucht, Neid und Haß zu erfüllen. Für das Erste zeugt Nichts in der Geschichte; das Zweite ist daher mehr als wahrscheinlich.

8.

Das Gerichtswesen im Reiche der Franken.

Das Gerichtswesen war nicht bei allen Völkern gleich; eins aber hatten diese Völker sämmtlich aus der alten Sitte des Vaterlandes gerettet: die Gaugemeinde bildete das Gericht. Freiheit, Eigenthum, Ehre und Leben wurden nicht der Einsicht oder der Leidenschaft einzelner Menschen Preis gegeben, sondern nur die Gesammtheit der Mitbürger, die in jedem Urtheil ihr eigenes Eigenthum, ihre eigene Ehre, ihr eigenes Leben zu wahren hatten, durften ein Urtheil fällen. Lieber vertraueten sie dem Zufall als anmaßender Weisheit, und eher erwarteten sie eine gerechte Entscheidung von der ewigen Waltung als von dem richterlichen Gewissen einzelner Menschen. Das Geheimniß aber haßten sie, weil es ein Vertraueter des Schlechten zu sein pflegt.

Die freiwillige Gerichtsbarkeit war bei dem Tungin, dem Centenar und dem Könige, je nach dem Wohnsitze der Betheiligten und der Bedeutung der Sache. Der Ort, wo die Tungine und die Centenare ihren Tag hielten, hieß das Mal und befand sich unter freiem Himmel; an demselben war ein Schild aufgerichtet als Zeichen des öffentlichen Schutzes.

Vor den König aber wurden nur solche Dinge gebracht, die eine Veränderung der Erbfolge im Grundbesitz oder im Geburtsstande betrafen. Eine Erklärung, durch welche Jemand vor dem Tungin sein Vermögen einem Andern übergeben hatte, mußte nach 12 Monaten entweder vor dem König oder vor der Gaugemeinde feierlich wiederholt werden: erst alsdann war der Beschenkte sicher. Die Freilassung eines Liten oder Leibeigenen konnte nur vor dem Könige geschehen. Der Lit oder Leibeigene bot seinem Herrn einen Pfennig an; der Herr schlug ihm diesen Pfennig aus der Hand und bezeichnete dadurch den Augenblick der Freiheit des Entlassenen. Zu einer solchen Pfennigfreiheit konnten aber auch Lite und Knechte gegen den Willen ihres Herrn gelangen. Jeder freie Mann durfte einem fremden Lit oder Knecht vor dem Könige die Freiheit geben; alsdann mußte er dem Herrn des Befreieten das Wehrgeld desselben bezahlen, und Alles was demselben gehörte mußte dem Herrn überlassen werden. Derjenige aber, der ein Mal vor dem König als freier Mann gestanden hatte, behielt die Freiheit für und für. Aber auch die Kirche hatte, wenigstens bei den Ripuariern, die Befugniß, einem Knecht die Rechte eines Römers zu gewähren. Wer demselben diese Rechte verschaffen wollte, mußte ihn vor der Geistlichkeit des Sprengels urkundlich in die Hand des Bischofes geben; der Bischof ließ demselben eine Urkunde ausfertigen, und der Leibeigene war ein Urkundenfreier; er stand unter dem Schutze der Kirche, lebte nach römischem Recht und war im Wehrgeld einem Lit gleich.

Streitige Rechtssachen wurden bei den Franken in der Gaugemeinde, bei den Alemannen und Bayern in der Versammlung der Centgemeinde verhandelt. Die ersten Anzeigen sowohl in bürgerlichen als in peinlichen Rechtssachen wurden bei dem Tungin gemacht, oder bei dem Centenar. Diese Beamten versuchten die Sache durch einen Vergleich zu beseitigen. Gelang dieser Versuch nicht, so wurde die Sache noch an den Grafen gebracht. Konnte sie auch hier nicht ausgeglichen werden, so ging sie zu gerichtlicher Verhandlung. Die Versammlung der Gemeinde fand unter

freiem Himmel Statt, bei den Alemannen alle sieben, höchstens alle vierzehn Tage, bei den Bayern und bei den Franken alle Monate; in außerordentlichen Fällen wurde sie auch außerordentlich berufen. Der Ort hieß gleichfalls das Mal oder der Malberg; den Vorsitz hatte der Graf unter dem Banner des Königes. War der Graf verhindert dem Tage bei zu wohnen, so nahm ein Send desselben seine Stelle ein; bei den salischen Franken aber wurden für diesen Fall aus den freien Männern des Gau's drei zu Stellvertretern des Grafen gewählt. Diese Männer führten den Namen Sachbarone. Während sie an der Stelle des Grafen unter einem Schilde saßen, hatten sie auch das Wehrgeld des Grafen; außer der Gerichtsstelle standen sie den übrigen freien Männern gleich.

Nachdem die Sache verhandelt war, sprach die gesammte Volksgemeinde die Entscheidung über den Thatbestand aus. Das Urtheil, das Gesetz auf den vorliegenden Fall angewendet, geschah bei den Bayern und den Alemannen durch einen eigenen Richter, welcher, das Gesetzbuch vor sich, neben dem Grafen saß. Bei den Franken hingegen wurde das Urtheil von sieben Männern aus der Volksgemeinde gefällt. Diese Männer wurden von dem Grafen oder den drei Sachbaronen aufgerufen: es waren Männer, welche die lateinische Sprache verstehen mußten. Sie waren Vertreter der Gemeinde und hatten deßwegen kein erhöhtes Wehrgeld. Ihr Name im Gesetzbuch ist Rachinburgen oder Rathimburgen, also ohne Zweifel Rachbürgen oder Rechtbürgen. Von dem Urtheile des Richters oder der Rechtbürgen fand keine Berufung an eine höhere Behörde Statt; aber den Parteien stand frei das Urtheil zu verwerfen, zu schelten, als nicht übereinstimmend mit dem Gesetze. Wer dieses unternahm, mußte die Gesetzwidrigkeit vor andern Richtern beweisen. Gelang ihm dieser Beweis, so mußte der Richter bei den Bayern den Verletzten allen Schaden doppelt ersetzen, eine Buße von 12 Schillingen und überdieß eine Strafe von 40 Schillingen in den Fiscus zahlen; bei den Franken hingegen mußte jeder der sieben Rechtbürgen eine Buße von 15 Schillingen entrichten. Gelang ihm der Beweis nicht, so mußte

er bei den Bayern dem Richter 12 Schillinge, bei den Franken jedem der sieben Rechtbürgen 15 Schillinge zahlen, und der Rechtsspruch erhielt seine Ausführung, bei den Bayern durch den Grafen und den Richter, bei den Franken durch den Grafen und die Rachinburgen: die Todesstrafe jedoch hatte der Ankläger zu vollziehen. Wenn aber Jemand sich der Ausführung widersetzte, so ward er vor den König geladen; erschien er nicht, so verlor er den königlichen Schutz; sein Vermögen fiel dem Fiscus anheim; Niemand durfte ihn bei einer Strafe von 15 Schillingen Brod reichen, Niemand Obdach geben, selbst nicht sein eigenes Weib.

Wer nun sein Recht gerichtlich verfolgte, der mußte selbst seinen Gegner zu dem öffentlichen Tag einladen oder mahnen. Blieb an diesem Tag Einer der Betheiligten aus, so mußte er mit 15 Schillingen büßen. Blieb der Angeklagte sechs Mal aus, so mußte er jedes Mal dieselbe Buße entrichten; nach der siebenten Ladung aber ward er für schuldig erklärt und das Gesetz vollzogen. Kam es zur gerichtlichen Verhandlung, so war nicht der Kläger verbunden, seine Klage zu beweisen, sondern der Beklagte, seine Unschuld dar zu thun. Dem Kläger war das Recht den Beweis zu führen keineswegs abgesprochen; er durfte ihn liefern, wenn er konnte und wollte, aber die Verpflichtung lag ihm nicht ob. Das Gesetz hielt für möglich, daß ein Mensch, der im Unglück, aus Irrthum, in der Aufwallung ein Verbrechen begangen hat, dieses Verbrechen aus Furcht vor den Folgen ab zu läugnen im Stande sei; aber es hielt für unmöglich, daß ein Mensch aus Bosheit oder Leichtsinn als falscher Ankläger gegen einen andern auftreten könnte. Auch geht aus dem Gange der Verhandlung hervor, daß Niemand die Erlaubniß gehabt habe einen Andern auf bloßen Verdacht vor Gericht zu ziehen, sondern daß er starke Gründe für diesen Verdacht angegeben hatte. Da aber bei den Teutschen gegen die Weise anderer Völker die Beweisführung dem Beklagten aufgelegt war und nicht dem Kläger, so mußten auch die Beweise selbst von anderer Art sein. In dem Glauben an Treue und Redlichkeit war die Beweisführung seiner Schuldlosigkeit dem Angeklagten zur Pflicht gemacht; der

Glaube an Treue und Redlichkeit mußte ihm daher auch die Beweisführung erleichtern. Fehlte dieser Glaube in einem gegebenen Falle gegen einen bestimmten Menschen, so trat ein höherer Glaube an seine Stelle, der Glaube an eine göttliche Waltung, welcher man den Unglücklichen überlassen könnte, der kein Vertrauen mehr bei den Menschen fand.

Es gab nämlich vier Arten von Beweisen: durch Urkunden, durch Zeugen, durch den Eid und durch ein Gottesurtheil. Urkunden kamen vor bei verschiedenen bürgerlichen Verhältnissen: bei Freilassungen, Schenkungen, Kauf und Verkauf. Indeß waren sie gewiß nicht häufig, weil zu vielen Menschen die Kunst des Lesens und Schreibens fehlte. Zeugen waren häufig, nicht weniger bei privatrechtlichen Streitigkeiten als bei Vergehungen und Verbrechen. Sie mußten von Demjenigen, der ihrer bedurfte, zu dem Gerichtstag eingeladen werden. Folgten sie der Einladung nicht, oder weigerten sie sich die Wahrheit zu sagen, so mußten sie eine Buße von 15 Schillingen erlegen. Ein falsches Zeugniß mußte eben so hoch bei den Franken gebüßt werden; bei den Bayern hingegen mit 12 Schillingen und dem Ersatz des Schadens. Der Eid der Zeugen wurde bei den Franken auf einen heiligen Gegenstand geleistet, bei den Bayern auf die geweihten Waffen der Zeugen. Waren mehrere Zeugen vorhanden, so wurde einer durch das Los zum ersten Zeugen bestimmt; und dieser leistete den Schwur, indem er den zweiten, der zweite den dritten an die Hand faßte. Die Zahl der Zeugen, die gesetzlich erfordert wurde, richtete sich nach der Größe des Gegenstandes oder des Verbrechens; drei scheint die geringste Zahl gewesen zu sein. Der Eid war häufig, aber nur zulässig, wenn keine Zeugen vorhanden waren. Auch hatte der Eid Desjenigen, dem die Beweisführung oblag, allein keine beweisende Kraft: eine Anzahl von Männern, die bis auf 72, je nach der größern oder geringern Wichtigkeit, steigen konnte, mußte mit demselben den Eid leisten. Diese Männer legten kein Zeugniß ab, weil die Thatsache ihnen unbekannt war, sondern sie schwuren auf den Mann, der den Eid zu leisten hatte, und erklärten durch ihren Eid, daß sie denselben eines falschen Eides nicht fähig

glaubten. Ihr Name war Eideshelfer, Mitschwörer, Mitreinigende. Der Eid, den sie leisteten, hieß bei den Franken der Wissereid. Bei den Alemannen legten die Mitschwörenden ihre Hand auf einen Reliquienkasten, und Derjenige, der zu schwören hatte, legte seine Hand auf die ihrigen; eine Frau schwur, indem sie ihre Brust mit der Hand berührte.

Wenn endlich ein Mensch so unglücklich war, daß er die gesetzliche Anzahl von Mitschwörenden nicht zu stellen vermochte, und deßwegen zu keinem Eide zugelassen werden konnte: so ward ihm zum Beweise seiner Unschuld ein Gottesurtheil, Ordale, verstattet. Das salische Gesetz gedenkt nur Eines solchen Urtheiles: der Kesselprobe. Derjenige, der diese Prüfung zu bestehen hatte, mußte mit bloßer Hand irgend einen Gegenstand aus einem Kessel mit siedendem Wasser heraus nehmen: blieben Hand und Arm gesund, so war die Schuldlosigkeit desselben bewiesen; zeigten sie sich verbrannt, so ward er als der That überführt angesehen. Aber der Mann, der zu der Kesselprobe verurtheilt war, konnte die Hand loskaufen, wie ihm auch stets eine Uebereinkunft mit seinem Gegner frei blieb. Wenn derselbe als Ueberwiesener 15 Schillinge zu zahlen schuldig gewesen wäre, so konnte er die Loskaufung von der Kesselprobe mit 3 Schillingen bewirken, und wenn auf dem Verbrechen eine Buße von 200 Schillingen stand, so konnte er sich mit 30 Schillingen von der Probe befreien. Daher ist zu vermuthen, daß die meisten Menschen durch Uebereinkunft die Probe vermieden haben. Manche jedoch haben auch die Probe bestanden. Und da der Glaube an die Unfehlbarkeit dieser Probe lange geblieben ist, so leidet es keinen Zweifel, daß zuweilen unbeschädigte Hände aus dem Wasser heraus gezogen worden sind: mithin kann wohl nicht alles Wasser kochend gewesen sein, das vor der versammelten Menge als kochend hingestellt war. Jedes Falls ist gewiß, daß Geistliche mit Gebeten und Weihungen bei diesem gerichtlichen Verfahren thätig gewesen sind. Im Gesetze der Ripuarier kommen schon andere und verschiedene Ordalien vor: das Feuer, das Los, der Zweikampf. Der Angeklagte mußte die Hand ins Feuer stecken: blieb sie gesund, so war seine Unschuld

bewiesen, wurde sie verletzt, seine Schuld. Ueber das Losen findet sich keine bestimmte Angabe. Da aber das Feuer und das Los für gleich entscheidend geachtet wurden, so scheint mit dem Losen auch irgend eine unmittelbare Gefahr verbunden gewesen zu sein. Am Begreiflichsten ist das Gottesurtheil des Zweikampfes. An die Waffen wurde das Höchste des Lebens geknüpft, und durch Tapferkeit erwarb der Mann die größte Ehre. Also mochte wohl der Glaube herrschen, daß nur ein Feiger der Lüge fähig sei, und daß die höhere Waltung nicht den Schuldbefleckten mit dem Siege beglücken werde; deßwegen ward auch dieses Gottesurtheil, die Kampfprobe, am Gewöhnlichsten bei allen teutschen Völkern. Bei den Bayern und Alemannen war sie selbst in bürgerlichen Streitigkeiten entscheidend. Wenn zwei Männer über ein Grundstück uneinig waren, so blieb bei dem Mangel anderer Beweise der Sieger im Kampf Eigenthümer des Grundstückes. Ein Pfennigfreier, dem der Vorwurf gemacht ward, er habe die Freiheit erschlichen, mußte dieselbe mit dem Schwerte vertheidigen; gelang ihm diese Vertheidigung, so hatte er sich der Freiheit werth gezeigt, blieb frei sein Leben lang, und der Beleidiger mußte ihm 45 Schillinge zahlen. Uebrigens fand der Zweikampf Statt unter der Aufsicht eines Kampfrichters.

Das Ziel unserer Vorfahren bei diesen Beweisen war dasselbe, das wir bei unserm gerichtlichen Verfahren erstreben: es war die Wahrheit. Vielleicht sind sie diesem Ziel eben so leicht und eben so oft mit ihrer Weise nahe gekommen als wir mit gelehrten Erörterungen und kunstmäßigen Untersuchungen. Jedes Geschlecht rühmt sich seiner Weisheit; selten wird ein Unterschied zwischen dem Recht und der Gerechtigkeit gemacht, und oft entscheidet der Zufall über menschliche Dinge wie in frühern so in spätern Tagen.

9.

Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Religion.

Was früher nach den römischen Schriftstellern über das innere Leben der teutschen Völker, über ihre geistigen und

sittlichen Zustände angemerkt worden ist, findet seine Bestätigung durch die Gesetzbücher der teutschen Völker, wie denn auch die Ueberlieferungen jener Schriftsteller nicht ohne Hinsicht auf diese Gesetzbücher erklärt worden sind.

Die Landwirthschaft ward in Teutschland in einem großen Umfange betrieben. Die Römer liessen es ungewiß, ob sich freie Männer selbst mit den Geschäften der Landwirthschaft abgegeben haben; nach ihnen schienen sich dieselben nur um die Jagd und den Krieg zu bekümmern; die ganze Wirthschaft schien den Frauen und dem Gesinde, den Liten und den Knechten überlassen zu sein. Aus den Gesetzen der teutschen Völker aber geht auf das Klarste hervor, daß, wenn es auch in Teutschland große Grundbesitzer gab, die nicht nöthig hatten Hand an zu legen, doch der größte Theil der freien Menschen selbst die Landwirthschaft betrieb und den hohen Sinn für die Freiheit und für das Vaterland durch ihre eigenen landwirthschaftlichen Arbeiten und durch die Freude über den Ertrag dieser Arbeit nährte und stärkte. Deßwegen hatte das Grundeigenthum einen so hohen Werth, daß um ein streitiges Stück das Leben im Zweikampfe gewagt ward. Und vieler einzelnen Arbeiten wird in den Gesetzen gedacht, manche Werkzeuge werden genannt, viele Erzeugnisse der Landwirthschaft namentlich angeführt. Die Wiesen, deren Schönheit die Römer bewundert hatten, wurden mit lebendigen Hecken eingezäunt, bewässert und gedüngt. Waldungen dagegen, Haiden und Moore waren noch häufig Gemeingut und wurden in diesem Falle von den Genossen einer Mark, wie es scheint, ziemlich nach Willkühr benutzt. Eine große Viehzucht war natürlich und nothwendig bei einer solchen Benutzung des Grundbesitzes. Vom Pferd an bis zum Huhn und zur Taube waren alle Hausthiere vorhanden. Es gab sogar Stutereien, die der Aufsicht eines Marescalks, Marschalls, untergeben waren. Auch fehlte es nicht an Versuchen, die geringern Vieharten durch Vermischung mit edlern zu verbessern.

Aber die Landwirthschaft stand vor einer Zukunft, die ihr großes Verderben drohte. Das Lehenwesen war schon in Teutschland, so weit die Herrschaft der Franken ging,

geltend gemacht und konnte nicht mehr verhindert werden sich über ganz Teutschland aus zu breiten. Nach der Natur des Lehenwesens mußten die kleinen Grundbesitzungen der freien Menschen nach und nach zu Grunde gehen. Der Mittelstand der Grundbesitzer konnte sich auf die Dauer unmöglich erhalten vor den Vasallen, und an Statt einer großen Menge freier Menschen mußte sich eine geringe Zahl von Herren erheben, die weder frei noch Eigenthümer des Grundes und Bodens waren, sondern nur um ihren Dienstlohn zu empfangen Besitzer desselben wurden. Eine geringe Vertheilung des Grundeigenthums aber bei einem Volk ohne Gewerbe und Handel hemmt Geist und Bildung und führt Rohheit und Verwilderung herbei. Sie erzeugt auf der einen Seite Muthwillen, Hohn und Menschenverachtung, auf der andern Gleichgültigkeit, Faulheit und Dummheit; das Land aber wird eine Beute faulender Wälder, wucherndes Gestrüppes und ausgetretener Wasser. Und Teutschland war ein Land dieser Art. Es fehlte noch an Städten und städtischen Gewerben, wie an Handel und Verkehr. Hin und wieder mögen, besonders wo das Christenthum Eingang gefunden hatte um die bischöflichen Sitze, größere Ortschaften entstanden sein; aber diese Ortschaften hatten keineswegs Gewerbfleiß und Handel zur Grundlage, sondern lediglich Ackerbau und landwirthschaftliches Getreibe. Auch gebrach es nicht an Handwerkern; aber alle Arbeiten dieser Art mußten von Leibeigenen oder von den kleinen Grundeigenthümern selbst besorgt werden; deßwegen konnten sie unmöglich zu bedeutender Vollkommenheit gelangen und kein Gegenstand des Handels werden. Ueberhaupt war der Handel in Teutschland und Teutschland's mit andern Ländern ohne Bedeutung; er beschäftigte nur wenige Menschen, vielleicht Niemand ausschließlich, und vermochte nicht den Menschen einen freien Grundbesitz zu ersetzen.

Von schönen Künsten ist in dieser Zeit Nichts zu finden, das einer Erwähnung verdiente. In den Jahrhunderten der Kriege hatten sie nicht gedeihen können. Der Heldengesang früherer Tage war wohl nicht verklungen, aber die untergehende Freiheit entzog ihm die Seele; der

Barit, der Gesang der Todesweihe im Kampfe für das Vaterland, wurde nicht mehr gehört; vor dem Lehendienst und vor dem Kreuze versank die ganze Vergangenheit mehr und mehr. Allerdings brachte die neue Religion einen reichen Schatz des Schönen nach Teutschland, wie für den Gesang so für die Malerei. Sie hatte einen allwaltenden Gott in drei Personen, die jungfräuliche Mutter und das Kind des großen Geheimnisses; sie hatte die heiligen drei Könige und den leitenden Stern, den Pflegevater, die Jünger, die Wunder und die Märtyrer. Auch wies sie in die vergangenen Zeiten zurück und knüpfte ihre eigene Nothwendigkeit, ihren Trost und ihr Heil an eine Kette, welche durch eine lange Reihe menschlicher Verhältnisse und Bestrebungen bis zu der Entstehung des Menschen und der Sünde, des Himmels und der Erde hinauflief. Aber es fehlte noch die Kraft und die Geschicklichkeit den Schatz zu heben.

Von eigentlicher Wissenschaft ist auch jetzt noch bei den teutschen Völkern keine Spur auf zu finden. Selbst im römischen Reiche war die Wissenschaft verfallen, ja zerstört, ehe die Teutschen das Reich eroberten. Nur ein schwacher Ueberrest wurde von den Geistlichen bewahrt, nur in der Zelle des Klosters brannte die alte Sonne wie ein schwaches Lämpchen fort; und wohin das Christenthum kam, da wurde dasselbe angezündet. Aber in Teutschland leuchtete selbst dieses Lämpchen noch nicht.

Was die Religion der teutschen Völker betrifft, welche dem Christenthum gegenüber stand, so ist kaum Etwas mit Gewißheit zu bestimmen. Bei christlichen Schriftstellern, die über diese Zeit sprechen, ist freilich oft die Rede vom Heidenthum, von Göttern und Götzen, von heidnischem Aberglauben und von heidnischen Bräuchen, aber immer nur im Allgemeinen. Alles Heidenthum, es mochte römisches, gallisches oder teutsches Ursprunges sein, ist zusammen geworfen und in einander gemischt, und was rein teutsch war, ist um so weniger zu unterscheiden, da die Mähr und die Dichtkunst späterer Tage die gemengte Ueberlieferung festgehalten und willkührlich ausgebildet haben, was der menschliche Geist in seiner Ahnung, seiner Furcht und seiner Hoffnung ergriffen

hatte. Möglich ist allerdings, daß, wie die römische Religion im Drange des Lebens aus allen Völkern und Ländern abergläubische Bräuche zusammen getragen und in sich auf zu nehmen versucht hatte, so auch die Religion der teutschen Völker bei dem häufigen Verkehre derselben mit andern Heiden einige religiose Bräuche derselben angenommen und mit ihren Bräuchen verschmolzen hatte, aber die Masse von Vorstellungen ist in keiner Weise zu sondern. Und wenn auch aus den Gesetzen der teutschen Völker hervorgeht, daß die Teutschen nicht bloß wie in alten Zeiten Wahrsager gehabt, sondern daß auch Zeichendeuter, Traumausleger, Bandknüpfer, Loswähler, Wettermacher, Zauberer und Hexenmeister sich unter den Teutschen gefunden haben, so scheint doch die Religion der Teutschen im Wesentlichen dieselbe geblieben zu sein. Dieses darf mit desto größerer Zuversicht angenommen werden, da auch jetzt nirgends heidnische Priester dem Christenthum entgegen treten, da nie mit Bestimmtheit von Göttern und von Abbildungen der Götter unter den Teutschen die Rede ist, da auch von Tempeln oder Gebäuden, in welchen die Götter verehrt wurden, keine Spur gefunden wird.

Fragt man nun aber, wie weit das Christenthum diesem Heidenthume gegenüber im sechsten Jahrhundert unter den teutschen Völkern verbreitet gewesen sei, so giebt die Geschichte keine bestimmte Antwort. Die teutschen Völker auf dem Boden des römischen Reiches nannten sich gewiß sämmtlich Christen. Die ripuarischen Franken waren nicht weniger Christen, und zwar katholische Christen, als die salischen, und die Bisthümer zu Cöln und Mainz wirkten gewiß weit auf das rechte Ufer des Rhein's herüber. Von den Alemannen und Bayern waren diejenigen ohne Zweifel auch Christen, die sich in den Ländern des römischen Reiches befanden; und in den rein teutschen Ländern dieser Völker hatte der Kampf des Christenthumes gegen das Heidenthum begonnen und wurde von den Bisthümern in Augsburg und später in Constanz erfolgreich geführt. In Thüringen hatte das Christenthum schon festen Fuß gefaßt, als noch das thüringische Reich bestand, und den Waffen der Franken

folgte überall das Kreuz. Diejenigen Thüringer, die sich den Franken angeschlossen hatten, gingen wohl auch über zur Taufe; das aber ward ein Unglück für Thüringen, daß die erste Gründung des Christenthums in arianischer Weise Statt gefunden hatte, und daß Diejenigen, die unter dem Reiche der Franken aus Berechnung zu dem neuen Glauben übergingen, diesen Glauben in katholischer Weise annahmen. Jedes Falles handelten die frommen Männer, welche das Christenthum zu verbreiten oder zu befestigen suchten, mit großer Umsicht und Weisheit; sie baueten mehr auf die That als auf die Lehre, mehr auf die Wunder als auf die Wahrheit; sie wandten sich mehr an die Einbildungskraft als an den Verstand, mehr an das Gefühl als an den Gedanken; sie begnügten sich mit der Taufe und dem Bekenntniß und erwarteten den Glauben von dem eigenen Bedürfnisse der Menschen; sie schoben den heidnischen Bräuchen christliche Bräuche unter, überliessen der Zukunft die Flamme vom Rauche zu reinigen und suchten für die Kirchen Rechte und Besitzungen zu gewinnen um der göttlichen Wahrheit Grund und Boden zu sichern zu einer größern Wirksamkeit in bessern Tagen.

Achtes Buch.

1.

Vorbemerkungen.

Von Chlotar I an hat das Reich der Franken noch 200 Jahre unter Königen aus dem merowingischen Hause gestanden. Dieser lange Zeitraum bietet fast nur Widerwärtiges und Häßliches dar. Die Merowinger versinken in Entwürdigung und Schmach; der alte Heldensinn reibt sich auf in Bruder- und Bürgerkriegen; das Reich gewinnt weder an äußerem Umfange noch an innerer Stärke; Ausschweifung und Ueppigkeit sitzen auf dem Throne, Habsucht und Neid stehen um ihn her, wilde Begierden treiben zu Schandbarkeiten jeglicher Art. Erst in der zweiten Hälfte des Zeitraumes greifen starke Geister in die jammervolle Zeit ein und mehren die Verwirrung, bis endlich das Haus der Merowinger zu Grunde geht und eine bessere Zukunft vorbereitet wird.

Die Franken hatten ein Werk unternommen, das für ihre Kräfte zu groß war. Sie hatten ein Reich zusammen erobert, das aus ganz verschiedenen Elementen bestand, welche sie nicht zu vereinigen vermochten; sie waren außer Stande dem weitläufigen Bau eine feste Grundlage zu geben. Der Sitz dieses Reiches befand sich in Gallien; sie selbst waren von der größten Anzahl der Einwohner durch Alles verschieden, wodurch Menschen von Menschen verschieden sein können. Von Römern und Galliern als Barbaren angesehen, den besiegten Teutschen, den Gothen und Burgundiern verhaßt, machten mannichfaltige Leidenschaften auf

beiden Seiten eine redliche Vereinigung unmöglich. Ihre Verhältnisse zu den rein teutschen Völkern in den alten Gauen des Vaterlandes waren zweideutiger Art. Wenn ihnen auch gelungen, einen Theil dieser Völker, die vornehmen Geschlechter, für sich zu gewinnen, so war doch die große Masse der freien Menschen von desto tieferem Groll erfüllt. Sie selbst aber, die herrschenden Franken, hatten Nichts ein zu setzen als ihr Schwert. Und doch hatten sie die Schärfe desselben schartig gemacht. Sie hatten ihre Verbindung nicht aufgelös't, aber durch die Einführung des Lehenwesens geschwächt. Auf ihren Beneficien große Herren geworden, entarteten sie in ihrer Herrlichkeit von der alten Weise der Väter. Die Angelegenheiten der Gesammtheit wurden ihnen gleichgültig; im Genusse des Lohnes für die Thaten der Väter wurden sie selbstsüchtig und strebten nur neue Besitzungen zu erwerben und neue Genüsse zu bereiten. Sie waren umgeben von römisch-gallischen Ueppigkeiten und Lastern; sie stürzten sich hinein und versanken nicht selten auf eine widerwärtige Weise. Zugleich geriethen sie in Streit mit einander. In ihren Zwistigkeiten wandten sie den Königen, die etwa zur Ordnung riefen, den Rücken und suchten den Schein von Redlichkeit und Treue dadurch zu retten, daß sie, wenn sie den einen König verliessen, sich dem andern anschlossen, bis der dritte Gelegenheit fand sie auf seine Seite zu ziehen. Die Geistlichen vermochten selten ein zu wirken; auch fanden sie, selbst in das Lehenwesen hinein gezogen, oft ihren Vortheil in der Verwilderung der Vasallen und in den Wirrnissen des Reiches. Ueberdieß handelten sie nicht nach gleichen Grundsätzen: was der eine Bischof aufgebauet hatte, wurde gewöhnlich von einem andern wieder eingerissen. Die Könige endlich, nicht selten in Streitigkeiten mit einander über die Theilung des Reiches verwickelt, sahen sich genöthigt den Vasallen geistliches und weltliches Standes nach zu geben um nicht von Allen verlassen zu werden; sie waren mehr Diener als Herren der Vasallen; sie wurden selten tüchtige Männer; oft als Kinder oder Jünglinge zur königlichen Würde gelangt, leicht zur Theilnahme an den Lastern der Zeit verleitet, sanken sie zu

Spielbällen der großen Herren hinab und wurden absichtlich mißhandelt, gequält und der Güter beraubt, die dem königlichen Hause von dem großen Gemeingute der Eroberer zu Theil geworden waren. Vor einem solchen Zustande der Dinge verlor selbst die christliche Religion so gänzlich ihre Kraft, daß sie zur Beschönigung vieler Gräuel und Gräßlichkeiten bald aus Mißverständniß der heiligen Schriften bald aus Arglist mißbraucht wurde.

Die trostlosen Ueberlieferungen aus dieser Zeit berichten indeß nur von dem Leben der Hohen und Höchsten; von den geringern Menschen erfahren wir Nichts. Es leidet aber keinen Zweifel: in den Hütten hat fortwährend ächte Frömmigkeit und wahre Tugend gewohnt, als die Paläste schon längst mit Uebermuth und Frevel angefüllt waren; in ihnen ist auch noch die alte Kraft und der alte Freisinn geblieben, als hier nur Herrlichkeit, Gewalt und sinnlicher Genuß gesucht ward. Im Besondern gilt Dieses von den rein teutschen Völkern. Für den Geschichtschreiber der Teutschen aber ist sehr schmerzlich, daß in den Ueberlieferungen durch eine Reihe von Menschenaltern herdurch nicht das Mindeste über den Zustand dieser rein teutschen Völker gefunden wird. Die Geschichte windet sich nur an den heillosen Vorgängen in Gallien und an dem unseligen Leben der Könige fort. Aber von diesen Königen hat nur der König einiges Interesse für Teutschland und die Teutschen, dem Austrasien zu Theil ward.

2.

Chlotar I und seine Söhne. Neue Theilungen des Reiches.

Chlotar I blieb nur zwei Jahre einiger König. In dieser Zeit scheint seine Seele mit Angst und Schrecken erfüllt gewesen zu sein. Sein Sohn Chramn, mit der Verwaltung der südlichen Länder in Gallien betrauet, hatte früher mit seinem Oheime Childebert vereint gegen ihn, seinen Vater, die Waffen getragen. Nach dem Tode des Oheimes

hatte er sich durch die Flucht zu retten gesucht, war aber in die Hand des Vaters gefallen, und Chlotar hatte den jungen Mann mit seiner Gemahlin und seinen unmündigen Töchtern verbrennen lassen. Wegen dieser Unthat lag eine unüberwindliche Angst vor der Ewigkeit auf seiner Brust. In derselben scheint er die Urkunde ausgestellt zu haben, die unter dem Namen: „Chlotar's allgemeine Verordnung" bekannt ist, die aber mehr ein frommer Wunsch als eine Verordnung sein dürfte. Sie ist ganz zum Vortheile der Kirchen und der Geistlichen. Nachdem sie ausgesprochen hat, daß in allen Rechtssachen das alte Recht zu beobachten sei, befiehlt sie, daß „Streitigkeiten unter Römern nach römischen Gesetzen entschieden, daß die königliche Autorität, wenn sie mißbraucht worden, nicht geachtet werden, daß ein ungerechter Richter von den Bischöfen eine Züchtigung erhalten, Niemand eine Nonne heirathen, Niemand was von Verstorbenen den Kirchen geschenkt worden ist zurück fordern, vielmehr den Kirchen und den Geistlichen Alles was frühere Könige ihnen an Freiheiten und Besitzungen zugestanden, so wie Alles was sie dreißig Jahre lang gehabt haben unverkümmert verbleiben soll."

Chlotar starb auf seinem Landgute Compiegne im J. 560. Von den vier Söhnen, die ihn überlebten, waren Charibert, Guntchramn und Siegbert von Einer Mutter geboren; die Schwester derselben war die Mutter des vierten Sohnes Chilperich. Dieser Chilperich bemächtigte sich aus Mißtrauen gegen seine Brüder sogleich der Schätze des verstorbenen Vaters, zog in Paris ein und nahm seinen Sitz in der königlichen Burg. Sogleich vereinigten die drei Brüder ihre Macht gegen ihn und nöthigten ihn zu einer Theilung des Reiches durch das Los. Auch diese Theilung war nicht eine Theilung des Landes, sondern eine Theilung der Herrschaft. Charibert erhielt Paris zu seinem Sitze, Guntchramn Orleans, Chilperich Soissons, Siegbert Reims. Zu Reims gehörte Austrasien in der ganzen Unbestimmtheit dieses Wortes. Die rein teutschen Länder diesseits des Rhein's, Alemannien, Bayern und Thüringen, scheinen allerdings der Obhut dieses Königs überlassen zu sein; aber sie wurden an-

gesehen als mit dem ganzen Reiche vereinigt. Denn Siegbert behielt auch noch einen Theil des südlichen Gallien's, damit es seiner Herrschaft nicht an Handelsstädten fehlen sollte: Marseille, Avignon und Aix gehörten dem König in Austrasien.

Siegbert bewies sich als den tüchtigsten und edelsten unter den vier Königen. Auch hatte das Los ihn in bessere Verhältnisse gestellt; er war zu Reims und zu Metz, wohin er seinen Sitz verlegte, weniger von römischen Lastern und Lockungen umgeben; er stand dem rein teutschen Wesen näher, dessen Kraft und Sittlichkeit leichter auf ihn einwirkte. Ueberdieß erhielt er bald Gelegenheit das Schwert zu gebrauchen. Denn Siegbert war noch nicht lange König, als die Avaren an der nördlichen Seite der Karpathen eine Fahrt gegen Westen unternahmen und bis weit in Thüringen herein vordrangen. Ueber das Verhalten der teutschen Völker gegen diese rohen Horden berichten die Ueberlieferungen Nichts; es scheint jedoch, daß die Volksmasse der Thüringer sich auf die Seite der Avaren gestellt habe. Diese Avaren waren den Teutschen, wie einst ihre Brüder, die Hunnen, allerdings ein Abscheu; aber in den Thüringern war das Andenken an ihre Selbständigkeit noch nicht erloschen; sie waren voll Hasses gegen die Franken, durch welche sie uneinig geworden, ihre ersten Geschlechter verloren hatten, und in ihrem Hasse sahen sie in den Avaren nur die Feinde der Franken. Der König Siegbert aber zog heran mit der Macht der Austrasier. Die Avaren wichen um sich zu sammeln zurück. Endlich kam es, wahrscheinlich zwischen der Sale und der Elbe, zu einer großen Schlacht. Die Avaren wurden in die Flucht geschlagen; ihr Chacan schloß mit Siegbert einen Frieden, und die Thüringer mußten in das alte Verhältniß zu dem Reiche der Franken zurück treten.

Während aber Siegbert Teutschland reinigte, bemächtigte sich sein Stiefbruder Chilperich der Stadt Reims und anderer Städte in Austrasien. Siegbert eilte heran, nahm diese Städte wieder ein, eroberte selbst Soissons, gab aber großmüthig dem neidischen Bruder Alles zurück, was er ihm genommen hatte. Der König Chilperich jedoch wurde durch

diese Großmuth nicht gewonnen; und auch die Avaren hielten den Frieden nicht, den Siegbert mit ihnen geschlossen hatte. Denn dieser König hatte eine Gesandtschaft nach Constantinopel an den Kaiser Justin geschickt um eine Verbindung der Römer mit den Franken gegen die Avaren zu bewirken. Den Avaren scheint die Absicht der Franken eben so wenig verborgen geblieben zu sein, als der Zwist unter den fränkischen Königen. Sie drangen von Neuem vor und dieses Mal besser gerüstet. Siegbert führte eine große Anzahl streitbarer Männer durch Thüringen, aber im Vertrauen auf seinen frühern Sieg mit geringer Vorsicht. Er kam in die Gegend, in welcher die erste Schlacht Statt gefunden hatte. Hier wurde das fränkische Heer mit so vielen flüchtigen Kreisen leichtes Volkes umwickelt, daß die erschrockenen Franken in den Bewegungen der Feinde nur Gaukelbilder zauberischer Künste zu sehen vermochten. Das Heer floh und Siegbert wurde gefangen. Er aber, der gefangene König, wußte den Chacan zu gewinnen und zu einem billigen Frieden zu bewegen. Beide Fürsten schlossen einen Bund und versprachen niemals wider einander Krieg zu führen. Die Franken waren hoch erfreuet; und doch war der Chacan wohl nur für den Frieden gewonnen worden, weil er ein anderes Werk zu unternehmen vorhatte. Um diese Zeit nämlich hatte der König der Langobarden, Alboin, ihm ein Bündniß gegen die Gepiden angetragen; der Chacan ging in dieses Bündniß ein, und durch die Ausführung desselben, durch die Zerstörung des gepidischen Reiches und durch die Fahrt der Langobarden nach Italien ward er in eine neue Stellung, in neue Verhältnisse gebracht. Im Besitze von Pannonien standen die Avaren den Waffen der Bayern gegenüber, und das nördliche Teutschland konnte von ihnen nicht mehr beunruhigt werden. Das kraftvolle Volk der Bayern aber hat in dem Kampfe für die eigene Freiheit um das Christenthum, um die teutsche Eigenthümlichkeit, um die Bildung der neuern Zeit unermeßliche Verdienste erworben.

Inzwischen entwickelten sich die Zwistigkeiten, die unter den Königen der Franken entstanden waren, auf eine furcht-

bare Weise, und lähmten die Macht des Reiches gegen auswärtige Feinde; sie wurden genährt durch Streitigkeiten über einzelne Städte und im Besondern über eine neue Theilung der Herrschaft Charibert's, des Königes zu Paris, der im J. 567 nach einem unbedeutenden Leben hinstarb. Diese Theilung, bei welcher die drei überlebenden Könige sich verbindlich machten, daß keiner von ihnen die Stadt Paris betreten sollte, erzeugte neue und unauflösliche Händel. Aber die größten Verwirrungen gingen aus dem unsittlichen Leben der Könige hervor. Schon Chlodwig's Söhne hatten nicht an dem Grundsatze festgehalten, den der große Theoderich als einen Segen für die Völker aufgestellt, und den Chlodwig selbst befolgt hatte, an dem Grundsatze, daß Könige sich nur mit Töchtern von Königen oder Fürsten vermählen sollen. Chlotar I hatte fränkische Frauen geheirathet, und seine Söhne hatten alle, Siegbert ausgenommen, Frauen aus den Töchtern des Landes. Diese Frauen beherrschten oft die Könige, aber sie fanden keine Achtung, weder bei den Königen noch beim Volke. Die Könige nahmen mehrere, ja viele Frauen und glaubten das wüste Leben, das sie mit diesen Weibern führten, durch das Beispiel der Könige des alten Bundes, David's und Salomo's, rechtfertigen zu können. In ihrer wilden Weise achtete der Eine selbst das heilige Gewand einer Gott geweihten Jungfrau nicht, und der Andere griff nach einer Magd, die ihm gefallen hatte. Der König Chilperich in Soissons, der begabteste von Chlotar's Söhnen, scheint am Tiefsten in ausschweifende Lüste versunken zu sein. Alle Weiber, mit welchen er lebte, waren von geringer Herkunft. Die größte Gewalt über ihn hatte Fredegunde, eine Frau weniger durch Schönheit als durch Geist, Witz und Anmuth ausgezeichnet. Ein überlegener Geist aber bei dunkler Herkunft wird nur anerkannt, wenn er sich fügsam zeigt; will er selbständig bestehen, Ruhm Glanz und Ehre gewinnen, so werden die vornehmen Geschlechter sich ihm immer abhold zeigen; und Fredegunde machte ihre Ueberlegenheit geltend.

Siegbert, der König in Austrasien, hatte sich rein gehalten von den Lastern seiner Brüder. Er beschloß eines

Königes Tochter zu seiner Gemahlin zu nehmen um Anstand und Würde in seinem Palaste zu erhalten. Er warb um Brunhilde, der jüngern Tochter Athanagild's, des Königes der Westgothen. Athanagild gewährte ihm die Tochter. Siegbert empfing sie mit großen Festlichkeiten. Brunhilde entsagte der Lehre des Arius und bekannte sich zum katholischen Glauben. Sie selbst war eine schöne Jungfrau von feinen und ehrbaren Sitten, ausgezeichnet durch ihre Bildung und ihre einschmeichelnde Rede. Also gewann sie leicht die Herzen der Menschen und wurde hoch gefeiert von der Welt. Darüber entstanden Verdruß, Scham und Neid in Chilperich's Seele. Er warb sogleich um Athanagild's ältere Tochter, Galsuintha, versprach dem König, alle seine Weiber zu entfernen und Galsuintha als einzige Gemahlin in Treue und Liebe zu halten. Athanagild gewährte auch ihm die Tochter. Galsuintha kam in das Reich der Franken und entsagte gleichfalls den ketzerischen Lehren. Chilperich empfing sie und ihre glänzende Ausstattung mit großen Festlichkeiten. Aber die Verhältnisse seines frühern Lebens hielten ihn umschlungen, und die alte Gewohnheit war durch ein rasches Versprechen nicht zu besiegen. Auch zeichnete sich Galsuintha weder durch Schönheit aus noch durch Anmuth und Liebenswürdigkeit. Deßwegen sehnte sich Chilperich bald zurück zu Fredegunde; und dem Geist und der Kunst dieser Frau gelang schnell, über den schwachen König die ganze Gewalt wieder zu gewinnen, die sie früher über ihn gehabt hatte.

Ehe sich aber diese unglücklichen Verhältnisse weiter entwickelten, fand ein Vorgang Statt, der mit denselben nicht zusammen hing, aber nicht unbemerkt bleiben darf, weil er einen schwachen Lichtstrahl auf teutsche Verhältnisse wirft. Um diese Zeit unternahm Alboin, der König der Langobarden, seine Fahrt nach Italien. Ihn begleitete, wie früher erzählt worden ist, eine Anzahl von Kriegern aus dem nördlichen Teutschlande, welche „Sachsen, seine alten Freunde", genannt werden. Sein Werk in Italien gelang. Ein Heer der Langobarden zog in die Pässe der westlichen Alpen um Alles zu unterwerfen, das einst unter den Ostgothen gestan-

den hatte. Dieses Heer stieß auf das Reich der Franken, traf zuerst mit den Burgundiern zusammen und gewann über dieselben einen großen Sieg. Aber ein neues fränkisches Heer zog heran, und die Langobarden wurden zurück getrieben. Mit denselben waren jene Sachsen vereint gewesen. Diese Männer, darüber erstaunt, hier am Fuße der Alpen Menschen zu finden, die ihre Sprache redeten, und den Namen des Königes Siegbert zu hören, der ihnen in ihrem Vaterlande wohl bekannt gewesen war, fühlten sogleich die größte Sehnsucht nach der Heimath, und diese Sehnsucht ward um so stärker, da sie unzufrieden mit den Langobarden geworden waren. Denn die Langobarden hielten für nothwendig, alle Teutschen, die Theil haben wollten an dem Ertrag ihrer Siege, Einem Rechte, Einem Gesetze zu unterwerfen; die Sachsen aber, festhaltend an der Sitte ihrer Väter, verlangten nach eigenen Gesetzen zu leben. Nun glaubten sie, die Möglichkeit der Rückkehr ins Vaterland durch das Reich der Franken erkannt zu haben. Also beschlossen sie das Land ihrer Thaten auf zu geben und ihre Heimath wieder auf zu suchen. Der Anführer der Burgundier, Mummulus, verstattete ihnen den Zug durch das Reich der Franken. Hierauf versammelten sie ihre Weiber und Kinder und ihre bewegliche Habe und zogen längs der Küste des Meeres dem Reiche der Franken zu. Sie kamen bis zum Rhodan. Daselbst nahm ihnen Mummulus treulos und gewaltsam Alles ab, was sie besaßen; dennoch zogen sie weiter durch Gallien und Teutschland und gelangten endlich zu ihren alten Sitzen an der Elbe. Sie fanden das Land, das sie einst das ihrige genannt hatten, im Besitz anderer Menschen, welche wahrscheinlich vor den slavischen Völkern ausgewichen und über die Elbe gekommen waren: sie werden überelbische Sueven, später Nordschwaben, genannt. Da sie vor den ankommenden Sachsen das Land nicht räumen wollten, so griffen die Sachsen zu den Waffen. Die Schwaben schlugen ihnen vor, sie möchten mit ihnen und neben ihnen in dem Lande wohnen, es sei groß genug für Alle. Die Sachsen weigerten sich; die Schwaben boten ein Drittheil, sie boten zwei Drittheile des Landes; endlich verpflichteten

sie sich das Land zu räumen, sobald sie andere Sitze aufgefunden hätten. Die Sachsen bestanden auf unverzüglichem Abzug. Also kam es zum Kampf, und in diesem Kampfe gingen die Sachsen gänzlich zu Grunde.

3.

Brunhilde und Fredegunde.
Ereignisse bis zu Chlotar's II Gelangung zum Reich.
Arnulf von Metz, Pippin von Landen.

Der Königin Galsuintha war das Verhältniß ihres Gemahles zu Fredegunde nicht lange verborgen geblieben. Schmerz und Unwillen auf ihrer Seite, Ränke und Lügen auf der andern führten häßliche Auftritte herbei. Galsuintha wollte zurück kehren zu ihrem Vater; Chilperich läugnete die Dinge, über welche sie sich beklagte, versuchte sie zu beruhigen und verstattete ihr die Rückkehr nicht. Die Zwiste des königlichen Paares jedoch wurden nicht ausgeglichen. Endlich wurde Galsuintha todt in ihrem Bette gefunden, und Chilperich, nach dem er das Geschick der unglücklichen Frau beweint hatte, vermählte sich kurze Zeit nach ihrem Tod öffentlich und feierlich mit Fredegunde. Seine Absicht war vielleicht, durch diese Vermählung den Verdacht zu ersticken, der sich gegen Fredegunde erhoben hatte, als sei sie die Anstifterin eines Verbrechens an Gulsuintha's Leben; aber sein Leben war zu unsauber, sein Ruf zu befleckt, als daß er diesen Zweck zu erreichen vermocht hätte. Vielmehr ward er selbst der Theilnahme an dem Morde beschuldigt. Die Geschichtschreiber nehmen keinen Anstand mit dürren Worten aus zu sprechen: Chilperich habe seine Gemahlin durch einen Diener erdrosseln lassen, und Fredegunde sei die Anstifterin des Mordes gewesen. Wenn aber auch ungewiß geblieben ist, ob Galsuintha's Tod durch ein Verbrechen bewirkt, oder nur durch Leidenschaft und Verläumdung einem Verbrechen zugeschrieben worden ist, so ist er doch der Quell eines giftigen Stromes geworden, der sich, täglich durch neue Zuflüsse gleicher Art verstärkt und erweitert, ein halbes

Jahrhundert herdurch über das Reich der Franken ergossen, unermeßliches Unglück verbreitet, Heiliges und Gemeines durch einander geworfen, Niederes erhoben, Hohes erniedrigt, und den Thron der Merowinger dergestalt unterwühlt hat, daß derselbe fortan nur noch unsicher über einem Abgrunde schwebte, bis endlich eine starke Hand ihn hinein warf und einen neuen Thron auf einer neuen Grundlage zu errichten unternahm.

Brunhilde, von der Schwester Ermordung überzeugt, verlangte in ihrem Schmerze die Bestrafung der Verbrecher, Fredegunde's und ihres Gemahls, und da die öffentliche Bestrafung eines Königes nicht bewirkt werden konnte, so sann sie auf heimliche Rache. Die ersten Versuche mißlangen. Darüber ergrimmte sie in ihrer Seele und vergaß mehr und mehr jegliches Maß. Sie, die stolze Tochter eines Königes, die gefeierte Gemahlin eines Königes, die schöne und gebildete Frau, fand es unerträglich, daß ein gemeines Weib ihre Anschläge zu Schanden machte und sich, frech in ihrem Verbrechen, als Königin zu erhalten vermochte. Nichts achtend, Nichts schonend erschöpfte sie alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, die sie auf zu finden oder aus zu denken vermochte um ihre Partei zu verstärken oder zu erhalten. Sie wußte selbst den Papst Gregor den Großen durch bereitwillige Förderung der eifrigen Bestrebungen dieses erhabenen Priesters zur Ausbreitung und Befestigung des Christenthumes für sich zu gewinnen und dadurch und durch Begünstigungen der Kirchen die angesehnsten Geistlichen lange auf ihre Seite zu behalten; sie sparte Nichts um die großen weltlichen Herren für sich zu begeistern, und an Werkzeugen zu gemeinen Diensten konnte es ihr niemals fehlen. Dennoch verlor sie im Fortgange des Streites das Vertrauen der Menschen immer mehr. Die tüchtigsten und frommsten Männer wandten sich von ihr ab; nur gemeine Seelen blieben ihr treu, so lange sie Etwas dar zu bieten hatte; ihr Hof versank in Laster und Schmutz; ein begeisteter Eiferer, der heilige Columban, überhäufte sie in ihrem eigenen Palaste mit den schimpflichsten Vorwürfen; sie sah ihr ganzes Haus, den edelen Gemahl ausgenommen, ohne Achtung und Ehre

zu Grunde gehen, Kinder und Enkel allzumal, bis sie endlich, in das unentwirrbare Netz der Ränke und Verbrechen, an welchen sie um ihre Feinde zu verderben ohne Unterlaß arbeitete, verstrickt, von Allen verlassen und verrathen, auf eine schmachvolle Weise vernichtet wurde. Fredegunde hatte Nichts als ihren Geist und die Liebe ihres Gemahls; in Beidem fand sie stets die Mittel, sich zu erhalten und allen Anschlägen ihrer Feindin bald aus zu weichen, bald zu begegnen. Sie bewahrte nicht immer die Besonnenheit. Vom Wirbel der Ereignisse gefaßt, verlor sie zuweilen das Gleichgewicht. Bald von Angst und Noth hart bedrängt, bald von tiefem Unwillen über sinnlose Lästerungen ergriffen, bald vom bittersten Schmerze, wie über das rasche Hinsterben ihrer Kinder oder über die Ermordung ihres Gemahles, furchtbar gebeugt, dabei nicht frei von dem Glauben ihrer Zeit an Hexerei und allerlei Künste der Hölle, hat sie Häßliches und Grausames Theils angeordnet Theils nicht verhindert: aber sie ist nie in ihrer Leidenschaftlichkeit verwildert, sondern sie ist stets zu verständiger Würdigung menschlicher Dinge zurück gekehrt. Dadurch hat sie sich die Theilnahme der Einwohner von Soissons und des ganzen Landes, dessen Königin sie war, bewahrt, und selbst als Wittwe immer von Neuem starke Freunde gefunden. Endlich ist sie ruhig und geehrt vom Leben geschieden, und ihr spätgeborener Sohn ist als einiger König zum Reiche der Franken gelangt.

Das Unglück, das aus diesem langen Streit der beiden Königinnen, aus Brunhilde's Rachsucht und Fredegunde's Abwehr, für das Reich der Franken in Gallien hervor ging, war furchtbar. Was sich im menschlichen Leben Häßliches und Gräßliches ereignen mag, das entwickelte sich aus diesem Streite zum Unglücke, zur Untertretung der armen und unterworfenen Menschenclassen: beständige Bruder- und Bürgerkriege, heuchlerisch und leidenschaftlich begonnen, grausam und arglistig geführt, treulos und verrätherisch geendigt um bald in neuer Verbindung auf die alte Weise wieder an zu fangen; Bastarde der Könige, die mit Ansprüchen auf Reich und Herrschaft hervortraten und schnell

einen mächtigen Anhang gewannen; Vassallen, die mit Eidschwüren spielten um ihre schmäliche Habsucht zu befriedigen, und ihren Arm verkauften um ihrem durch wildes Zugreifen erworbenen Besitze den Stempel der Rechtlichkeit auf zu drücken; Ermordungen durch Schwert, Dolch und Gift; Verwüstungen und Frevel ohne Namen und Zahl; Ausschweifungen und Ueppigkeiten in so unfläthiger Art, daß die Gesetze der Natur verschwunden zu sein scheinen, daß Knaben als Väter galten und greise Frauen als Buhlerinnen; zugleich Stiftungen von Kirchen und Klöstern in großer Menge und wunderlicher Eifer für das Christenthum und für die Reinheit des Glaubens: Das ist es, was diese Zeit füllt und darbietet.

Von den einzelnen Ereignissen dürfen hier nur diejenigen berührt werden, bei welchen Teutsche von der rechten Seite des Rhein's erscheinen, oder welche im Fortgange der Zeit Veränderungen in Teutschland zur Folge gehabt haben.

Im J. 574 hatte der König Chilperich seinen Bruder Guntchramn zu einem Bündnisse bewogen. Um dasselbe desto sicherer zu zerstören führte Siegbert ein Heer teutscher Männer über den Rhein. Bei demselben ist von keinem Volke die Rede; kein Führer, kein Herzog, kein Held wird genannt. Daher ist wahrscheinlich, daß dieses Heer aus freiwilligen Kriegern bestanden habe und dem Könige Siegbert als freies Geleit gefolgt sei. An der Seine stieß dasselbe auf das Heer des Königes Guntchramn. Erschrocken bei dem Anblicke bat Guntchramn um Frieden; Siegbert gewährte den Frieden. Hierauf wendete sich das Heer gegen Chilperich: auch dieser König flehte um Frieden. Siegbert gewährte ihm die Bitte, zu so großem Verdrusse des Heeres, daß dasselbe in seinem Unmuthe die Gegend von Paris weithin plünderte und viele Dörfer in Flammen setzte. Nur mit großer Mühe gelang es dem Könige die zürnenden Krieger zur ruhigen Rückkehr über den Rhein zu bewegen. Kaum aber waren die Teutschen abgezogen, so erneuerten Chilperich und Guntchramn ihr Bündniß, drangen in Austrasien ein, und verwüsteten Alles bis vor die Thore

von Reims mit Feuer und Schwert. Der König Siegbert jedoch wußte ein neues Heer auf der rechten Seite des Rhein's zu gewinnen; mit demselben trieb er bald die feindlichen Heere in die Flucht. Nun aber beging er die neue Unvorsichtigkeit sein Heer zu theilen. Den einen Theil schickte er gegen Dornick zu Chilperich's Verfolgung, mit dem andern zog er nach Paris und bemächtigte sich dieser Stadt. Seine Gemahlin Brunhilde eilte ihm nach mit ihren Kindern und ward in Paris feierlich empfangen. Bald erschien auch eine Gesandtschaft von Chilperich's Vassallen: „sie betrachteten die Sache ihres Königs als verloren und hegten keinen andern Wunsch als von ihm in seine Treue aufgenommen zu werden; der König möge ihnen daher erlauben, sich in der Ebene von Vitry zu versammeln, damit sie ihm den Eid der Treue leisteten." Siegbert ertheilte die Erlaubniß. Er begab sich nach Vitry in das Lager der Vassallen. Diese setzten ihn nach vaterländischem Brauch auf einen Schild und begrüßten ihn als König. In demselben Augenblick aber stiessen ihm zwei junge Menschen, Werkzeuge der Vassallen, vergiftete Messer in die Seiten. Der König Siegbert hauchte das Leben aus.

Alsobald eilte Chilperich nach Paris, und die Vassallen empfingen ihn mit Freuden. Er ließ seinen ermordeten Bruder im Dome des heiligen Medardus neben ihrem gemeinschaftlichen Vater beisetzen; die Königin Brunhilde ward mit ihren Töchtern nach Rouen in Gewahrsam gebracht, ihr Sohn Childebert aber von einem treuen teutschen Herzoge Gundobald unter vielen Fährlichkeiten nach Austrasien gerettet. In Austrasien wurde Childebert, obgleich erst 5 Jahre alt, „von den Völkern, über welche Siegbert das Reich gehabt hatte" als König aufgestellt, und „von allen Austrasiern" als König anerkannt. Zugleich ward ein Mann, Namens Gogo, zum Hausmeister erwählt, und ihm, wie die Erziehung des Königes, so die Verwaltung des Reichs im Namen des Königs aufgetragen. Das war ein folgenreiches Ereigniß; denn der Hausmeister, der bisher im Verborgenen die Verwaltung des Fiscus geleitet hatte, erhielt eine neue Stellung, die ihn zum ersten Mann im Reich Austrasien

machte, und alle öffentlichen Verhältnisse in seine Hand vereinigte. Der neue Verweser des Reiches stellte sogleich die Forderung an Chilperich, daß er die Königin Brunhilde und ihre Töchter in Freiheit setzen sollte. Um dieser Forderung Nachdruck zu geben ward ein Heer vereinigt, bei welchen sich das Geleit, das Siegbert über den Rhein geführt hatte, befunden zu haben scheint. Theils durch die Drohungen dieses Heeres, Theils durch Brunhilde's abenteuerliche Entwürfe, am Meisten aber durch manche verdächtige Bewegungen, die unter den Vassallen in Gallien vorgingen, und die Guntchramn gegen die südlichen Besitzungen Chilperich's erregte, wurde dieser König endlich bewogen, der Königin Brunhilde und ihren Töchtern die freie Rückkehr nach Austrasien zu verstatten.

Im J. 577 verlor der König Guntchramn seine beiden Söhne durch den Tod. In seinem Schmerze schickte er sogleich eine Gesandtschaft an den König Childebert in Austrasien, der verwais'te Vater an den verwais'ten Neffen, und lud denselben zu einer Zusammenkunft ein. Childebert, von den vornehmen Männern seines Reiches begleitet, begab sich zu dem Oheim; Guntchramn erklärte ihn für seinen Sohn und für den Nachfolger in seinem Reiche. Zwei Jahre später verloren Chilperich und Fredegunde ihre drei Söhne und waren nun auch, zwar nicht kinderlos, aber ohne Söhne. Daher entstand am Hofe des Königs in Austrasien der Gedanke, daß Chilperich und Fredegunde, im Schmerz über den Verlust ihrer Kinder, vielleicht bewogen werden könnten, auch den König Childebert als ihren Sohn an zu nehmen und dadurch den heillosen Zwist zu beendigen. Die Unterhandlung aber scheiterte, zuerst an Brunhilde's Ränken, die es nicht ertragen konnte, mit den Mördern ihrer Schwester ein Abkommen zu treffen, später, als der Kampf fortgesetzt ward, an der Geburt eines vierten Sohnes der Fredegunde. Zwar starb auch dieses Kind nicht lange nach seiner Geburt; aber im J. 584 gebar Fredegunde einen fünften Sohn. Vier Monate nach der Geburt dieses Kindes wurde Chilperich, als er am Abend von einer Jagd zurück kehrte, ermordet. Niemand nennt den Mörder. Nach der Lage

der Dinge aber war der Verdacht wohl begründet, daß dieser Mord durch die Ränke der großen Herren am Hofe Childebert's und seiner Mutter bewirkt worden sei um Siegbert's Tod zu rächen, und was ihnen weder durch List, noch durch Gewalt zu erreichen gelungen war, durch eine Schandthat zu erlangen.

Im Reiche der Franken gab es nunmehr drei Könige, von welchen nur der Eine, Guntchramn, ein Mann war; Childebert war kaum über 14 Jahre, Chilperich's Sohn vier Monate alt. Also hätte Guntchramn leicht die Ordnung herstellen, den Gräueln ein Ende machen können. Guntchramn aber war ein höchst schwacher Mann, ungemein gutmüthig, aber unentschlossen, heftig, auffahrend. Gegen den Hof der Königin Brunhilde hatte er einen unbesiegbaren Widerwillen; und wenn er auch den jungen König Childebert für seinen Sohn erklärt hatte, so machten ihn doch die Mutter und ihre ganze Umgebung sehr bedenklich. Gegen Fredegunde hegte er Verdacht, aber der Gedanke, daß ihr Sohn der Sohn seines ermordeten Bruders war, ergriff ihn auf das Gewaltigste. Daher gelang es der Fredegunde leicht, ihn für den verwais'ten Säugling zu gewinnen. Sie schrieb an Guntchramn: „Der König Chilperich, Dein Bruder und mein Gemahl, ist ermordet. Eile zu mir, mein König und mein Herr, damit Du sein Reich übernehmest, damit ich Dir meinen kleinen Sohn, Deinen Neffen, in die Arme lege, damit ich mich selbst als Schutzflehende zu Deinen Füßen werfe." Und Guntchramn führte das Kind zur Taufe und gab ihm seines Vaters Namen Chlotar. Also waren die Hoffnungen, die Brunhilde und Childebert gehegt hatten, abermals vereitelt, und die Wirrnisse entwickelten sich weiter in alter, zäher und gräßlicher Weise.

Aber um dieselbe Zeit, da diese Ereignisse Statt fanden, wurden die Austrasier in einen Krieg, zuerst mit den Langobarden und bald auch mit den Bayern verwickelt. Der König Alboin war sechs Jahre nach seiner Ankunft in Italien ermordet worden. Sein Tod hatte giftige Leidenschaften in das Leben gebracht und die Vollendung der Eroberung des Landes verhindert. Der König Cleph, sein Nach-

folger, war nach anderthalb Jahren gleichfalls ermordet. Seitdem war das langobardische Volk wie aufgelös't und zertrümmert; nirgends Einheit, nirgends Macht. Ein wilder Kampf unter einer Menge von Herzogen fand Statt hier und dort. Italien erlitt eine furchtbare Verwüstung. Um so leichter vermochten die Oströmer den Krieg zu halten. An allen Theilen der Küste rings um Italien her wurde mit wechselndem Glück ohne Unterlaß und Entscheidung gestritten. Während dieser Kämpfe erlaubten sich einige langobardische Herzoge in die Alpen ein zu brechen und die Gränzen des fränkischen Reiches zu beunruhigen: hierauf rechnete man in Constantinopel und bot Alles auf, die Franken zu einem Bündnisse gegen die Langobarden zu bewegen. Der Kaiser Mauritius sparte weder Geld noch Versprechungen. Gesandtschaften gingen hin und her, lange vergeblich; endlich wurde das Bündniß zwischen dem Kaiser und dem jungen Könige Childebert abgeschlossen. Die Entscheidung gab die Religion. Durch die alten Einwohner Italien's ward ihre Befreiung vom Joche der Ketzer bald von den Römern bald von den Franken gehofft und erfleht. Rom war nicht von den Langobarden erobert, sondern stand unter der Herrschaft des Kaisers. Der Bischof von Rom, vorzugsweise der Papst genannt, hatte schon in allen Ländern des vormaligen römischen Reiches, besonders in den Ländern unter ketzerischer Herrschaft einen großen und gewaltigen Einfluß: er hielt das Vertrauen der Katholiken aufrecht und vereinigte alle Bestrebungen derselben gegen die Ketzer. Und auch im Reiche der Franken war sein Ansehen groß; und Brunhilde im Besondern suchte das Wohlwollen des Papstes zu gewinnen und zu erhalten. Also wurde das Bündniß mit den Römern abgeschlossen; und im Jahre 584 zog ein austrasisches Heer nach Italien. Um so nothwendiger mochte es erachtet sein, den König Chilperich aus dem Leben zu schaffen, damit dieser Krieg ihm kein Uebergewicht in den alten Händeln geben könnte. Die Fahrt nach Italien hatte keinen Erfolg, und auch ein zweiter Zug im J. 585 blieb ohne Bedeutung; aber der Krieg hatte eine Folge, die nicht ohne Bedeutung war.

Die Langobarden hatten sich bisher über ihre Stellung getäuscht und waren in dieser Täuschung Wege gegangen, auf welche der Zufall jeden einzelnen Herzog geführt hatte. Bei dem Angriffe der Franken erkannten sie das Unglück ihrer Uneinigkeit. Die Langobarden im obern Italien richteten daher den zerfallenen Thron wieder auf und erwählten Authari, den Sohn des letzten Königes Cleph, einen schönen, goldlockigen, kühnen und geistvollen Jüngling, zu ihrem Könige. Dieser junge König versuchte zuvörderst einen Frieden mit den Franken zu gewinnen. Er bewarb sich zur Förderung des Friedens um eine Tochter Brunhilden's; aber seine Bewerbung wurde zurück gewiesen, weil diese Königin die Tochter lieber mit dem Könige der Westgothen, Reccared, der so eben zum katholischen Glauben übergegangen war, vermählen wollte. Der Friede kam daher nicht zu Stande. Nun war um diese Zeit Garibald Herzog oder König der Bayern, dessen Tochter, Theudelinda, eine schöne Jungfrau war. Zwischen den Bayern und den Langobarden bestanden seit langer Zeit mannichfache Verbindungen. Ihre Länder waren gleichmäßig bedroht durch die wilden Avaren, und nur gemeinsam konnten sie dem Andrängen derselben Widerstand leisten. Authari beschloß sich mit der schönen Theudelinda zu vermählen um dadurch die Franken, welche Bayern als zu ihrem Reiche gehörig ansahen, in Verlegenheit zu setzen. Die Vermählung kam wirklich zu Stande; die Art aber, wie sie zu Stande kam, wird von Paulus Diaconus in anmuthiger Weise erzählt. Der junge König, heißt es, wollte sich nur mit einer Jungfrau verbinden, die seiner ganzen Liebe würdig wäre. Also ordnete er eine Gesandtschaft ab an den Hof Garibald's zu Regensburg und stellte sich selbst in die Gesandtschaft als zweiten Mann. Theudelinda erschien nach der Sitte des Volkes um den Gesandten den Ehrenbecher zu reichen. Sie reichte denselben dem Redner der Gesandtschaft, hierauf dem goldlockigen Jüngling. Authari nahm des Augenblickes wahr und küßte ihre Hand. Theudelinda war sehr betreten über diese unschickliche Vertraulichkeit, ward aber bald durch ihre Pflegerin aufgeklärt: „Es ist der König, dein Bräutigam, sprach die Erfahrene;

kein Anderer hätte Solches gewagt." Beide bewahrten ihr Geheimniß, und Authari blieb von den Uebrigen unerkannt. Bei der Rückkehr gab er sich dem Ehrengeleite, das mit ihm bis zur Gränze zog, zu erkennen. Hier erhob sich Authari auf seinem Pferd und schwang seinen Wurfspieß mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß derselbe in einer fern stehenden Eiche hängen blieb. „So schwingt Authari den Spieß!" rief der Unbekannte und sprengte hinweg in sein Land. Das bayerische Geleit jubelte ihm nach und in beiden Ländern war große Freude über die Verlobung des schönen Paares.

Aber die Freude wurde bald unterbrochen. Von den Franken wurde die Verbindung der Bayern mit den Langobarden als bedenklich, als eine Empörung gegen das Reich angesehen. Ein Heer wurde gegen sie gesendet, während ein anderes Heer nach Italien zog. Um dieselbe Zeit begab sich Theudelinda nach Italien und wurde von Authari auf dem Sardisfelde bei Verona empfangen, im J. 589. Von dem Kriege gegen die Bayern findet sich weiter Nichts in den Ueberlieferungen: wahrscheinlich ist es zu einer Ausgleichung gekommen. Denn die spätern Ereignisse setzen es außer Zweifel, daß Bayern zwar bei dem Reiche der Franken geblieben ist, daß es aber auch vortheilhafte Bedingungen erhalten hat; und zu diesem Abkommen scheint der Gang des Krieges wider die Langobarden das Meiste beigetragen zu haben. Das fränkische Heer erlitt eine so furchtbare Niederlage, wie kein fränkisches Heer nach dem Ausdrucke fränkischer Nachrichten jemals erlitten hatte. Hierauf ward ein neues Bündniß mit dem Kaiser Mauritius zu Stande gebracht, und im Vertrauen auf dasselbe zog im J. 590 ein anderes fränkisches Heer, von zwanzig Herzogen angeführt, in Italien ein. Der König Authari beschloß gegen diese Macht nur seine Festungen zu vertheidigen, bis das Klima und die Genüsse Italien's das fränkische Heer geschwächt hätten; und ehe 3 Monate verlaufen waren, kamen durch Unmäßigkeit, Krankheit und Hunger so große Unfälle über dasselbe, daß es Italien gänzlich verlassen mußte; der plötzliche Tod des Königs Authari aber verhinderte die Lango-

barden an der Benutzung dieser Unfälle und reizte die Franken zu neuen Entwürfen. Um dieselben desto gewisser in Ausführung zu bringen, haben sie wahrscheinlich den Frieden mit den Bayern geschlossen. Dennoch blieben sie unerfüllt. Die schöne bayerische Fürstin hatte schon durch Geist und Muth die Langobarden gewonnen. Sie wurden einig, daß der Mann König der Langobarden sein sollte, den Theudelinda sich zum Gemahl erwählen würde; Theudelinda erwählte den Herzog Agilulf. Dieser verstand die Macht der Langobarden zu halten und zu stärken, und Theudelinda befestigte das freundliche Verhältniß mit dem Lande ihrer Heimath. Also wurden die Franken um so mehr gelähmt, da die Wirrnisse im Innern des Reichs in alter Weise fortdauerten.

Im J. 593 starb der König Guntchramn, der Letzte von Chlotar's I Söhnen. Sogleich übernahm Childebert, der König in Austrasien, das Reich seines Oheims. Der Versuch desselben seinen Vetter, den jungen König Chlotar, mit seiner verstärkten Macht zu erdrücken, mißlang. Fredegunde stellte sich an die Spitze der Vasallen ihres Sohns und wußte dieselben durch Wort und Geschenk zu begeistern. Sie gewann einen schönen Sieg, drang vor bis Reims, verwüstete die Champagne und kehrte triumphirend nach Soissons zurück. Die Mähr erzählt, Fredegunde habe ihren Sieg einer List und einem Ueberfalle verdankt: sie ordnete an, ein jeder ihrer Krieger sollte einen großen grünen Baumast in die Hand nehmen, so daß das ganze Heer von Aesten, wie von einem Walde bedeckt würde; für die Pferde sollte man Schellen bereit halten, wie man denselben auf der Weide an zu legen pflegte. Nun rückte das Heer bei der ersten Morgendämmerung heran; die feindlichen Wachen glaubten einen Wald zu sehen, in welchem Pferde weideten. Plötzlich aber, als man dem Feinde nahe genug war, wurden die Aeste hinweg geworfen und das Heer fiel unter Trompetenschall auf die schlafenden und unvorbereiteten Feinde. Der größte Theil derselben ward erschlagen. Hierauf starb im J. 596 der König Childebert, Brunhilden's Sohn, 25 Jahre alt. Nicht lange vor seinem Tode hatte derselbe noch eine

Verordnung erlassen, die nicht unerwähnt bleiben darf; denn sie setzt unter andern Bestimmungen Folgendes fest: „Wer 10 Jahre in ruhigem Besitz eines Grundstückes gewesen ist, soll Eigenthümer bleiben; der Raub einer Frau und eine Mordthat soll mit dem Tod ohne Lösung bestraft werden; jede Hundert soll verpflichtet sein, zu ersetzen was in ihrer Mitte gestohlen worden ist; das alte Gesetz, nach welchem die Verwandten verpflichtet sind, für ein Mitglied der Verwandtschaft die Buße zu zahlen, soll abgeschafft sein." Nach Childebert's Tod aber wurden Theudebert und Theuderich, seine Kinder von 10 und 9 Jahren, als Könige begrüßt, jener in Austrasien, dieser in Burgundien. Ihre Sitze waren Metz und Orleans. Alle Gewalt gerieth in die Hand der großen Beamten und Vassallen des Reiches. Die Verwaltung hatten zwei Hausmeister. Zwischen denselben stand Brunhilde um in alter Leidenschaftlichkeit zu wirken und zu wühlen.

In Neustrien hielt man diese Veränderung für günstig. Also rückte ein Heer aus, die Königin Fredegunde von ihrem Sohne Chlotar begleitet an der Spitze, und bemächtigte sich vieler Städte, im Besondern der Stadt Paris. Ein austrasisch-burgundisches Heer zog heran um den Eroberungen Einhalt zu thun, ward aber von den Neustrasiern gänzlich geschlagen. Mitten im Gefühle dieses Sieges und ihres Glückes starb im J. 597 die Königin Fredegunde, und die Vassallen des Reiches blieben in der Treue ihres zwölfjährigen Sohnes Chlotar. Auf diesen jungen König warf Brunhilde nunmehr ihren ganzen Haß und suchte an ihm die Rache zu nehmen, welcher seiner Mutter entgangen war. Umsonst. Ihre Entwürfe wurden mehr und mehr gegen sie selbst gewendet. So wie ihre beiden Enkel Theudebert und Theuderich heran wuchsen, entfremdeten sie sich von einander, und die alte Königin wurde beschuldigt, daß sie dieselben zu einem lasterhaften Leben verführe um selbst im Besitze der Gewalt zu bleiben. Aber die Beamten und Herren in beiden Reichen arbeiteten entgegen und reizten die Brüder wider ihre Großmutter und wider einander auf. Es kam zu Händeln und Kriegen. Brunhilde befand sich in Burgundien

bei Theuderich, dem jüngern Enkel. Im J. 612 zog ein burgundisches Heer gegen Austrasien. Bei Toul, wo Theudebert mit der Macht der Austrasier stand, kam es zu einer Schlacht. Das Heer der Austrasier wurde gänzlich geschlagen; Theudebert floh bis Cöln. Bald aber kam ihm von der rechten Seite des Rhein's ein Heer freier Jünglinge und Männer zu Hülfe. Bei Zülpich eine neue Schlacht. Nach der Versicherung der ältesten Schriftsteller hatten die Franken in frühern Tagen niemals einen so furchtbaren Kampf bestanden. Der Ausgang entschied wiederum gegen Theudebert. Der König entfloh über den Rhein. Theuderich bemächtigte sich der Stadt Cöln, und ließ seinen Bruder über den Rhein verfolgen. Theudebert gerieth in Gefangenschaft, ward auf Theuderich's Befehl in Fesseln nach Chalons gebracht und soll daselbst ermordet worden sein; sein kleiner Sohn Merwich, der gleichfalls in die Hand des Siegers gefallen war, ward auf eine schauderhafte Weise umgebracht. Theuderich nahm seinen Sitz in Metz und sann nunmehr auf die Vernichtung des Königes Chlotar, welcher den Kampf zwischen den beiden Brüdern nicht unbenutzt gelassen hatte. Ehe er aber Etwas zu unternehmen vermochte, starb er an der Ruhr im J. 613. Kaum war er verschieden, so ging das Heer, das er schon versammelt hatte, aus einander, und die alte Königin Brunhilde stand allein und verlassen, umgeben von vier unmündigen Großenkeln, Theuderich's Söhnen, Siegbert, Childebert, Corb und Merwich, von welchen der älteste etwa 10 Jahr alt war. Zu derselben Zeit stand der König Chlotar, nunmehr ein junger Mann von 28 Jahren, an der Spitze eines wohl gerüsteten Heeres. Brunhilde bot Alles auf ihm ein Heer gegenüber zu stellen; sie schickte selbst den Hausmeister Warnachar über den Rhein um unter den teutschen Völkern zu werben. Aber die Beamten und Vasallen in Austrasien waren des blutigen und häßlichen Getreibes müde; sie sahen die Eröffnung einer neuen langen Bahn von Blut und Gräueln vor sich und erwarteten von der alten, fast siebenzigjährigen Frau eben so wenig Heil als von den vier unmündigen Kindern, den Großenkeln derselben. Also entstand unter ihnen ein großes geheimes Getreibe, es

entstanden Verbindungen und Verschwörungen, und überall ward erkannt, daß es heilsam, daß es nothwendig sei, Brunhilde's Sache auf zu geben, und Fredegunde's Sohn, den König Chlotar, als einigen König der Franken an zu erkennen.

Unter den Männern in Austrasien, die am Meisten gegen Brunhilde und für Chlotar gewirkt haben, zeichneten sich vor Allen ein Geistlicher aus, Namens Arnulf, der später Bischof in Metz geworden ist, und ein Herzog Pippin, dem man den Beinamen von Landen gegeben hat: Beide sind die Stammväter des karolingischen Hauses, das später zum Reiche der Franken gelangt ist. Sie verständigten sich mit Warnachar, dem schlauen Hausmeister in Burgundien, der niemals seinen eigenen Vortheil vergaß; sie verständigten sich auch mit andern bedeutenden Männern in diesem Lande. Hierauf wurde Chlotar eingeladen mit seinem Heere nach Austrasien zu kommen. Chlotar folgte der Einladung. Brunhilde forderte die Vassallen in Burgundien und Austrasien auf, sich zu vereinigen gegen den gemeinsamen Feind. Sie folgten ihrem Ruf. An der Aisne in der Champagne stiessen die Heere auf einander. Als aber das Zeichen zur Schlacht gegeben wurde, da gingen die Einverstandenen unter den burgundischen und austrasischen Kriegern über zu Chlotar; die Uebrigen wandten sich zur Flucht und wurden bis zur Saone verfolgt. Auf dieser Flucht verlor sich Childebert, Theuderich's Sohn; seine drei Brüder, Siegbert, Corb und Merwich fielen dem Könige Chlotar in die Hände. Die beiden Ersten wurden ermordet; der Dritte, den Chlotar aus der Taufe gehoben hatte, ward nach Neustrien zurück gebracht und ist hier verschwunden. Das Schicksal der Königin Brunhilde aber, die gleichfalls in Gefangenschaft gerathen war, erzählt Fredegar, der dieser Zeit nahe lebte, in folgender Weise: „Auf Chlotar's Befehl wurde Brunhilde drei Tage lang gemartert. Alsdann wurde sie auf ein Kameel gesetzt und durch das ganze Heer herum geführt. Endlich wurde sie mit den Haaren, mit einer Hand und einem Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und durch desselben Lauf und Huf zerschleift und zerschlagen."

Diese Erzählung jedoch widerspricht den heiligsten Gefühlen in der menschlichen Brust. Gewiß hegte Chlotar, Fredegunde's Sohn, einen grimmigen Haß in seinem Herzen wider Brunhilde; aber es ist unmöglich, daß der junge Mann, dem zwei Reiche freiwillig zufielen, weil man der Gräuel und Gräßlichkeiten müde war, daß Chlotar eine Frau, die ein halbes Jahrhundert herdurch als Königin, als Königin Mutter, als Königin Großmutter gewaltet, die mit allen bedeutenden Männern geistliches und weltliches Standes in Austrasien und Burgundien in Verbindung gestanden hatte, in einem Alter, das Ehrfurcht gebot, öffentlich auf eine so schandbare Weise zu entwürdigen, zu quälen, zu morden gewagt habe. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß die giftige Mähr in der langen Kette von Unthaten und Verbrechen im Hause der Merowinger gleichsam zum Schlusse noch einen furchtbaren Ring eingehängt habe, um zu endigen wie sie angefangen hatte. Als geschichtliche Wahrheit steht nur fest, daß das Haus der Merowinger unter großen Leidenschaften, Ränken und Verräthereien bis auf Einen Mann zu Grunde gegangen ist, und daß dieser Mann, Chlotar II, über Tod und Verderben hinweg den Thron erlangt habe, auf welchem er jetzt als einiger König der Franken erscheint.

4.

Chlotar II und seine Nachkommen bis zu Childerich's III Gelangung zum Reiche.

Die teutschen Völker auf der rechten Seite des Rhein's waren nicht ohne Theilnahme an den Ereignissen in dem Reiche der Franken über Gallien geblieben; aber von den Gräueln in diesem Reiche waren sie nur wenig berührt worden. Sie lebten ihr Leben weiter in alter Sitte und Weise, suchten sich ihrer feindlichen Nachbarn zu erwehren und gestalteten ihre Verhältnisse nach ihren Bedürfnissen; die Wirrnisse in Gallien hatten für sie sogar wesentliche Vortheile. Durch dieselben wurden sie eine geraume Zeit vor dem römisch-gallischen Wesen, das ihre Volksthümlichkeit vergiftet

haben könnte, und zugleich vor der gewaltsamen Einführung des christlichen Kirchenwesens, wie es sich in Gallien ausgebildet hatte, bewahrt. Inzwischen wurden durch die Bemühungen einzelner frommer Geistlichen mehr und mehr einzelne Menschen für die neue Religion gewonnen, in andern das Bedürfniß angeregt, die Völker im Ganzen für die Annahme des Christenthumes vorbereitet. Aber da die teutschen Völker unter dem Namen des fränkischen Reiches blieben und ihre Selbständigkeit dauernd her zu stellen nicht vermochten, so mußten die Veränderungen, die im gesellschaftlichen Leben der Franken in Gallien vorgegangen waren, im Fortgange der Zeit auch eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Teutschland zur Folge haben. Und diese Veränderungen waren groß und bedeutend.

Zuvörderst waren die Geistlichen und die Kirchen in eine unglückliche Stellung gekommen. Die streitenden Parteien hatten die Geistlichen auf jegliche Weise zu gewinnen gestrebt. Die Geistlichen hatten diese Bewerbung um ihre Gunst zu ihrem und ihrer Kirchen Vortheil zu benutzen nicht unterlassen; es waren ihnen große und immer größere Lehengüter überlassen worden. Zu gleicher Zeit hatten auch die mit Blut und Gräueln besudelten Frevler, wenn die letzte Stunde heran kam, sich den Weg zum Himmel durch Schenkungen an die Geistlichen zu öffnen gesucht. Also waren die Kirchen reich geworden und immer tiefer in die verneinenden Grundsätze des Lehenwesens hinein gezogen. Der Dienst des Altars war zur reichen Pfründe und deßwegen auch das Verlangen von Menschen geworden, die kaum eine Ahnung von dem Wesen des Christenthumes hatten. Die Könige hatten gewagt weltliche Herren auf bischöfliche Stühle zu setzen, und diese Laien, weit mehr mit dem Schwerte vertrauet als mit dem Evangelio, hatten selbst als Geistliche Theil genommen an den verwildernden Kämpfen. Zweitens waren auch unter den Weltlichen die alten Grundsätze nicht nur der Freiheit, sondern auch der Gleichheit der Menschen in Vergessenheit gerathen. Die Glücklichen, die durch That, Zufall oder freches Zugreifen große Besitzungen an sich gebracht und in denselben von den rathlosen Königen bestätigt

worden waren, sahen auf die kleinen Vassallen, die ihr bescheidenes Beneficium nicht zu erweitern vermocht hatten, mit Geringschätzung hinab und betrachteten sich ihnen gegenüber als große Herren. Nicht nur die Geschichtschreiber unterscheiden vornehme Männer von den gemeinen Leuten oder Vassallen, sondern selbst in öffentlichen Urkunden wird dieser Unterschied gefunden. Die Entscheidung in allen öffentlichen Angelegenheiten dürfte wohl bei den großen Herren gewesen sein: die gemeinen Vassallen verloren den Sinn für diese Angelegenheiten, schwiegen, oder wurden nicht gehört. Drittens gewannen die großen Beamten im Reiche, die Herzoge und Grafen, nicht nur eine fast unabhängige Stellung, sondern sie scheinen auch ihre Aemter an ihre Familien gebracht und eine gewisse Erblichkeit derselben eingeführt zu haben. Von der größten Bedeutung aber war, daß der Hausmeister unter den Wirrnissen in eine Stellung hinein gekommen, die von seinem ursprünglichen Amte sehr verschieden war. Anfangs ein bloßer Verwalter des Fiscus, hatte er schon einen unübersehbaren Einfluß auf den Gang der Dinge gewonnen, als das Lehenwesen eingeführt wurde; Brunhilde aber hatte nach Siegbert's Ermordung dem Hausmeister Gogo die Regentschaft des Reichs Austrasien im Namen des unmündigen Königs, ihres Sohnes Childebert, verschafft und dadurch das Reich in seine Hand gebracht. Von dieser Zeit an war dem Hausmeister Niemand gleich, und Niemand kam ihm nahe. Bei dem frühen Tod und bei der häufigen fast ununterbrochenen Unmündigkeit der Könige wurde demselben, als ob sich dieses von selbst verstände, die Regentschaft überlassen. Als die Burgundier und Austrasier sich mit dem Könige Chlotar II in Verbindung setzten und ein jeder der großen Herren diesem Könige Bedingungen stellte, da ließ Warnachar sich zum Hausmeister auf Lebenszeit in Burgundien ernennen und Rado erhielt dieselbe Würde auf Lebenszeit in Austrasien. Von dieser Zeit an ist der Hausmeister wahrscheinlich immer auf Lebenszeit in seinem hohen Amte geblieben. Endlich war von großer Wichtigkeit, daß die Franken im Innern Gallien's, in Neustrasien, in Burgundien und in dem Lande, das einst den Gothen

gehört hatte, nach und nach ihres Vaterlandes Sitte und Sprache vergessen und die Sprache und die Sitte der Römer und Gallier, unter welchen sie lebten, angenommen hatten, romanische Franken geworden waren. Die Franken dagegen, welche Austrasier genannt wurden und dem rein teutschen Wesen nahe lebten, hatten sich frei gehalten von diesen Sitten, Sprachen und Weisen: sie waren Teutsche geblieben. Wegen dieser Verschiedenheit mochten die teutschen Völker auf der rechten Seite des Rhein's die Gräuel und Grausamkeiten, die in Gallien vorgingen, mit zwiefachem Abscheu betrachten, und ihr Unwille mochte von den Franken im eigentlichen Austrasien mehr und mehr getheilt werden. Daher hatte sich eine starke Feindschaft zwischen den Austrasiern, den alten Ripuariern und Alemannen, zu den Neustrasiern und Burgundiern ausgebildet, so daß fortan ein beständiger Streit war zwischen den Austrasiern und den Neustrasiern mit den Burgundiern. Von dieser Entfremdung geben die Ereignisse unter dem Könige Chlotar II schon vollgültige Beweise.

Chlotar II besaß nicht den Geist seiner Mutter, aber er hatte ihre Fügsamkeit in die Verhältnisse geerbt und in den wechselnden Schicksalen seines Lebens aus zu üben gelernt. Daher gewann er leicht das Wohlwollen der Vasallen; aber den Zwist zwischen den Austrasiern und den Neustrasiern vermochte er nicht aus zu gleichen. Schon im J. 622 hielt er für gut oder nothwendig, seinen Sohn Dagobert, 16 Jahre alt, als König in Austrasien anerkennen zu lassen. Die Höhen der Vogesen und des ardenner Waldes sollten die Scheide beider Reiche sein. Diese Reiche wurden als unabhängig von einander betrachtet, wenn sie gleich wegen der Erblichkeit der königlichen Würde im Hause der Merowinger ein Ganzes bleiben sollten. Pippin von Landen wurde zum Hausmeister in Austrasien erwählt und leitete bei der Jugend des Königes die Verwaltung um so mehr mit glücklichem Erfolge, da Arnulf Bischof von Metz, der erste Geistliche des Reiches, sein Freund war. Beide Männer handelten mit Geist, Tugend und Kraft in gleichem Sinn und verhüteten alle Reibungen zwischen geistlichen und weltlichen Vasallen. Ihre

Verbindung aber machten sie dadurch bleibend, daß Arnulf's Sohn Ansegis mit Pippin's Tochter Begga vermählt wurde.

Ueber die Stellung der teutschen Völker diesseits des Rhein's zu dem neuen unabhängigen Reich Austrasien enthalten die Ueberlieferungen Nichts Bestimmtes; Das aber leidet keinen Zweifel, daß Pippin und Arnulf Alles aufgeboten haben, diese Völker mit dem Reiche zu verbinden und das königliche Ansehen unter ihnen her zu stellen oder zu befestigen. Die teutschen Völker hatten auch Ursache genug die Verbindung mit dem austrasischen Reiche zu wünschen; denn ihre Kämpfe mit den slavischen Völkern und mit den Avaren waren sehr bedenklich und mahnten an Vorsicht. Drei Jahre nach der Theilung des Reichs aber wurde schon eine neue Ausdehnung Austrasien's gewonnen: alle Länder, die früher zum Reich Austrasien in einem ganz andern Sinne gerechnet waren, wurden von Neuem mit demselben vereinigt. Bald nach diesem Abkommen, im J. 626, schied Chlotar II zu Paris vom Leben, außer dem Könige Dagobert noch einen Sohn Charibert von seiner zweiten Gemahlin hinterlassend. Diesem Sohne hatte er das Reich Neustrasien zu erhalten gewünscht. Dagobert aber und die Austrasier wollten ihm diese Erbschaft nicht zugestehen: obgleich sie keinen neustrasischen König anerkennen mochten, so waren sie doch immer geneigt und bereit den Neustrasiern einen austrasischen, einen teutschen König auf zu drängen. Ein austrasisches Heer rückte aus. Schon zu Reims kamen die Herren geistliches und weltliches Standes aus Burgundien entgegen um Dagobert auch als ihren König zu begrüßen; die Neustrasier folgten diesem Beispiele. Mit dieser Anerkennung begnügte sich Dagobert; er schloß mit Charibert einen Vertrag, in welchem er demselben das südliche Gallien zwischen der Loire und der gothischen Gränze, dem Meer und dem Rhodan, Aquitanien, als eigenes Königreich überließ. Toulouse war die Hauptstadt dieses Reiches.

Bis zu dieser Zeit hatte der König Dagobert große Hoffnungen erregt. Er hatte nach teutscher Sitte ein reines Leben geführt, sich offen und redlich zu Pippin's und Arnulf's Grundsätzen bekannt, die größte Thätigkeit, eine

wahrhaft königliche Gesinnung bewiesen. Jetzt aber durchzog er die neuen Länder seines Reichs und kam auch nach Paris. Diese Stadt wurde das Grab seiner Tugend; mit der Tugend ging der Verstand zu Grunde. Er nahm seinen Sitz in Paris, lebte nach der Weise der frühern Merowinger und machte den König Salomo zum Muster seines Lebens, nur nicht in der Weisheit. Allen Ränken und jeglicher Arglist wurde Thor und Thür geöffnet. Der König um sich zu erhalten und zu ergötzen nahm Diesem und gab Jenem, störte Handel und Verkehr durch Zölle und Abgaben; zugleich ertheilte er um sein zügelloses Leben wieder gut zu machen nicht nur den Armen reiche Almosen, sondern beschenkte auch die Kirchen mit bedeutenden Gütern. Begierden und Leidenschaften erwachten überall; Geistliche und Weltliche suchten die Laster des Königes zu ihrem Vortheile zu benutzen. Der ehrwürdige Bischof Arnulf von Metz zog sich um den Frieden der Seele zu retten von den Geschäften und der Welt in die Einsamkeit eines Klosters zurück; Pippin von Landen hielt aus, wie sehr er auch in seiner Wirksamkeit gelähmt ward.

Unter solchen Verhältnissen entstand ein Krieg mit einem slavischen Volke, das seinen Sitz in Böhmen hatte. Der König desselben wird Samo genannt und soll ein Franke gewesen sein. In Handelsgeschäften, wie es heißt, mit mehreren Genossen nach Böhmen gekommen, hatte er einer Heerfahrt gegen die Avaren beigewohnt und in dem Krieg eine so hohe Tüchtigkeit bewiesen, daß er von den Slaven zu ihrem König erwählt war. In dem Reiche dieses Königes, der übrigens 35 Jahre glücklich geherrscht hatte, waren etwa im J. 630 Kaufleute aus dem Reiche der Franken beraubt und zum Theil erschlagen wurden. Der König Dagobert schickte daher einen Gesandten an Samo um Genugthuung zu fordern. Samo erklärte: Von beiden Seiten sei gefehlt; Gerechtigkeit solle gewährt werden, aber sie müsse gegenseitig sein. Der Gesandte äußerte hochfahrig: „Du und dein Volk müssen dem Könige Dagobert dienstbar sein.“ Samo erwiderte: „Land und Leute stehen zu Dagobert's Diensten, wenn er geneigt ist uns als Freunde zu behandeln.“

Sichar, der Gesandte, rief aus: „Wir, die Knechte Gottes, können keine Freundschaft halten mit Hunden.“ „Aber wir, antwortete Samo, die Hunde Gottes, können die Knechte beissen.“ Auf diese Vorgänge beschlossen die Franken den Krieg. Eine große Macht der Austraster zog gegen die Slaven und drang in drei Säulen vor bis zu der wohlbefestigten Wogastisburg. In einem dreitägigen Kampfe fanden viele Franken durch das Schwert ihren Tod; das ganze Heer entfloh, und alles Gepäck und Gezeug fiel in die Hände der Sieger. Hierauf machten die Wenden, wie die slavischen Völker an den teutschen Gränzen fortan häufig genannt werden, Einfälle in Thüringen und andere Gaue des fränkischen Reiches; Dervan, der Herzog der Sorbier, der sich bei dem Andringen der fränkischen Heere zum Reiche der Franken bekannt hatte, fiel ab und unterwarf sich dem Könige Samo. Die sorbischen Slaven aber wohnten nördlich von Böhmen in dem Lande zwischen der Elbe und der Sale.

Dagobert versammelte im folgenden Jahr ein neues Heer von Austrasiern, Neustrasiern und Burgundiern zu Metz, führte dasselbe nach Mainz und war im Begriff über den Rhein zu gehen, wandte aber plötzlich um und gab das Unternehmen auf. Denn zu derselbigen Zeit war Charibert, sein Bruder, König in Aquitanien, vielleicht ohne Kinder zu hinterlassen, vielleicht, nach spätern Angaben, mit Hinterlassung von drei Söhnen, gestorben; Dagobert eilte nach Aquitanien und bemächtigte sich des Landes. Die teutschen Völker freueten sich des Abzuges, weil ihnen die Erscheinung der Neustrasier und Burgundier in Teutschland verdrießlich und bedenklich war. Auch gaben sie von ihrer Abneigung bald einen starken Beweis. Die Wenden machten furchtbare Einfälle in Thüringen, und dennoch widersetzten sich die Teutschen der Hülfe aus dem westlichen Reiche. Ja Dagobert sah sich genöthigt schon im J. 632 zu Metz mit dem Beirathe der Bischöfe und der Großen des Reiches den Austrasiern einen eigenen König zu bewilligen: es war sein Sohn Siegbert, erst 3 Jahre alt, aber von einer Austrasierin, Ragnetrud, geboren. Hausmeister in beiden Reichen blieb Pippin von Landen; die Leitung der öffentlichen

Angelegenheiten in Austrasien jedoch wurde dem Bischofe Chunibert von Cöln und einem Herzog Adalgisel anvertrauet; der Sitz des Reiches blieb Metz. Kurze Zeit nach diesem Abkommen aber gebar die Königin Nantilde, eine Neustrasierin, ihrem Gemahl Dagobert einen Sohn, der Chlodwig genannt ward, und sogleich verlangten die Neustrasier wie die Burgundier: „mit den Austrasiern müsse ein feierlicher Vertrag abgeschlossen und in demselben festgesetzt werden, daß nach Dagobert's Tode dieses Kind, Chlodwig, der einige König im Reiche Neustrasien und Burgundien sein, und daß fortan zwei untheilbare Reiche neben einander bestehen sollten; denn eine solche Vereinigung Neustrasien's und Burgundien's und eine solche Trennung von Austrasien in nicht zu ändernder Ordnung werde von den Völkern und von den Ländern verlangt.“ In der That wurde der geforderte Vertrag mit den Austrasiern zu Stande gebracht und auf eine feierliche Weise beschworen. Und kaum war die Trennung der Austrasier von dem westlichen Reiche festgesetzt, so wurden die Wenden zurück getrieben und nachdrücklich von den Gränzen der teutschen Völker abgehalten; den größten Ruhm aber gewann Radulf, der von Dagobert zum Herzoge der Thüringer ernannt war.

Der König Dagobert starb im J. 638. Er ist der letzte König von einiger Bedeutung aus Chlodwig's Stamme gewesen. Nach seinem Tod ist das Reich noch 114 Jahre bei dem merowingischen Namen geblieben; aber in dieser ganzen Zeit ist selten ein König zu männlichen Jahren gelangt, keiner zu männlicher Kraft. Das Einzige, das den Merowingern ein trauriges Dasein erhielt, war die Eifersucht der großen Herren im Reiche gegen einander. Noch stand kein neues Haus hoch genug um mit Sicherheit den königlichen Sitz ein zu nehmen. Eine lange Reihe von Strebungen und Gegenstrebungen trieb endlich Ein Geschlecht über Alle hinaus: den Nachkommen des frommen Bischofs Arnulf von Metz und des strengen Hausmeisters Pippin von Landen gelang es unter Ränken, Gewaltsamkeiten und bürgerlichen Zwisten zuerst das Amt des Hausmeisters wie eine erbliche Würde zu behaupten, alsdann dieses Amt durch

Geist und Heldenthat zu befestigen und mit Achtung und Ehrfurcht zu umgeben. Da ging das Geschlecht der Merowinger fast eben so unbemerkt in Nacht und Nebel zu Grunde, als es sich einst aus Nacht und Nebel unbemerkt empor gehoben hatte. Aber die Geschichte dieser 114 Jahre ist sehr armselig und verworren. Kein gleichzeitig lebender Mann hat die Begebenheiten aufgezeichnet, und auch bei spätern Schriftstellern haben die Heiligen, an welchen dieses Jahrhundert reich, und die Gründer von Klöstern, die allerdings in denselben eine große Wohlthat für die Erhaltung und die Pflege menschlicher Bildung gewesen sind, mehr Aufmerksamkeit gefunden als große Begebenheiten, als die Schicksale des königlichen Hauses, als die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse in den Reichen und unter den Völkern.

Nach Dagobert's Tode ging der königliche Name in dem zwiefachen Reich auf zwei Kinder über: auf Siegbert III, König in Austrasien, etwa neun, und auf Chlodwig II, König in Neustrasien und Burgundien, etwa fünf Jahre alt. Pippin von Landen übernahm von Neuem die Verwaltung in Austrasien. Er eilte nach Metz und verband sich abermals mit seinem Freunde, dem Bischofe Chunibert von Cöln. Dem vereinigten Streben dieser beiden Männer gelang es durch Klugheit, Strenge und Milde alle Vassallen Austrasien's unter einander und mit sich selbst zu vereinigen. Beide aber verlangten auch von den Neustrasiern eine Theilung aller Schätze und Kleinodien, die Dagobert hinterlassen hatte. Sie erhielten von dem alten Erbe des merowingischen Hauses die Hälfte, von dem aber was Dagobert selbst erworben hatte zwei Drittheile für Austrasien; und von dieser Erbschaft nahmen sie um die Zukunft sicher zu stellen ein Verzeichniß auf. Aber Pippin starb schon im folgenden Jahre, beweint und betrauert wie kaum jemals ein König der Franken. Alsobald suchte Grimoald, sein Sohn, von dem Bischofe Chunibert unterstützt, die Würde des Hausmeisters. Die Vassallen waren getheilt; Vielen schien bedenklich, das hohe Amt vom Vater auf den Sohn übergehen zu lassen. Daher wagte Otto, Uro's Sohn, welcher

die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königes hatte, als Mitbewerber auf zu treten. Unter den Vassallen in Austrasien entstand eine große Parteiung.

Diese Parteiung hielt Radulf, Herzog in Thüringen, für geeignet um die Thüringer und sich selbst in dasselbe Verhältniß zu dem Reiche der Franken zu bringen, in welchem die Bayern und ihr König oder Herzog standen. Er trat mit den Thüringern unter die Waffen. Aus dem Reich Austrasien zog eine fränkische Macht über den Rhein, den jungen König Siegbert in der Mitte. Die Franken gingen durch den Buchenwald nach Thüringen; Radulf stand auf einem durch Pfahlwerk und Verhaue wohl befestigten Berg an der Unstrut. Die Parteiung im austrasischen Reiche fand auch im Heere Statt. Zwei Herzoge drangen vor bis an das Thor von Radulf's Feste. Der Thüringer brach heraus und brachte eine große Niederlage über die verwegenen Franken. Viele tapfere Männer fielen mit den beiden Herzogen; der Ueberrest ihrer Mannschaft floh unaufhaltsam und verworren zu dem Lager zurück. Bald erschien Radulf. Die bestürzten Franken trugen ihm einen Vergleich an. Es ward ausgemacht: die Franken sollten ungehindert über den Rhein zurück kehren; Radulf sollte unter der Hoheit des fränkischen Reichs erblicher Fürst in Thüringen sein, und die Thüringer sollten nach eigenen Gesetzen leben. Von dieser Zeit an betrachtete sich Radulf als den König der Thüringer.

Dieses Unglück machte die Franken geneigt, ihren innern Zwist zu beendigen. Da nun Otto, Grimoald's Mitbewerber um das Amt des Hausmeisters, bald nach der Rückkehr der Franken einen gewaltsamen Tod fand, so erhielt Grimoald dieses Amt und verwaltete dasselbe acht Jahre lang bis zu Siegbert's Tode mit großer Würde und Macht. Im Vertrauen auf diese Macht kam er auf den Gedanken, das Reich Austrasien an sein Haus zu bringen. Das Haus der Merowinger zeigte in seinen beiden Zweigen weder Leben noch Gedeihen. Siegbert, der König in Austrasien, war ein schwacher Jüngling, der einem frühen Tode nicht entgehen konnte; und als er, 21 Jahr alt, wirklich vom Leben schied,

war sein Sohn, Dagobert, ein kleines Kind. Der König in Neustrasien, auch noch ein Kind, führte den Namen seines Ahnherrn Chlodwig, zeigte aber von des Ahnherrn Geist und Kraft nicht das Geringste. Bei Siegbert's Tode war er 17 Jahre alt, und während seines Königthumes hatten sich die Burgundier von den Neustrasiern wieder getrennt, so daß Beider öffentliche Angelegenheiten durch zwei Hausmeister verwaltet wurden. Grimoald's Haus dagegen stand bei Geistlichen und Laien in großem Ansehen; er selbst wurde geehrt und gefeiert, geachtet und gefürchtet. Seine Mutter Itta, aus einem edeln und reichen Geschlecht Aquitanien's, hatte nach dem Tod ihres Gemahles den Schleier genommen; eine seiner Schwestern Gertrud stand dem Kloster Nivelle vor, das von ihrer Mutter gestiftet war, und zog durch ihr heiliges Leben die Augen der Welt auf sich. Begga, seine zweite Schwester, war vermählt mit Ansegis, dem Sohne des ehrwürdigen Bischofs Arnulf von Metz, und Ansegis' Bruder Chlodulf war zu dem bischöflichen Stuhle seines Vaters gelangt. Endlich war Chunibert, Bischof von Cöln, ihm mit bewährter Freundschaft zugethan. Mit den weltlichen Herren war er in so vielfältige Verbindung gekommen, daß er wohl geglaubt haben mag, auch auf ihre Unterstützung rechnen zu dürfen. Aber Grimoald hatte zwei Dinge in die Rechnung zu ziehen vergessen: die Macht der Gewohnheit, die den Menschen säugt und hält, und den Neid von Gleichen und Geringern, der dem höher Strebenden niemals fehlt.

Im J. 650 starb der König Siegbert. Sogleich ließ Grimoald dem Sohne desselben Dagobert das Haar abschneiden und ihn durch den Bischof Dido von Poitiers nach Irland bringen. Seinen eigenen Sohn Childebert dagegen stellte er als König der Franken auf. Durch diese Verwegenheit wurden die Vasallen in Austrasien so erbittert, daß sie den Hausmeister ergriffen und an Chlodwig, den König in Neustrasien, auslieferten. Er ist im Gefängnisse zu Paris gestorben, und von seinem Sohne Childebert ist nicht weiter die Rede. Auch ist ungewiß, ob Chlodwig II nunmehr in Austrasien anerkannt worden ist oder nicht; denn Chlodwig's Leben und Tod haben der Geschichte Nichts Merkwürdiges

dargeboten. Sein Tod aber mag im J. 656 erfolgt sein. Ihn überlebten drei Söhne, Chlotar, Childerich und Theuderich, von welchen der erste, kaum vier Jahre alt, in Neustrasien als König anerkannt wurde. Von Austrasien dagegen weiß die Geschichte Nichts in dieser Zeit. Bald aber wurde Hebroin, ein Mann von Einsicht und Kraft, mit dem festen Willen den Gebrechen des Reichs ab zu helfen, Hausmeister in Neustrasien; da nahmen die Austrasier Chlodwig's zweiten Sohn Childerich als ihren König an. Metz blieb der Sitz dieses Reichs, und ein Herzog Wulfoald wurde Hausmeister. Aber irgend ein Licht fällt nicht auf den Gang der Dinge. Im J. 679 starb Chlotar, und Hebroin erhob Chlodwig's dritten Sohn Theuderich zum königlichen Namen ohne die Beamten und die Vassallen zu berufen. Dieses willkührliche Verfahren erregte überall großen Unwillen. Die Vassallen versammelten sich und faßten den Beschluß, den König Childerich in Austrasien auch als ihren König an zu erkennen. Auf die Nachricht von diesem Vorgang eilte ein austrasisches Heer nach Neustrasien. Hebroin ward in ein Kloster gebracht und gewaltsam mit dem Mönchsgewand angethan. Der junge König Theuderich wurde gefangen; sein Bruder Childerich verlangte ihn zu sehen. Theuderich erschien; aber ihm waren schon die Haare abgeschnitten. Childerich fragte ihn, welche Wünsche er noch habe. Die Antwort des Unglücklichen war: „ich habe meine Sache dem ewigen Richter anheim gegeben." Hierauf ward er in das Kloster des heiligen Dionysius gebracht und Childerich III als einiger König in den drei Reichen Austrasien, Neustrasien und Burgundien anerkannt; jedes dieser Reiche aber erhielt seinen eigenen Hausmeister, seine besondere Verwaltung.

5.

Erste Einwirkung des Papstes auf Teutschland. Die Ereignisse bis zur Schlacht bei Testri. Pippin von Herstall.

Seit Dagobert's Tode war ein Menschenalter verlaufen. In demselben war ein Stück nach dem andern von dem

Throne der Merowinger abgerissen; die Macht des königlichen Geschlechtes war unter die großen Herren geistliches und weltliches Standes getheilt. Inzwischen hatten die teutschen Völker diesseits des Rhein's ihr Leben in eigenthümlicher Weise fortgeführt, ohne Reibung wohl nicht, aber ohne Erschütterung. Einzelnes ist aus dieser Zeit nicht bekannt. Nur von der Verbreitung, der Befestigung und der Gestaltung des Christenthums in Teutschland sind Ueberlieferungen auf uns gekommen, aber ohne bedeutenden geschichtlichen Werth; denn sie sind an das Leben frommer Männer geknüpft, die an dem heiligen Werk in Teutschland gearbeitet haben, und dieses Leben ist von Schülern derselben oder von gleich gesinnten Männern späterer Tage nur in der Absicht beschrieben worden um die Menschen zu erbauen und sie zur Frömmigkeit und zur Demuth zu bewegen. Die heiligen Männer sind daher auf eine solche Höhe gestellt, daß sie dem gewöhnlichen Menschen nicht mehr zugänglich bleiben; sie sind mehr zu Werkzeugen einer übernatürlichen Macht geworden als Urheber ihrer Handlungen geblieben, und dadurch der Wahrheit der Geschichte entzogen. Dennoch mag der wichtigsten unter ihnen gedacht werden, weil sie im Andenken der Teutschen geblieben sind, und weil Teutschland ihnen jedes Falls Vieles zu verdanken hat.

Schon im Anfange des siebenten Jahrhunderts, als noch die Königin Brunhilde wühlte und herrschte, war der heilige Columban aus Irland herüber gekommen um durch Wort und Werk den Heiland zu verkündigen, die Menschen aus dem verworrenen Getreibe der Leidenschaft zur Besonnenheit, zur Sittlichkeit zurück zu rufen. Er selbst hat unter den rein teutschen Völkern nicht gewirkt; bald aber sind andere fromme Männer aus Irland und England, seinen Spuren folgend, bis in das Innere Teutschland's vorgegangen, so weit sie irgend einen Weg geöffnet fanden, und Mancher aus Gallien hat sich ihnen angeschlossen. Den ersten Samen des Christenthumes haben diese Männer nicht in den Gauen Teutschland's ausgestreuet; denn die christliche Lehre war schon längst, wenn auch ketzerisch, im Innern Teutschland's verbreitet, das Land der Friesen und der Sachsen etwa aus-

genommen. Aber neben dem aufstrebenden Christenthum bestand noch der alte heidnische Aberglaube; jenes Geheimnißvolle, zu welchem der Teutsche nur mit Ehrfurcht aufschauete, wurde noch in heiligen Hainen nach altem Brauche verehrt. Die neue Religion war daher in Gefahr, wenn nicht wieder unter zu gehen, doch mannichfach verfälscht zu werden, und zur Abwendung dieser Gefahr haben jene frommen Männer wesentlich beigetragen.

Columban's Schüler und Gehülfe, Gallus, hatte schon in den hohen Alpen seines Namens Gedächtniß gestiftet und eine Pflanzschule von großer Wichtigkeit für diese Gegenden begründet. Der heilige Emmeran, ein Franke, kam in diesem Menschenalter nach Bayern; er fand ein vortrefflich angebauetes und wohl geordnetes Land, zwischen dunkeln Wäldern lachende Fluren und wogende Saatfelder, Hügel mit köstlichen Reben geschmückt, kräftige, heitere, gutmüthige Menschen, ein geordnetes Kirchenwesen. In Regensburg saß der Herzog Theodo der Agilolfinger in seiner fürstlichen Burg, von einer wohlhabenden Volksmenge umgeben; der Jubel der Menschen zeugte von seinen Siegen über die Avaren, wie die Wildniß zwischen dem Inn und der Ens von den furchtbaren Kämpfen. Emmeran, durch feine Sitte, Demuth und begeisternde Rede am Hofe des Herzoges Theodo willkommen, wirkte tief ein auf die Gemüther und ward auf das Höchste gefeiert. Als er nach drei Jahren Regensburg verließ, ward er von Uta, des Herzoges Tochter, gemeiner Verführung angeklagt, deßwegen verfolgt, eingeholt und nieder gehauen; aber seiner Heiligkeit that die Beschuldigung keinen Eintrag, und sein reges Wirken für das Christenthum und für höhere menschliche Bildung wurde nicht vergessen. Einige Zeit später traf der heilige Kilian aus Irland in Teutschland ein und wanderte den Main entlang. Auf dem Berg, auf welchem Würzburg erbauet ist, saß ein Fürst, Gozberg genannt. Bei demselben fand er eine freundliche Aufnahme und arbeitete von hier aus in seinem frommen Berufe. Die Angabe aber, daß die Menschen in dieser Gegend noch Heiden gewesen seien, und daß Kilian ihnen zuerst das Evangelium gepredigt habe, ist sehr zu bezweifeln.

Endlich mag noch des heiligen Wilfrid gedacht werden, welcher seines Bisthums in York beraubt über das Meer kam um unter den heidnischen Friesen das Evangelium zu verkündigen: er war der Erste einer Reihe von Männern, die hier, wie später angemerkt werden soll, in der Folge der Zeit mit großer Anstrengung das heilige Werk fortgesetzt haben. Uebrigens kamen diese Männer nicht allein, sondern umgeben von Schülern und Freunden, die mit ihnen und nach ihrer Anleitung lehrten und wirkten. Und ohne Bedeutung war es nicht, daß sie, ehe sie ihr Werk in Teutschland anfingen, sich nach Rom begaben um auf den Schwellen der Apostel zu beten. Wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob sie von den römischen Bischöfen bestimmte Aufträge erhalten haben, so haben sie doch den Segen derselben empfangen, sind mit den Päpsten in engere Verbindung gekommen und haben sich um so freudiger bemüht nach der Anweisung derselben zu handeln und zu wirken, da der römische Stuhl in England und Irland als der wahre Begründer und als das Haupt der christlichen Kirchen in diesen Ländern betrachtet ward.

Inzwischen galt der König Childerich eben so wenig im ganzen Reich als seine Vorgänger im getheilten Reiche gegolten hatten. Er wird wie die meisten Könige seines Stammes eines unwürdigen Lebens beschuldigt, aber nur in allgemeinen Ausdrücken. Gewisser als diese Beschuldigung ist jedes Falls, daß er im J. 673 zu Chelles bei Paris auf der Jagd ermordet worden ist, und daß auch seine Gemahlin und einer seiner unmündigen Söhne einen gewaltsamen Tod gefunden haben; ein zweiter Sohn soll in ein Kloster gerettet worden sein und als Mönch den Namen Daniel geführt haben. Hierauf erscheinen wieder zwei Könige der Franken. Theuderich, Chlodwig's II Sohn, der mit Hebroin in ein Kloster gebracht war, kam auf den Thron in Neustrasien; Dagobert, Siegbert's Sohn, den der Bischof Dido auf Grimoald's Veranstaltung nach Irland geführt hatte, wurde König in Austrasien. Dagobert's Zurückberufung wurde durch den heiligen Wilfrid bewirkt, der als Bischof von York dem unglücklichen jungen Fürsten in seinem Elende mannich-

fache Unterstützung gewährt hatte. Während nun in Neustrasien abermals große Leidenschaften erwachten und die ärgsten Wirrnisse herrschten, berichtet die Geschichte Nichts von den Vorgängen in Austrasien. Es sollen Kriege zwischen Austrasien und Neustrasien Statt gefunden haben, aber weder der Ursprung ist bekannt, noch der Zweck oder der Ausgang. Gegen Dagobert werden gleichfalls schwere Beschuldigungen ausgesprochen, aber sie sind ohne Grund und Halt, und nur seine durch Herzoge und Bischöfe veranstaltete Ermordung im J. 678 soll mit denselben entschuldigt werden. Zur Zeit dieser Ermordung kam der heilige Wilfrid aus Rom zurück. Er stieß in Austrasien auf einen Herzog an der Spitze eines Heeres und ward angehalten; ein austrasischer Bischof erkannte den frommen Priester und rief ihm zu: „Wie kannst du wagen in das Land der Franken zu kommen? Du hättest den Tod verdient, weil du uns diesen König Dagobert zugeführt hast. Ein Zerstörer der Städte hat derselbe den Rath der ersten Männer des Reiches verworfen, das Volk wie Rhehabeam Salomon's Sohn mit Auflagen bedrückt, und die Kirchen Gottes, wie ihre Vorsteher verachtet. Solche Sünden hat er nun gebüßt. Sieh, da liegt sein Leichnam." Aber zu solchen Sünden hatte Dagobert weder Zeit noch Mittel gehabt. Unbekannt mit den Verhältnissen im Reich Austrasien war er in das wilde Getreibe hinein gerissen, und höchst wahrscheinlich ist er vor der Partei des vereinten Hauses Arnulf's und Pippin's, die in dem Getreibe die Ueberhand gewonnen hatte, zu Grunde gegangen. Denn nach Dagobert's Tode wollte der Hausmeister des Königes Theuderich Hebroin die Austrasier zur Anerkennung dieses Königes zuerst überreden, bald nöthigen; die Austrasier aber stellten sich mit den Waffen in der Faust entgegen und wurden in dem Krieg angeführt von Martin und Pippin, den man in der Folge von Herstall beigenannt hat. Martin war ein Sohn des Bischofes Chrodulf von Metz, und dieser ein Sohn Arnulf's, der früher auf demselben bischöflichen Stuhle gesessen hatte. Pippin aber war ein Sohn von Arnulf's jüngerem Sohn Ansegis, der mit Begga, Pippin's von Landen Tochter, vermählt gewesen war.

Die Austrasier drangen in Neustrien mit zu großem Vertrauen ein. Nicht weit hinter Laon stießen sie auf das Heer der Neustrasier. In der Schlacht erlitten die Austrasier eine große Niederlage. Auf ihrem Rückzuge wurden Martin und Pippin von einander getrennt: Pippin entkam glücklich dem Verderben; Martin warf sich in die Stadt Laon. Hebroin umringte diese Stadt und schickte zwei Bischöfe an Martin, die ihn zur Uebergabe der Festung bewegen sollten. Martin zeigte sich geneigt, verlangte aber einen freien Abzug. Die Bischöfe versprachen denselben mit einem Eidschwur auf einen Reliquienkasten; sie hatten aber aus dem Kasten die Reliquien hinweg genommen und erklärten deßwegen den Eid für nicht verbindlich. Martin, einen solchen Betrug nicht ahnend, zog mit den Seinigen aus der Stadt, ward überfallen und nieder gemacht mit allen seinen Gefährten. Wegen dieses Frevels hielt Pippin, die Brust mit Zorn und Rache angefüllt, den Krieg. Ein Jahr nach der Schandthat ward Hebroin selbst ermordet; in ihm ging der tüchtigste Mann in Neustrasien zu Grunde. Er hatte das Amt des Hausmeisters stärker gemacht als es je gewesen, und seine Gewalt gegen Vornehme und Geringe, Geistliche und Weltliche in Anwendung gebracht. Dadurch hat er dem Hause, das ihm in Austrasien am Kräftigsten gegenüber stand, entscheidend vorgearbeitet. Nach seinem Tode wurde Waratto Hausmeister im Reiche Neustrasien. Dieser suchte und erhielt einen Waffenstillstand mit Pippin. Die Neustrasier verdroß dieses Abkommen: Waratto wurde durch seinen eigenen Sohn Gislemar, einem rüstigen und thätigen jungen Mann, auf die Seite gedrängt; und kaum hatte derselbe die Gewalt gewonnen, so brach er den Vertrag mit Pippin, überfiel ein austrasisches Heer bei Namur und brachte über viele wackere Männer einen unwürdigen Tod. Der Krieg ward erneuert. Gislemar ging in demselben zu Grunde; Waratto, sein Vater, wieder zu der Würde des Hausmeisters gelangt, schloß einen Frieden mit Pippin, starb aber schon im J. 686. Das Amt erhielt sein Schwiegersohn Berthar. Dieser, ein Mann von kleinem Körper und kleinem Geist, aber stolz, trotzig und hochfahrend, er-

regte bald allgemeinen Unwillen. Viele Neustrasier wandten sich an Pippin, Manche, die ihrer Güter beraubt waren, drängten denselben zur Erneuerung des Kriegs. Eine Unterhandlung mißlang; Pippin's Anträge wurden mit Drohungen erwidert. Da versammelte Pippin die Austrasier, und ein neuer Krieg wurde beschlossen.

Während das austrasische Heer durch den carbonarischen Wald zog, führte auch Berthar ein neustrasisches Heer heran. Bei Testri, in der Landschaft Vermandois, schlugen beide Heere nur durch einen kleinen Fluß getrennt ihre Lager auf. Pippin machte noch ein Mal friedliche Vorschläge; auch dieses Mal umsonst. Darauf führte er sein Heer zur Nachtzeit in einiger Entfernung unbemerkt über den Fluß und näherte sich dem Lager des Feindes. Gegen den Morgen des folgenden Tages wurde dem Hausmeister Berthar angesagt, das austrasische Lager stehe verlassen, der Feind sei entflohen. Sogleich bereitete man sich, die Fliehenden zu verfolgen. In demselben Augenblick aber griffen die Austrasier das ungeordnete Heer der Neustrasier an. Der Kampf war schnell entschieden. Theuderich und Berthar ergriffen die Flucht; das gesammte Heer folgte diesem Beispiele. Das ganze Lager wurde den Austrasiern zur Beute. Der fliehende Feind wurde rasch verfolgt. Auf der Flucht wurde Berthar von seinen eigenen Leuten erschlagen; Theuderich entkam nach Paris. Pippin nahm auch diese Stadt ein und bemächtigte sich des Königs. Es war im Jahre 687.

Nach diesen Siegen schien es in Pippin's Macht zu stehen dem Hause der Merovinger ein Ende zu machen und sich selbst auf den Thron zu setzen. Aber das Schicksal seines Oheims Grimoald mochte ihm vor die Seele treten; überhaupt zog er bei allen seinen Unternehmungen einem hohen Bau den festen vor. Daher erkannte er den König Theuderich III an und ließ ihm die Ehre und die Würde; für sich selbst nahm er die Macht und die Mittel: er ward einiger Hausmeister und Fürst der Regierung im ganzen Reiche der Franken. Von diesem Augenblick an war das Haus der Merovinger in der That und Wahrheit ver-

nichtet. Um dasselbe schwebten zwar noch zwei Menschenalter der königliche Name, aber nur wie im Schatten des Grabes.

6.

Pippin von Herstall und die Merovinger. Kampf der Friesen für ihre Freiheit und ihren Glauben.

Pippin hatte alle öffentliche Gewalt im Reich an sich genommen; aber es war keine leichte Aufgabe dieselbe zu behaupten und in Ausübung zu bringen. Seine Besitzungen in Austrasien waren groß, aber doch unbedeutend gegen die ganze Macht des Grundbesitzes im Reiche der Franken. Seine Familie stand in hohem Ansehen, aber an Neid und Eifersucht fehlte es nicht: noch war kein Menschenalter verlaufen, seit Grimoald zu Grunde gegangen, seinem Hause den Verdacht des Ehrgeizes wie eine lästige Erbschaft hinterlassend. In dem Kriege wider die Neustrasier waren die Austrasier ihm mit Freuden gefolgt; aber nur für ihre eigene, nicht für seine Sache. Von den Neustrasiern, von den Burgundiern durfte er Nichts erwarten. Zwischen diesen Reichen und den Austrasiern stand ein feindlicher Geist, der von volksthümlicher Verschiedenheit ausging, und die Schmach von Testri wurde nicht vergessen. Ueberdieß waren einzelne Familien durch Reichthum und Macht hoch über die andern emporgestiegen, und gar Viele wußten wohl, daß Reichthum und Macht leichter in verworrenen Zeiten zu gewinnen sind als in geordneten. Dennoch war Pippin's Geist stark genug, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Dieselbe Besonnenheit und Mäßigung, die er im Rausche des Sieges bewährt hatte, bewährte er auch bei der Ausübung seiner wachsenden Gewalt. Dadurch gelang ihm den Neid zu ersticken und den Argwohn unschädlich zu machen. Er klammerte sich an zwei Säulen fest, die stark und unerschütterlich waren, an die Volksthümlichkeit der Teutschen und an die christliche Religion. Daher gab er den Neustrasiern den Schein von

Selbständigkeit zurück, schloß sich mit aller Kraft den Austrasiern an und richtete sein stetes Streben auf die Vereinigung aller teutschen Völker. Was er aber durch Klugheit oder mit dem Schwerte gewann, das suchte er durch die Erweiterung und Befestigung des christlichen Kirchenwesens zu sichern. Dabei achtete er die frühern Formen nicht gering und gab sich das Ansehen, als stellte er nur Altes her, wenn er Neues zu gründen unternahm.

Aber auch die Geschichte Pippin's ist uns nur arm und lückenhaft überliefert worden. Er wird gepriesen als ein Held in Weisheit und Tugend, der sich ein ganzes Menschenalter auf der Höhe, auf welche er sich gestellt sah, zu erhalten vermocht, der allen Gefahren, von welchen er bedroht ward, aus zu weichen oder zu begegnen gewußt, der endlich, als er Abschied vom Leben nehmen sollte, über seine ganze Gewalt, seine Ehren und Würden, wie über ein ächtes Erbe ohne Widerspruch zu verfügen gewagt habe: aber die Mittel und Wege, durch welche und auf welchen er so Großes erreicht hat, werden nicht angegeben, und selbst von seinen kriegerischen Thaten wird im Einzelnen kaum Etwas verständlich berichtet.

Nicht ein Mal die Verhältnisse der Könige und des königlichen Hauses sind zu erkennen: hinter Pippin's Glanz und Ruhm bleibt ihr Unglück und ihre Schmach verborgen. Unter den Schriftstellern, die dieser Zeit am Nächsten standen, hat der beste von Allen, Einhard, Karl's des Großen Betraueter und Lebensbeschreiber, nur folgende allgemeine Angaben aufgezeichnet. „Das Geschlecht der Merowinger war ohne alle Kraft. Es trug den leeren königlichen Namen: die Macht und die Gewalt des Reiches war bei dem Hausmeister. Diesem gehörte die oberste Herrschaft. Dem Könige war nur übrig gelassen mit wallendem Haar und langem Barte wie ein Bild auf dem Throne zu sitzen, die ankommenden Gesandten an zu hören und ihnen beim Abschied eingelernte Antworten zu ertheilen. Außer dem königlichen Namen und einem unsichern Gehalte, den ihm der Hausmeister gewährte, besaß er Nichts eigenthümlich als ein unbedeutendes Landgut, auf welchem er ein Haus hatte und

eine geringe Dienerschaft; wohin er sich begeben mußte, dahin fuhr er auf einem Wagen von zwei Ochsen gezogen, der durch einen bäuerischen Treiber geleitet wurde. So fuhr er zur Pfalz, so zu den öffentlichen Versammlungen seines Volks, und ebenso kehrte er nach Hause zurück. Die Verwaltung des Reichs aber und Alles, was daheim und im Felde zu thun war, besorgte der Hausmeister."

Diese Worte aber enthalten keine geschichtliche Wahrheit; sie haben vielmehr den Zweck, den Untergang des Geschlechtes der Merowinger und die Erhebung der Karolinger zum Thron als nothwendig dar zu stellen. Unvereinbare Dinge sind seltsam vereinigt worden. Die Merowinger haben noch ein halbes Jahrhundert auf dem Throne der Franken gesessen. Pippin und seine Nachkommen haben ihnen das Reich zu entreissen entweder nicht gewagt oder nicht gewollt. Wagten sie es nicht, so können die Merowinger nicht so verlassen gewesen sein als sie dargestellt werden; wollten sie es nicht, so können sie die Entwürdigung des Thrones nicht geduldet haben, mag ihre Absicht gewesen sein denselben an sich zu bringen, oder ihm zu dienen. Einhard hat daher entweder aus Unwissenheit, oder in dem Eifer eines Sachwalters der Karolinger die Würde der Geschichte vergessen und nur ein Zerrbild von dem wirklichen Zustande der Dinge gegeben. Ist der König mit einem Ochsengespanne zu den öffentlichen Versammlungen gekommen, so mag das nach einer alten Sitte des Volkes, die Ehrwürdigkeit beweisen sollte und keine Schmach, geschehen sein. Fremden Gesandten gegenüber erschien der König gewiß mit Glanz und Ehren. Und da die Antworten, die ertheilt wurden, zuvor berathen und beschlossen waren, so mußten sie allerdings von dem Könige wörtlich abgelesen, oder aus dem Gedächtnisse gesprochen werden. Wunderlich genug aber läßt der Geschichtschreiber auch den König mit einem langen Bart erscheinen, da doch die meisten Könige Kinder oder Jünglinge waren. Endlich haben sich urkundliche Beweise erhalten, daß Könige aus Merwich's Stamme noch lange nach der Schlacht bei Testri, ja bis gegen die Mitte des achten Jahrhundertes mit königlichen Ehren aufgetreten sind und königliche Rechte voll-

zogen haben. Sie wurden noch, wie ihre Vorfahren, erlauchte Männer genannt; sie ertheilten Kirchen und Klöstern Freiheiten; sie saßen von den vornehmsten Männern des Reichs umgeben zu Gericht um Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Laien zu entscheiden.

Nach einem andern Schriftsteller lebte der König gewöhnlich auf einem Landgute Mammacca in Neustrasien und war hier zur Ehre und zur Würde von einer Leibwache umgeben. Zu dem Märzfelde aber kam er nach Austrasien um den Vorsitz zu führen, und nach Aufhebung der Versammlung kehrte er nach Neustrasien auf sein Landgut zurück. In Austrasien aber verwaltete Pippin allein das Reich. Zu ihm kamen Gesandtschaften benachbarter Völker; er empfing dieselben und entließ sie mit Geschenken. Auch schickte er selbst Gesandte ab um friedliche und freundliche Verhältnisse zu unterhalten. Daher dürfte es keinen Zweifel leiden: Pippin hat sich mit dem Könige Theuderich abgefunden und demselben Neustrien und Burgundien überlassen, sich selbst aber die Regierung in Austrasien vorbehalten, jedoch so, daß der König zu den öffentlichen Tagen nach Austrasien kommen sollte um den Namen des Einen fränkischen Reichs und die Hoheit des königlichen Hauses auch in diesem Lande zu erhalten. In Neustrasien stand daher der König in alter Weise; in Austrasien vergaß man des Königes, weil man ihn jährlich nur ein Mal auf dem Märzfeld erblickte. Auch findet sich keine Spur, daß nach der Schlacht bei Testri jemals ein König zu einer andern Zeit in Austrasien erschienen wäre; vielmehr gehen alle Handlungen der Könige, die urkundlich bekannt sind, in Neustrasien vor. Ebenso wenig findet sich eine Spur, daß Pippin von Herstall sich jemals in Neustrasien befunden habe. Daher mögen unter den Austrasiern allerlei Gerüchte über den König und das königliche Haus entstanden, vielleicht absichtlich verbreitet sein; ja es ist möglich, daß man den König, Falls er in Austrasien zum Märzfelde mit einem Ochsengespann erschienen ist, nicht ohne Lachen und Spöttereien empfangen habe. Uebrigens wird Austrasien geradezu Pippin's Herrschaft genannt und von dem Reiche der Franken, dessen Könige die Merowinger

waren, bestimmt unterschieden. Selbst der Name Franken wird in Jahrbüchern und Legenden vorzugsweise von den Vasallen in Neustrasien und Burgundien gebraucht. Die Ostfranken heissen Austrasier und sind im Leben ohne Zweifel Teutsche genannt worden.

Pippin aber, obgleich er Neustrasien dem König überlassen hatte, übte dennoch fortwährend einen entscheidenden Einfluß auf dieses Reich. Einer seiner getreuen Anhänger Nordbert wurde Hausmeister in Neustrasien, und Pippin's ältester Sohn Drogo waltete in Burgundien unter dem Namen eines Herzoges. Diesen Sohn vermählte er mit Adaltrud, Waratto's Tochter, Berthar's Wittwe, und gewann durch diese Vermählung eine große Partei in Neustrasien und Burgundien. Als aber Nordbert nach wenigen Jahren starb, wurde Grimoald, Pippin's zweiter Sohn, zum Hausmeister erhoben. Auch kam das Schicksal dem Fürsten Pippin in einer auffallenden Weise zu Hülfe. Er sah drei Könige aus Merwich's Geschlecht in das Grab steigen. Theuderich starb schon vier Jahre nach der Schlacht bei Testri; sein ältester Sohn Chlodwig III wurde zehn Jahre alt als König begrüßt; und als auch dieser schon nach vier Jahren, 695, hinstarb, da erhielt sein Bruder Childebert III den königlichen Namen. Childebert gelangte freilich zu den Jahren der Mündigkeit, denn er ist sechszehn Jahre lang König der Franken gewesen; aber seine Seele war geknickt und zum männlichen Handeln ist er unfähig geblieben sein Leben lang. Als auch er im J. 711 vom Leben geschieden war, da ward wiederum einem Kinde, seinem Sohne Dagobert III, der königliche Name beigelegt, und Dagobert hat denselben nur 6 Jahre harmlos getragen, aber doch den Fürsten Pippin überlebt. Solchen Königen gegenüber konnte es dem Major Domus, umgeben von der Macht Austrasien's, nicht schwer werden, mit Besonnenheit und Mäßigung auch in Neustrasien durch seine Söhne und seinen Anhang Alles zu entscheiden.

Aber Pippin täuschte sich nicht. Wie groß auch seine Gewalt sein mochte, so fehlte es derselben doch gänzlich an jeder sichern Stütze. Alles hing von ihm ab, von seiner That, seinem Geist. Ein Zufall, ein Verbrechen, konnte

seinen Bau zusammen werfen, sein Abschied vom Leben alle alten Wirrnisse wieder herbei führen. Denn die Welt der Vasallen war, weil sie Freiheit und Eigenthum ausschloß, selbst bodenlos; der einzelne Vasall erkannte keine höhere Autorität an als welche im Schwerte lag. Pippin wandte sich daher der Kirche zu um zu versuchen, ob nicht auch sein Anker an den Felsen befestigt werden könnte, auf welchem sie unerschütterlich erbauet zu sein behauptete. Zwar war der Bau der Kirche noch weit von seiner Vollendung entfernt. Die Stürme der Zeit hatten auch das Kirchenwesen in die größte Verwirrung gebracht. Die Geistlichen übten einzeln noch immer eine große Gewalt auf den Geist und das Herz einzelner Menschen; sie waren jedoch Männer der Parteiung geworden, hatten ihren Einfluß zu Parteizwecken oder zu eigenem Vortheil benutzt, ihres heiligen Berufs oft gänzlich vergessend. Auch hatten sich Laien nicht selten auf bischöfliche Stühle gesetzt und öfter das Schwert in die Hand genommen als die heiligen Schriften der Christen, die ihnen ohnehin unverständlich waren. Versammlungen von Geistlichen zu gemeinsamer Berathung über die religiosen Bedürfnisse der Zeit, über die Förderung des Christenthumes hatten im ganzen Reiche der Franken lange nicht mehr Statt gefunden. Daher war alle Ordnung verfallen; auch der redliche Priester war auf seine eigenen Kräfte und seine eigene Einsicht beschränkt; von einer Geistlichkeit konnte keine Rede sein. Aber der Name der katholischen Kirche war noch vorhanden; die Einheit des Glaubens unter den katholischen Christen machte die Einheit aller Kirchen zu einer einigen Kirche nothwendig. Auch stand Ein Bischof in den Kirchen des Abendlandes fortwährend so hoch, daß von ihm die Einheit ausgehen, die Ordnung hergestellt, die ganze Gewalt der Geistlichen ausgeübt werden zu müssen schien. Der Bischof in Rom, vorzugsweise der Papst genannt, ward in England und Irland als das Oberhaupt der Kirchen verehrt; die katholischen Christen in Spanien sahen in ihm, den ketzerischen Gothen gegenüber, ihren Hort; in Italien hatte er, zwischen Langobarden und Griechen stehend, einen mächtigen Einfluß, und weder im Reiche der Franken noch in irgend

einem Volke des Abendlandes ward ihm die Ehre, der erste Bischof zu sein, streitig gemacht. Das erwog Pippin, und erkannte, daß sein Haus nur an dem apostolischen Stuhl in Rom den nöthigen Halt werde finden können. Indem er sich daher mit den Geistlichen im Reiche der Franken so gut als möglich zu setzen und die bedeutendsten Männer unter denselben zu gewinnen suchte, wandte er im Besondern sein Wohlwollen den frommen Eiferern zu, welche, dieses Wohlwollens am Meisten bedürftig, dasselbe mit der größten Dankbarkeit erkannten, den frommen Eiferern, welche aus England und Irland herüber kamen um unter den teutschen Völkern für das Christenthum als Gründer, Ordner oder Pfleger zu wirken. Denn da diese Männer mit dem Papst in Verbindung standen und unter dem Segen und der Leitung desselben ihr Werk betrieben, so kam auch er mit dem Papst in Verbindung, und in Teutschland wurde sein Name gefeiert, soweit jene Männer Eingang fanden. Wohin er seine Waffen tragen wollte, sandte er die Priester voraus; wohin er sie getragen hatte, folgten ihm die Mönche mit dem Kreuze.

Aber auch von diesen gemeinschaftlichen Unternehmungen sind wir nur wenig unterrichtet. Pippin, heißt es, hat Kriege gegen Bayern und Alemannen, gegen Thüringer und Sachsen geführt und in denselben große Siege erfochten; da es aber an jeder nähern Angabe fehlt, und von den Erfolgen Nichts zu entdecken ist: so ist jenen allgemeinen Ausdrücken kein geschichtlicher Werth bei zu legen. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß Pippin die teutschen Völker in ihrer Freiheit geschont und nur auf friedlichem Wege durch das Christenthum für das Reich der Franken vor zu bereiten gesucht habe. Mit einem einzigen Volke jedoch, den Friesen, die seit langer Zeit fast gänzlich verschwunden gewesen sind, treten seine Verhältnisse bestimmter hervor. Die Sachsen in England nämlich vergaßen ihres alten Vaterlands um so weniger, da sie in ihren Kämpfen mit den Britten von den Sachsen und wohl auch von den Friesen beständig unterstützt wurden. Alle Sachsen und Friesen aber, die sich nach England begaben, wurden hier für das Christenthum ge-

wonnen. Um so mehr waren fromme Männer in diesem Lande geneigt, den Bewohnern der Küste des teutschen Meers, ihren Landsleuten, den Weg des Heiles zu zeigen. Daher waren schon manche Versuche gemacht, den christlichen Glauben längs der Küste zu verbreiten; aber nur die Versuche sind im Andenken der Menschen geblieben, die in der Nähe der Franken gemacht worden sind.

Zehn Jahre vor der Schlacht bei Testri wurde der heilige Wilfrid auf seinem Wege nach Rom an die Küste der Friesen getrieben. Er fand bei ihnen einen Fürsten oder König Adgill, Adalgis, von welchem er freundlich aufgenommen wurde. Feinde Wilfrid's, vor welchen er aus seinem Bisthum York entflohen war, verfolgten ihn auch über das Meer und wandten sich um seiner habhaft zu werden an Hebroin, den Hausmeister in Neustrasien. Hebroin schrieb einen arglistigen Brief an den König der Friesen, in welchem er demselben für die Auslieferung des Bischofs eine große Summe Geldes versprach. Adalgis ließ Wilfrid und seine Gefährten so wie Hebroin's Gesandte vor sich erscheinen, ließ den Brief des Letzten laut vorlesen, riß ihn alsdann in Stücke, warf ihn ins Feuer und schickte die Gesandten schmachvoll zu ihrem Herrn zurück. Zehn Jahre nach diesem Vorgange kam der fromme Mönch Egbert über das Meer, wurde zwar selbst durch wundervolle Erscheinungen von seinem Vorhaben zurück geschreckt, sandte aber seine Gefährten nach Friesland: unter ihnen war Witbert der bedeutendste Mann. Dieselben predigten dem Könige der Friesen Ratbod und seinem Volke zwei Jahre lang das Wort des wahren Glaubens; aber sie kamen nicht weit in dem Werke der Bekehrung. Die Friesen wie die Sachsen hielten in ihren heimathlichen Gauen treu und fest an den Sitten und Bräuchen der Väter.

Aus den Ueberlieferungen erhellt nicht, ob die Könige Adalgis und Ratbod neben einander gestanden, oder ob Ratbod Adalgis' Nachfolger gewesen sei; auch nicht, wie weit sich um diese Zeit das Land der Friesen erstreckt habe. Die Waal trennte die Friesen von dem Reiche der Franken; die Inseln, welche jetzt Seeland genannt werden, wurden zu

dem Lande der Friesen gerechnet; der Name der Bataver war verschwunden. Auch behaupteten die Friesen die Küstenländer bis zur Ems; und die Inseln, die sich längs des Gestades bis zu diesem Fluß erstrecken, waren in ihrer Gewalt. Der Name der Friesen aber erscheint fortan hier und dort weiter die Küste entlang, über die Weser, über die Elbe hinweg bis zur Eider und vielleicht hinüber; deßwegen ist auch die Insel Helgoland den Friesen zugeschrieben und sogar zum Sitze des Königes Ratbod gemacht worden. Aber mit mehr Kühnheit als Wahrscheinlichkeit. Die Aehnlichkeit der Sprache, der Sitten, der Lebensweise hat getäuscht, und einzelne Ansiedelungen haben Irrthümer erzeugt. Der ganze Küstenstrich vom Rhein bis zur Eider ist niemals unter dem Namen Friesland vereinigt gewesen; die alten Nachbarn der Friesen östlich von der Ems, die Chauken oder Sachsen, haben vielmehr diesen letzten Namen für und für auch an der Küste behauptet. Die Friesen wurden eingetheilt in die diesseitigen und in die jenseitigen, später in Westfriesen und Ostfriesen. Die Gränze zwischen Beiden machte die Issel und der Fly, der alte Flevus. Die Westfriesen wohnten also in dem kleinen Lande zwischen der Waal, dem Fly und dem Meere; die Ostfriesen vom Fly bis zur Ems. Aber der friesische Name ist nach und nach auf friedliche Weise durch Eindeichungen, Ansiedelungen, Verbindungen und Verkehr bis zur Weser, bis über die Weser, bis über die Elbe verbreitet worden.

Als jene frommen Männer, die Egbert gesendet hatte, zwei Jahre bei den Friesen gewesen waren, sandte derselbe ihnen zwölf andere Männer zur Unterstützung und zur Fortsetzung ihres Werkes, unter welchen der Presbyter Willibrord gleichsam das Haupt war. Sie begaben sich zu Pippin, dem Fürsten der Franken, der so eben einen Krieg mit Ratbod beendigt hatte. Bei diesem Kriege scheinen Religion und Politik zusammen gewirkt zu haben: denn Ratbod hatte, als er den Krieg begann, alle christlichen Priester aus dem Lande der Friesen vertrieben. Der Krieg aber war unglücklich für ihn gelaufen, und Pippin hatte das westliche Friesland behauptet. Er nahm daher den Presbyter Willibrord und seine

frommen Begleiter mit Freuden auf und sandte sie sogleich nach dem westlichen Friesland. Er unterstützte ihre Predigten mit der Macht seines Siegs und belohnte die bekehrten Friesen mit fürstlichen Wohlthaten. Da bekannten in kurzer Zeit viele Menschen den Gekreuzigten. Willibrord aber begab sich auf Pippin's Verlangen nach Rom um für das heilige Werk der Arbeiter und des Pflegers den Segen des Papstes zu gewinnen. Sobald aber Willibrord sich entfernt hatte, erwählten seine Gefährten einen würdigen Mann Suidbert zu ihrem Bischof: der Gewählte ging nach England um die Weihe von dem heiligen Wilfrid zu empfangen. Pippin und Willibrord waren über dieses Verfahren sehr verdrießlich, weil es die Gesellschaft der Bekehrer in Friesland vom römischen Stuhle zu entfernen drohte. Pippin jedoch wußte die Folgen ab zu wenden. Suidbert ward einem neu gegründeten Kloster vorgesetzt, Willibrord, zum zweiten Male nach Rom gesendet, erhielt im J. 696 vom Papste Sergius die Weihung als Bischof der Friesen. Pippin schenkte dem neuen Bischofe zu seinem Sitze die Wildaburg, Trajectum, in späterer Zeit Utrecht genannt. Von hieraus leitete derselbe die Versuche zur Ausbreitung des christlichen Glaubens. Es kam Alles darauf an, den Fürsten Ratbod zur Taufe zu bewegen. Ratbod aber zeigte sich verstockt; er hielt an der angestammten Selbständigkeit seines Volkes so fest, daß er den Eifer der frommen Bekehrer mit der Erklärung zurück wies: lieber wolle er mit der Menge seiner Vorfahren die Qualen der Hölle erdulden, als sich mit der kleinen Zahl der Auserwählten der Seligkeit des Himmels erfreuen. Die Freiheit seines Volkes jedoch schwebte in beständiger Gefahr, so lange die Franken im Besitze des westlichen Friesland's waren. Daher sein Streben, das westliche Friesland wieder zu erobern. Er begann den Krieg von Neuem, und die heidnischen Sachsen scheinen nicht ohne Theilnahme geblieben zu sein.

Pippin führte ein Heer gegen Ratbod und lagerte sich bei Durstadt. Ratbod verzögerte den Angriff nicht. Der Gang und die Entscheidung der Schlacht ist unbekannt. Die Friesen sollen eine große Niederlage erlitten haben; Pippin

aber hat Ratbod nicht verfolgt. Daher ist das Wahrscheinlichste, daß zwar der Angriff der Friesen von den Franken abgeschlagen und das westliche Friesland in der Hand der Franken geblieben sei, daß aber auch Ratbod das östliche Friesland behauptet und sich in der alten feindlichen Stellung gegen die Franken erhalten habe. Für diese Vermuthung sprechen die spätern Begebenheiten.

7.

Pippin's Tod. Karl (Martell) einiger Hausmeister und Fürst der Franken.

Pippin war mit Plectrud vermählt, einer edelen und geistreichen Frau, die ihm zwei Söhne, Drogo und Grimoald, geboren hatte. Drogo, Hausmeister in Burgundien, war wenige Jahre nach der Schlacht bei Testri ohne Kinder zu hinterlassen gestorben. Grimoald, Hausmeister in Neustrasien, hatte auch keine rechtmäßigen Kinder, sondern nur einen Sohn, Theudoald, von einer Kebse. Wegen dieser Schwäche seiner Nachkommenschaft hatte sich Pippin mit einer zweiten Frau Alpheid vermählt, von welcher ihm zwei Söhne Karl und Hildebrand geboren waren. Plectrud aber hatte den ganzen Einfluß einer rechtmäßigen und verständigen Gemahlin behalten, und von Alpheid, der jüngern Frau, ist nur die Rede, als sie Mutter geworden war. Auch findet sich keine Spur, daß Pippin mit den Söhnen derselben in Verkehr gestanden habe, obwohl er für ihre Erziehung gesorgt zu haben scheint.

Im J. 714 wurde Pippin auf einem Landgute Jopill an der Maas gefährlich krank. Sogleich eilte sein Sohn Grimoald aus Neustrasien nach Jopill. Kaum aber war er eingetroffen, so ward er in einer Kirche zu Lüttich ermordet. Der Mörder hieß Rantgar; Niemand weiß, wer er gewesen, und Niemand, wodurch er zu der Unthat bestimmt worden. Er wird jedoch ein heidnischer Friese und, 400 Jahre später, ein Satellit des Herzoges Ratbod genannt, der zwar ein öffentlicher Feind Pippin's, aber auch ein ehrenwerther

Mann war. Pippin, alt und krank, wurde durch das plötzliche Unglück gänzlich zusammen gebrochen. In seinem Schmerze verordnete er, daß des Ermordeten unehelicher Sohn Theudoald die Würde und die Macht erhalten sollte, die er selbst im Reich Austrasien besessen und seinem Sohne Grimoald bestimmt gehabt hatte. Um diese Verordnung in Ausführung zu bringen, ließ Plectrud sogleich die beiden andern Söhne ihres Gemahles, Karl und Hildebrand, zur Haft bringen. Sie hatte Ursache, diese beiden Jünglinge zu fürchten, im Besondern den ältesten, Karl, der tüchtig war, voll Geistes und Lebens und würdig des Vaters und der Ahnen; aber ihre Vorsicht bestand nicht vor dem Gange der Ereignisse.

Pippin starb am Ende des J. 714; und kaum kam die Nachricht von seinem Tode zu den Neustrasiern, so brach der lang verhaltene Groll derselben ungestüm hervor. Sie erwählten einen neuen Hausmeister, Raginfrid, und begannen eine allgemeine Verfolgung der Anhänger Pippin's in Neustrasien. Zugleich forderten sie Ratbod, den Fürsten der Friesen, auf in Austrasien ein zu dringen, während sie selbst den Krieg mit ihrer gesammten Macht zu unternehmen versprachen. Ratbod schloß mit ihnen einen Bund und versprach den Angriff. Die Austrasier eilten sogleich nach Neustrien, den jungen Theudoald in ihrer Mitte. Bei Compiegne aber erlitten sie eine große Niederlage, und Theudoald fand auf der Flucht seinen Tod. Die Neustrasier drangen durch den ardenner Wald vor, das Land in wilder Weise verwüstend. Zu gleicher Zeit erschien Ratbod mit der Macht der Friesen im westlichen Friesland.

Inzwischen war auch der König Dagobert III, noch im J. 715, fast gleichzeitig mit dem jungen Fürsten Theudoald gestorben, und in denselben Tagen hatte Karl, Pippin's Sohn, seine Freiheit erhalten. Der Wittwe seines Vaters Plectrud verdankte er seine Befreiung gewiß nicht; diese Frau erhielt sich im Besitze der Stadt Cöln und verschloß dieselbe dem Fürsten Karl. Die Schriftsteller sprechen in geheimnißvoller Weise; sie sagen nur, Karl habe mit Gottes Hülfe die Freiheit erhalten. Er aber, Karl, wurde bei sei-

nem Auftritte von den treuen Anhängern seines Vaters mit Freuden begrüßt: „Wie die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen vom ganzen Erdkreise die Nacht vertreibt, so leuchtete Karl den verzagenden und fast an ihrer Rettung verzweifelnden Völkern als ihr gewaltigster Vertheidiger entgegen. Der ganzen Menschenmenge schien ihr Beherrscher Pippin ins Leben zurück gekehrt zu sein.“ Und der erste Auftritt des jungen Fürsten entsprach so großen Erwartungen, und sein ganzes Leben übertraf die kühnsten Hoffnungen. Wie er zu rechter Zeit auf der Bühne des Lebens erschienen war, so wußte er stets den günstigen Augenblick zur Ausführung seiner Entwürfe zu wählen. Er überwand alle Hindernisse, weil er aus zu dauern verstand; er gelangte stets an sein Ziel, weil er, dasselbe immer fest im Auge, sich niemals vergaß. Also ist geschehen, daß er seinen Lauf freudig vollendet und Großes und Ruhmwürdiges vollbracht hat, nicht bloß für sein Haus, auch nicht bloß für das fränkische Reich, sondern zugleich für das teutsche Volk, für den Geist, für die europäische Bildung, für den christlichen Glauben.

Karl's Lage war schwierig, die Gefahr groß. Die Thore von Cöln waren ihm verschlossen, Ratbod zog heran, in den Neustrasiern kochte die Leidenschaft. Karl führte seine Getreuen zuerst gegen die Friesen um sich die Seite zu decken. In einer Schlacht zwischen ihm und Ratbod blieb aber der Sieg auf des Friesen Seite. Karl zog sich zurück und ging den Rhein hinauf an Cöln vorüber. Inzwischen hatten die Neustrasier einen andern König an ihre Spitze gestellt, dieses Mal einen Mann, der sich Chilperich II nannte, dessen Vater aber mit Sicherheit nicht an zu geben ist. Nach austrasischen Schriftstellern hat derselbe gar nicht zu dem Geschlechte der Merowinger gehört. Ein Mönch Daniel, sagen sie, sei zum Reich erhoben und Chilperich genannt worden. Wahr ist, für das königliche Haus trug Niemand mehr die Waffen; der Streit zwischen den neustrasischen und den austrasischen Franken war dem königlichen Hause fremd, und lediglich volksthümlicher Art. Er betraf die Frage, ob die Herrschaft bei den romanischen Franken

sein sollte oder bei den teutschen. Selbst der Haß der Neustrasier gegen das pippinische Haus galt nicht die Personen, sondern die Nation, zu welcher das Haus gehörte. Raginfrid hätte daher vielleicht kein Bedenken getragen, in Ermangelung eines ächten Merowingers irgend einen Andern als König auf zu stellen um dem Geschlechte Pippin's mit dem Schein altes Rechtes nachdrücklicher begegnen zu können. Aber Karl und andere Austrasier waren gewiß mit den Verhältnissen des königlichen Hauses bekannt; deßwegen hätten die Neustrasier eine solche Lüge nimmer gewagt. Auch haben sie dem neuen Könige Chilperich fünf Jahre lang, im Glücke wie im Unglücke, die Treue bewahrt; der siegreiche Herzog Karl, Pippin's Sohn, hat ihn endlich als König anerkannt, und Chilperich selbst nennt sich in Urkunden einen Sohn Childerich's. Also leidet es keinen Zweifel, Chilperich II war ein Merowinger, und eben deßwegen war er ein Mann von wenigstens 42 Jahren. In ihm war nicht der Heldengeist der ersten Merowinger, aber auch nicht die Schwäche, die so viele der Letzten dieses Geschlechtes bewiesen haben.

Von diesem König angeführt, zogen die Neustrasier durch den ardenner Wald heran, als der Herzog Karl, vor Ratbod zurück weichend, den Rhein hinauf ging. Sie nahmen ihren Weg nach Cöln, und vor den Mauern dieser Stadt vereinigten sie sich mit dem Heere der Friesen. Diese Vereinigung aber scheint der erste Grund des Mißlingens ihrer Unternehmung geworden zu sein. Die Neustrasier sahen nicht ohne Aengstlichkeit die friesischen Männer; ihnen ward unheimlich zu Muthe bei dem Gedanken, daß diese Friesen Heiden waren. Zwischen ihnen und den Friesen konnte keine Gemeinschaft bestehen; am Wenigsten konnten sie wollen, daß die heidnischen Friesen sich an der linken Seite des Rhein's festsetzten. Auch Ratbod konnte eine Vereinigung der Austrasier mit den Neustrasiern nicht wünschen: er würde nur einen stärkern Feind erhalten haben an Statt eines schwächern. Und noch ein besonderer Umstand scheint zu der Trennung der Verbündeten beigetragen zu haben: die heidnischen Sachsen waren in das Land der christlichen Hessen,

der Stammväter aller Franken, siegreich eingefallen, dem Fürsten Ratbod zur Freude, den Franken zum Jammer.

Unterdeß hatte sich der Herzog Karl in den ardenner Wald geworfen, stand hier im Rücken der Neustrasier und drohte sie ab zu schneiden von den Quellen ihrer Macht. Deßwegen hoben die Neustrasier die Belagerung von Cöln auf, trennten sich von Ratbod, dessen Bündniß jetzt zwiefach bedenklich geworden war, und zogen gegen den Herzog Karl. Nach ihrer Entfernung zog auch Ratbod sich nach dem westlichen Friesland zurück. Die Neustrasier aber stiessen bei Amblef nicht weit von Stablo auf den Herzog Karl, der ihnen den Weg versperrte. Sie griffen an; es gelang ihnen sich Bahn zu brechen, aber sie erlitten einen großen Verlust an Menschen und Dingen. Im Frühlinge des J. 717 drang Karl mit einem verstärkten Heere durch den carbonarischen Wald in Neustrasien ein. Bei Vincy, zwischen Arras und Cambrai, stand das Heer der Neustrasier. Karl schickte Gesandte an den König Chilperich und trug einen Frieden an; er verlangte „das väterliche Fürstenthum.“ Chilperich und Raginfrid wiesen diese Forderung zurück. Hierauf gewann Karl am 21 März einen vollkommenen Sieg. Der König und der Hausmeister entgingen nur durch einen Zufall der Gefangenschaft, und Karl verfolgte die fliehenden Feinde bis vor die Thore von Paris. Dennoch blieb Alles unentschieden, weil dem Sieger die Macht fehlte zu vollenden. Nur die Zuversicht hatte er gewonnen, daß die Neustrasier nicht abermals eine Heerfahrt nach Austrasien unternehmen würden. Mit dieser Zuversicht zurück kehrend, lagerte er sich vor Cöln. Und nun wurden ihm die Thore der Stadt geöffnet; Plectrud überlieferte ihrem Stiefsohne die Kleinodien des Reichs und die Schätze des königlichen Hauses; Karl ward als Fürst aller Austrasier anerkannt und setzte sich „als würdiger Erbe auf den Thron seines Reiches.“

Aber wenn Karl jetzt auch die Macht seines Vaters gewonnen hatte, so fehlte ihm das Recht seines Vaters. Pippin war als Hausmeister vom König und von den Vassallen anerkannt worden; Karl verdankte seine Macht

lediglich der Gewalt der Waffen. Diese Stellung bewog ihn, einen König Chlotar in Cöln auf zu stellen, in dessen Namen er das Reich Austrasien verwalten könnte. War dieser König, wie kaum zu zweifeln, wirklich ein Merowinger, so kann sein Vater nur jener Dagobert gewesen sein, den Grimoald nach Irland gesendet hatte, der später aus dem Kloster zurück auf den Thron gebracht, im J. 678 ermordet worden war. Aber die Neustrasier wollten den Fürsten Karl eben so wenig mit einem König, als ohne einen König anerkennen. Um den Kampf mit bessern Erfolg fort zu setzen, gingen sie Verhältnisse ein, die sie bisher als kränkend angesehen hatten.

In den Ländern südlich von der Loire, in Aquitanien, hatte sich aus vormals gothischen Provinzen ein eigenes Reich gebildet, das von den Franken als zu ihrem Reiche gehörend angesehen und deßwegen ein Herzogthum genannt wurde. Die Fürsten dieses Reiches behaupteten, sie seien ein Zweig des königlichen Hauses der Merowinger, und Charibert, Chlotar's II Sohn, Dagobert's I Bruder, sei ihr Stammvater. Der gegenwärtige König in Aquitanien hieß Eudes und war ein mächtiger Herr. An ihn wandte sich Chilperich in seiner Noth und suchte seine Bundesgenossenschaft wider Karl. Eudes stand zu dem Reiche der Franken in derselben Weise, wie die Fürsten der teutschen Völker. Nur die Trennung der Austrasier und der Neustrasier machte die Erhaltung seiner Unabhängigkeit möglich. Deßwegen konnte er die Vereinigung der beiden Reiche nicht wollen, gleich viel ob Raginfrid die Austrasier, oder Karl die Neustrasier zur Nachgiebigkeit nöthigte. Nun aber war Karl im Sieg, und die Unterwerfung der Neustrasier wurde befürchtet; also ging Eudes gern in Chilperich's Anträge ein, da derselbe ihn als König an zu erkennen kein Bedenken trug. Hierauf vereinigte er seine Macht mit der Macht der Neustrasier, keineswegs um diesen den Sieg zu verschaffen, sondern um das Gleichgewicht zwischen Austrasien und Neustrasien wieder her zu stellen.

Karl beschloß zuvor zu kommen. Im Frühlinge des J. 719 unternahm er eine neue Fahrt nach Neustrasien.

Die Heere stiessen in denselben Gefilden auf einander, in welchen der große Chlodwig vor 233 Jahren die Macht der salischen Franken gegründet hatte. Und auch dieses Mal waren Karl's Waffen siegreich. Die Könige Chilperich und Eudes entflohen, mit ihnen Raginfrid; das ganze Heer gerieth in Verwirrung. Karl verfolgte dasselbe, ging über Paris hinaus bis zur Loire und bedrohte in seiner Stellung zu Orleans die Länder des Königs Eudes. Diese Drohung wirkte um so tiefer, da Eudes an der andern Seite seines Reiches die Saracenen zu Nachbarn hatte, deren Macht Niemand zu berechnen vermochte.

Unter solchen Umständen eröffnete Karl Unterhandlungen mit Chilperich und Eudes; denn auch ihm lag die Herstellung des Friedens am Herzen, weil eine lange Entfernung aus Austrasien ihm sehr gefährlich werden konnte, und weil er das feindliche Neustrasien zwischen seinem Heer und den Quellen seiner Macht nicht zur Besinnung kommen lassen durfte. Dem Abschluß eines Friedens aber stellte sich eine Schwierigkeit entgegen; Karl verlangte als Lohn seiner Thaten und Siege die Würde und die Macht des Hausmeisters auch in Neustrasien wie er sie in Austrasien besaß, und jedes dieser Reiche hatte seinen eigenen König. Derselbe wunderliche Zufall jedoch, der dem pippinischen Geschlechte so oft zu Statten kam, half auch dieses Mal aus der Verlegenheit: der König Chlotar in Cöln starb so durchaus zu gelegener Zeit, daß die Schriftsteller, die seines Todes gedenken, über die Art desselben zweifelhaft gewesen zu sein scheinen. Hierauf wurde der Friede sogleich abgeschlossen. Eudes behielt sein Reich; Chilperich wurde von Karl als König anerkannt, und Karl ward einiger Hausmeister in dem Doppelreiche Neustrasien und Austrasien. Aber der Fürst der Franken Karl und Chilperich der König konnten nicht neben einander bestehen. Der Stolz des Ersten und das Unglück des Andern stiessen zu hart wider einander. Und auch in dieser Verlegenheit kam der Zufall zu Hülfe. Noch in demselben Jahre befreiete der Tod den König Chilperich von dem Schmerz eines harten Geschicks und Karl'n von dem lästigen Manne, der sein König war und ihm doch

gehorchen sollte. Hierauf ward ein Kind von sechs Jahren mit dem königlichen Namen geschmückt, Theuderich IV, der ein Sohn Dagobert's III gewesen sein soll; und diesem Kind ist der königliche Name 17 Jahre geblieben, weil Niemand gefunden wurde, der ihn mit größerer Unschuld zu tragen vermocht hätte.

Der Major Domus und Fürst der Franken, Karl, stand nunmehr zu den Franken und zum Reiche fast in demselben Verhältniß, in welchem der große Chlodwig und die folgenden Könige gestanden, ehe der Major Domus sich zwischen den Thron und die Vassallen des Reiches gestellt und die Macht an sich gerissen hatte. Der Unterschied war nur, daß Chlodwig sich gleichsam in einem Lager freier Krieger befand, die ihm zu That und Sieg folgten; Karl hingegen reiche Vassallen um sich sah, welche auf ihren Grundbesitzungen lebend, nicht leicht zu Krieg und That in Bewegung zu bringen waren. Und doch waren dem neuen Fürsten zu seiner eigenen Erhaltung und zur Erhaltung des Reiches neue Kämpfe und neue Siege nothwendig. Er konnte sich nur durch dieselben Mittel auf der Höhe der Macht erhalten, durch welche er dieselbe gewonnen hatte. Auch drohte dem Reich eine große Gefahr von einer Seite, von welcher bisher Nichts zu befürchten gewesen war. Dieser Gefahr zu begegnen mußte er stets bereit und gerüstet sein.

8.

Die Moslemen.

Wiedervereinigung der teutschen Völker mit dem Reiche durch Karl (Martell).

Vor kaum hundert Jahren hatte Mohammed, der Araber, durch begeisternde Gesänge, durch erhabene Sprüche und durch reizende Lehren in seinem Volke die schlafende Kraft der Jahrhunderte aufgeregt, die Söhne der Wüste unter die Waffen gerufen und sie mit der Begeisterung eines neuen Glaubens in die Länder der Erde nach Morgen und nach Abend hinaus gewiesen. Und schon wehte Mohammed's

Fahne an den Ufern des Indus und an den Gestaden des westlichen Ocean's. Die Länder Asien's und Afrika's hallten wieder von dem Rufe der Gläubigen: Allah ist Gott, Mohammed sein Prophet. Nur das unendliche Meer hatte ihren Siegeslauf gehemmt; aber jeder Gedanke von Aufenthalt durch menschliche Macht war fern von der Seele dieser nie besiegten Helden geblieben. Dagegen waren sie aus Afrika nach Europa herüber gegangen, und in einer einzigen Schlacht hatten sie, im J. 711, das bodenlose Reich der Westgothen in Spanien zusammen geworfen; sie hatten ihre Waffen bis zu den Pyrenäen getragen, und sieben Jahre später bemächtigten sie sich dieses Gebirgs.

Aber gegen das Reich der Franken hatten sie noch Nichts unternommen; auch verlief noch eine Reihe von Jahren, ehe sie Etwas Ernstliches zu unternehmen vermochten. Ihre Herrschaft in Spanien war nicht geordnet und nicht befestigt. Der schnelle und überraschende Sieg hatte in den Befehlshabern Neid, Mißgunst und andere böse Leidenschaften aufgeregt: sie klagten einander bei dem Khalifen an, verkleinerten sich wechselseitig, bewirkten Abberufungen, Erniedrigungen, Hinrichtungen und dadurch eine Unterbrechung ihres Werkes. Zugleich hatte man zu Damascus am Sitze des Khalifen andere Entwürfe. Nachdem Spanien am Ende Europa's erobert war, sollte die Unterwerfung der übrigen Länder vom Morgen her unternommen und diese Unternehmung nur von Spanien aus befördert werden. Also ward eine große Rüstung gegen Konstantinopel gesendet, weil nach der Eroberung dieser Stadt weder Griechenland noch Italien Widerstand leisten zu können schien. Konstantinopel wurde dreißig Monate lang belagert. Die Belagerung kostete ungeheuere Anstrengungen; eine große Macht zu See und Land ging zu Grunde, und Konstantinopel ward nicht erobert. Bald aber erfolgte auch zu Damascus ein ungemein schneller und seltsamer Regentenwechsel; in dem Zeitraume vom J. 715 bis zum J. 724 gelangten vier Khalifen zur Herrschaft, in ihrer Gesinnung, in ihren Grundsätzen so durchaus verschieden, daß kein übereinstimmendes Handeln Statt finden konnte. Also war die Ruhe der Moslemen in Spa-

nien allerdings nothwendig; aber auf die Dauer dieser Ruhe war nicht zu rechnen: ihr Schwert war nicht stumpf, ihr Arm nicht schlaff.

Karl hat diese Lage der Dinge ohne Zweifel schon erkannt, ehe er zur Gewalt im Reiche der Franken gelangte; er kann auch nicht geglaubt haben, die siegreichen Glaubenshelden würden freiwillig den Lauf ihrer Thaten endigen und die Kette ihrer Erfolge selbst zerreissen. Ihm muß die Aufgabe, das Kreuz des Heilandes vor der Fahne des Propheten zu retten, die Freiheit der Teutschen vor dem Despotismus des Morgenlandes zu schützen, längst vor der Seele gestanden haben. Eben deßwegen mußte er die Franken allzumal zu vereinigen, die östliche Seite des Reiches vor den Anfällen der freien teutschen Völker, der Sachsen und Friesen, sicher zu stellen, und jene teutschen Völker, die schon zum Reiche der Franken gehört hatten, zu der alten Verbindung zurück zu bringen streben, damit alle Kräfte zur Macht vereinigt werden könnten, wenn einst der Tag der Entscheidung sich nahte.

In der That begann Karl, nachdem er die Gewalt in beiden fränkischen Reichen gewonnen hatte, den Krieg gegen die freien Völker im Innern Teutschland's, und zugleich gegen die teutschen Völker, die er als zum Reiche der Franken gehörend betrachtete. Seiner Feldzüge gegen die Ersten jedoch wird nur in allgemeinen Worten gedacht: die Franken waren immer siegreich, das Land der Feinde wurde verwüstet, große Niederlagen wurden über die Feinde gebracht. Aber neue Heerfahrten, neue Schlachten, neue Siege waren doch immer nothwendig. Ratbod, der König der Friesen, war im J. 719 gestorben. Nach seinem Tode scheinen sich die Franken des westlichen Friesland's wieder bemeistert zu haben; im östlichen Friesland aber stand ein tapferer König Poppo an der Spitze seines Volks, immer bereit für den alten Glauben, für die Sitten der Väter gegen die Franken zu streiten. Wider die Sachsen fing Karl seine Feldzüge im Jahre 722 an; die Sachsen wurden aus den fränkischen Gauen, in welche sie eingedrungen waren, zurück getrieben; aber über die Weser sind die Franken nicht gekommen, wenn

sie auch vielleicht diesen Strom erreicht haben. So mit den freien teutschen Völkern.

Anders lief der Krieg gegen die vormals abhängigen Völker. Gegen die Alemannen und Schwaben begann Karl den Kampf mit den Waffen der Kirche. Auf der Insel Reichenau nahm der heilige Pirmin, von dem rüstigen Papste Gregor II gesendet, seinen Sitz; da wo der heilige Gall seine Zelle errichtet hatte, ward ein Kloster gegründet, eine zahlreiche Brüderschaft versammelt. Karl nahm diese Gründungen unter seinen Schutz, und von denselben aus wurde stark auf das starke Volk der Schwaben eingewirkt. Von andern Klöstern auf der linken Seite des Rhein's geschah dasselbe. Karl selbst aber zog im J. 725 mit einem Heer über den Rhein, und die Schwaben, deren Herzog Lantfried hieß, sahen sich genöthigt, die Hoheit des fränkischen Reiches von Neuem an zu erkennen. Hierauf ging Karl weiter gegen die Bayern.

Früher ist eines Fürsten Theodo gedacht worden, der um die Mitte des siebenten Jahrhundertes Herzog oder König der Bayern war; im Anfange des achten tritt ein anderer Fürst desselben Namens hervor, mit welchem Pippin von Herstall gute Freundschaft hielt. Dieser Theodo II war ein Mann von großer Frömmigkeit, dem das freiere Christenthum nicht genügte, das noch unter seinem Volke herrschend war. Denn bei den Bayern fanden noch arianische Irrthümer Statt, und Vieles, was in Rom für heilig galt, ward an der Donau nicht beachtet, und Vieles, was hier zulässig schien, wurde dort verworfen. Auch fehlte es nicht an heidnischen Bräuchen. Für das Uebelste jedoch hielt Theodo, daß unter den Bekennern der christlichen Lehre keine Einheit bestand, und daß in dieser Verwirrung das Heidenthum vielfältige Nahrung fand. Der fromme König lud daher den frommen Bischof Rudbert von Worms, aus dem ehrwürdigen Orden des heiligen Benedict, zu sich um das Land zu erleuchten und die Christen zu vereinigen. Rudbert kam mit einer zahlreichen Begleitung und wirkte mit Nachdruck und Erfolg. Auf seinen Wanderungen in dem Lande stieß er auf die Trümmer der alten Juvavia, die noch von

der vormaligen Herrlichkeit dieser römischen Stadt Zeugniß gaben. Rudbert erbat sich den Ort und das Gebiet ringsher von dem Herzoge zum Geschenk und gründete unter den Trümmern ein Kloster Salzburg, welches, vom ersten Augenblick an von großer Bedeutung, im Fortgange der Zeit eine hohe Wichtigkeit erhalten hat. Denn Rudbert brachte mit Rath und Hülfe des Papstes Gregor II mehr und mehr Einheit in das christliche Kirchenwesen, richtete in Bayern Alles nach römischer Weise ein und begründete die Anerkennung des Papstes als des gemeinsamen Oberhauptes aller Kirchen. Der Herzog Theodo war über diesen Sieg so entzückt, daß er sich in den letzten Tagen seines Lebens selbst nach Rom begab um auf den Schwellen der Apostel Gott zu danken für solchen Segen. Inzwischen hatte er sein Land mit seinen drei Söhnen getheilt. Von denselben war aber der eine schon gestorben, als der Vater vom Leben schied; von den beiden andern, Theodobert und Grimoald, vermählte sich der Letzte nach dem Tode des Vaters mit der schönen Bilitrud, der Wittwe seines Bruders Theodoald. Diese Vermählung, gegen die Satzungen der römisch-katholischen Kirche, erregte den Unwillen der Geistlichen. Da kam der heilige Corbinian, ein Langobarde, in Karl's Auftrage nach Bayern, tadelte scharf und bitter die unzüchtige Ehe, und seine Donnerworte machten einen tiefen Eindruck auf die Menschen. Durch alle diese Vorgänge aber waren in Bayern mannichfaltige Wirrnisse entstanden, und mitten in diese Wirrnisse hinein führte Karl im Jahre 725 das Heer der Franken. Dennoch erreichte er seinen Zweck nur unvollkommen; denn er sah sich im J. 727 zu einer neuen Heerfahrt genöthigt. Dieses Mal ward ein Abkommen mit den Bayern zu Stande gebracht. Die beiden Herzoge Theodobert und Grimoald waren gestorben oder zu Grunde gegangen; Karl übertrug dem Sohne Theodobert's, Hucbert, in ganz Bayern das Herzogthum, und der neue Herzog trat wieder in die Verhältnisse zum fränkischen Reich, in welchen die frühern Herzoge vor zwei oder drei Menschenaltern gestanden hatten.

Von den Thüringern ist seit langer Zeit kaum die Rede. Nachdem der Herzog Radulf im J. 640 die Unabhängigkeit Thüringen's von dem Reiche der Franken gewonnen hatte, ist das Volk der Thüringer fast gänzlich aus der Geschichte verschwunden. Die Lage und die Verhältnisse der Thüringer machen diese Erscheinung einiger Maßen begreiflich. Sie waren die Vorfechter der germanischen Welt gegen die slavischen Völker; was diese Welt den Bayern im südlichen Teutschland verdankt, das verdankt sie den Thüringern im mittlern. Und auch die Sachsen hatten beständige Angriffe von den Gebirgen des Harzes her auf Thüringen gemacht: denn sie sahen ihr Heiligstes nicht minder im Süden als im Westen bedroht. Daher ist nicht unwahrscheinlich, daß die Thüringer, in dem zwiefachen Kampf erschöpft, sich dem fränkischen Namen und der fränkischen Hoheit nicht lange widersetzt haben. Zu der Zeit, da Karl seine Unternehmungen gegen die teutschen Völker begann, war in Thüringen kein Herzog mehr; und „mit dem Verschwinden der königlichen Herrschaft in Thüringen waren viele Grafen dieses Volkes zu Grunde gegangen, und das gemeine Volk hatte sich den Sachsen unterworfen; auch hatte die christliche Religion mit dem Aufhören der Waltung religioser Herzoge ihre Macht verloren, und das Volk war durch falsche Brüder verführt worden." Das größte Bedürfniß des Volks in Thüringen war daher eine bessere Ordnung des gesellschaftlichen Lebens. Karl, der überhaupt an den Grundsätzen seines Vaters fest hielt, scheint diese bessere Ordnung nur von der Kirche aus für möglich gehalten zu haben. Das Heidenthum, das von den Sachsen in Thüringen aufrecht erhalten wurde, konnte nach seiner Meinung nur ausgerottet werden, wenn alle Christen zu Einer Weise, unter Einem Oberhaupte vereinigt würden, nämlich zu der römischen Weise, unter dem römischen Bischof, dessen Ansehen im Norden und im Süden Teutschland's schon fest stand. Auch wußte er den Mann zu entdecken, oder ein glückliches Geschick führte ihm den Mann zu, für welchen diese Aufgabe, deren Lösung für das Reich und für ihn selbst von höchster Wichtigkeit war, nicht zu groß zu sein schien.

9.

Bonifacius, Bischof und Erzbischof in Teutschland. Seine Verbindung mit Karl (Martell).

Der Angelsachse Wynfrith, Winfrid, der unter seinem Mönchsnamen Bonifacius so berühmt geworden ist, hatte sich schon in der Kindheit den göttlichen Dingen zugewendet. Als werdender Jüngling hatte er das Mönchsgewand des heiligen Benedict angelegt, in zwei Klöstern durch Fleiß und Eifer den Geist ausgebildet, mit hohen Gedanken genährt und gestärkt. Frömmigkeit, reine Sitten und ein gewandtes Betragen hatten ihm Achtung und Ansehen unter den Klosterbrüdern wie unter dem Volke bei Vornehmen und bei Geringen erworben; aber das Land seiner Jugend genügte ihm nicht: er suchte größere Schwierigkeiten um sie für Gott und den Sohn Gottes zu überwinden. Deßwegen verließ er Alles was Menschen theuer zu sein pflegt und begab sich im J. 716 nach Teutschland, wo der Arbeit viel war und die Bahn der Märtyrer offen zu stehen schien. Zu derselbigen Zeit aber hatte Ratbod das westliche Friesland wieder erobert, die christlichen Gründungen größtes Theiles zerstört. Durch den Streit zwischen Austrasien und Neustrasien war Alles in der größten Verwirrung. Bonifacius kehrte daher aus Utrecht nach seinem Vaterlande zurück, wohl unterrichtet über die Verhältnisse im Reiche der Franken. Nach seiner Rückkehr starb sein Lehrer und Freund Wibert, Abt seines Klosters Nutschell: er ward an die Stelle desselben zum Abt erwählt. Bonifacius aber lehnte die Wahl ab um zur Erfüllung seiner hohen Bestimmung stets bereit zu sein. Als Karl obgesiegt und die Stadt Cöln in seine Hand gebracht hatte, da eilte er mit einer zahlreichen Begleitung gleich gesinnter Brüder wieder nach dem festen Lande, zunächst zu dem Fürsten Karl und weiter über die Alpen nach Rom zu den Schwellen der Apostel. Der Papst Gregor II erkannte seine hohen priesterlichen Tugenden; er gab ihm gern im Namen des Fürsten der Apostel die Vollmacht, unter den ungläubigen Völkern das Reich Gottes zu begründen. Er schrieb ihm vor, den ganzen

Kirchenbrauch und alle Satzungen des apostolischen Stuhls ein zu führen und wies ihm zunächst das mittlere und östliche Teutschland zu. Bonifacius begab sich mit seinen Gefährten durch Bayern nach Thüringen. In diesem Lande fand er heidnischen Aberglauben und heidnische Weisen, aber Heiden fand er nicht; er fand fromme Christen, Geistliche und Priester, aber auch arianische Irrthümer und kein geordnetes Kirchenwesen. Vor Allem erregte das eheliche Leben der Geistlichen sein Aergerniß. Es schien ihm eine Befleckung ihres heiligen Amtes. Auch glaubte er, daß die Kirche eines Mannes gewisser sein könnte, welcher, aller Sorge für eine Familie entbunden, keinen Herd und keine Heimath hätte, wie denn wirklich der Mensch am Leichtesten für große Zwecke zu gewinnen ist, wenn er auf Niemand zu achten hat als auf sich selbst, auch die Begeisterung und die Schwärmerei am Besten bei Entbehren und Entsagen zu gedeihen, und die Menge eine größere Verehrung für solche Männer zu hegen pflegt, die ihren Blick von Allem hinweg gewendet haben, was gewöhnlich die Leidenschaft der Menschen reizt. Bonifacius jedoch fand in Thüringen noch keinen Boden für den Samen seiner Lehre. Er und der Papst hatten auf Karl, den Fürsten der Franken gerechnet; Karl aber war noch nicht im Stande, seine Waffen gegen die teutschen Völker zu richten. Bonifacius ging daher über den Rhein zurück; und da um diese Zeit Ratbod starb, und da Karl das westliche Friesland wieder zum Reiche der Franken brachte, so begab er sich den Waffen der Franken folgend nach Utrecht zu dem Bischof Willibrord.

Als aber nach drei Jahren Karl sein Heer über den Rhein führte, da folgte ihm Bonifacius mit vielen frommen Männern. Zu Amanaburch, Amöneburg in Oberhessen, legte er ein Kloster seines Ordens an und begab sich weiter zu den Hessen längs der sächsischen Gränze. Er folgte dem Heere, durch welches Karl das hessische Land von den Sachsen reinigen ließ, und viele Tausend Menschen verstanden sich zur Annahme der Taufe. In späterer Zeit pflegte er sich mit seinen Bekehrungsversuchen immer zuerst an die Fürsten und Führer der Völker zu wenden: die vielen Tau-

sende von Täuflingen aber können nur in der eigentlichen Menschenmenge gesucht werden; sie können nur gleichsam im Sturm zur Taufe gebracht worden sein, also nur durch die Furcht vor den Waffen der Franken. Dem Fürsten Karl waren diese Taufen in der Masse des Volkes zuwider; denn ihm lag weniger an der schnellen Verbreitung des Namens Christi als an der Ordnung, die er von der Begründung des Kirchenwesens erwartete. Deßwegen wurde Bonifacius veranlaßt, von Neuem nach Rom zu gehen, damit sein übereiltes Werk unterbrochen, damit ihm die bischöfliche Würde ertheilt, damit er selbst zu einem fernern Wirken nach festern Grundsätzen bewogen werden möchte. Bonifacius trat die Reise im Jahre 723 an, als er durch Karl's Vermittlung vom Papste selbst eine Einladung erhalten hatte. Er schwur dem Papst einen feierlichen Eid, dem Eide gleich, welchen die Bischöfe in Rom's Gebiete dem römischen Bischof als ihrem Metropoliten zu leisten pflegten: bei der untheilbaren Dreieinigkeit, dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiste, gelobte er dem Fürsten der Apostel und seinem Statthalter, dem Papste, den katholischen Glauben in seiner ganzen Reinheit zu lehren, an der Reinheit dieses Glaubens fest zu halten, sich in keiner Weise gegen die Einheit der allgemeinen Kirche zu erklären, sondern mit aller Treue, aus allen Kräften, den Nutzen der römischen Kirche zu fördern, dem Papst in allen Stücken gehorsam zu sein. Hierauf weihte der Papst den demuthsvollen Diener, am 30 November 723, feierlich zum Bischof, ohne ihm einen bestimmten Sprengel an zu weisen, und übergab ihm schriftlich die Ordnungen der römischen Kirche. Bei seiner Entlassung versah er ihn mit Briefen, die sowohl zu seiner Empfehlung gereichen, als die hohe Macht des Papstes sogleich außer Zweifel stellen sollten. Gregor sprach in diesen Schreiben als stände ihm unbezweifelt das Recht zu, überall in kirchlichen Angelegenheiten zu entscheiden und zu gebieten.

Das erste dieser Schreiben ist von „dem Knechte der Knechte Gottes“ im Allgemeinen an alle Bischöfe, Presbyter und Diakonen, so wie an alle Herzoge, Burggrafen,

Grafen und an alle Gott fürchtende Christen gerichtet. Ein zweites ist gerichtet an die Geistlichkeit und das Volk; ein drittes namentlich an fünf „vortreffliche Männer", an alle Gott geliebten Thüringer und treue Christen; ein viertes an das gesammte Volk der Thüringer; ein fünftes endlich an das gesammte Volk im Lande der Altsachsen. Alle diese Schreiben beweisen, daß der Papst von den Zuständen in Teutschland Nichts wußte, als was er von Bonifacius über einzelne Männer, ja selbst über ganze Völker erfahren hatte. Er kann daher von diesen Briefen auch keine unmittelbare Wirkung erwartet haben; aber es war ihm darum zu thun, die Aufmerksamkeit der Menschen auf den apostolischen Stuhl zu richten, Gedanken von der Hoheit desselben in Umlauf zu bringen. Desto mehr rechnete der Papst ohne Zweifel auf ein Schreiben, das Bonifacius dem Fürsten der Franken Karl übergeben sollte. Dieses Schreiben ist in einer vertraulichen Weise abgefaßt und zeugt für eine frühere Verbindung Karl's mit dem Papste. „Mir ist, schreibt der Papst, deine religiose Gesinnung bekannt, Geliebtester in Christo; ich zeige dir also an, daß Bonifacius, durch Glauben und Sitten bewährt, von mir zum Bischofe geweiht worden ist; er ist in den Satzungen des heiligen apostolischen Stuhles sorgfältig unterrichtet und nunmehr bestimmt, den Völkern Germanien's östlich vom Rhein zu predigen; für diesen Zweck empfehlen wir ihn deinem glorreichen Wohlwollen, auf daß ihr ihn mit allem Nothwendigen unterstützt und ihn gegen alle Feinde auf das Kräftigste vertheidigt." Nach der Uebergabe dieses Schreibens erließ Karl folgende Verordnung an alle apostolischen Bischöfe, an alle Herzoge, Grafen, Vicare und übrigen Beamten des Reiches. „Der apostolische Mann, Bischof Bonifacius, ist zu uns gekommen und hat uns gebeten ihn in unsere Mundschaft und unsern Schutz zu nehmen. Daher haben wir beschlossen, ihm unsern bewaffneten Arm zu leihen, damit derselbe in unserer Liebe und unserem Schirm ruhig und wohlbehalten lebe und wandele. Allerdings soll er Recht geben und Recht nehmen; wenn aber irgend ein schwerer Fall vorkäme, der nach dem Gesetze nicht für ihn entschieden werden könnte,

so soll er sich ruhig und unverletzt zu uns begeben dürfen, und Niemand soll jemals gegen ihn oder gegen seine Gefährten und Mitarbeiter entscheiden." Diese Verordnung hatte Karl mit eigener Hand unterschrieben und mit seinem Ringe besiegelt.

Zu derselben Zeit wurden fränkische Heere in Teutschland herein gesendet. Bonifacius folgte denselben, von vielen gleichgesinnten Brüdern begleitet. Und wohin er kam, dahin brachte er Krieg und Frieden, augenblickliche Verwirrung und bleibenden Gewinn für den Geist und die Pflege des Geistes. Er war ein theilnehmender Mann, heiteres Herzens, den Gefühlen der Freundschaft und der Zuneigung nicht fremd; selbst in Religionssachen war er kein blinder Eiferer, sondern ließ dem Verstande sein Recht und der Klugheit ihre Ehre. Aber im Bewußtsein seiner hohen Bestimmung und in der Sicherheit des mächtigsten Schutzes bewies er oft zu wenig Schonung gegen Das, was den Menschen heilig oder theuer war, zu wenig Nachsicht mit ihren Schwächen, zu wenig Duldsamkeit gegen ihren Aberglauben und ihre altgewohnten Bräuche. Er mag daher selbst Schuld gewesen sein an dem Zustand, in welchem er sich befand und von welchem er wiederholt mit den Worten des Apostel sagt: „Ueberall Arbeit, überall Trübsal; nach Außen Streit, im Innern Furcht." Er aber, von der Heiligkeit seiner Sache überzeugt, vom Papste gelobt und ausgezeichnet, fest in der Gunst des Fürsten der Franken, von England aus durch Mitarbeiter, durch Bücher, auf jegliche Weise unterstützt, von der Kraftsprache der Propheten und Apostel in seinem Herzen erheitert und gestärkt, das Schicksal der Heiligen und Märtyrer, den letzten großen Lohn, die Glaubenskrone stets vor Augen: Er wankte nimmer auf seiner Bahn und strebte mit unerschütterlicher Beharrlichkeit seinem Ziele zu. So streuete er den Samen besserer Zeiten aus, legte den Grund zu einer größern Ordnung in der menschlichen Gesellschaft und brachte Wissenschaft und Sinn für die Wissenschaft in das innere Teutschland, während Manche seiner Gefährten eine Verbesserung des Garten- und Feldbaues, der Viehzucht und des Gewerbfleißes ein zu führen bemüht waren.

Im J. 724 kam Bonifacius von Neuem nach Teutschland und blieb wenigstens zwölf Jahre ohne Unterbrechung in diesem Lande. Schon bei seinem Eintritte zeigte er, daß er gekommen sei, dem alten Baume des Aberglaubens die Axt an die Wurzel zu legen und ein neues Gebäude des Glaubens und des Gehorsams zu errichten. Bei einem Ort in Hessen, der Geasmere genannt wurde, stand, wie es in der Beschreibung seines Lebens heißt, ein Baum von so ungemeiner Größe, daß er „von den Römern den Namen Jupiters-Eiche erhalten haben würde." An diesem Baume, vielleicht zu einem alten heiligen Hain gehörend, hingen viele abergläubige Vorstellungen. Bonifacius fällte denselben im Angesichte, zum Schrecken und zur Bekehrung vieler Heiden und bauete aus dem Holz ein Bethaus zur Ehre des Fürsten der Apostel. Hierauf begab er sich nach Thüringen. Die Fürsten und Vornehmsten folgten alsobald dem Aufrufe des apostolischen Mannes. Die Häupter der Ketzerei und des alten Aberglaubens wurden überwunden und einem harten Schicksal anheim gegeben. Durch dieses Schicksal wurde Furcht und Schrecken unter die Menschen gebracht, und der Widerstand gegen die Sendboten der neuen kirchlichen Herrschaft mit jedem Tage schwächer. Es wurden Kirchen gebaut, Pflanzschulen für die neue Ordnung gegründet und alle Mittel angewendet um das Heidnische zu vertilgen, und um die teutschen Kirchen unauflöslich mit Rom zu verbinden. Unter den Klöstern, die Bonifacius in der ersten Zeit gründete, wird namentlich Ortorp, Ohrdruf, angeführt. Von hier aus wurde für das Christenthum und für Rom bis zur Sale hin gewirkt, oder vielmehr bis zu der Gränze der slavischen Völker. Eine große Zahl von Menschen wurde getauft oder von Neuem getauft. Die Täuflinge mußten dem Teufel entsagen, der ganzen Teufelsgilde und allen Teufelswerken und Worten und sich zum Glauben an Gott, den allmächtigen Vater, an Christum, seinen Sohn und an den heiligen Geist bekennen. Uebrigens waren die vorzüglichsten Gehülfen des frommen Mannes Burchard und Lull, die Brüder Willibald und Wunnibald, Witta und Gregor. Unter den Frauen, die ihr Leben

Gott geweiht und ihr Vaterland gleichfalls verlassen hatten um das Werk solcher Männer in Teutschland zu unterstützen, waren Thekla und Chunitrud, Lioba und Waltpurga, Chunihilt und ihre Tochter durch Geist, Klugheit und heiligen Eifer am Meisten ausgezeichnet. Der Rhein, der Main und die Donau sind Zeugen der Wirksamkeit dieser Frauen geworden.

Er selbst aber, Bonifacius, blieb fortwährend die Seele aller Bestrebungen dieser Männer und Frauen, ohne Ruhe und Rast. Im J. 731 starb sein Freund und Gönner, der Papst Gregor II. Ein Mann, der an Geist und Tüchtigkeit vielleicht unter diesem Papst, aber ihm an Thätigkeit und priesterlichem Eifer gleich war, gelangte zum päpstlichen Stuhl und nannte sich Gregor III. Von diesem neuen Papst erhielt Bonifacius das erzbischöfliche Gewand. Eine solche Auszeichnung rüstete den gewaltigen Mann mit neuer Kraft und neuem Eifer. Gregor III wurde von ihm in allen kirchlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Der Papst gab in allen Dingen die Entscheidung, und zwar in einer Sprache, die von den Fortschritten des päpstlichen Ansehens in Teutschland Zeugniß giebt. Gregor II hatte dem Bischofe Bonifacius nur seine Meinungen, nur Rathschläge, mitgetheilt; Gregor III erließ an den Erzbischof Bonifacius fast nur Befehle. Während aber Bonifacius diese Befehle in Thüringen und Hessen in Ausführung brachte, wurden in Bayern durch einen Priester, Namens Ermwolf, Lehren verbreitet, die das päpstliche Ansehen in Gefahr setzten. Bonifacius eilte nach Bayern um dem Zwiespalte vor zu beugen. Von dem Herzog Hucbert begünstigt, gelang ihm die Ketzerei zu unterdrücken, den Lehrer derselben mit einem Bannfluch aus der Kirche zu stoßen, das Ansehen des apostolischen Stuhls auch in Bayern wieder her zu stellen. Er mag indeß große Erfahrungen gemacht haben. Denn im J. 737 begab er sich zum dritten Male nach Rom und blieb ein ganzes Jahr in Rom. Eine große Menge frommer Männer aus allen Völkern der germanischen Welt sammelten sich zu ihm um aus seinem Munde das Wort des Heiles zu vernehmen. Hierauf ward er vom Papste nach

Bayern zurück gesendet, in welchem Lande dem Herzoge Hucbert sein Vetter Odilo gefolgt war. Er verweilte einige Jahre in Bayern, hierhin eilend und dorthin, überall lehrend und predigend. Es gelang ihm das Unkraut der Ketzerei, wenn nicht aus zu reuten, doch nieder zu treten und die Lehre, die er für wahr hielt, von Neuem zu begründen. Um aber auch die Rückkehr ketzerischer Wirrnisse zu verhüten glaubte er mit Odilo's Einwilligung und Unterstützung dem ganzen Kirchenwesen eine neue Einrichtung geben zu müssen. Er theilte das Land in vier bischöfliche Sprengel, errichtete die Sitze derselben zu Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau und setzte auf jedem dieser bischöflichen Stühle einen Mann seiner Lehre und seines Vertrauens. Alsdann begab er sich wieder nach den Ländern, die seiner Obhut vorzugsweise anvertrauet zu sein schienen, die seiner Fürsorge noch am Meisten bedurften, nach Thüringen und Hessen.

10.

Karl's Kriege gegen die Saracenen, die Burgundier, die Sachsen, die Friesen.

Sieben Jahre nach ihrer Ankunft in Spanien waren die Moslemen über die Pyrenäen gegangen und hatten sich des gothischen Landes am östlichen Fuße dieses Gebirges bemächtigt. Drei Jahre später begannen sie Neckereien gegen die Christen in Gallien und Einfälle in die fränkischen Länder. Die Stadt Narbonne ward erstürmt: die Männer fielen durch's Schwert; Weiber und Kinder wurden gefangen nach Spanien geführt; Toulouse, die Hauptstadt in Aquitanien wurde kaum von dem König Eudes gerettet. Um dieselbe Zeit, da Bonifacius zum zweiten Male nach Teutschland kam, wurden Carcassonne und Nismes erobert, und ein zerstörender Zug nach Burgundien gewagt; im J. 725 ward Autun gebrochen und geplündert. Eudes befand sich in großer Noth; er verzweifelte an der Möglichkeit langes Widerstandes. Da er aber in seiner Brust einen tiefen Groll

gegen Karl den Fürsten der Franken hegte, so hielt er für das Beste, sich mit den Moslemen zu verständigen. Die östlichen Besitzungen der Saracenen, die Pyrenäen und das Land an beiden Seiten dieses Gebirges, waren einem Feldherrn Munuza anvertrauet, welcher, nachdem er bei dem häufigen Wechsel der Statthalter des Khalifen in Spanien eine große Unabhängigkeit gewonnen hatte, eine völlige Unabhängigkeit erstrebte. Mit demselben schloß Eudes einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, zu dessen Bekräftigung er eine seiner Töchter in das Harem des Muselmannes hingab.

Dieser Vertrag mit Munuza erregte dem König Eudes zwei mächtige Feinde: den Fürsten Karl und den Statthalter des Khalifen in Spanien, Abd-er-Rhaman. Karl war aufgebracht über Eudes' Verbindung mit Moslemen, weil Aquitanien dadurch, an Statt eine Vormauer des Reiches zu sein, ein feindlicher Nachbar geworden war. Er versammelte, sobald sein Werk in Teutschland es verstattete, ein großes Heer aus allen Theilen des Reiches, besonders aus Austrasien und aus den teutschen Völkern an der rechten Seite des Rhein's, führte dasselbe im J. 731 bis zur Loire und stellte sich an diesem Fluß auf. Den Angriff verschob er, weil Eudes inzwischen schon durch den andern Feind in große Noth gebracht war. Abd-er-Rahman hatte Munuza's Verbindung mit Eudes gleichfalls als gottlos und verrätherisch angesehen und die Waffen gegen denselben ergriffen. Munuza hatte Eudes' Hülfe angerufen. Ehe aber die Vereinigung möglich gewesen, war Munuza zu Grunde gegangen. Er hatte sich um nicht in Abd-er-Rhaman's Hand zu fallen von einem hohen Felsen hinab gestürzt und sich den Tod gegeben; Eudes' Tochter war gefangen genommen und zugleich mit Munuza's Kopf nach Damascus gesendet worden; Munuza's Truppen waren zu dem Sieger übergegangen. Abd-er-Rahman aber hatte sein verstärktes Heer sogleich wider Eudes, den ungläubigen Bundesgenossen des gefallenen Empörers, geführt und war unaufhaltsam vorgedrungen. Alle Städte an der Garonne waren vor seinen Waffen erlegen; selbst Bordeaux war in seine Gewalt ge-

fallen. Endlich hatte Eudes am Ufer der Dordogne eine Schlacht gewagt und durch das Glück und die Uebermacht der Moslemen eine große Niederlage erlitten. Er selbst hatte seine Rettung in der Flucht gesucht; eine Zuflucht aber vermochte er nur bei seinem andern Feinde zu finden, bei Karl nämlich, der inzwischen mit seinem Heer an der Loire angekommen war. In dieser Noth den alten Groll unterdrückend, beugte sich Eudes vor dem gewaltigen Fürsten und erkannte die Hoheit des Reiches der Franken an über sich und sein Land. Karl empfing seinen Eid der Treue, bestätigte ihm das Herzogthum in Aquitanien, stellte die aquitanischen Krieger unter seine Fahnen und ging über die Loire dem Feind entgegen.

In den Fluren von Poitiers standen die feindlichen Heere im Monat October des J. 732 einander gegenüber. Sie wagten eine Schlacht. Die Araber kämpften für ihren Propheten, ihr Glück, die Herrschaft der Welt; die Franken für ihre Erhaltung, ihren Heiland, die Eigenthümlichkeit ihres Volkes, für Alles was die neuere Zeit Großes, Gutes und Schönes hat. Karl stellte der Wuth der Moslemen die kalte Entschlossenheit seiner austrasischen und teutschen Krieger entgegen. An derselben brach sich der grimmige Anprall der Moslemen; Eudes suchte mit seinen Aquitaniern den Feind in der Seite und im Rücken zu fassen. Bei dem Einbruche der Nacht zogen sich beide Heere in ihre Lager zurück. Am andern Morgen traten die Franken von Neuem unter die Waffen und gingen vor bis an das Lager der Moslemen: sie fanden keinen Feind. Abd-er-Rahman war in der Schlacht gefallen; ein großer Theil des Heeres hatte seinen Tod gefunden; der Ueberrest, bestürzt und verzagt, war in der Nacht aus dem Lager entflohen. Die Zelte, leer von Menschen, boten eine unermeßliche Beute dar. Karl verfolgte den Feind bis zu den Schluchten und Engpässen der Pyrenäen.

Diese Schlacht ist bald der Sage und dem Gesang anheim gefallen, und christliche Schriftsteller haben die Wahrheit nicht beachtet, weil sie nur durch Uebertreibungen den Sieg des Kreuzes würdig feiern zu können glaubten: es sollen

375,000 Moslemen gefallen sein. Wenn sie aber auch keineswegs eine solche Entscheidung gebracht hat, wie in spätern Zeiten geglaubt worden ist, so muß sie doch unter die wichtigsten Ereignisse der Geschichte gestellt werden. Durch dieselbe wurden das Reich der Franken, die germanische Eigenthümlichkeit, die christliche Religion für alle Zukunft gerettet. Die Araber, zum ersten Mal in offenem Feld überwunden, wankten fortan in ihrem Glauben an die Herrschaft der Welt und waren nicht mehr dieselben. Die Franken, die teutschen Völker allzumal hatten von Neuem ihre Kraft erkannt und bewährt; sie schaueten fortan mit Vertrauen auf den furchtbaren Feind; sie hatten den Glauben gewonnen, daß Christus mehr sei als Mohammed, und waren bestärkt in ihren Sitten und Weisen. Karl endlich hatte den Ruhm erworben, dessen er bedurfte um auf der Höhe fest zu stehen, zu welcher er sich empor gekämpft hatte, um alle Versuche zu Schanden zu machen, die sich aus Eifersucht und Neid gegen ihn und sein Haus erheben mochten.

Am Fuße der Pyrenäen gab Karl die Verfolgung der Saracenen auf und überließ das Gebirg den ungläubigen Feinden. Sein schwerer Verlust hielt ihn zurück; aber zwei Vorgänge in seinem Rücken nöthigten auch zur Umkehr.

Die Burgundier hatten ihre ehemalige Selbständigkeit in ihrer Vereinigung mit den Neustrasiern, den Austrasiern gegenüber, vergessen gehabt. Die gänzliche Entwürdigung des merowingischen Stamms aber, die Gewalt des austrasischen Hausmeisters über alle Theile des fränkischen Reiches hatte alte Erinnerungen wieder aufgerufen. Eudes' Stellung hatte sie zu der Hoffnung gebracht, auch ihnen möchte gelingen, mit den Aquitaniern zugleich zur Unabhängigkeit zu gelangen. Deßwegen hatten sie, als Karl gegen die Loire zog, die Heerfolge nicht geleistet. Vielleicht hatten sie auch für den Fall Vorkehrungen getroffen, daß die Unternehmung gegen Karl ausschlüge. Wegen dieser Verhältnisse glaubte Karl den Burgundiern seine Macht zeigen, sie von ihrer Widerspänstigkeit zurück bringen zu müssen. Also zog er mit seinem siegreichen Heer in Burgundien ein. Die Burgundier wagten keinen Widerstand. Karl verfuhr

mit großer Strenge: er nahm vielen Burgundiern ihre Besitzungen und gab dieselben seinen Leuten, austrasischen und teutschen Männern, deren Treue im Krieg und im Frieden bewährt war; zugleich setzte er andere Getreue in geistliche wie in weltliche Stellen ein, um die Burgundier desto gewisser im Gehorsam zu erhalten.

Inzwischen hatten die Friesen Karl's Entfernung zu benutzen gesucht. Von ihrem Fürsten Poppo geführt, hatten sie das westliche Friesland wieder in ihre Gewalt gebracht, alsdann einen Raubzug in die fränkischen Länder am Rhein unternommen. Karl eilte im Jahre 734 gegen sie. Die Friesen wichen zurück und verliessen das westliche Friesland; ihr Herzog Poppo fand seinen Tod; mannichfaches Unglück kam über das Volk. Karl soll wie zu Lande so zur See mit ihnen gekämpft, er soll Eilande der Friesen erobert, ihre heiligen Haine in Flammen gesetzt, das ganze Land unterworfen haben. Aber in diesen Angaben dürfte nur geringe Wahrheit sein; die spätere Geschichte beweis't, daß die Friesen keineswegs besiegt waren. Ueberhaupt ist nicht zu glauben, daß Karl sich bei den Verhältnissen im südlichen Gallien auf einen Angriffskrieg eingelassen habe. Ihm mußte der Schutz der Gränzen des fränkischen Reiches genug sein; nur die Ruhe der Völker in Teutschland konnte ihm die Erhaltung und Benutzung seiner Siege möglich machen. In Teutschland aber wurde die Ruhe bewahrt. Karl verdankte dieselbe der Furcht vor seinem Namen, seinen Thaten, seinem Glück; er verdankte sie vielleicht noch mehr dem Heere von Priestern, Mönchen und Nonnen, das Bonifacius zu begeistern und in strenger Zucht, Ordnung und Thätigkeit zu erhalten verstand, das Streit unter die Geister brachte und wegen dieses Streites die Menschen von irdischen Dingen, von Entwürfen der Ehrsucht und der Ruhmgierde hinweg zog, ja das selbst die edelsten und schönsten Gedanken von Freiheit und Vaterland nicht in ihnen zu Entschluß und That kommen ließ.

Schon im J. 735 sah Karl sich genöthigt, von Neuem nach dem südlichen Gallien zu ziehen, und bis zum J. 740 mußte er unaufhörlich von Süden nach Norden und von

Norden nach Süden eilen um zu schützen was er gewonnen hatte. Wenn er sich am Rhein befand, so erhoben sich furchtbare Feinde an der Garonne und an der Loire, und wenn er hierhin sein siegreiches Schwert trug, so brachten Friesen und Sachsen Gefahr am Rhein. Im südlichen Gallien ward es nach seiner ersten Rückkehr auf dreifache Weise unruhig: die Moslemen erstrebten Rache für den Tag von Poitiers; die Burgundier forderten Rache für die erduldeten Mißhandlungen; in Aquitanien starb Eudes, und seine beiden Söhne, Hunald und Hatto, bemächtigten sich des Herzogthums, umbekümmert um Karl und die Hoheit des fränkischen Reiches. Wegen aller dieser Dinge machte Karl eine neue Heerfahrt nach dem südlichen Gallien und zuerst gegen die Aquitanier. Er ging über die Loire, trieb die beiden Brüder, die sich unter einander selbst befeindeten, über die Garonne, nahm die Stadt Bordeaux in Besitz und nöthigte die eben so trotzigen als unverständigen Fürsten sich ihm zu unterwerfen. Dennoch trug er Bedenken, das Herzogthum dem fürstlichen Hause zu entreissen; aber er vereinigte dasselbe, übertrug es dem ältesten Bruder Hunald und ließ ihn sich selbst und seinen Söhnen Karlmann und Pippin den Eid der Treue schwören, ohne eines Königes der Franken zu gedenken. Durch dieses Verfahren wurde der Streit zwischen Hunald und Hatto bis zur furchtbarsten Feindschaft gesteigert, und in dieser Feindschaft hat Hatto ein jammervolles Geschick erduldet. Nach der Entscheidung führte Karl sein Heer nach Burgundien, eroberte die Stadt Lyon, trieb überall Brandschatzungen ein, verschonte selbst die Geistlichen nicht und gab die Gewalt von Neuem in die Hände seiner Leute und Getreuen. Hierauf machte er eine Fahrt den Rhodan hinab. In demselben Jahre war Abdel Melek, der neue Statthalter des Khalifen, in Gallien eingedrungen, hatte sich der Küste bis zur Mündung des Rhodan bemächtigt und die Stadt Narbonne zum Herd weiterer Unternehmung gemacht. Die schnelle Erscheinung Karl's aber hatte die Moslemen an ihre Niederlage bei Poitiers erinnert. Sie hatten gezögert ihre ersten Erfolge zu benutzen und waren nicht über den Rhodan gegangen.

Karl fand daher keinen bedeutenden Widerstand; er bemächtigte sich selbst der Stadt Marseille. Aber er konnte nicht in diesen fernen Ländern verweilen, sondern sah sich genöthigt zum Rhein zurück zu kehren.

Kaum hatte er sich entfernt, so entstanden neue Unruhen in Burgundien. Die Unzufriedenen in diesem Lande stellten sich unter einen Herzog Mauront zusammen und traten mit den Moslemen in Verbindung. Sogleich brachen die Moslemen los, setzten über den Rhodan, eroberten Arles mit den Waffen und brachten Avignon durch Mauront's Verrätherei in ihre Gewalt. Und kaum hatten sie festen Fuß auf der linken Seite des Rhodan gefaßt, so verbreiteten sie sich, weder Heiliges noch Gemeines schonend, nach Süden und nach Norden, und das ganze Land von Lyon bis Marseille erlitt eine furchtbare Verwüstung. In dieser Noth wünschten die Burgundier allzumal den Fürsten Karl mit seinem Heere herbei um gerettet zu werden von dem ungeheueren Unglücke. Karl unternahm im Jahre 737 eine neue Fahrt. Die Moslemen wichen zurück; aber die Stadt Avignon wollten sie nicht verlassen. Karl machte einen Angriff auf die Stadt: die Mauern wurden gebrochen, die Stadt erobert, ein schreckliches Blutbad strafte die Moslemen für ihren Frevel, ein großer Brand verzehrte die Stadt, vollendete den Sieg und die Zerstörung. Hierauf ging Karl über den Rhodan, trieb die Moslemen vor sich her, fand aber an den Mauern von Narbonne einen unbesiegbaren Widerstand. Ein neues Heer, das Abdel Melek zu Schiffe nach Gallien sandte, wurde von Karl in einer blutigen Schlacht am Ufer des Flusses Berre zu Grunde gerichtet; aber Narbonne blieb in der Gewalt der Moslemen und mit derselben das Land zwischen der Aude, dem Meer und den Pyrenäen. Karl mußte sein Werk unvollendet lassen; aber durch seine neuen Siege am Rhodan und an der Berre hatte er das Reich vor neuen Gefahren sicher gestellt. Also kehrte er mit Zuversicht nach dem Rhein zurück um die Sachsen zu vertreiben, die in Verbindung mit den Friesen die alten fränkischen Gaue auf der rechten Seite des Rhein's überschwemmt hatten. Im J. 738 ging er über den Rhein;

wie weit er gekommen ist ungewiß; nur in allgemeinen Ausdrücken: „Karl unterwarf den größten Theil dieser Gegend; er machte einen Theil der Sachsen zinsbar; er empfing von ihnen viele Geissel", wird von den Erfolgen seiner Fahrt gesprochen. Auch ward er unterbrochen in seinen Unternehmungen. Mauront erschien von Neuem in dem südlichsten Winkel Burgundien's, zwischen dem Meer, dem Rhodan und der langobardischen Gränze, und versuchte von hier aus die Burgundier abermals auf zu reizen. Karl machte daher noch ein Mal eine Fahrt nach dem südlichen Gallien im J. 739. Es war der letzte Kriegszug dieses Fürsten. Er fand keinen Widerstand; Mauront entfloh und ist nicht wieder auf die Bühne der Geschichte zurück gekehrt.

11.

Karl Martell's letzte Jahre.

Als der bischöfliche Stuhl in Rom nach dem Untergange der ostgothischen Herrschaft wieder zum römischen Reiche gekommen war, behandelte der Kaiser den Bischof von Rom wie jeden andern Bischof des Reiches. Bei dem Einbruche der ketzerischen Langobarden in Italien aber erwarb sich die Stadt Rom mannichfaltige Verdienste, an welchen die Päpste einen großen Antheil hatten. Dadurch gewann der bischöfliche Stuhl an Ansehen. Der Papst wurde der Halt und Hort des kleinen Gebietes, das unter dem Namen eines römischen Herzogthumes gegen die Langobarden vertheidigt wurde. Von dieser Zeit an war die Sprache der Kaiser gegen die Päpste milder und freundlicher. Als hierauf die Langobarden durch ihre Königin Theudelinda von der Ketzerei des Arianismus nach und nach zu dem katholischen Glauben hinüber gezogen wurden, glaubten die Kaiser noch größere Schonung gegen die Päpste beobachten zu müssen um dieselben von einer Verbindung mit den Langobarden ab zu halten. Aber Niemand zog in Zweifel, daß die Päpste Unterthanen des Kaisers seien. Der Kaiser bestätigte die Wahl des Papstes, welche der Geist-

lichkeit und dem Volke von Rom zustand; der Papst rechnete nach den Jahren der kaiserlichen Regierungen; in Constantinopel befand sich ein päpstlicher Abgeordneter um Bitten und Vorstellungen des Papstes an den kaiserlichen Thron zu bringen und um die Befehle und Entscheidungen des Kaisers in Empfang zu nehmen. Aber im achten Jahrhundert, als das Ansehen des apostolischen Stuhles schon hoch in allen katholischen Kirchen des Abendlandes stand, als die Kirchen in Teutschland so eben auf den apostolischen Namen gestellt wurden, trat ein neues Verhältniß ein, weil der Kaiser Leo, der Isaurier, der die Macht der Moslemen vor Constantinopel vernichtet hat, den Gedanken faßte, daß der christliche Gottesdienst, wie der mohammedanische, rein geistig sein müsse ohne Beimischung sinnlicher Gegenstände.

Seitdem Constantin der Große das Christenthum zur herrschenden Religion im römischen Reiche gemacht hatte, waren die christlichen Kirchen mehr und mehr mit Werken der Kunst ausgeschmückt worden um die Gläubigen über den Verlust der alten Götterwelt zu trösten und ihnen das Schöne in neuer Gestalt, in Bildern von höherer Bedeutung, die Hauptmomente der Geschichte des Christenthums enthaltend, vor die Augen zu stellen. Heilige Ueberlieferungen von dem Leben und den Leiden des Heilandes regten an, und fromme Täuschungen steigerten die Freude. Man glaubte ächte Bildnisse des Heilandes, der gebenedeiten Mutter, der Jünger und Apostel, der Märtyrer und Heiligen zu besitzen und stellte Nachbildungen dieser Urbilder mit vollem Vertrauen in den Kirchen auf. Bei dem Anblicke solcher Bilder schien auch die Inbrunst der Gläubigen zu wachsen, die Andacht inniger und lebendiger zu werden. Im Ablaufe der Jahrhunderte aber erwachte die Besorgniß, die Wirkungen dieser Bilder seien verderblich; die Schwachheit der Menschen würde durch dieselbe gemehrt, die Einbildungskraft irre geleitet; Herz und Gemüth blieben unberührt; der sinnliche Mensch verlöre vor dem Bilde das Geistige, das Mittel würde Zweck; die Bilder, die zum Heiligen führen sollten, würden selbst heilig: denn die Wunder, an welche diese Bilder erinnerten, verschwänden, und die Bilder selbst wirkten

Wunder. Das war es, was Moslemen und Juden den Christen als Götzendienst vorwarfen, und dieser Vorwurf machte auf viele denkende Menschen einen tiefen Eindruck. Auch der Kaiser Leo, der Isaurier, wurde bedenklich gegen den Bilderdienst; er hielt für nöthig denselben ab zu schaffen. Als roher Krieger aber an unbeschränkte Befehle gewöhnt, glaubte er mit Verordnungen und Gewalt seinen Zweck erreichen zu können. Dadurch beleidigte er die Laien in ihrem Gefühl und kränkte die Geistlichen in ihrer Wirksamkeit wie in ihrem Erwerb. Er fand Widerstand; der Widerstand reizte zum Zorn; im Zorne griff er zu den gewaltsamsten Maßregeln um vor den Augen der Gläubigen die Gegenstände ihrer Verehrung zu vernichten, zu welchen sie mit frommem Gemüthe hingeschauet hatten.

Unter Allen, die dem Bilderstürmer Leo entgegen traten, war der Papst Gregor II der entschlossenste und bedeutendste Mann. Er widerlegte in einer strafenden und verachtenden Sprache die Grundsätze des Kaisers und wurde durch seine entschiedene Weigerung, die Befehle desselben zu vollziehen, das Haupt aller Italiäner katholisches Glaubens; er sprach sogar auf einer großen Synode den Bann gegen Alle aus, die sich an den Bildern der Heiligen vergreifen würden. Nachdem aber ein griechisches Heer, welches der Kaiser zur Züchtigung und Rache nach Italien geschickt hatte, durch Wind, Wogen und Waffen zu Grunde gerichtet war, entstand überall, als hätte ein Gottesurtheil entschieden, eine wahre Schwärmerei für die Bilder. Aber das Band, das Rom und die italiänischen Provinzen mit dem römischen Reiche verknüpfte, zerriß der Papst keineswegs. Rom gewann in der That die Unabhängigkeit vom römischen Reiche; der Papst vereinigte mit der Macht eines Oberhauptes der katholischen Kirche die Gewalt eines weltlichen Fürsten: ausgesprochen jedoch und anerkannt wurde die Sache nicht. Vielmehr verhütete Gregor II selbst, daß die Römer sich los sagten vom kaiserlichen Namen, und Gregor III ging fort auf derselben Bahn. Also erhielten sich die Päpste in einer feindlichen Stellung gegen die Langobarden; sie schadeten ihrem geistlichen Einfluß auf das langobardische Reich

und erzeugten die sonderbare Erscheinung, daß der apostolische Stuhl in England und Teutschland ein weit größeres Ansehen erhielt als ihm wenige Meilen von Rom's Thoren zugestanden ward. Aber die Päpste hatten gute Gründe zu ihrem Verfahren. Sie hegten gewiß keine Vorliebe für den kaiserlichen Hof; aber sie fürchteten unter den König der Langobarden zu kommen. Wenn Rom in die Gewalt dieses Volkes fiel, so verlegte der König, wie voraus zu sehen war, seinen Sitz nach Rom; alsdann stand der apostolische Stuhl unter dem königlichen Throne; der Papst konnte nur noch ein gewöhnlicher Bischof sein. Der entfernte Kaiser dagegen war für die Päpste ein bequemer Landesherr; sie hatten denselben nicht zu fürchten; sie nannten sich zwar seine Unterthanen, waren aber frei in ihren Handlungen und benutzten den kaiserlichen Thron nur als Anlehne um die Zudringlichkeiten der langobardischen Könige zurück zu weisen. Gegen die Macht dieser Könige waren ihre Kräfte allerdings zu schwach und vom Kaiser durften sie keine Hülfe erwarten; aber für den Fall der Noth hatten sie schon den Retter gewonnen, der sie schützen zu können schien gegen jede Gefahr. Dieser Retter war Karl, der Fürst der Franken.

Schon Karl's Vater hatte eine Verbindung mit dem apostolischen Stuhle gesucht und gepflegt um durch denselben Einheit in die christlichen Kirchen zu bringen, dem Reiche eine geistige Grundlage zu geben, für seine eigene Herrschaft Festigkeit und Dauer zu gewinnen. Karl hatte die Grundsätze seines Vaters um so mehr befolgt, da das Ansehen des Papstes durch Bonifacius im fränkischen Reiche so groß geworden war, daß er, wenn er seine Macht erhalten und fördern wollte, dasselbe nothwendig aufrecht erhalten und vermehren mußte. Die Päpste waren daher in ihrer verdrießlichen Stellung, bedroht von einem nahen Feind, unbeschützt von ihrem fernen Landesherrn, nicht ohne Vertrauen, weil das Schicksal des fürstlichen Hauses, zu welchem Karl gehörte, von ihrer Erhaltung abhing.

In den letzten Zeiten jedoch war eine Mißhelligkeit zwischen dem Fürsten Karl und dem Papste Gregor III ein-

getreten. Als Karl im J. 735 nach dem südlichen Gallien zog, hatte er eine Verbindung mit Luitprand, dem Könige der Langobarden, zu gewinnen gesucht um Hülfe gegen die Moslemen zu erhalten. Karl's schnelle Erfolge hatten für dieses Mal die Hülfe unnöthig gemacht; zwischen Luitprand und Karl war jedoch ein freundliches Verhältniß entstanden, das freundlich gepflegt wurde. Kaum aber hatte der Papst Kunde von diesem Verhältniß erhalten, so suchte er dem Könige Luitprand Händel in seinem Reiche zu erregen: denn er hoffte, die Freundschaft werde in sich selbst ersterben, wenn nicht Luitprand seine Macht mit Karl's Macht gegen die Moslemen vereinigte. Die beiden langobardischen Herzoge von Benevento und Spoleto erhoben sich meuterisch gegen ihren König. Luitprand nahm die Waffen um die Herzoge zum Gehorsam zurück zu bringen und erblickte bald römische Truppen neben den Truppen der Herzoge. Der König siegte, und kaum hatte er gesiegt, so ließ er einen Theil seines Heeres gegen Rom vorrücken. Einige Städte im römischen Gebiet wurden erobert; der Theil der Stadt Rom auf der rechten Seite des Tiber's ward eingenommen, geplündert, zerstört; selbst die Kirche des heiligen Petrus auf dem Vatican entging dem Raub und der Schändung nicht.

Bei dieser Gefahr nahm der Papst seine Zuflucht zu dem Fürsten der Franken; er stellte demselben seine Noth schriftlich auf das Furchtbarste dar, und wies auf die Folgen hin, welche die Unterwerfung Rom's durch die Langobarden haben würde; zugleich sandte er wohl unterrichtete Männer an Karl, die seine Zuschriften erläutern und ergänzen sollten. Karl trat als Vermittler auf und suchte den König Luitprand von jeglicher Feindseligkeit gegen Rom zurück zu bringen. Seine Bemühung wurde durch mehr als einen günstigen Umstand unterstützt, am Meisten durch Luitprand's hohes Alter, in welchem dieser König sich nur nach Ruhe und Frieden sehnte. Also geschah, daß die Verhältnisse erhalten wurden, in welchen der apostolische Stuhl ein so großes Ansehen gewonnen hatte.

Inzwischen war Theuderich IV, den Karl im Beginn seiner Laufbahn mit dem königlichen Namen geschmückt hatte, vom Leben geschieden. Von den Schicksalen dieses jungen Königes weiß die Geschichte Nichts; wie seine Geburt ungewiß, so ist sein Leben dunkel. Von seinem Dasein zeugt nur die Rechnung nach den Jahren seines Reiches; selbst seines Todes wird nicht gedacht: wahrscheinlich ist er im Jahre 737 gestorben. Auffallend ist, daß in Urkunden die Jahre nach dem Ableben des Königes Theuderich IV angegeben werden, daß selbst der Fürst Karl die Jahre nach Theuderich's Tode zählte, daß Niemand im Reiche der Franken an dieser Zählung Anstoß genommen zu haben scheint. Nachdem aber Karl das Reich der Franken vier Jahre lang wie im königlichen Namen ohne König verwaltet hatte, überfiel ihn eine Krankheit. Obwohl er erst 50 Jahre alt war, so fühlte er doch die Nähe des Todes. Er hielt daher für nothwendig, das Reich der Franken unter seine Söhne zu theilen, damit nicht Streit, Wirrniß und Krieg entstehen möchte. Er hatte drei Söhne. Die beiden ältesten, Karlmann und Pippin, der Kleine zugenannt, waren ihm von seiner ersten Gemahlin Rothrud, der dritte Grippo, Grifo, etwa 14 Jahre alt, von seiner zweiten Gemahlin Swanahild, einer bayerischen Fürstin, geboren worden. Wie er nun aber die Theilung des Reiches bewirkt haben mag, ist ungewiß. Sein Verfahren ist durch mannichfaltige Leidenschaften entstellt und verschieden überliefert worden. Zuerst soll er das Reich so getheilt haben, daß nur die beiden ersten Söhne dasselbe als Fürsten der Franken verwalten sollten: vor einer Versammlung der vornehmsten Männer des Reiches soll dem ältesten Sohne Karlmann Austrasien mit Schwaben und Thüringen, dem jüngern Pippin Neustrasien und Burgundien zugetheilt worden sein. Von Bayern und Aquitanien ist bei dieser Theilung keine Rede. Später aber, in den letzten Tagen seines Lebens, soll er, von seiner Gemahlin Swanahild gedrängt, die erste Anordnung willkührlich verändert und seinem dritten Sohne Grifo einen Theil des Reiches zugewiesen haben, der von Austrasien, Neustrasien und Burgundien gleichmäßig gebildet werden sollte. Die folgenden

Ereignisse aber machen die zwiefache Anordnung sehr unwahrscheinlich; sie führen vielmehr zu der Vermuthung, daß Karl seinen jüngsten Sohn niemals ausgeschlossen habe, und daß die zwiefache Theilung nur erfunden worden sei um die Heftigkeit, mit welcher die älteren Brüder den jüngsten verfolgt haben, zu rechtfertigen oder zu erklären. Jedes Falls ist gewiß, die Theilung des Reichs oder vielmehr der Verwaltung des Reichs erregte die furchtbarsten Leidenschaften, und Karl schied unmittelbar vor dem Ausbruche dieser Leidenschaften, am 22 October's 741, zu Quiercy an der Oise vom Leben.

Karl's Tod machte einen tiefen Eindruck. Er hatte die Verwaltung des Reiches vor 27 Jahren übernommen und dasselbe gerettet, erweitert und mit bewunderungswürdiger Klugheit und Kraft regiert; da nun Niemand an seine Stelle treten und sein Werk fortsetzen konnte, so sah jeder denkende Mensch neuen Stürmen und neuen Gefahren entgegen. Karl hatte sich selbst und seinem Hause große Freunde gewonnen, aber auch große Feinde erregt; selbst die Geistlichen waren gegen ihn aufgebracht, weil er die Unverletzlichkeit des Kirchengutes nirgends und am Wenigsten in Burgundien geachtet hatte. Glücklicher Weise war der Papst auf seiner Seite, und Bonifacius wich nie von der Bahn ab, die ihm von den Päpsten vorgezeichnet war. Dadurch war das Gleichgewicht erhalten worden. Alle aber, Feinde und Freunde, Geistliche und Weltliche, mußten anerkennen, daß Karl ein großer Held und ein kluger Mann gewesen sei; vielleicht würde er uns auch als ein edeler Mensch erscheinen, wenn nicht die Armuth und die Geistlosigkeit der Schriftsteller unmöglich gemacht hätten, ihn vollkommen zu würdigen. Wir erfahren kaum was er gethan; die Mittel, mit welchen er es gethan hat, sind völlig unbekannt. Er steht einsam in der Geschichte; kein Mann wird neben ihm genannt, weder im Felde noch im Rath; Alles was geschieht ist seine eigene That. Wie er seine Heere gebildet, wie geführt, wie belohnt: Nichts ist angegeben. Es findet sich kein Wort über seine Einkünfte, kein Wort über seine Hofhaltung; selbst die Stadt ist unbekannt, in welcher sich seine

fürstliche Pfalz befunden hat. Eins aber ist gewiß: der Bau, welchen Arnulf von Metz und Pippin von Landen im Geheimen begründet, welchen Pippin von Herstall verdeckt fortgesetzt, welchen Karl selbst öffentlich höher und weiter geführt hatte, war noch weit von seiner Vollendung entfernt. Uebrigens hat Karl, der von seinen Zeitgenossen nur Fürst und Major Domus, auch wohl König genannt worden war, zuerst etwa drei Menschenalter nach seinem Tode den Beinamen der Hammer, Tudites, erhalten, mehr vielleicht um ihn zu höhnen, weil er die Geistlichen gekränkt und die Kirche erschüttert haben sollte, als um ihn wegen seiner Thaten zu feiern. Etwa 300 Jahre nach seinem Tod aber ist er gewöhnlich zu seinem Ruhme Karl der Hammer, Martell, genannt, und der Ursprung dieses Beinamens ist auf die Schlacht bei Poitiers zurück geführt worden, in welcher er sein Schwert auf die Moslemen geschwungen haben sollte, wie der Schmid den Hammer auf den Ambos schwingt.

12.

Karlmann, Pippin und Grifo, Karl Martell's Söhne. Die Geistlichkeit Reichsstand. Bonifacius Erzbischof von Mainz.

Nach Karl's Ableben flüchtete seine Wittwe Swanahild mit ihrem Sohne Grifo in die feste Stadt Laon; ihre Stieftochter Hildetrud, Karlmann's und Pippin's leibliche Schwester, flüchtete nach Bayern zu dem Herzog Odilo, ihrem Verwandten. Diese letzte Flucht beweis't, daß Odilo sich von dem Reiche losgesagt hatte. Dasselbe war geschehen von Hunald, dem Herzog in Aquitanien. Diese beiden Fürsten, Odilo und Hunald, traten unter die Waffen; und Odilo vermählte sich mit Hildetrud, ohne sich um ihre Brüder zu bekümmern. Karlmann und Pippin eilten um einem innern Kriege zuvor zu kommen mit vereinter Macht nach Laon. Die unglückliche Swanahild fiel mit ihrem unmündigen Sohn in die Gewalt der beiden Brüder. Grifo ward

auf ein Schloß an den Ardennen zu fester Haft gebracht; seine Mutter wurde dem Kloster zu Chelles überliefert.

Inzwischen hatten Odilo und Hunald sich mit einander verbündet. Odilo hatte auch die Schwaben aufgereizt und die Sachsen zu gewinnen gesucht. Karlmann und Pippin beschlossen daher, zuvörderst den Herzog Hunald zu unterwerfen, um den Rücken frei zu haben, wenn sie das gesammte Teutschland zu bekämpfen hätten; aber sie hielten auch für nothwendig, noch ein Mal einen Fürsten aus Merwich's Geschlechte mit dem königlichen Namen zu bekleiden. Im J. 742 setzten sie einen Jüngling, Hilderich, auf den Thron und begrüßten ihn als König der Franken; wer aber dieser Hilderich gewesen, ist ebenso unbekannt als der Ort, wo seine Erhebung Statt gefunden hat. Im Namen dieses Königes zogen die beiden Brüder nach Aquitanien, gingen über die Loire und kamen bis Alt-Poitiers. Daselbst schlossen sie einen Vergleich zu einer neuen Theilung des Reiches, jener Anordnung gleich, die Karl Martell zuerst getroffen haben sollte. Von ihren Thaten aber wird Nichts berichtet. Sie gingen zurück ohne Hunald besiegt zu haben, wahrscheinlich durch die Verhältnisse in Teutschland zu dem Rückzuge genöthigt. Karlmann kam auch früh genug über den Rhein um die Vereinigung der Schwaben mit den Bayern zu hintertreiben; kaum aber hatte er gegen den Winter sein Heer entlassen, so fand diese Vereinigung dennoch Statt. Deßwegen eilten die beiden Brüder im Frühlinge des J. 743 von Neuem über den Rhein.

Die Bayern und die Schwaben standen an beiden Ufern des Lech's. Die Franken lagerten sich gegenüber. Nachdem sie die Schwaben zum Rückzuge genöthigt und hierauf eine Furt im Lech entdeckt hatten, griffen sie auch die Bayern an und zwangen sie gleichfalls, die Ufer dieses Flusses zu verlassen. Das bayerische Heer ging bis zum Inn und hinüber. An der rechten Seite desselben stellte es sich von Neuem; die Franken wagten nicht über den Inn zu gehen, weil die Schwaben von den Alpen her ihren Rücken und ihre Seite bedrohten. Zu gleicher Zeit erhielten sie die Nachricht, daß Hunald über die Loire gegangen sei, und daß die Sachsen

gegen den Niederrhein vordrängen. Alle diese Umstände veranlaßten die Franken ihre Unternehmung auf zu geben und sich zunächst gegen die Sachsen zu wenden: sie trieben dieselben aus den fränkischen Ländern zurück. Im Frühlinge des folgenden Jahres führten sie ihre Heere abermals gegen Hunald. Dieser Herzog verzweifelte um so mehr an der Möglichkeit des Widerstandes, da es den Künsten der beiden Brüder gelungen war, in seinem Land Unordnungen zu erregen, an welchen sein Bruder Hatto Theil genommen hatte. Hunald unterwarf sich daher den Franken, erkannte die Hoheit des fränkischen Reichs an, leistete den Eid der Treue, stellte Geissel und versprach zum Dienste der siegreichen Fürsten stets bereit zu sein. In seinem Zorn aber ließ er nach dem Abzuge der Franken seinem Bruder die Augen ausstechen. Diese grausame That lastete fortan so schwer auf seinem Gewissen, daß er nur durch Entsagung der Welt den Frieden mit Gott und mit sich selbst wieder zu gewinnen vermochte. Er übergab das Herzogthum seinen Sohn Waifar, legte das Mönchsgewand in einem Kloster auf der kleinen Insel Rhé an und ergab sich frommen Widmungen.

Während dieser Vorgänge waren die teutschen Völker, Schwaben, Bayern, Sachsen, von Neuem in Bewegung gekommen. Karlmann und Pippin eilten über den Rhein; und noch in demselben Jahre begann der Krieg durch Karlmann mit den Sachsen, durch Pippin mit den Schwaben. Die Sachsen wurden weit in ihr Land hinein verfolgt; Viele wurden zur Taufe gezwungen; im Ganzen jedoch blieben die Verhältnisse wie sie gewesen, und zu einem Frieden kam es nicht. Der Herzog der Schwaben Teobald hingegen leistete einen tapfern Widerstand und zog sich, als er keine Hülfe von Odilo bekam, in geschlossener Haltung abermals in die Alpen. In dieser Stellung trat er mit Pippin in Unterhandlung, erhielt von demselben das Herzogthum Allemannien zu Lehen und verstand sich zur Heerfolge.

Im Frühlinge des J. 746 wechselten die beiden Brüder, um eine arge Treulosigkeit sicher durch zu führen und zu beschönigen, die Bühne ihrer Unternehmungen. Pippin zog nach Aquitanien, Karlmann erschien in Schwaben um nun auch

den Herzog Odilo in Bayern zur Unterwerfung zu bringen. Er verlangte von dem Herzoge Teobald die Heerfolge. Teobald stellte sich mit seinen Kriegern zu Cannstadt zum Heere der Franken. In diesem gemeinschaftlichen Lager aber überfiel Karlmann die Allemannen und entwaffnete sie ohne Widerstand. Der Herzog Teobald und die übrigen Fürsten des Volkes wurden, weil sie früher mit Odilo vereinigt wider „die unbesiegten Fürsten Karl und Pippin" gestritten hätten, ergriffen und als Gefangene hinweg geführt. Karlmann hatte ja Nichts versprochen und behauptete durch Pippin's Vertrag mit Teobald nicht gebunden zu sein. Das Schicksal Teobald's und der Genossen seines Unglücks ist unbekannt; Schwaben aber hörte auf, ein eigenes Herzogthum zu sein und wurde fortan von einzelnen Grafen verwaltet. Odilo, der Herzog der Bayern, behielt noch seine Unabhängigkeit.

Auch bei diesen Vorgängen seit Karl Martell's Tode wird der Thüringer nicht gedacht. Dieses Volk wurde durch Bonifacius zum Glücke der beiden fürstlichen Brüder dadurch in Ruhe gehalten, daß er mit altem Eifer und in alter Weise zu handeln und zu wirken fortfuhr. Der neue Papst Zacharias förderte ihn wie seine Vorgänger und gab allen seinen Einrichtungen die apostolische Bestätigung; Karlmann und Pippin aber gewährten dem Erzbischofe jeglichen Schutz. Bonifacius errichtete mehrere neue Bischofssitze und ernannte zu jedem einen vertraueten und bewährten Mann. Zwei von diesen Bisthümern, Würzburg und Eichstädt, haben sich erhalten bis diesen Tag; zwei andere, Buraburg und Erfurt, sind früh wieder zu Grunde gegangen. Zugleich legte Bonifacius überall Kirchen und Klöster an. Unter diesen Klöstern ist Fulda in der Folge der Zeit eine Pflanzschule frommer Arbeiter und wissenschaftlicher Männer geworden, die mit Nachdruck und Segen weithin gewirkt haben. Aber Bonifacius hat auch die Gunst der beiden fränkischen Fürsten benutzt um den Geistlichen eine neue gesellschaftliche Stellung von der höchsten Wichtigkeit zu verschaffen: die römisch-katholische Geistlichkeit wurde Reichsstand.

Im J. 741 kam Bonifacius mit Karlmann überein, daß in dem Theile des Reiches, den dieser Fürst verwaltete, zur

Verbesserung des Religions- und Kirchenwesens eine öffentliche Synode gehalten werden sollte. Bonifacius schrieb an den Papst: „Seit 80 Jahren ist keine Synode gewesen; gierige Laien und ausschweifende Priester haben sich der bischöflichen Sitze bemächtigt; andere Geistliche sind Jäger und Trunkenbolde; dem Uebel ist nur ab zu helfen durch öffentliche Synoden; wenn aber Etwas Gutes erreicht werden soll, so muß ich die Vollmacht haben als päpstlicher Abgeordneter zu handeln und zu entscheiden: denn Verschiedenheit der Meinungen kann nur schaden.“ Der Papst ertheilte die Vollmacht. Die Synode wurde von Karlmann auf den 21 April 742 berufen, und zu diesem ersten teutschen Concilium erschienen alle neuen Bischöfe, die von Bonifacius eingesetzt waren, und auch einige ältere wie die Bischöfe von Strasburg und von Cöln. Die versammelten Väter erkannten Bonifacius als ihren Erzbischof an und faßten eine Reihe von Beschlüssen um falsche Priester, nämlich solche Priester, welche den Papst nicht als das Oberhaupt der einigen katholischen Kirche anerkennen wollten, zu entfernen und alle Geistlichen zu einem geordneten und gesitteten Leben zurück zu führen; aber es ward auch festgesetzt, daß die Grafen, Vertheidiger der Kirchen, den Bischöfen behülflich sein sollten zur Ausrottung alles heidnischen Wesens, und daß jedes Jahr, wie die Beamten und Vassallen des Reiches sich versammelten, so eine Kirchenversammlung in Gegenwart des Fürsten Statt haben sollte. Diese Beschlüsse wurden von dem Fürsten Karlmann und von einer Versammlung der Vassallen des Reichs angenommen und hierauf als Gesetze bekannt gemacht. Im J. 743 ward eine zweite Synode am ersten März im eigentlichen Austrasien zu Liptine in der Nähe von Cambrai gehalten; und auch die austrasischen Bischöfe nahmen die Ordnung an, die schon in Teutschland zu Stande gebracht war. Unter den Beschlüssen dieser Versammlung, die gleichfalls als Gesetze bekannt wurden, war folgender von großer Wichtigkeit: „Wenn in Zeiten eines Krieges ein Theil des Kirchengutes zur Abfindung getreuer Krieger verwendet werden müßte, so soll dieses nur bittweise, nur auf Schätzung und nur unter der Bedingung geschehen,

daß ein jährlicher Zins von dem Gut an die Kirche oder an das Kloster, zu welchem dasselbe gehört, entrichtet werde. Nach dem Tode Desjenigen, dem ein solches Gut verliehen ist, soll die Kirche wieder mit demselben beliehen werden." Also war die Unveräußerlichkeit des Kirchengutes anerkannt, und die Kirche hatte eine breite irdische Grundlage gewonnen, von welcher aus sie im Fortgange der Zeit stark auf die Verhältnisse des Lebens ein zu wirken vermocht hat. Und von dieser Zeit an wurden fortwährend Synoden gehalten; sie fielen immer zusammen mit der Frühlingsversammlung der weltlichen Vasallen; und nicht blos kirchliche, sondern auch weltliche Dinge wurden verhandelt. Auf einer dritten Synode im J. 744 wurden schon rein weltliche Gesetze, über Freigelassene als Zeugen, über Personen, die zum Gerichte gehören, über falsches Geld, über die Bestrafung der Straßenräuber, zur Verhandlung gebracht und angenommen. Also darf wohl gesagt werden, die Geistlichkeit und zwar die römisch-katholische Geistlichkeit war Reichsstand geworden, und fortan durfte nur als Gesetz bekannt gemacht werden, was von den Geistlichen und von den weltlichen Vasallen beschlossen worden war.

Karlmann und Pippin erkannten vollkommen die großen Dienste, die Bonifacius ihnen geleistet hatte. Daher war ihr Wunsch diesen Mann würdig zu belohnen. Nun trug sich zu, daß Bonifacius auf einer Synode im J. 745 seine Stimme stark und gewaltig gegen den Bischof Gewelieb von Mainz erhob und ihn als einen unwürdigen Priester anklagte, der von seinem heiligen Amt entfernt werden müßte, weil sein Leben ungeistlich und unrein, und seine Hände mit Blut befleckt seien. Gewelieb wurde seiner geistlichen Würde entsetzt. Hierauf beschlossen Karlmann und Pippin in Mainz einen erzbischöflichen Stuhl auf zu stellen und diesen Stuhl ihrem Freunde Bonifacius an zu weisen. Der Papst Zacharias billigte die Anordnung der Fürsten und bestätigte den alten Erzbischof auf seinem neuen Sitz. Also wurde Mainz das erste teutsche Erzbisthum; alle Kirchen im eigentlichen Teutschland wurden demselben untergeben und eben dadurch von Neuem an den römischen Stuhl geknüpft.

13.

Karlmann Mönch. Pippin König der Franken.

Sechs Jahre nach dem Tode seines Vaters, 747, verließ Karlmann freiwillig die Herrschaft um in einem Kloster für das Heil seiner Seele zu leben. Er begab sich in großer Begleitung nach Rom, legte auf den Schwellen der Kirche des heiligen Petrus kostbare Geschenke nieder, empfing vom Papste Zacharias den apostolischen Segen und die Weihe. Hierauf bauete er ein Kloster auf dem Berge Soracte, verließ aber wegen Rom's Nähe und häufiger Störungen bald diesen Berg und begab sich unter einem fremden Namen in das große Benedictiner Kloster auf Monte Cassino. Die Verworrenheit des Lebens dieser Zeit wiederholte sich in der Brust einzelner Menschen. Mehrere Fürsten flüchteten sich aus den Wogen der Welt zu dem ruhigen Fels des Glaubens und der Andacht, den sie in den Mauern eines Klosters zu finden hofften. Karlmann hatte vor einem Jahr einen argen Gräuel gegen den Herzog Teobald und die Schwaben begangen; seitdem hatten Scham und Reue schwer in seiner Brust gelegen. In seiner Angst mag ihm auch das Schicksal furchtbar entgegen getreten sein, das er und Pippin über ihren Bruder Grifo und dessen Mutter gebracht hatten; selbst das Unglück des Hauses der Merowinger, das sich seinem Untergange nahte, mag ihn erschreckt und gequält haben.

In welcher Weise der Fürst Karlmann seine Entsagung bewirkt hat, ist ungewiß. Er übergab, heißt es, seinem Bruder Pippin alle Gewalt, weder an die Gegenwart denkend noch an die Zukunft. Zwei Vorgänge machen die Wahrheit dieser Nachricht zweifelhaft; zuerst: Karlmann übergab seinem Bruder auch seinen Sohn Drogo; zweitens: in dem J. 747 unternahm Pippin keinen Feldzug um seinem Bruder zur würdigen Ausführung seines großen Entschlusses behülflich zu sein. Nun aber hat Karlmann seinen eigenen Sohn doch gewiß seinem Bruder nicht zur willkührlichen Verfügung gestellt, sondern er hat für die Zukunft des Unmündigen durch einen Vertrag mit Pippin gesorgt, und bei den Verhandlungen hat er wohl auch seiner übrigen Kinder gedacht. Selbst Grifo kann nicht von ihm vergessen worden sein;

je aufrichtiger seine Gottergebenheit gewesen ist, desto zuverlässiger hat er gestrebt das Unglück wieder gut zu machen, das er und Pippin über diesen jungen Fürsten gebracht hatten. Jegliche Heerfahrt aber ward ohne Zweifel von Pippin unterlassen, weil er die Franken in Austrasien wie in Neustrien für die Abfindung gewinnen mußte, die zwischen ihm und Karlmann verabredet war. Daher ist wahrscheinlich, daß Karlmann mit seinem Bruder unter Zustimmung der Franken ein Abkommen getroffen habe, nach welchem Drogo und Grifo die Länder verwalten sollten, die ihm vertragsmäßig zur Verwaltung zugestanden waren. Für dieses Abkommen fehlt es auch nicht an einzelnen Beweisen, und die Ereignisse zeugen für dasselbe.

Ein Geistlicher bat einen Abt Andhun, ihn zu benachrichtigen, ob der Bischof Bonifacius sich zu der Synode des Fürsten der Westfranken Pippin, oder zu der Synode von Karlmann's Sohn Drogo begeben werde. Eine Trennung zwischen Ostfranken und Westfranken muß also im Werke gewesen sein, und Karlmann hat seinem Bruder nicht das ganze Reich übertragen, sondern seinem Sohn Ostfranken ganz oder zum Theile zu erhalten gestrebt. Ferner wurde Karlmann sechs Jahre nach seiner Entfernung mit Aufträgen seines Abtes in das Reich der Franken gesendet, und sogleich ließ Pippin dem Sohne desselben das Haar abscheren um ihn dem geistlichen Stande zu übergeben. Ueberdieß ist noch ein Schreiben des Erzbischofes Bonifacius an Grifo vorhanden, das folgende Worte enthält: „Ich beschwöre Dich bei dem allmächtigen Gott, daß Du, wenn Gott Dir die Macht gegeben haben wird, die Diener Gottes, die Priester und Presbyter, die in Thüringen sind, zu unterstützen strebest, daß Du die Mönche und die Mägde Christi gegen der Heiden Bosheit vertheidigest, daß Du das christliche Volk schützest, damit es nicht vor den Heiden zu Grunde gehe. Uebrigens gedenke ich Deiner vor Gott, wie mir Dein Vater und Deine Mutter empfohlen haben." Bonifacius erwartete also, daß Grifo als Fürst gebieten und im Besondern Thüringen unter seiner Verwaltung haben würde. In der That wurde Grifo seiner Haft entlassen und erschien

im folgenden Jahre mit fürstlichem Glanze, von einer großen Zahl edeler Jünglinge begleitet, unter den teutschen Völkern diesseits des Rhein's. Endlich veranlaßte Karlmann von seinem Kloster aus den Papst Zacharias an einem Frieden zwischen Pippin und Grifo zu arbeiten; und der Papst versuchte eine Vermittelung, wie zwischen gleichstehenden Fürsten.

Grifo hatte unter den teutschen Völkern überall freudige Anhänglichkeit gefunden wie ein rechtmäßiger Fürst. Pippin aber versammelte im J. 748 einen Reichstag zu Duren, zu welchem die Geistlichen nicht minder berufen waren als die weltlichen Beamten und Vassallen. Die Verhandlungen sind unbekannt; aber Pippin brachte die Versammlung zu dem Beschluß einer Heerfahrt gegen den Fürsten Grifo. Die weitern Vorgänge sind auch nicht zu verstehen. Die Sachsen sollen von Grifo, Friesen und Slaven von Pippin gewonnen worden sein. Gewiß scheint nur, daß Grifo sich in Thüringen befunden, und daß Pippin seine Fahrt nach Thüringen gerichtet habe. Grifo wich aus vor Pippin und begab sich nach Sachsen. Pippin durchzog Thüringen, umging östlich den Harz und gelangte auf diese Weise mitten in Sachsen hinein. Grifo stand mit seinem Geleit und einem sächsischen Heer an der Oker, Pippin lagerte sich ihm gegenüber; zu einer Schlacht jedoch kam es nicht. Denn Grifo verließ mit seinen Getreuen Sachsen und führte dieselben durch den Harz und durch Thüringen nach Bayern. Im bayerischen Nordgau stieß Schwidger, ein mächtiger Herr, zu ihm und begleitete ihn nach Regensburg. Hier ward er mit Freudigkeit empfangen. Denn der Herzog Odilo war gestorben, und das Herzogthum war auf seinen Sohn Tassilo übergegangen, welchen seine Gemahlin Hildetrud, Karlmann's und Pippin's Schwester, vor etwa sechs Jahren geboren hatte, und Hildetrud war in großer Besorgniß vor Pippin's Herrschaft und Anmaßung. Grifo sollte seine und ihres Sohnes Sache vertheidigen gegen ihren Bruder. Auf die Nachricht von diesem Vorgange kam auch Schwaben in Bewegung. Lanfrid, der Sohn des letzten Herzoges, versammelte getreue Männer um Theil zu nehmen an dem Kampfe der Bayern gegen den Verfolger seines Hauses.

Nach Grifo's Abzuge hatte Pippin freiwillig oder gezwungen Sachsen verlassen und war zum Rhein zurück gekehrt. Im Frühlinge des folgenden Jahres, 749, zog er mit Heeres Macht wider die Bayern und seinen Bruder. Die Bayern gingen zurück und brachten was sie Theueres hatten über den Inn. Pippin erschien am linken Ufer des Flusses und traf Anstalten eine Brücke zu schlagen. Aber er mochte den fernen Kampf fürchten, und den Bayern blieb im Fall einer Niederlage keine andere Aussicht als die Flucht zu den Avaren. Also verstanden sie sich zur Anerkennung der Hoheit des fränkischen Reichs und der Gewalt des Fürsten Pippin; sie behielten aber ihren angestammten Fürsten, und der junge Tassilo, der Agilolfinger, Pippin's Neffe, ward als Herzog der Bayern, unter einer vormundschaftlichen Regierung anerkannt. Grifo erhielt zur Abfindung zwölf Grafschaften in Gallien; seine Leute wurden mit Lehengütern befriedigt. Von Lanfrid aber, so wie von dem ganzen Fürstenstamme der Allemannen schweigt jetzt und fortan die Geschichte.

So stand nun Pippin siegreich und gewaltig da, und alle Länder, die jemals zum Reiche der Franken gehört hatten, erkannten die Hoheit seines Namens. In diesem Glanze kam es ihm geziemend vor, das Werk seiner Väter zu vollenden. Der alte Stamm der Merowinger war ohne Gestalt und Schöne; Pippin besaß die ganze Macht, die im Reichthum, in Thaten und in dem Gedächtnisse ruhmvoller Vorfahren liegt. Nur der königliche Name ging ihm ab, und dieser Name war, selbst von der Macht getrennt, nicht ohne große Bedeutung; in demselben lag jene geheimnißvolle Kraft, welche die spätern Menschengeschlechter mit den frühern in Verbindung erhielt, und ihnen nicht verstattete, das Neue von dem Alten los zu reissen. Pippin von Herstall und Karl Martell waren auf der Höhe ihrer Macht gezwungen gewesen, die Gewalt an zu erkennen, welche die Geschichte in den Namen König aus Merwich's Stamme gelegt hatte, und Karlmann und Pippin selbst hatten derselben gehuldigt, als sie Hilderich III auf den Thron setzten. Sie alle, Vater, Sohn und Enkel, hatten gewiß keine Achtung für die merowingischen Fürsten gehegt; aber sie hatten zugestanden, daß

ihr Kranz keine Krone und ihr Sitz kein Thron war. Sie hatten mit dem königlichen Namen allerlei Versuche gemacht; sie hatten Könige auf den Thron gesetzt und Könige vom Thron herab gestoßen, den Thron leer gelassen und ihre eigene Gewalt eine königliche Herrschaft genannt: aber sie waren keine Könige geworden, sondern immer Diener geblieben. Auf der Leiter der That und des Ruhmes hatten sie die höchste Stufe erreicht; und auch auf dieser Stufe sahen sie sich noch durch eine unendliche Kluft von dem Recht auf den königlichen Namen getrennt. Den Grund dieses Rechtes der Merowinger kannte Niemand; auf der Entstehung des fränkischen Volks und auf dem Ursprunge des königlichen Hauses lag ein Dunkel, das undurchdringlich war. Wie den Franken das Recht zustand, ihren König zu wählen, so lag ihnen auch die Verpflichtung ob, ihre Wahl auf das Haus der Merowinger zu beschränken.

Indem aber Pippin den Wunsch hegte, über jene Kluft zwischen That und Recht hinweg zu kommen, ward er auch von der Kirche gedrängt sich auf den Thron zu setzen, und die Kirche hatte ein größeres Interesse ihn zum Königthum erhoben zu sehen als er selbst. Pippin war im kräftigsten Alter, seine Söhne waren Kinder; vom Hause der Merowinger hatte er den letzten Sproß selbst als König eingesetzt. Auch fand sich im Reiche der Franken kein Mensch mehr, der sich ihm, kein Haus, das sich seinem Hause gleich zu setzen vermocht hätte. Wenn daher der letzte Merowinger vom Leben geschieden wäre, so würden die Franken ohne Zweifel ihn selbst oder seine Söhne zum Thron erhoben haben. Diese Hoffnung durfte er mit Zuversicht hegen; deßwegen hatte er nicht zu eilen. Anders die Kirche. Wäre das Haus der Merowinger ausgestorben, und die Franken hätten ein neues Haus, das Haus Pippin's, zur königlichen Würde erhoben, so hätte die Kirche Nichts gewonnen: sie hätte vielleicht Manches verloren, weil das neue Geschlecht kräftiger geherrscht haben würde. Die Kirche aber befand sich in so ungewissen Verhältnissen, daß sie eine neue und bessere Stellung zu dem Reiche der Franken zu gewinnen suchen mußte.

Für den päpstlichen Stuhl war die Gefahr vor den Langobarden fortwährend größer geworden. In dieser Gefahr bedurfte derselbe einer größern Zuversicht; er bedurfte eines starken Schutzes, der ihm in Tagen der Noth unter allen Umständen und bei allem Wechsel der Personen und der Verhältnisse gewiß blieb. Diese Gewißheit aber konnte er nur erlangen, wenn er nicht bloß wie bisher die Fürsten der Franken einzeln gewann, sondern wenn dem königlichen Haus im Reiche der Franken seine Erhaltung zur eigenen Erhaltung nothwendig ward. Aber auch die Kirche im Reiche der Franken stand sehr unsicher. Zwar war die Einheit der Kirche entschieden, der Papst ward als Oberhaupt anerkannt, die Geistlichkeit war zur Reichsstandschaft gelangt und hatte dadurch einen großen Einfluß auch auf rein weltliche Dinge gewonnen. Alles dieses aber war erst im Ablauf eines Menschenalters erreicht, und nur dadurch möglich geworden, daß Pippin von Herstall, Karl Martell und die Söhne dieses Fürsten die Geistlichkeit begünstigt hatten um sich selbst zu halten und zu heben. Das ganze Gebäude konnte noch leicht wieder zusammen geworfen werden; ein anderer Fürst mochte der Geistlichkeit entreissen, was jene Fürsten ihr zugestanden hatten; und wenn beim Aussterben des merowingischen Hauses das neue Haus, das später das Karolingische genannt worden ist, lediglich durch die Vassallen des Reiches ohne besondere Einwirkung der Kirche zur königlichen Würde gelangte, so blieb diese Ungewißheit vielleicht für immer, gewiß für lange Zeit. Ward aber das neue Geschlecht, ehe der letzte Merowinger vom Leben geschieden war, durch die Kirche zu der königlichen Würde gebracht, übernahm die Kirche jene Kluft zwischen der That und dem Recht aus zu füllen oder zu überdecken, und durch ihren Ausspruch die Verantwortlichkeit für Hilderich's Sturz und Pippin's Erhebung auf sich zu nehmen, wurden endlich auch die Franken für die Entscheidung der Kirche gewonnen: so hatte der päpstliche Stuhl, es hatte die Kirche im Reiche der Franken die höchste denkbare Sicherheit. Das Reich selbst war ihre Gewähr; der König mußte der Beschützer der Kirche sein, weil er ihr den Thron verdankte; die könig-

liche Würde, bisher aus rein weltlichen Verhältnissen hervor gegangen, bekam eine priesterliche Grundlage; sie erschien als durch die Kirche von Gott ertheilt.

Aber der Gang der großen Angelegenheit ist absichtlich in Dunkelheit gehüllt. Alle Verhandlungen zwischen Pippin und dem Papste, Pippin und Bonifacius, Pippin und den weltlichen Vassallen, Bonifacius und den Geistlichen sind unbekannt. Die Verfasser der Jahrbücher haben nur folgende einfache Erzählung. Der Fürst Pippin schickte mit Beirath und Zustimmung eines Reichstags eine Gesandtschaft nach Rom an den Papst Zacharias. An der Spitze derselben stand Burchard, Bischof von Würzburg, des Bonifacius vertraueter Schüler und Freund, und neben ihm Fulrad, Priester und Capellan, ein Mann derselben Schule, desselben Geistes. Die Gesandten legten dem Papste die Frage vor: ob die königliche Macht und der königliche Name getrennt sein dürften, oder ob nicht Derjenige, der das Reich verwalte und die königliche Macht ausübe, auch den königlichen Namen führen müsse? Der Papst antwortete: die königliche Macht und der königliche Name dürften nicht getrennt sein; wer das Reich verwalte, der müsse auch den königlichen Namen erhalten. Mit dieser Entscheidung begaben sich die Gesandten zu dem Fürsten der Franken zurück. Pippin berief die Geistlichkeit, die Beamten und Vassallen des Reiches zu einem öffentlichen Tag. Inzwischen erhielt der Erzbischof Bonifacius von dem Papste den Auftrag, den Fürsten Pippin als König der Franken zu weihen und zu salben. Auf dem Reichstage wurde Pippin zum Könige der Franken erklärt; Bonifacius ertheilte ihm die Salbung, alle anwesenden Bischöfe die Weihung. Hierauf ward er nach der Weise der Väter auf einem Schild empor gehoben und freudig begrüßt. Hilderich III aber wurde seines königlichen Haarschmuckes beraubt und in einem Kloster zu St. Omer den Augen der Welt entzogen. Solches geschah im Frühlinge des Jahres 752 zu Soissons, an demselben Ort, an welchem Chlodwig vor 266 Jahren das Reich der Franken gegründet hatte.

Gedruckt bei F. G. Schreiber.